Gs
2019
-9-

Das

malerische und romantische

DEUTSCHLAND.

In zehn Sektionen.

I.
Die sächsische Schweiz
von A. Tromlitz.

II.
Schwaben
von Gustav Schwab.

III.
Franken
von G. v. Heeringen.

IV.
Thüringen
von Ludwig Bechstein.

V.
Der Harz
von W. Blumenhagen.

VI.
Das Riesengebirge
von Carl Herlossohn.

VII.
Steiermark u. Tyrol
von Nic. Lenau und J. G. Seidl.

VIII.
Die Donau
von Eduard Duller.

IX.
Der Rhein
von Carl Simrock.

X.
Die Ost- u. Nordsee
von Mohnike und Starkloff.

9.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.



Gez. v. C. Frommel. Frommel & Winkles sculpt.

DOM ZU MAINZ

durch Kunst-Verlag

Das

malerische und romantische

Rheinland.

Von

Karl Simrock.

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte romantische Land

Wieland.

Mit 60 Stahlstichen.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.

Das

malerische und romantische

Rheinland.

Von

Karl Simrock.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte romantische Land

Wieland.

Mit 60 Stahlstichen.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.

[1838-40]

Einleitung.

Wie einst das politische Deutschland in zehn Kreise, so hat man nun das malerische und romantische in eben so viel Sectionen getheilt. Von allen Theilungen, welche Deutschland erlitten hat, lasse ich mir diese am liebsten gefallen, weil sie für mich den wesentlichen Vorzug vor den frühern hat, dass ich bei ihr nicht todtgetheilt worden bin, wie bei jenen, die mich weder mit einem Herzogthum, noch mit einem Kreise bedacht hatten. Bei dieser neuen Theilung bin ich aber keineswegs zu kurz gekommen: der grösste und edelste deutsche Strom ist mir anheimgefallen und an seinen Ufern Länder, die einst als die köstlichsten Edelsteine in der deutschen Kaiserkrone glänzten und noch jetzt der Stolz, das Entzücken Europa's sind.

Ich muss mächtige Freunde bei dem Leipziger Congress gehabt haben, dass man mir, dem Geringsten unter allen Theilnehmern, wenn ich überhaupt ein Recht hatte, mitzutheilen, gerade das allerkostbarste Stück des weiland heiligen römischen Reichs auf den Teller gelegt hat. Denn jetzt, wo die Verträge abgeschlossen und verbürgt sind, und der Handel nicht mehr zurückgehen kann, jetzt darf ich es wohl sagen, dass sich die Uebrigen fast nur in die Schalen getheilt und mir den schmackhaften Kern allein überlassen haben.

Hatten sie wohl bedacht, dass das deutsche Reich ursprünglich auf die fränkischen Länder gegründet war, die zu beiden Seiten des Rheines liegen, dass ihr Besitz den nächsten Anspruch auf die Kaiserkrone gab? Aus dem Frankenreich, das sich am Rheine gebildet hatte, war ja Deutschland erst als ein einiges Ganzes hervorgegangen. Auch späterhin, als es schon sächsische und schwäbische Kaiser geben konnte, blieb doch der Vorzug der rheinfränkischen Länder ungeschmälert, denn erstlich ward der deutsche König durch die Wahl seinem Rechte nach ein Franke,

das heisst ein Rheinländer, und dann musste die Wahl selbst sowohl als die Krönung in den bevorzugten rheinischen Ländern, in Frankfurt und Achen, geschehen, wenn sie gültig sein sollte.

Das sind freilich jetzt veraltete Dinge; auch will ich unter dem Vorgeben, dass die deutschen Kaiserstädte in meine Section fallen. nicht etwa eine papierene Krone in Anspruch nehmen. Nicht für mich, für das Rheinland behaupte ich einen Vorzug und diesen verdient es durch Eigenschaften, die nicht in Gefahr sind, zu veralten. Natur und Geschichte haben es durch Gaben ausgezeichnet, die der Himmel selbst nicht zurücknehmen kann. Das schönste deutsche Land ist zugleich das reichste an historischen und mythischen Erinnerungen. In beiden Beziehungen ist hier Deutschlands klassischer Boden. Einst besass ihn ein Volk des klassischen Alterthums, dessen Denkmale noch täglich aus seinem Schooss hervorgewühlt werden. Seitdem hat er durch das ganze Mittelalter den vornehmsten Schauplatz der deutschen Geschichte hergegeben, alle Schicksale unseres Volks sind auf ihm entschieden worden, die edelsten Blüthen deutscher Cultur hat Er hervorgetrieben. Und wäre seine Vergangenheit nicht so reich und gross, könnten wir Alles auslöschen, was auf den Blättern der Geschichte von den Rheinlanden geschrieben steht, so würde die Gegenwart den rheinischen Boden von Neuem zum klassischen stempeln. Seine Naturschönheiten allein sichern ihm diesen Ehrentitel, noch mehr die üppige Cultur, die den Reiz jener erhöht, dann seine vielen blühenden Städte, die mit allen Schätzen der Kunst und des Gewerbfleisses prangen, am meisten aber seine biedern, wahrhaft gebildeten, noch nicht durch die überall einreissende Ueberfeinerung um Kopf und Herz betrogenen Bewohner.

Deutschland, dem die Donau nur in ihren Anfängen gehört, hat einen zweiten Strom wie der Rhein nicht aufzuweisen. Wir gehen weiter und sagen, Europa, das heisst hier die Welt, besitze seines Gleichen nicht. Man hat Deutschland das Herz Europa's genannt; weil aber das Herz der Sitz der Leidenschaften ist, so wollten Einige dem immer heftig aufgeregten Frankreich die Ehre vindiciren, für das Herz Europa's zu gelten. Gesteht man Deutschland und Frankreich gleiche Ansprüche darauf zu, so muss das im Herzen beider gelegene Rheinland den Sieg über beide davontragen. Entscheidet man sich für das tiefer fühlende

Deutschland, so lehrt die richtige Ansicht von dessen natürlichen Grenzen, dass der Rhein mitten durch das Herz dieses Weltherzens fliesst. Die Welt ist zwar rund, mithin ihre Mitte, wie ihr Ende überall; aber als eine Wohnstätte der Völker hat die Erde ihre Mitte da, wo sich die mächtigsten und gebildetsten Nationen begegnen. Und auch dies entscheidet für den Rhein, denn an seine Ufer, die England alljährlich mit zahllosen Abgesandten überschwemmt, grenzen ausser Frankreich die wichtigsten deutschen Staaten, Oesterreich, Preussen, Baiern und Würtemberg, anderer zweiten und dritten Ranges nicht zu gedenken; die Schweiz und Holland liegen in seinen Quellen und Mündungen und Belgien wird durch eine Eisenbahn mit ihm in Verbindung gesetzt. Durch diese und ähnliche grossartige Unternehmungen, die theils schon im Bau begriffen, theils beschlossen und genehmigt sind, wohin auch der Donau-Main-Canal gehört, wird das Rheinthal immer mehr das werden, was es jetzt schon ist, die Hauptstrasse der gebildeten Welt, der Markt und Sammelplatz aller Nationen, der grosse Corso für die Faschingsfreuden der schönen Jahreszeit, zu welchen einzuladen sich dieses irdische Paradies mit immer neuen Reizen schmückt. Nirgend ist der Völkerverkehr lebendiger, die stündlich abgehenden Schnellposten mit ihren Beiwagen, die goldglänzenden Dampfschiffe, vor deren umgeschwungenen Rädern der Strom nicht zur Ruhe kommt, die geräumigen, mit der verschwenderischen Pracht der Palläste eingerichteten Gasthöfe wissen die Menge der Reisenden nicht fortzuschaffen, die Zahl der Fremden nicht unterzubringen. Man ist nicht mehr in Deutschland, man fühlt sich in der grossen Welt. Für die Bedürfnisse der Reisenden, für alle erdenklichen Bequemlichkeiten wird mit einem Raffinement gesorgt, das man ohne Lächeln nicht wahrnehmen kann. Reisebücher, Karten, Panoramen, malerische und plastische Darstellungen einzelner Gegenden wie grösserer Strecken, Sagensammlungen in Versen und Prosa, und tausend andere Reisebehelfe sind in allen Kunst- und Buchläden in solcher Fülle zu Kauf, dass zwischen Mainz und Köln kaum ein Haus, kaum ein Baum gefunden wird, der nicht schon eine Feder oder einen Grabstichel in Bewegung gesetzt hätte. Diese Gegend ist so vielfältig beschrieben, abgebildet und dargestellt, dass man zuletzt das Postgeld schonen

und sie mit gleichem Genuss in seinen vier Wänden bereisen kann. Auf eine solche malerische Reise im Zimmer ist es auch hier wieder abgesehen.

Den Namen Rhein (*hrên, Rhenus*) führte der Strom schon, ehe deutsche Völker seine Ufer in Besitz nahmen. Es hat so wenig gelingen wollen, ihn aus dem gleichlautenden deutschen Worte (rein), als aus einem griechischen, welches fliessen bedeutet, abzuleiten. Mag aber sein Name in seiner ältesten Form keltisch sein, der Strom selbst ist seit fast zwei Jahrtausenden deutsch wie seine Anwohner, die mit den Kelten selbst auch jenes keltische *hrên* verdrängten und durch eine ähnlich klingende appellative Flussbenennung ersetzten. Uns hiess also der Rhein der Fluss überhaupt, gleichsam der Fluss aller Flüsse. Und von jeher war dieser Name ein süsser Klang in einem deutschen Ohre. Wie oft und gern flochten die Minnesinger ihr sehnsüchtiges *alumbe den rîn* ihren schönsten Liedern ein, zuweilen ohne weitern Grund, nur des lieben Namens willen. Heute noch, wenn es in unserm Nationalgesang, in dem Rheinweinliede des trefflichen Claudius an die Stelle kommt, wo es heisst: Am Rhein, am Rhein! wie stimmen alle Kehlen vollkräftig mit ein, wie klingen alle Römergläser an, wie schüttelt der Deutsche dem Deutschen die Hand, wie fühlen sich alle Theilnehmer des Festes, so zufällig sie zusammengekommen seien, in dem Gedanken an den geliebtesten unserer Ströme befreundet und verbrüdert! Was ist es, das diese magische Wirkung auf die Gemüther übt? Ist es der Duft der Rebenblüthe, der sich im Becher verjüngt; oder der edle Geist des Weins, der von dem Zauberwort erlöst in uns überströmt? Oder weht uns der frische Hauch des Rheinthals an, die gesunde Alpenluft, die der Strom von den Gletschern seiner Heimat bei sich führt? Ist es der königliche, tiefgehende Fluss selbst, der seine klaren, grünen Wogen mit deutscher Ruhe von der Schweiz bis Holland wälzt? sind es seine gepriesenen, viel besungenen Ufer, das jährliche Ziel einer neuen Völkerwanderung? sind es die sanftgeschwungenen Rebenhügel, denen der geistreichste Most entströmt, oder die starren Felsen, von denen Schlösser und Burgen als Zeugen einer grossen Vergangenheit niederblicken? Ist es der kräftige Genius des Mittelalters, an den jene Ruinen mahnen, oder der Geist der neuern Zeit,

der nirgend vernehmlicher als am Rheine zu uns spricht? Sind es die geschichtlichen Erinnerungen, oder die alten vertrauten Sagen? Ist es die schöne Gegenwart, oder die lachende Zukunft, was uns vor die Seele tritt, wenn der Name Rhein uns ergreift? Dies Alles erschöpft den Zauber des Wortes nicht, und wenn sich noch tausend andere Vorstellungen unbewusst mit jenen verbänden, so würde doch die Magie des Namens unenträthselt bleiben. Wer sich aber auf die Anatomie der Gefühle verstände, wer seine leisesten Empfindungen zergliedern könnte, der würde vermuthlich finden, dass in dem Namen des Rheins etwas Heiliges, etwas Heimatliches liegt, das seine Wirkung nicht verfehlt, obgleich wir sie uns nicht zu erklären wissen.

Ja der Rhein ist uns ein heiliger Strom und seine Ufer sind die wahre Heimat der Deutschen, der ehrwürdige Heerd aller deutschen Cultur. Was dem Indier der Ganges, das ist dem Deutschen der Rhein. Religion, Recht, Kunst und Sitte haben sich von ihm aus über die Gauen unseres Vaterlandes verbreitet. Dies allein gibt uns einiges Licht über die geheimnissvolle Wirkung seines Namens.

Wir behaupten nicht gerade, dass die Deutschen dem Rhein jemals göttliche Ehre erwiesen hätten. Dass aber die alten Franken und Alamannen, die um den Rhein wohnten, Flüsse und Quellen verehrten, ist bekannt. „Das Volk betete", sagt Grimm, „am Ufer des Flusses, am Rand der Quelle, zündete Lichter an, stellte Opfergaben hin." Obgleich es kein ausdrückliches Zeugniss meldet, so ist es doch glaublich, dass diese Verehrung ihrem Hauptflusse, dem Rhein, vorzugsweise gegolten habe. Die bekannte Wasserprobe zur Ermittelung der Aechtheit oder Unächtheit neugeborener Kinder würde dahin deuten, wenn es gewiss wäre, ob sie Kelten oder Germanen zugeschrieben werden müsse. Die ältesten Anwohner hielten nämlich den Rhein mit einer solchen wunderbaren Natur und Eigenschaft begabt, dass sie ihre Kinder gleich nach der Geburt zur Prüfung ihrer ehelichen Erzeugung dem Strom übergaben, welcher die rechtmässigen Abkömmlinge sanft wieder an das Ufer spülte, die unächten aber „mit ungestümen Wellen und reissenden Wirbeln als ein zorniger Rächer und Richter der Unreinigkeit" unter sich zog und ersäufte. Ein deutsches Volkslied, auf das auch eine Hand-

werksgewohnheit anspielt, erwähnt einer ganz ähnlichen Prüfung noch ungeborener Kinder, bei welchen der Rhein ebenfalls über Aechtheit oder Unächtheit entscheidet. Als herrschende Sitte des Volkes, bei dem der Ehebruch so selten war, ist dies freilich nicht zu denken; was aber in einer solchen Ueberführungsweise Widersinniges liegt, wird noch mehr Bedenken erregen, sie dem besonnenen Germanen zuzuschreiben. Indessen darf man religiöse Gebräuche nicht vor den Richterstuhl des alles verzehrenden Verstandes ziehen und dieser namentlich hat doch auch seine poetische Seite.

Nach der indischen Legende, die wir durch Goethe kennen, schöpft die reine, schöne Frau des Bramen täglich aus dem heiligen Gangesflusse ohne Krug und Eimer, weil sich dem seligen Herzen, den frommen Händen die bewegte Welle zu krystallener Kugel gestaltet. Aber nur so lange sie rein bleibt: sobald der leichteste Schatten auf sie fällt, nur ein verwirrendes Gefühl die heilige Ruhe ihres Busens trübt, rinnt ihr das Wasser durch die Finger nieder. Auf ganz übereinstimmenden Begriffen beruht die schöne Sage von der heiligen Ritza zu Coblenz, die trockenen Fusses über den Strom ging, der sie aber gleich zu tragen weigerte, als ein Zweifel die Heiterkeit ihres gläubigen Bewusstseins störte. Beide Ueberlieferungen setzen die Heiligkeit des Flusses voraus. Auch hier, wie bei jener Wasserprobe, trägt der Strom das Schuldlose, Reine, während das Untersinken ein Verdammungsurtheil enthält.

Alles eigenthümliche Leben, Religion und Sitte der Indier hat sich im mittlern Thale des Ganges geschichtlich entwickelt. Nicht viel geringer war der Einfluss des Rheinthals auf die Bildung der germanischen Völker und zunächst des deutschen. Der Unterschied ist freilich der, welcher überhaupt zwischen der Entwickelung des indischen Volks und des deutschen Statt findet. Dem Indier ward die Bildung nicht von aussen gebracht, ihm war es gegeben, in der Heimat, am eigenen Heerd allmählig zum Bewusstsein zu erwachen und wie die Pflanze aus dem Keim die Reihe seiner geistigen Metamorphosen aus sich selbst hervorzutreiben. So gut hatte es der Deutsche nicht, oder vielleicht, er hatte es besser. Gleich bei seinem ersten Auftreten auf der Bühne der Weltgeschichte stiess er am Rhein auf die

Römer, ein Volk, das eben auf der Höhe seiner Macht und Bildung stand. Wenn die deutschen Völkerschaften, die damals das Rheinthal bezogen, unter der dreihundertjährigen Herrschaft der Römer von ihrer Bildung und Sitte sich Vieles aneigneten, so dürfen sie doch stolz darauf sein, dass sie anders als die benachbarten Gallier sich die eigene Sprache bewahrten. Und so lange ein Volk seines Siegers Sprache nicht annimmt, ist es nicht wahrhaft besiegt. Und so waren es auch rheinische Völker, Franken, Burgunder und Alamannen, welche die römische Macht am Rhein und in Gallien vernichteten, und dann doch des Römers Sitte und Bildung, ja sogar seine Religion, die christliche nämlich, über das ganze Land ihrer Stammgenossen verbreiteten, ja weiter, bis in die slavischen und avarischen Länder, welche unsere östlichen Marken dekten. Aus einem am Rhein entstandenen Staate, dem fränkischen, ging dann das deutsche Reich hervor und durch das ganze Mittelalter blieb das Rheinland der Mittelpunkt seines politischen wie seines geistigen Lebens. Als sich diese Epoche zu Ende neigte, begünstigte die am Rhein erfundene Buchdruckerkunst, und die Reformation, an der das Rheinland durch Zwingli und Melanchthon betheiligt ist, (um von Reuchlin, Bucer, Ulrich von Hutten, Erasmus von Rotterdam u. s. w. zu schweigen), welche aber ohne Gutenbergs Erfindung unmöglich geblieben wäre, die Bildung anderer Heerde für das wissenschaftliche und literarische Streben, während die Kunst noch immer ihren alten Wohnsitzen getreu blieb. Schon früher war im Schoosse des Rheinlandes ein Fürstengeschlecht erblüht, das im Südosten einen mächtigen Staat gründete und die Kaiserkrone gleichsam erblich trug, wodurch die politische Bedeutung der Rheinlande und die Macht der vier rheinischen Kurfürsten sank. Der deutsche Orden, dessen erste Grossmeister Rheinländer waren, erwarb gleichzeitig ein Land im Nordosten. Dessen Namen führt jetzt der Staat, dem die rheinischen Länder gehören, aus welchen einst das fränkische Reich hervorgegangen war, denen also Frankreich und Deutschland ihren Ursprung als Staatenkörper verdankten. Durch einen so seltsamen Umschwung der Dinge geschah es, dass jetzt beträchtliche Theile des einst gebietenden Rheinlandes von jenen slavischen und avarischen Ländern aus beherrscht werden, die ihm Gesittung und Bildung schuldig sind.

Der Rhein ist nicht Deutschlands Grenze; wenn auch einem geliebten deutschen Dichter die unbedachte Aeusserung entschlüpfte, dass er Germaniens Grenze bewache, so genügt doch zum Beweise des Gegentheils die einfache Wahrnehmung, dass seine beiden Ufer von deutschredenden Völkern bewohnt werden. Dass er sich zur Grenze so wenig schicke als irgend ein Fluss, bewies der Gallier selbst, eben indem er ihn überhüpfte, sobald er ihn erreicht hatte. Weit entfernt Deutschlands Grenze zu bilden, fliesst der Rhein vielmehr mitten durch das alte Deutschland. Unsere natürliche Grenze gegen Westen bildet nämlich ein Gebirgszug, der sich jenseits der Maass und der Schelde hinzieht; obgleich auch noch diesseits dieser deutschen Pyrenäen wälschredende Stämme unzusammenhängende Wohnsitze haben. Als unser Volk das ihm von der Natur vorgezeichnete Gebiet einnahm, scheinen sie sich auf diese Höhen geflüchtet zu haben, deren Besitz ihnen streitig zu machen nicht lohnte. Gegen Osten haben wir seit dem zwölften Jahrhundert bedeutende Erwerbungen gemacht; aber was wir dort gewannen, büssten wir im Westen ein. Das alte Deutschland reichte kaum bis zur Elbe, da bis an die Saale sorbische Völker sassen und noch jetzt in Böhmen, selbst diesseits der Elbe, unsere Sprache nicht herrscht, ob sie gleich nördlich und südlich von diesem Lande mehr als hundert Meilen weiter vorgedrungen ist. Man könnte mittels der Redensart „dort im Reich“, womit man in den später erworbenen Provinzen das alte Deutschland zu bezeichnen pflegt, dessen Grenzen ziemlich genau feststellen. Wer aber sein Gebiet auf der Karte überblickt, dem kann nicht entgehen, dass es gerade in seiner Mitte vom Rhein durchflossen wird. Dies zur Rechtfertigung unserer obigen Andeutung, dass der Rhein durch das Herz Deutschlands fliesse. An das politische Deutschland, dessen Grenzen wandelbar sind, dachten wir dabei nicht; auch kümmert uns hier nur das malerische und romantische.

Der Rhein ist also die Mitte Deutschlands. Die entgegengesetzte Ansicht konnte sich nur bilden, als die in jenen avarischen und slavischen Ländern entstandenen Staaten grosse Theile des alten Deutschlands zu beherrschen anfingen. Von dort aus angesehen mag sich freilich das geräumige überrheinische Deutsch-

land so verkürzen, dass es als eine mathematische Linie dem Blick verschwindet. Erinnere ich mich doch, dass ein Königsberger gesprächsweise äusserte, Frankfurt a. M. liege hart an der italienischen Grenze. Solchen optischen Täuschungen, welchen sich akustische zugesellen mögen, ist es ähnlich, wenn in jenen östlichen Provinzen die Meinung verbreitet ist, als ob in den Rheinlanden französische Sprache, Sitte und Gesinnung vorwalte, ja als ob ihre Bevölkerung aus deutschen und gallischen Elementen gemischt sei. Nichts kann irriger sein als diese Ansicht. Zwar ist Gallien von den Rheinlanden aus germanisiert worden, aber daraus folgt nur, dass in den Franzosen rheinländisches Blut fliesst, nicht in den Rheinländern französisches. Wenn es auf die Reinheit der deutschen Abstammung ankäme, so wäre diese bei den Rheinländern geringerm Zweifel unterworfen, als bei den östlich wohnenden Deutschen, die der Vermischung mit Wenden, Sorben, Czechen und Avaren weit verdächtiger sind. Deutsche Art, Sprache und Sitte kann sich nirgend in so lebendiger Eigenthümlichkeit ausgeprägt finden, als in dem Lande, das als ihre ursprüngliche Heimat zu betrachten ist, von der aus sie erst durch Colonisation in die östlichen Marken verpflanzt wurde, wo sie sich, in einigen wenigstens, sogar noch heutzutage nur dünne aufgetragen findet. Seltsam wäre es, wenn die Anschuldigung wegen französischer Gesinnung auf bessern Gründen beruhte. Es scheint aber hier freie Gesinnung mit französischer verwechselt zu werden. Freigesinnt ist der Rheinländer durchaus, aber eben das bürgt dafür, dass er die Fremdherrschaft wie jede andere Knechtschaft verabscheue. Was er an seinen westlichen Nachbarn ehrt und schätzt, ist vor Allem ihre Freiheitsliebe und Nationalität. Wie sollte er vor Bewunderung jener Tugenden an dem Fremden sie an sich selber verläugnen? Die Anhänglichkeit an das französische Recht, das der Rheinländer als sein Palladium betrachtet, und sich ungern entreissen und verderben lässt, gilt nicht seinem Namen, sondern der Sache, die dem Wesen nach deutscher ist, als sich irgend eine andere Gesetzgebung rühmen darf. In der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, in dem Geschwornengericht erkennt der Rheinländer ursprünglich deutsche Institute, die durch fremdes Recht aus der Heimat verdrängt, jetzt unter fremdem Namen

wieder dahin zurückgekehrt sind. Heil ihm, wenn es ihm diesmal gelingt, sie zu bewahren!

Der nachstehende Versuch über das malerische und romantische Rheinland hat zunächst die Strecke zwischen Mainz und Köln, mit Einschluss von Frankfurt und Achen, zum Gegenstande, welche als die malerischste, das heisst reichste an Naturschönheiten, zugleich in romantischer Beziehung, durch historische und mythische Erinnerungen, die sich überall aufdrängen, das meiste Interesse bietet. Weil wir aber nicht gern etwas Unvollständiges liefern, und auch wohl voraussetzen dürfen, dass dem Leser ein Ganzes willkommener ist, als ein Fragment, so schicken wir eine gedrängte Uebersicht des Rheinlaufs von den Quellen bis Mainz voraus und gedenken auch späterhin den Strom nicht zu entlassen, bis wir ihn seinem Vater Ocean ans Herz gelegt haben. Diese Rücksicht glauben wir ihm um so eher schuldig zu sein, als wir ja auch in jedes sich rechts oder links öffnende reizende Seitenthal einen Blick werfen und uns nach dem Ursprunge und den Schicksalen der sie durchströmenden Flüsse oder Bäche erkundigen wollen. Dürften wir dem Rhein, dem Hauptgegenstand unserer Darstellung gleiche Aufmerksamkeit versagen? Bei der zunächst folgenden Uebersicht bitten wir aber den Leser, der vielleicht bemerken wird, dass wir Manchem absichtlich vorübergehen, zu bedenken, dass es unsere Pflicht war, Collisionen sowohl mit der Section Schwaben, als einem eigenen Buche (Rheinsagen, Bonn bei Weber) zu vermeiden.

I.

Von den Quellen bis Mainz.

Eingang.

Ein Strom ist wie ein Baum, seine Quellen gleichen Wurzeln und Zasern, seine Mündungen Aesten und Zweigen. Aber den Zuflüssen, welche der Strom empfängt, nachdem er durch das Zusammenrinnen seiner Quellbäche Namen und Dasein empfangen hat, entspricht am Baume nichts. Wie sehr lahmt also das Gleichniss! denn die Wasser, die ihm noch späterhin zueilen, sind gerade die beträchtlichsten.

Doch hier hat Willkühr geschaltet. Jene Namengebung ist nur eine Uebereinkunft. Was man sich gewöhnt hat, die Quellen des Rheins zu nennen, entspringt nur in Graubünden; aber alle andern Cantone der deutschen Schweiz senden ihm ihre Gewässer zu. Er empfängt sie meist durch den herrschenden Strom der deutschen Schweiz, die Aar, welche als die Hauptquelle des Rheins gelten würde, wenn er nicht schon von ihrer Einmündung diesen Namen führte.

Auf seinem weitern Lauf zollt dem Rhein der grösste und älteste Theil Deutschlands. Alles ihm links liegende deutsche Land erkennt seine Herrschaft und sendet ihm durch Ill, Nahe, Mosel und Maass den schuldigen Tribut. Rechts huldigt ihm Schwaben durch Kinzig und Neckar, Ostfranken durch den Main, Hessen durch die Lahn, Altsachsen durch Ruhr und Lippe. Mittelst des Mains reicht sein Flussgebiet durch das östliche Deutschland bis an die Grenze Böhmens.

Wie die Schweiz das Quellenland des Rheins ist, das den Strom bildet, so ist Holland das Land seiner Mündungen, welches der in der Schweiz wurzelnde Baum durch seine Aeste und Verzweigungen seinerseits eigentlich erst hervorgebracht hat. Aber auch hier begegnet uns die Willkühr der Benennungen. Waal, Yssel und Leck, was sind sie anders, als Aeste, Arme des Rheins? Und gerade das Land, das der Rhein ge-

schaffen hat, das aus seinen allmähligen Anschwemmungen entstanden ist, bewies sich so undankbar gegen ihn, dass es den Namen des herrlichen Stroms seinem schwächsten Zweige beilegte, und ihn so in den Ruf brachte, als versiege er im Sande. Doch vielleicht ist der Holländer von dieser Anklage des Undanks freizusprechen. Gerade der achtbare Sinn des Volks, der Neuerungen abhold den Ueberlieferungen der Väter getreu bleibt, ist es vermuthlich, welchem der unbedeutendste Sprössling des Stroms den stolzen Namen schuldig ward. Was jetzt in jenen Niederungen wie zum Spotte der Rhein, auch der alte Rhein heisst, war einst wirklich das Bette des Stroms, durch welches er, wenn nicht alle, doch die grösste Masse seiner Gewässer dem Ocean zuführte. Als diese sich andere Wege suchten, blieb dem verlassenen Bette ein spärliches Wässerchen und ein anspruchsvoller Name.

Quellen des Rheins.

Bekannt ist, dass edle Weine nur auf Bergen gewonnen werden. Aber viel höher müssen die Gebirge sein, welchen schiffreiche Wasser entspringen sollen. Ihr Scheitel pflegt den Himmel zu berühren, von welchem der Strom, wie ein unmittelbares Geschenk der Gottheit, sich herabzusenken scheint. Schon die alte Grossmutter Edda sagt: „Heilige Wasser rinnen von Himmelsbergen.“ So hat auch der Rhein, wie Alles was den Menschen frommt, *a Jove principium*. Die Rheinquellen sind der Welt nicht so entrückt, noch so unzugänglich, wie die des Nils. Dennoch bleiben seine ersten Ursprünge in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Viele hundert Reisende besuchen jährlich die Quellen des Rheins; aber ihre Beobachtungen kommen der Welt nicht zu Gute, während eine Reise nach den Nilquellen nicht leicht unbeschrieben bleibt. Die Natur selbst war beflissen ihre innerste Werkstätte dem Blick der Menschen zu entziehen. Wir klettern über die schlüpfrige Eisdecke der Gletscher, uns schrecken ihre klaffenden, gähnenden Schründe nicht; aber was sich da unten in der innern Halle begiebt, über deren Eisgewölbe wir unser Leben in Gefahr setzen, das können wir nur vermuthen und ahnen.

Doch sind es nicht immer die höchsten Gebirge, welche die grössten Ströme in die Welt schicken. Der Montblanc, der höchste Berg Europa's, giebt keinem namhaften Flusse den Ursprung, während der grösste europäische Strom, die Donau, einem vergleichungsweise unbedeutenden Gebirge entspringt. Auch in der Schweiz kommen nur Nebenflüsse des Rheins von den höchsten Alpen, da doch die viel niedrigere Kette, die vom Gotthartpass über den Splügen hinaus bis zum Juliergebirge reicht, bedeutende Ströme nach allen vier Gegenden der Welt entlässt. Die höchsten und niedrigsten Bergzüge scheinen gleich ungeeignet, grossen Strömen das Dasein zu verleihen. Gebirge mittlerer Höhe, deren Schnee bei mässiger Wärme zerrinnt, sind die wasserreichsten: sie können die Flüsse, die an ihren milchweissen Brüsten saugen, den grössten Theil des Jahres überflüssig tränken, während die höchsten mit ewigem Schnee bedeckten Firnen selbst bei der glühendsten Sonnenhitze kaum zu schmelzen beginnen. In ihnen hat die Natur unerschöpfliche Vorrathskammern angelegt, die dann am ergiebigsten spenden, wenn Alles umher vor Durst verschmachten will. In trockenen Sommern würde die Donau versiegen, wenn ihr nicht aus Gebirgsgegenden Zuwüchse kämen, die höher liegen, als der Fels, wo ihre Quelle springt. Umgekehrt hat der Rhein an den Eisgebirgen seiner Heimat einen Rückhalt, wenn seinen niedrig geborenen deutschen Tributären das Wasser ausgeht.

Jene Alpenkette mittlerer Höhe, welche ausser dem Rhein noch drei andere Ströme entsendet, nämlich die Rhone, den Inn und den Tessin, hiess den Alten Adula; uns heisst sie St. Gotthart, obwohl gewöhnlich nur ihr westlichster Pass so genannt wird. Da Hart (Hardt) Gebirge heisst, so bleibt unentschieden, ob sie diesen Namen zu Ehren des höchsten Gottes, oder des heiligen Gotthart führt, dem an der Quelle des Hinterrheins, also weit von dem Gotthartpasse, eine Kapelle erbaut war. Wer von dem Gipfel dieses Gotthart die übrigen viel höhern Gebirgsspitzen erblickt, dem scheint es, als ob sie sich Alle gegen ihn verneigten, wie gegen Josephs Garbe die Garben seiner Brüder. Und wohl verdient diese Verehrung das Gebirge, welches als die eigentliche Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem mittelländischen Meere zu betrachten ist, denn jener schickt es

den Rhein, diesem die Rhone, den Tessin, und mittelst der Donau den Inn zu.

Doch nicht bloss die Wasser scheidet der Adula, auch das Wetter, und was wichtiger ist, die Völker. Aus dem Livinenthal, welches der Tessin gebildet hat, kam ich selbfünfter nach Airolo, um über den breiten Rücken des Gotthart in die deutsche Schweiz zurückzuwandern. Der Wirth, Herr Camossi, bei dem wir uns zu dem grossen Uebergange stärkten, wünschte uns in der wälschen Sprache seines Landes zu der heitern Witterung Glück, mit welcher der Himmel unser Unternehmen sichtbar begünstigte. Wirklich blieb uns diese bis auf das Hospitium getreu, das auf dem Gipfel liegt, wo wir die letzten Laute italienischer Zunge vernahmen. Doch waren die Vorgänger unserer tessinischen Wirthe Deutsche gewesen. Gleich hinter dem Hospiz, wo der Weg sich nördlich senkt, sahen wir einen dichten deutschen Nebel liegen, unter den wir schlüpfen mussten. Da war der heitere Himmel Welschlands verscherzt, der Regen goss in Strömen nieder und als wir unten das Dorf Hospital erreichten, empfing uns der treuherzige Wirth mit den allzudeutschen Worten: Was habt ihr für schlechtes Wetter!

Nicht überall freilich scheidet der Rücken des Adula Deutsche und Wälsche so scharf wie am Gotthartpass. Weiter rechts, wo der Rhein in drei Bächen seinen nordöstlichen Abhängen entspringt, und tiefer in Graubünden, wohnen Deutsche und Curwälsche in wunderlicher Mischung durcheinander. Die romanische Sprache, welche letztere reden, ist aber keine Tochter der lateinischen, sondern ihre gleichalte Schwester. Auch hier mögen es Flüchtlinge sein, die in diesen unwirthbaren Bergöden Schutz gesucht und gefunden haben. Wenigstens werden die Rhätier für Nachkommen jener Tuscier ausgegeben, die bei dem Einbruch der Gallier unter Brennus aus dem heutigen Toscana in die Gebirge zurückgewandert seien, wo ihre ursprüngliche Heimat war.

Also vernimmt der Rhein, Deutschlands Hauptstrom, in seiner frühesten Kindheit eine fremde Zunge? Wird an seiner Wiege wälsch gesprochen? Ist Wälsch wohl gar seine Muttersprache? Nicht doch! Der Rhein ist in Graubünden erst ein neugeborenes Kind, das vor Schreien und Heulen überhört, was um ihn her

gesprochen wird. Zu rauschend stürzt sich der Vorderrhein in Wasserfällen dem Ziele zu, wo ihn der Hinterrhein erwartet; mit zu donnerähnlichem Getöse drängt sich dieser durch die furchtbaren Abgründe der *via mala* (der zu wahr benannten Strasse, wie Johannes von Müller sagt); auch der vereinigte Strom braust noch zu ungestüm über Klippen und Felsen hinab, als dass ein Laut menschlicher Rede zu seinem Ohre gelangen könnte. Weiterhin aber, und in seiner Wiege, dem Bodensee, vernimmt der beruhigte Strom nur deutsche Klänge.

Die drei Bäche, in welchen der Rheinstrom wurzelt, sind unter dem Namen Vorder-, Mittel- und Hinterrhein bekannt genug. Jeder derselben hat seine eigenen Quellen. Einige nehmen nur einen Vorder- und Hinterrhein an, indem sie den Mittelrhein als einen der vielen Zuflüsse des Vorderrheins betrachten. Den drei Wurzelbächen entsprechen drei Alpenthäler, die von den nördlichen Aesten des Adula gebildet werden. Am westlichsten liegt das Tavetscher Thal, wo der Vorderrhein zwischen den Eishöhen des Crispalt und des hohen Baduz entspringt. Von den Gletschern des letztern ergiessen sich drei kalte Ströme in den Tomasee, einen von himmelhohen Felsen umstarrten Wasserbehälter, aus welchem die Hauptquelle des Vorderrheins hervortritt. Oberhalb des Dörfchens Ciamut vereinigt sich ihr ein anderer, im benachbarten Gämerthal entsprungener Bach, unterhalb ein dritter, der aus dem Cornärathal kommt. Bei der vormals gefürsteten Benedictinerabtei Disentis nimmt er den Mittelrhein auf und setzt dann mit unverändertem Namen seinen Lauf fort, bis aus der Vereinigung mit der dritten Wurzel, dem Hinterrhein, unser Rheinstrom hervorgeht.

Der Mittelrhein kommt aus dem wohl von ihm genannten Medelser- oder Liebfrauen-Thal, wo er auf dem Lukmanier, einem Aste des Gottharts im Thal Cadelimo entspringt. Auch er hat mehrere Quellen, die bei Stinsch zusammenlaufen und aus kleinen Seen kommen, die von den Wassern des Lukmanier getränkt werden. Darunter ist der See Dim bei St. Maria der bedeutendste.

Zwischen dem Mittel- und Hinterrhein liegen noch mehrere von andern Aesten des Adula gebildete Thäler: das Sumvixer-, das Lugnezthal, aus welchem der Glenner bei Ilanz, der

ersten Stadt am Rhein, dem Vorderrhein zufällt, und Saffien, „das Land schöner Weiden," dessen grosser Rabiusa genannter Bach durch das Versamtobel in das gleiche Bette sich ergiesst.

Oestlicher und südlicher als die genannten Bergwasser entquillt der Hinterrhein, die mächtigste Wurzel des Stroms. Unter dem ungeheuern Mantel des Rheinwaldgletschers verbirgt er unerschöpfliche Quellen. Zwölf Bäche durchbrechen die Eismassen dieses acht Stunden langen Gletschers, um sich in weiten Bogen in einen tiefen Schlund zu stürzen. Ausser ihm sind der Hinterrhein- und der Moschelhorngletscher die bedeutendsten dieses Thals. Paradies und Hölle grenzen hier nahe an einander. Jenen Namen führt nämlich eine Gegend bei dem Dorfe Hinterrhein, die nur aus Schneefeldern und Felsblöcken besteht; diesen ein daneben befindlicher bodenloser Abgrund.

Von den Felsenhörnern, die das Rheinwaldthal von allen Seiten einschliessen, erheben sich einige mehr als 10,000 Fuss über das mittelländische Meer. Das Tombohorn, jenseits des Splügen, wird vom Dom zu Mailand aus gesehen. Es selber gewährt denen, die es zu ersteigen wagen, eine unermessliche Aussicht. Von diesen ewigen Firnen stürzen sich unaufhörlich Lawinen auf die Gletscher herab, deren wohl vierzig das Rheinwaldhorn umstarren.

Vor meiner Reise nach der Schweiz hatte ich ganz unrichtige Vorstellungen von Gletschern sowohl als von Lawinen. Ich finde, dass es Andern auch nicht besser ergeht. Solche Begriffe werden von Schriftstellern verbreitet, die nie die Regionen des ewigen Schnees betreten haben. Gletscher dachte ich mir als himmelhohe Eisberge, von welchen ich die Lawinen herabrollen, nicht herabstürzen liess. Von dem Bezug beider auf die Bildung der Ströme hatte ich keine Ahnung. Ein Gletscher ist aber kein Eisberg, sondern ein abschüssiges Thal, eine Schlucht zwischen zwei schneebedeckten Gebirgen. Die Lawinen kommen nicht von den Gletschern, umgekehrt sind es gerade die Gletscher, auf welche die Lawinen sich niederzustürzen pflegen. Leider wandeln sie oft ungewohnte Wege und richten dann jene furchtbaren Zerstörungen an, durch welche sie der Schrecken der Alpenwohner sind.

Ebenso falsch ist die Vorstellung, als ob die Lawinen sich beim Niedersturz gleich Bällen oder Kugeln um ihre eigene Achse drehten.

Ihre Fortbewegung ist mehr ein Rutschen als ein Rollen. Wir können etwas Aehnliches in unserer Heimat beobachten, wenn im Winter beim Eintritt gelinderer Witterung der Schnee auf hohen Thurmdächern sich löst und hinabgleitet, wo auch der tiefer liegende weggeschoben, nicht aufgerollt wird. Sitzt der untere noch festgefroren auf dem Dache, so schabt ihn der obere im Hinabrutschen fort, wodurch die im Fall begriffene Masse sich häuft und an Volumen wie an Geschwindigkeit zunimmt. Die Erscheinung bleibt die nämliche, nur ist sie grösser und furchtbarer, wenn sie sich auf den steilen Abhängen der Hochgebirge begiebt. Dann verkündet ein donnerähnliches dumpfes Getöse das Naturereigniss, und der Druck der Luft ist so heftig, dass er allein hinreicht, Häuser und Bäume niederzubrechen, Menschen und Vieh zu ersticken. Viel grösser noch ist die unmittelbare Wirkung, die Dörfer und Wälder fortreissen, Ströme verstopfen und, wie es vom Glauben heisst, Berge versetzen kann. So begab es sich mit dem Dorfe Rueras, das nicht weit von Ciamut im Tavetscher Thale liegt, wenige Stunden von der Quelle des Vorderrheins, dass es von einer Lawine fortgeschoben ward, und zwar zum Theil so sanft, dass die Einwohner am Morgen nicht begriffen, warum der Tag anzubrechen säume. Die Verschütteten wurden meist lebend hervorgegraben. Wenn die Lawinen rollend, nicht gleitend sich fortbewegten, so würden die guten Bewohner von Rueras durch den Umschwung wohl unsanfter geweckt und nicht so zahlreich gerettet worden sein.

Gletscher sind Eisströme, die sich in der Bergspalte zwischen ewigen Schneefirnen niedersenken. Dem Auge als erstarrte Flüsse von starkem Gefälle sich darstellend beginnen sie bei der Schneelinie und steigen allmählig herab zu den Wohnungen der Menschen. Nichts reizt darum so sehr zum Nachdenken als der Anblick der Gletscher. War dies ursprünglich flüssiges Element, was brachte es plötzlich zum Erstarren? Und war es von Anfang an starr, wie gerieth es in Fluss?

In der Thalrinne zwischen hochragenden Felshörnern sammelte sich der von ihnen niederfallende Schnee, sei es dass ihn Sturmwinde anhäuften, oder dass er in Lawinen niederstürzte. Diese Schneemasse verwandelte sich, indem sie das Thal niederglitt, in Eis, zum Theil auch in Wasser, das von jenem bedeckt,

nur durch die Spalten und Schründe des Eisgewölbes noch gesehen und gehört wird. Die Umwandlung des Schnees in Eis begab sich allmählig durch Aufthauen und Wiedergefrieren. Von oben wirkte die Sonnenhitze, von unten und von den Seiten die Erdwärme. Der Schnee begann zu schmelzen; aber von der Nachtkälte ergriffen, gefror er. So bildeten sich Eispalläste, die von Niemand als von dem Flussgotte bewohnt werden, der unten aus der krystallenen smaragdgrünen Grotte den fertigen Strom entlässt. Ist dies die Urne, welche die Alten ihren schilfgekrönten Graubärten von Flussgöttern in die Arme gaben?

Die Gletscher, unerschöpfliche Quellen der Flüsse, können selbst schon als deren Anfänge betrachtet werden. Wir nannten sie Eisströme, denn sie sind, wenn auch unmerklich, im Strömen, im Fortrücken begriffen. Die obere Masse, die beständig neuen Zuwachs erhält, drückt auf die tieferliegende, bis die unterste Stütze, an der Erdfläche geschmolzen und vom Wasser unterfressen, zusammenbricht, worauf mit krachendem Getöse der ganze Gletscher durch seine eigene Schwere fortgeschoben wird. Eine Reihe von Jahren mag aber darüber hingehen, bis die Eismassen, aus welchen der heutige Rheinwaldgletscher besteht, geschmolzen das Rheinthal hinabflossen und aus den Lawinen des Adula ein neuer, dem heutigen vielleicht sehr unähnlicher Gletscher hervorging.

Graubünden.

Rhätien hiess das Land, eh es durch den in den obersten Rheinthälern gestifteten grauen Bund den heutigen Namen erhielt. Auch Graubünden hat seine Telle, u. s. w., ihre Namen sind nicht zu gleicher Berühmtheit gelangt; nicht um Ruhm ja traten sie zusammen, sondern für ihr Volk, und dies erfreut sich noch heute der von ihnen begründeten Freiheit. Die Geschichte könnte der Namen ganz entbehren, viele Wohlthäter des Menschengeschlechts nennt sie nicht; die Sage ist dankbarer, sie behält uralt ehrwürdige, der Geschichte entfallene Namen, und im Fall der Noth setzt sie den einen statt des andern. Oft aber borgt die Geschichte, die ärmere Schwester, von der Sage, bis

die Kritik hinzutritt und jeder ihr Eigenthum wieder zuweist. So hat man neuerdings Tells Apfelschuss aus der Geschichte in die Sage verwiesen, ja selbst Tells wie Gesslers Dasein geleugnet. Wenn aber die Sage aus lebendiger Anschauung den Sohn der Alpen schildert, wie er das Leben täglich für sich und andere wagt, und doch der Dränger Unbill langmüthig erträgt, und nur wenn er aufs Aeusserste gebracht wird, zu dem sichertreffenden Pfeile greift, ist das nicht auch Geschichte? Aber läugne man nur die Telle, die Eidgenossenschaft freier Schweizer bleibt eine unläugbare Thatsache. So möge auch Graubündens Freiheit noch blühen, wenn einst der Dolch der Kritik die Namen der Männer getroffen hat, die zu ihrer Gründung den ersten Anlass gaben.

Der Geist der Freiheit weht am ganzen Rhein, von den Quellen zu den Mündungen: der Schweizer ist nicht freier als der Friese; beide nicht freigesinnter als die zwischen ihnen im Rheinthal wohnenden Völker. Aber in der Schweiz und in Rhätien waren die Landvögte und Kastelane früher bedacht, das Volk zu drücken und zu drängen, bis der lang gesponnene Faden seiner Geduld entzweiriss.

Im Schamserthal, dem der kaum entsprungene Hinterrhein aus dem Rheinwaldthal in schönen Wasserfällen durch die Bergenge Roffeln zueilt, liegt auf einem hohen Felsen die feste Bärenburg. Jenseits, doch tiefer unten, lag in Donat, dem Hauptort des Thals, das Schloss Fardün. Beide liess Graf Heinrich von Werdenberg zu Sargans durch seine Kastelane verwalten. Diese sollen die Menschheit gehöhnt und das Volk unleidlich gedrückt haben. Der auf der Bärenburg zwang die Bauern, mit dem Vieh aus dem Schweinstrog zu essen; der von Fardün trieb den Landleuten seine Heerden in die Saat. Schweigend ertrug es das Volk, bis Johannes Caldar des Kastelans Pferde, die man ihm in die Saat schickte, erstach. Das sollte er in Ketten büssen; aber die Seinigen lösten ihn mit schweren Summen. Denn Johannes Caldar war vermögend und edeln Geschlechts; aber selbst Edle schonten die Unterdrücker nicht.

Als Johannes Caldar mit den Seinen, die ihn befreit hatten, zu Tische sass, trat der Kastelan von Fardün in's Gemach. Den Eintrittsgruss blieb er schuldig; statt dessen spuckte der Uebermüthige in den Brei, der den Tischgenossen zum Mahle berei-

tet stand. Da ergrimmte Caldar, fasste den Wütherich ins Genick, drückte sein Haupt in die besudelte Speise und zwang ihn, den Topf selber zu leeren. Ob er noch strengere Rache an ihm genommen, wissen wir nicht; aber das aufgerufene Volk stürmte den Zwinger, Fardün und Bärenburg wurden gebrochen und der Grund zu der Freiheit des Thals war gelegt. Vielleicht fielen damals auch andere benachbarte Burgen. Von Hohenrealt wird erzählt, dass der letzte Zwingherr, als er von den Schamsern und seinem Volk belagert das Schloss nicht länger halten konnte, sich mit seinem Pferde von der senkrechten Felsenwand Tusis gegenüber in den Rhein hinabgestürzt habe; eine That, eines bessern Thäters werth.

Einen andern Vorfall, der zur Befreiung Hohenrhätiens Veranlassung ward, sei uns erlaubt mit Zschockens wenig veränderten Worten zu berichten: „Im hohen grünen Thale des Engadin, von dessen Gletscherhöhlen der Innstrom hervorbraust gegen Tyrol, war die Burg Gardovall, auf dem Felsen ob dem Dorfe Madulein, der Schrecken des Landes. Der grausame Kastelan von Gardovall sah eines Tages die Schönheit eines Mägdleins aus dem gegenüberliegenden Dorfe Camogask. Und er schickte seine Knechte hinüber, die sollten ihm das Mägdlein zuführen. Da erschrak des Mägdleins Vater und die Tochter verzweifelte fast. Der Vater aber fasste ein Herz und sprach zu den Knechten: Saget dem gnädigen Herrn, ich werde ihm mein Kind zum Morgen selber ins Schloss bringen. Als sie fort waren, lief der Vater zu seinen Nachbarn und Freunden, erzählte was geschehen sei und rief: „Sind wir, Menschen, dieses Herren Vieh?" Da kochte Zorn in aller Brust und sie schworen in der Nacht zusammen, dem Elende des Thals ein Ende zu machen, oder unterzugehen.

„Im Frühschein führte Adam, der Camogasker, seine schöne Tochter in Feierkleidern wie eine Braut geschmückt nach Gardovall. Einige der Verschworenen folgten wie im Brautgeleite; andere hatten sich um das Schloss im Hinterhalte versteckt, alle bewaffnet.

„Kaum sah der Kastelan das Mägdlein ankommen, so sprang er fröhlich von den Stiegen des Schlosses nieder und wollte die Unschuld vor den Augen des Vaters umarmen. Da zuckte Adam von Camogask das Schwert und stiess es in das Herz des Un-

geheuers. Er und die Seinigen stürmten in die Burg, erschlugen die Knechte, gaben das Zeichen der Freiheit aus den Fenstern und der Hinterhalt drang nach. Gardovall ging in Flammen auf. Frei war die Landschaft unter den Innquellen von der Gewaltherrschaft des Zwingherrn.“

Bis hieher wissen wir die Namen der Handelnden, der Dränger wie der Bedrängten; und doch sind dies nur vereinzelte Vorfälle, die ohne das, was sich weiterhin Dauerndes begab, ebenso erfolglos dastehen würden, wie Tells Schuss in der Geschichte der Waldstätte. Nicht in der hohlen Gasse, auf dem Rütli ward der Schweizer Freiheit gegründet. Und so ward Hohenrhätien nicht auf Gardovall, noch in Johannes Caldars bescheidenem Gemach befreit, sondern im einsamen Walde bei Truns, zwischen Disentis und Ilanz, am Vorderrheir. Die Namen der kühnen Männer, die hier bei stiller Nacht tagten, und des Landes Freiheit beriethen, kennen wir nicht; doch meldet die Sage, sie seien Vorsteher der Dorfschaften, wohlbetagte Männer mit langen grauen Bärten gewesen. Noch will man auf der nahen Wiese von Tovanosa in den Ritzen der Felsen die Nägel bemerken, an welche die freien Männer ihre Brotsäcke hingen, da sie bei der Quelle lagernd, die mitgebrachten Vorräthe verzehrten. Dem weisen Abt von Disentis, Herrn Peter von Pontaningen, wird nachgerühmt, dass er ihr Unternehmen begünstigt und befördert habe. Durch seine Vermittlung kamen 1424 die Vornehmen und Gemeinen des Landes in Truns vor der Kapelle St. Annen unter freiem Himmel, bei der grossen Linde, wie des Landes Sitte ist, zusammen, hoben die Hände auf und beschworen den sogenannten grauen, oder obern Bund, der noch besteht und bestehen soll, so lange Grund und Grat steht, das heisst, so lange Thäler und Berge sind. Von diesem Bunde heissen die Rhätier Graubünder; aber ungewiss, warum der Bund grau genannt wird: ob die höchsten Alpen, in deren Angesicht er geschlossen ward, damals graue (*Alpes grajae?*) hiessen, oder ob das Volk sich in graues Tuch kleidete. Mitwirken mochte wohl der Gegensatz gegen den auf Veranlassung des Bischofs von Cur früher geschlossenen Gotteshausbund, welcher von der Tracht der Geistlichen der schwarze hiess. Späterhin bildete sich noch ein dritter, von den zehn toggenburgischen Gerichten in Rhätien ge-

nannter Bund; aber der Name Graubünden ging auf alle rhätischen Landschaften, selbst auf diejenigen über, die ursprünglich zum schwarzen Bunde gehört hatten.

Via mala.

Mit Zillis, dem letzten Ort in dem freundlichen Schamserthale, schliesst dieses völlig ab. Ein furchtbar hohes Gebirge, das von dem Piz Beverin zum Mutterhorn streicht und das Schamser- von dem fruchtbaren Domleschger Thal trennt, schiebt sich plötzlich vor und sperrt dem Rheine wie dem Wanderer die Strasse. Jener findet aber einen Ausweg durch eine Bergspalte, das verlorne Loch genannt, die vielleicht einst ein Erdbeben in das Gestein riss; dieser muss sich, um weiter zu kommen, der berüchtigten *via mala* bedienen. Letztere ist zwar seit dem neuen Wegebau vom Jahre 1817 nicht mehr gefährlich, dennoch wird sie Niemand ohne Schaudern zurücklegen. Auf einer Strecke von dreiviertel Stunden mussten die Felsen neben den tiefen Abgründen des verlornen Lochs gesprengt werden, um einen Weg zu gewinnen. Dreimal wechselt dieser auf der rechten und linken Seite der Schlucht, welche durch Brücken verbunden sind, von welchen die mittelste vierhundert Fuss hoch über dem in der tiefen Spalte kaum sichtbaren, kaum hörbaren Rhein hängt. Ueber der Brücke thürmen sich die Felsen noch himmelhoch, unter ihr stürzt sich der Rhein in der Bergenge, die ihn zwängt, mit Aechzen und Stöhnen von Fels zu Fels; aber auf der hochschwebenden Brücke erreicht fast kein Laut davon des Wanderers Ohr. Mit einer so gewaltigen Natur durfte es der Mensch aufnehmen! Weit gefährlicher sieht diese Brücke sich an, mehr Kunst und Kühnheit gehörte dazu, sie über diese Schlünde zu wölben, als die unter dem Namen der Teufelsbrücke verrufene über die Reuss. Und so ist auch der Gallerie bei Rongella, die 216 Fuss lang, 15 Fuss breit und 10 Fuss hoch durch Felsen gesprengt werden musste, das Urnerloch nicht zu vergleichen.

Domleschgerthal.

Ueberrascht tritt der Wanderer bei Tusis, am Fusse des Heinzenberges, den der Herzog von Rohan den schönsten Berg der Welt nannte, aus dem verlornen Loch. Hier öffnet sich das reiche Domleschgerthal, von Tomils, einem unbedeutenden Dorfe, *Tomiliasca* genannt, was dann in Domleschg überging — ein Wink für die Leser Johannes von Müllers, der sich immer der seltnern lateinischen Form bedient. Zweiundzwanzig Dörfer bald am Ufer, bald auf dem Gebirge, und fast eben so viel zum Theil noch bewohnte Schlösser und Burgen beleben diese schöne, fruchtbare Gegend, wo die ersten Reben an den Ufern des Rheins gezogen werden. Die weisse Albula und die schwarze Nolla fliessen hier dem Rheine zu, welchen letztere durch den Mergelschiefer, dessen aufgelöste Bestandtheile sie massenweise bei sich führt, nicht nur bis über Graubünden hinaus schwärzt, sondern oft sogar zu verstopfen droht.

Am Ende des Thals bei Reichenau vereinigen sich die beiden Arme des Rheins und bilden schon einen Strom, der die Breite von 256 Fuss hat, der jedoch seines ungestümen Laufs wegen noch nichts als Flösse trägt; Schiffe würde er zertrümmern*). Reisebücher empfehlen die Vereinigung dieser Gewässer von der Terrasse des schön gelegenen Schlosses des Herrn Obersten von Planta anzusehen. Dieses Schloss ist auch durch die Schule merkwürdig, welche der Bürgermeister von Tscharner der ältere für eine kurze Zeit in demselben angelegt hatte. Hier war es, wo Ludwig Philipp, der jetzige König der Franzosen, während seiner Verbannung unter einem angenommenen Namen die französische Sprache und die Anfangsgründe der Mathematik lehrte, wie er sich selbst, von seinen Schülern umgeben, in einem Gemälde darstellen liess, das im Palais-royal gezeigt wird.

Cur.

Schon oberhalb Cur (*Curia*, *Coire*), zu Disentis, wo der Mittelrhein sich im Vorderrhein verliert, haben wir eine Abtei

*) *Et navigari ab ortu poterat primigenio copiis exuberans propriis, ni ruenti curreret similis potius quam fluenti*, sagte schon Ammianus Marcellinus.

angetroffen, von deren Stiftung noch späterhin die Rede sein wird. Es war also nicht streng richtig, wenn Kaiser Maximilian Cur das oberste Stift in der langen Pfaffengasse, dem Rheinthal, nannte. Allein er scheint dabei an einfache Klöster und Abteien, selbst wenn sie gefürstete hiessen, nicht gedacht zu haben, wie er denn auch das mächtige St. Gallen überging. Er sprach nur von Bisthümern, und so verstanden ist das gewählte Beiwort viel unbedenklicher, als wenn er Constanz das grösste, Basel das lustigste, Strassburg das edelste, Speier das andächtigste, Worms das ärmste, Mainz das würdigste und Köln das reichste nannte. Aber mit wie vielen berühmten und weitherrschenden Stiftern verdiente das Rheinthal einst den Namen der Pfaffengasse, die doch noch keine Bisthümer waren! Und selbst unter diesen ist Trier vergessen, vermuthlich weil sein Sitz nicht am Rheine lag. Um das Beiwort wäre Kaiser Max nicht verlegen gewesen: er hätte es das älteste genannt.

Erst unterhalb Cur, dieser Hauptstadt Graubündens, nimmt der Rhein, durch die aus dem Schalfickerthal heranströmende Plessur verstärkt, einige Schiffbarkeit an. Den folgenden Zufluss, welchen er dem alten Bade Pfeffers gegenüber durch die Gebirgswasser des Lanquart empfängt, erwähne ich nur, um eines unserer liebenswürdigsten Dichter zu gedenken, des trefflichen J. Gaudens von Salis-Seewis, der in Malans wohnt, einem kleinen Flecken bei der Mündung des Lanquart. Nicht weit davon liegt auch sein Geburtsort Seewis, von dem seine Linie heisst, und Schloss Marschlins, das Erbe seiner Väter.

Grafschaft Vaduz.

Die folgenden Gegenden hat ein anderer deutscher Dichter beschrieben und keiner der unberühmtesten. Nachdem nämlich der Rhein Graubünden, seine Geburtsstätte, verlassen hat, bespült er links, schon von Pfeffers abwärts, St. Gallen, einen Canton der Schweiz, rechts eine zum politischen Verbande Deutschlands gehörige freie Grafschaft, deren Namen die Ueberschrift angiebt. Sie bildet einen für sich bestehenden Staat, den man mit Unrecht als Fürstenthum Lichtenstein aufführt, bloss weil er von dem Fürsten von Lichtenstein beherrscht wird, wel-

cher diesen Namen von andern mediatisirten Besitzungen empfing. Als Besitzer der freien Grafschaft Vaduz, die das Glück hat selbst auf Specialkarten unbemerkt zu bleiben, ist der Fürst von Lichtenstein souveränes Mitglied des deutschen Bundes so gut als der König von Preussen und der Kaiser von Oesterreich und hat wie diese Sitz und Stimme im Plenum der Bundesversammlung.

Der Leser hat sich unterdess besonnen, welcher deutsche Dichter wohl die Grafschaft Vaduz beschrieben habe, und räth jetzt auf unsern zu früh verstorbenen Wilhelm Hauf, dessen Roman, die Lichtensteiner, aber in andern Gegenden spielt. So leicht war auch unser Räthsel nicht zu lösen: der Dichter, welchen wir meinen, hat dies Ländchen beschrieben, ohne es zu nennen, und wenn wir seinen Namen hersetzen — er heisst G o e t h e — so bleibt dem Leser immer noch zu rathen, in welchem seiner Werke sich diese Beschreibung finde. Wir müssen ihm zu Hülfe kommen, denn ob wir ihm gleich zutrauen, dass er seinen Goethe aufmerksam gelesen habe, so riethe er doch vielleicht auf Hermann und Dorothea, auf die Wahlverwandtschaften, oder ein anderes naturschilderndes Werk des Dichters, und verfiele eher auf die Novelle, w e r i s t d e r V e r r ä t h e r? als auf die namenlose, welche das 15te Bändchen der Ausgabe letzter Hand enthält. Mit dieser noch nicht genug gewürdigten Erfindung hat sich der Dichter viele Jahre lang getragen. Die Idee dazu fasste er bald nach Vollendung seines Hermann, wie aus dem Briefwechsel mit Schiller hervorgeht. Er zweifelte aber, ob sich der Gegenstand mehr zur epischen oder lyrischen Behandlung eigne, ja einmal äussert er die Besorgniss, das eigentlich Interessante des Süjets möchte sich zuletzt gar in eine Ballade verflüchtigen. Schiller rieth ihm zu gereimter, strophenweiser Behandlung. Später enthält der Briefwechsel kein Wort mehr über diese Angelegenheit. Vermuthlich hat Goethe erst nach dem Tode seines Freundes den alten Plan wieder hervorgesucht, der sich ihm jetzt zur Novelle gestaltete. Diese spät gezeitigte Frucht des goetheschen Lebensbaums ist eine der köstlichsten und süssesten. Mehr darüber zu sagen ist hier nicht der Ort; wenn wir aber den Beweis liefern sollen, dass Vaduz der gewählte Schauplatz sei, so müssen wir den Leser ersuchen, einen Blick in die Novelle zu

werfen. Wir sehen einen Fürsten und eine Fürstin in einem Schlosse residiren, das in einiger Höhe über dem Orte, jedoch tief unter den hohen Ruinen der alten Stammburg liegt. Der Ort wird zwar eine Stadt genannt, da doch Vaduz nicht viel mehr als ein Flecken ist; aber es fragt sich, ob der Dichter nicht Ursachen hatte, in diesem einem Puncte, der vielleicht befremdet hätte, von der Wirklichkeit abzuweichen. Alles Uebrige stimmt überein. „Der Weg," heisst es ferner bei dem Lustritt nach der Stammburg, „führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als grösster Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte." Wer sieht nicht, dass der Rhein gemeint ist? Siegmaringen, das einzige Fürstenthum, das die Donau durchfliesst, hat keine Stammburg, wie die geschilderte. Wenn aber der Rhein gemeint ist, so liegt kein anderes Fürstenthum an dem noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Flusse.

Was ist aber hiermit für den Dichter oder für die Gegend gewonnen? Für den Dichter nichts, als dass wir sehen, wie er eine schöne durch Natur und Geschichte verherrlichte Gegend in sich aufzunehmen und verschönert wieder hervorzuzaubern verstand. Für die Gegend viel, denn sie kann nur gewinnen, wenn wir sie mit den Augen des Dichters betrachten. Goethes eigenthümliche Gabe zu landschaftlichen Schilderungen ist schon öfter bemerkt worden, ein geistreicher Franzose schreibt ihm desshalb ein panoramisches Talent zu; ein Ausdruck, an dem der Dichter seine Freude nicht verbergen konnte. Aber nirgends tritt dies Talent ausser in Hermann und Dorothea glänzender hervor, als in der fraglichen Novelle. Wie anschaulich wird uns z. B. die alte Stammburg geschildert! Doch wir widerstehen der Versuchung die Stelle mitzutheilen.

Toggenburg.

Der Deutsche nimmt es übel, wenn man von Goethe spricht, ohne auf Schiller zu kommen. Allerdings wäre dazu die schicklichste Gelegenheit bei der Hand, indem das der Grafschaft Vaduz gegenüberliegende Toggenburger Land wohl laut genug an ihn mahnt. In der That kann ich die Bemerkung nicht unter-

drücken, dass hier, und nicht am Niederrhein bei Rolandseck, wie die meisten Reisebücher fälschlich melden, die Scene von Schillers Ritter Toggenburg zu suchen ist. Nicht in Nonnenwerth, sondern im Kloster Fischingen bei Toggenburg weilte die Liebliche, in deren Nähe sich der Toggenburger nicht eine Burg, wie Rolandseck gewesen ist, sondern eine Hütte baute. Mit dem Namen des Toggenburgers, nicht Rolands, des Paladins, nennt der Dichter seinen Helden, ja er lässt über dessen Heimat keinen Zweifel übrig in den Worten:

Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz.

Dazu kommt noch, dass sich in Toggenburg eine Begebenheit zugetragen hat, welche die Ballade veranlasst haben könnte. Wir meinen die wunderbare Geschichte der heiligen Itha, von welcher es ein sehr verbreitetes deutsches Volksbuch giebt, und die in allen katholischen Ländern als Legende gang und gäbe ist. Sie hat eine sehr nahe Verwandtschaft mit der von der heiligen Genovefa, erinnert aber zugleich an Rossinis *Gazza ladra*. Kürzer als mit den Worten Johannes von Müllers wüssten wir sie nicht zu berichten:

„Ein Rabe entführte der Gräfin Idda von Toggenburg, des Geschlechts von Kirchberg, ihren Brautring durch ein offenes Fenster: ein Dienstmann Graf Heinrichs fand ihn und nahm ihn auf; der Graf erkannte ihn an dessen Finger. Wüthend eilte er zu der unglücklichen Idda und stürzte sie in den Graben des hohen Toggenburg; den Dienstmann liess er an dem Schweif eines wilden Pferdes die Felsen herunterschleifen. Indess erhielt sich die Gräfin an einem Gebüsch, wovon sie in der Nacht sich losmachte; sie ging in einen Wald, und lebte von Wurzeln und Wasser im Glauben an den Retter der Unschuld. Als letztere klar geworden, fand ein Jäger die Gräfin Idda. Allein obschon Graf Heinrich viel bat, wollte sie nicht mehr bei ihm leben, sondern blieb still und heilig in dem Kloster zu Fischingen."

Der Schluss hat unstreitig einige Uebereinstimmung mit der Ballade. Aber Valentin Schmidt geht wohl zu weit, wenn er behauptet, dass man die hohe Vortrefflichkeit des schillerschen Gedichts nur würdigen könne, wenn man diese Legende lebhaft

im Gedächtniss habe. Er glaubt nämlich, die Ballade setze die Legende voraus. Doch hören wir ihn selber:

„Die schwergekränkte Gattin, deren Unschuld endlich anerkannt ist, spricht die erste Strophe zu dem von Reue, Scham und Sehnsucht nach Wiedervereinigung still weinenden Gatten. Das heftig in die Arme Pressen beim Abschiednehmen deutet auf das frühere eheliche Verhältniss, welches seit jener furchtbaren Störung nach Iddas Willen nunmehr einem unvergänglichen Bunde auf immer weichen muss. Der Zug des Ritters gegen die Ungläubigen, zugleich um Busse zu thun und Ruhe zu gewinnen, erreicht wenigstens den letzten Zweck nicht. Die Neigung zur früher gemisshandelten und verstossenen Gemahlin nimmt nur zu. Nicht länger als ein Jahr hält er es aus in der Ferne. Dann kehrt er zurück voll der irdischen Hoffnung, sie begütigt und versöhnt zu finden. Aber erst jetzt tritt der ächte und fruchtreiche Schmerz ein, und mit ihm die wahre Reue und Busse. Die Nonne kann nicht wieder zur Ehefrau werden, jeder Weg, die irdische Neigung zu befriedigen, ist zerstört, und so muss sich auch des Ritters Trieb, welcher nach dem Besitz selbstisch haschte, nothgedrungen in einen nicht sinnlichen verwandeln. Allein sehr entfernt ist er noch von der Leidenschaftlosigkeit und heitern Seelenruhe Iddas. Sie

„des Himmels Braut“
sie „die Gott getraut“

ist ein ruhiges engelmildes Bild, durch dessen erquickenden Anblick nur sein Hinaufschwingen zum Ewigen vermittelt wird. Ihm allein, ohne ihre kräftigende Nähe würde dies nicht gelingen.“

Obwohl ich der Meinung bin, dass Schillers Gedicht für sich allein recht wohl bestehen könne, und der Beziehung auf die Legende nicht bedürfe, um als vortrefflich gewürdigt zu werden, so mag es doch Stimmungen geben, wo wir die sentimentale Liebe des Toggenburgers, der sich und die Welt so ganz über einer Geliebten vergisst, die ihn ohne allen Grund verschmäht, mit unsern Begriffen von männlicher Würde nicht im Einklang finden, wo uns daher seine völlige Hingebung an dieselbe bis in den Tod erklärlicher scheinen würde, wenn wir sie mit dem Gefühl der Reue und dem Bedürfniss der Busse zu verbinden wüssten. In einer solchen Stimmung war es vielleicht, dass ich

mich verleiten liess, die Legende der heiligen Itha, wie sie das Volksbuch meldet, als Einleitung zu Schillers Ritter Toggenburg zu behandeln. Um die genaue Verbindung der Legende mit der Ballade zu zeigen, auf welche es dabei abgesehen war, setze ich jene hieher und lasse ihr die erste Strophe der Ballade unmittelbar folgen. Der Leser, dem die folgenden Strophen im Gedächtniss sind, wird nun im Stande sein, sich für oder wider eine solche Verbindung zu entscheiden:

Itha von Toggenburg.

„Wem hast du den Ring gegeben?
Die so züchtig schien!
An des Jägers Finger eben,
Falsche, sah ich ihn.
Den Verräther schleiften Pferde
Nieder in sein Grab;
Dass die Schmach gerochen werde
Sollst auch du hinab.“

Reden will die Gräfin, wenden
Schimpflichen Verdacht;
Zornesflammen ihn verblenden,
Hat des Worts nicht Acht.
Hebt sie auf mit starkem Arme,
Von dem hohen Saal
Stürzt der Wütherich die Arme
Tief ins tiefe Thal.

Gute Geister schweben nieder
Aus des Himmels Zelt,
Spreiten himmlisches Gefieder,
Dass sie sanfter fällt,
Betten ihr auf weichem Moose
Und erwacht sie jetzt,
Ruht die Reine, Fleckenlose
Heil und unverletzt.

„Gnade deiner Magd erwiesen
Hast du, süsser Christ,
Nimmer wird es ausgepriesen,
Wie du gnädig bist.

Heiligend zu neuem Bunde
Lädt der Gnade Schein:
Dir von dieser Schreckensstunde
Leb' ich, Herr, allein."

Wo sich Ranken dicht verstricken
Bei des Adlers Horst
Birgt sie vor der Menschen Blicken
Sich im tiefen Forst;
Nährt den Leib von Waldeskräutern,
Schöpft aus klarer Flut,
Sucht die Seele nur zu läutern
In der Andacht Glut.

Baut ein Hüttchen dann von Zweigen,
Deckt's mit Rinde rauh:
Betend in der Wildniss Schweigen
Kniet die heil'ge Frau.
Hat in Kreuzesform verbunden
Sich zwei Stäbe Holz,
Wunderbare Lust empfunden,
Wenn das Herz ihr schmolz.

Wollt' es dann nicht länger tagen,
Helles Licht herbei
Bracht' ein Edelhirsch getragen
Zwischen dem Geweih.
Und so sass sie viele Tage,
Sass viel Jahre lang,
Lauschend ohne Schmerz und Klage
Himmlischem Gesang.

Doch des Grafen Herz durchschnitten
Scharfe Zweifel oft,
Ohne Schuld hat sie gelitten
Fürchtet er und hofft.
Spät verhört er seine Leute,
Allzuspät fürwahr
Wird dem Toggenburger heute
Ithas Unschuld klar.

Jenen Ring, des Bräutgams Gabe,
Glänzend war sein Schein,
Diebisch haschend trug ein Rabe
Ihn vom Fensterstein,

Hielt das leuchtende Geschmeide
Froh im Schnabel fest,
Seine Jungen spielten beide
Gern damit im Nest.

Zogen Jäger drauf im Walde
Streifend da vorbei,
Hört der Eine bei der Halde
Flücker Raben Schrei.
Sieht den Ring im Neste blitzen,
Schiebt ihn an die Hand,
Froh das Kleinod zu besitzen
Kommt er heim gerannt.

Tückisch lauschen grimme Strafen
Seiner Goldlust dort;
Aber schwer gereut den Grafen
Bald der Doppelmord.
Nächtlich fährt er aus dem Schlummer,
Träumt bei hellem Tag,
Da vernimmt er, was den Kummer
Wohl besänft'gen mag.

„Nicht gestorben ist die Reine,
Im verwachsnen Wald
Vor dem Kreuze knieet eine
Selige Gestalt.
Manche würden sie nicht kennen,
Ach, ihr schwand der Leib,
Doch ich weiss sie Dir zu nennen:
Itha ist's, Dein Weib!"

Neubelebt sie zu begrüssen
Stürzt der Graf hinzu,
Knieet nieder ihr zu Füssen,
Flehet: „Heil'ge Du,
Unwerth bin ich zu berühren
Deines Kleides Saum,
Dir zu richten muss gebühren
Und ich hoffe kaum.

„Kannst du dennoch mir vergeben,
(Selig ist Verzeihn)
Als dein Diener will ich leben,
Will dein Knecht nur sein.

Ja, ich les' in deinen Augen,
Dass du mild vergiebst;
Aber soll mir Gnade taugen,
Sprich, ob du mich liebst?"

„Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet euch dies Herz;
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz.
Ruhig mag ich euch erscheinen,
Ruhig gehen sehn:
Eurer Augen stilles Weinen
Kann ich nicht verstehn. u. s. w.

Vorarlberg.

Gleich hinter der Grafschaft Vaduz stösst das österreichische Vorarlberg an den Rhein und weiterhin an den Bodensee, der von dessen Hauptstadt Bregenz den ältesten seiner vielen Namen herleitet. Die wichtigsten Punkte, die uns hier begegnen, sind Feldkirch an der Iller, die aus dem Montafuner Thal herkommt und bei der Rothau in den Rhein fällt, Rangkwyl, ein uralter Ort, dessen Gerichtsbarkeit sich einst bis nach Seckingen erstreckte, Ems, mit dem gleichnamigen Bade und den Schlössern Alt- und Neuhohenems, von welchen jenes einst für unüberwindlich galt. Merkwürdig ist darin, ausser seiner herrlichen Lage, ein Felsenbrunnen, dessen Wasser, wenn es verunreinigt, oder zu unsauberm Gebrauch verwandt wurde, sich auf vierzehn Tage verlor, was sonst bei der höchsten Dürre nicht zu geschehen pflegte. Als unsauber soll ihm aber auch der Gebrauch zum Waschen gegolten haben. Hierüber wird es mit den Frauen, die glücklicherweise die Reinlichkeit in einem andern Sinne verstehen, sich überworfen haben. In der Nähe liegen endlich auch die Trümmer von Montfort, zu deutsch Starkenburg, dessen Grafen einst als mächtige Dynasten die Gegend weitumher beherrschten.

Wir sahen erst den Mittelrhein, dann den Glenner und die Rabiusa, zuletzt den Hinterrhein dem Vorderrhein zufliessen; dem vereinten Strom zollte dann die Plessur, hierauf der Lanquart, endlich der Illerfluss. Alle diese Gewässer kommen von

der rechten Seite her; wir hörten nicht, dass das linke Ufer seine Wasser vermehrt habe. Auf dieser Seite ist die wüthende Tamina, die aus dem Calfeuserthal kommt, an der Heilquelle und der berühmten jetzt vielleicht schon aufgehobenen Abtei von Pfeffers vorbeibraust, und sich bei Ragaz, Maienfeld gegenüber, mit ungestümer Heftigkeit in den selbst noch stürmischen Rhein wirft, das einzige namhafte Wasser, das auf der ganzen Strecke von der Quelle des Vorderrheins bis zum Bodensee in den Rhein mündet. Alle andere dem Rhein links entspringenden Quellen scheidet von ihm das ihm gleichlaufende, nur in der Ebene von Sargans sich senkende Gebirge. Dies bildet jedoch nur die Wasserscheide zwischen dem Rhein und dem Rhein, und alle jene Flüsse, die ihn erst zu vermeiden schienen, die Lint, die Sernft, die Seez, die Thur, die Sitter, fallen ihm doch endlich zu. So die Seez, die sich dem Rhein bei Mels oberhalb Sargans nähern zu wollen schien, sich aber plötzlich wendet und dem Wallenstädter See zufliesst, dessen Wasser durch den Lintcanal mit dem Zürchersee, wie dieser durch Limmat und Aar mit dem Rhein in Verbindung stehen. Ein weiter Umweg! Doch diese Flüsse thun weise, sie sehen, dass es dem Rhein bei seiner bevorstehenden Mündung in den Bodensee an Wasser nicht fehlen werde, und versparen ihm das ihrige für eine Zeit, wo er es mehr bedürfen wird. Welchen Glauben aber die von Einigen ausgesprochene Vermuthung verdiene, dass der Rhein einst nicht durch den Bodensee geflossen sei, sondern sich in der Ebene von Sargans links gewendet und den Weg wie heute die Seez durch den Wallenstädter- und Zürchersee genommen habe, das mögen Naturkundige entscheiden.

Das oberste Rheingau.

Ueber dem Städtchen Werdenberg liegt das gleichnamige Schloss, der Stammsitz des Grafengeschlechts, dessen wir in der Geschichte des grauen Bundes gedacht haben. Von Werdenberg gelangt man in dritthalb Stunden nach Wildhaus, dem höchst gelegenen toggenburgischen Ort, am Fuss des Sentis, bei den Quellen der Thur. Hier wurde 1484 Ulrich Zwingli geboren.

Der auf dem linken Rheinufer von Hohensax in der Grafschaft Werdenberg bis zum Bodensee Vorarlberg gegenüber gelegene Landstrich wird im engsten Sinne das Rheinthal (*vallis rheni*) genannt. Als ein schönes und fruchtbares Weinland führt es auch den Namen Rheingau, obwohl es mit dem unter Mainz nicht zu verwechseln ist, ein Irrthum, in den doch wirklich ein Schriftsteller verfallen sein soll. Der Hauptort dieses obersten Rheingaus ist Rheineck, welcher Name uns gleichfalls noch öfter begegnen wird. Von ihm wird es auch das Rheineck genannt. Dieses Thal, das nur wenige Stunden Breite hat und allmählig gegen den See hinabsteigt, geniesst eines milden Climas und blüht den warmen Küssen der Sonne mit üppigem Pflanzenwuchs entgegen. Dies sind nicht mehr die undankbaren Felsen des hohen Rhätiens, wo es nur Wiesen und Weiden gab, hier reift in Fülle Weizen und Korn, Haine von Obstbäumen umgeben jede Ortschaft, ein süsser Most springt von der Kelter und hoch über den Weingärten findet die Heerde noch reichliche Weide. Ein Kenner des Schönen, des landschaftlichen insbesondere, der selbst bis jetzt eine der reizendsten Gegenden bewohnte, Herr Joseph von Lassberg auf Eppishusen, urtheilt von diesem Rheinthale, es sei das schönste Thal Deutschlands. Wirklich liegt es den Wundern der Alpenwelt noch nahe genug, um entzückte Blicke hinein zu gestatten, und doch in behaglicher Ferne von ihren Schrecken. Die lauen Lüfte des Rheinthals, die im Lenz manche Nachtigall wecken mögen, säumten nicht, auch menschliche Kehlen zum Gesange zu stimmen. Hier nicht minder als in den benachbarten Thälern der Schweiz blühte schon im dreizehnten Jahrhundert das Minnelied und die erzählende Poesie. Zwei Glieder des Hauses Hohensax, bei dessen Stammburg das Rheinthal beginnt, Herr Heinrich von Sax und Bruder Eberhard von Sax, ein Mönch des Ordens der Prediger, so wie Konrad von Altstetten, der freundlichen Stadt in der Mitte des Thals, finden wir unter den bessern Liederdichtern jener Zeit. Ferner soll der Hardegger aus einer der Burgen über Marbach stammen. Die Heimat Friedrichs von Husen, nach der er, vielleicht im gelobten Lande, so manches Lied voller Sehnsucht sang, sucht man im Rheinthal in der Nähe der Felsen, wo König Dagobert als Grenzzeichen seines Reiches einen halben Mond

einhauen liess. Hier öffnet sich bei der Au ein liebliches Thal, in welchem oberhalb Bernang die alte Burg Husen lag. Die Lieder dieser ritterlichen Sänger sind uns in der sogenannten manessischen Sammlung erhalten, welche selbst lange Zeit im Besitz des freiherrlichen Hauses von Hohensax gewesen ist. Wäre jener Hans Philipp von Hohensax, dessen unverwes'te Leiche noch heute in der Kirche zu Sennwald den Reisenden gezeigt wird, nicht 1559 von seinem Neffen Ulrich Georg meuchlerisch ermordet worden, so würde wohl jene kostbare Handschrift Deutschland nicht entfremdet und nach Paris verschleppt worden sein. Die verwittwete Freiherrin konnte dem dringenden Verlangen des Kurfürsten von der Pfalz, den Codex für seine Bibliothek zu gewinnen, in Berücksichtigung der Verhältnisse ihres Mannes zum pfälzischen Hofe, nicht widerstehen, und so blieben die Bemühungen des gelehrten Schobinger, der den Liederschatz seiner Heimat zu erhalten wünschte, erfolglos; der Versuch aber, wenigstens eine Abschrift zurückzubehalten, kostete dem trefflichen Manne das Leben. In Heidelberg kam die Handschrift zwar unter den eigenen Schlüssel des Kurfürsten; aber eben darum lag sie wie im Gefängniss, aus dem sie bei der Einnahme Heidelbergs im Jahr 1622 nur erlöst wurde, um nach Paris zu wandern. Bei der zweimaligen Einnahme dieser Stadt hat man sie, wie so vieles andere, zurückzufordern vergessen. — Jener ermordete Freiherr, Zeit seines Lebens ein eifriger Protestant, hatte für die Freiheit der Niederlande gefochten und war mit genauer Noth der Bluthochzeit entronnen. Dennoch soll ihn sein unverwester Leichnam bei den abergläubischen Einwohnern der rechten Rheinseite in den Geruch der Heiligkeit gebracht haben. Sie wussten sich erst einzelne Finger zu verschaffen und entführten endlich den ganzen Leichnam als eine Reliquie, welche die ketzerischen Sennwalder nicht genug zu schätzen wüssten. Diese aber, um das Gegentheil zu beweisen, erhoben Klage, und die natürliche Mumie musste ihnen ausgeliefert werden. Diesem freiherrlichen Hause Hohensax gehörte auch jener Ritter an, von welchem G. Schwab in der Ballade: die seltene Kur erzählt, dass er in der Schlacht durch den Hieb seines Gegners eines Gliedes beraubt wurde, das er gern entbehrte — seines Kropfs.

Dem Rheinthal gegenüber, im heutigen Vorarlberg, blühte um dieselbe Zeit, wie jene Liedersänger, Rudolf von Hohenems, Dienstmann zu Montfort, keiner der besten, aber auch der schlechteste nicht unter den erzählenden Dichtern jener Periode. Es erging ihm wie es heutzutage auch wohl einem Dichter ergeht, der seinen Reichthum lieber in Hellern und Pfennigen als in blanken Goldstücken besitzen mag. Oder wollte er zu viel Gewinn von seiner Meisterschaft ziehen? Das ist gewiss, die Leichtigkeit, mit welcher er dichtete, verführte ihn ohne Ziel und Ende zu dichten. Wir besitzen von ihm ausser einer gereimten Weltchronik in zahllosen Versen noch einen Alexander, eine Geschichte Wilhelms von Orleans und die weitläufige Legende von Barlaam und Josaphat. Ueberdies hat er noch vieles Andere von beträchtlichem Umfange, z. B. einen trojanischen Krieg, vermuthlich auch einen Schwanenritter gedichtet. Bei solcher Fruchtbarkeit wird es Niemand befremden, dass er die Gediegenheit jenes Dichters nicht erreichte, dem wir den Parcival und das Bruchstück vom Titurel verdanken; aber wie weit er hinter ihr blieb, so ist er doch leichter, und für denjenigen, der nicht viel mehr als geistreiche Unterhaltung sucht, angenehmer zu lesen als Wolfram. Wackernagel nennt ihn einen der vorzüglichsten erzählenden Dichter, während ihn Gervinus vielleicht zu tief herabsetzt.

Wie Hohensax durch die sogenannte manessische Sammlung, die auf diesen Namen keinen Anspruch hat und besser die hohensaxische hiesse, so ist Hohenems durch zwei Handschriften des Nibelungenliedes berühmt, die hohenems - münchische und die hohenems - lassbergische, von welchen letztere, obgleich sie die jüngste Ueberarbeitung des Textes enthält, doch als die älteste Handschrift gilt, während die erstere offenbar den ältesten Text in vielleicht jüngerer Handschrift überliefert. Nimmt man die dritte, einst dem grossen Schweizer-Geschichtsschreiber Aegidius Tschudi gehörige Handschrift dazu, welche in dem benachbarten St. Gallen gezeigt wird, so konnte dies und der aus dem Rheinthal nach dem Arlberg streichende Nibelgau in der rhätischen Mark wohl verführen, hier die Heimat des Liedes zu suchen. Dennoch hätte man der Versuchung widerstehen sollen.

Appenzell.

Steigt man im Rheinthal das Gebirge hinauf, so gelangt man in das Hirtenland Appenzell, das jetzt als Enclave des Cantons St. Gallen, zu dem auch das Rheinthal gehört, selbst einen Canton der Schweiz bildet. Von dem Flecken Appenzell am Sitterfluss, wo der Abt von St. Gallen sich eine Zelle erbaut hatte, empfing das Ländchen den Namen. Aber gegen ihren Hirten, den Abt, mussten die Hirten Appenzells sich die Freiheit erfechten. Der Abt rief Oestreich zu Hülfe, dessen Scharen aus Altstetten im Rheinthal den Berg an dem Stoss, wo jetzt die Kapelle steht, hinaufrückten. Da trat Rudolf von Werdenberg, der Sohn des Grafenhauses, mit dem der vorige Abschnitt begann, zu den Appenzellern. Unter seiner Anführung schlugen sie die Schlacht am Stoss, die unentschieden blieb, bis den Appenzellern eine unerwartete Kriegsschar zu Hülfe rückte. Oestreich floh; aber die Helfer waren die Weiber und Töchter Appenzells in Hirtenhemden gewesen.

St. Gallen.

Da wir uns einmal im Canton St. Gallen befinden, so dürfen wir nach dem Plan unsres Werks die Legende des heiligen Gallus und die Anfänge der berühmten Abtei nicht übergehen, die auf die geistige Entwickelung Deutschlands von so grossem Einfluss gewesen ist.

Schon unter der Römerherrschaft soll ein brittischer Königssohn, Namens Lucius, in diesen Gegenden das Evangelium verkündet haben. Noch trägt der Luciensteig, da wo er zwischen Graubünden und der Grafschaft Vaduz das rhätische Gebirge überschritt, um den Wildnissen des Hochlands zu predigen, seinen Namen. Auch in Helvetien hatte das Christenthum Eingang gefunden; aber nach der Völkerwanderung mögen die ältesten christlichen Gemeinden durch das Uebergewicht der heidnischen Volksmenge und die Fahrlässigkeit der Priester wieder entartet sein. Der heilige Gallus und seine Gefährten, Mangold und Siegbert, waren dazu ausersehen, dem christlichen Glauben in seiner Reinheit die Herrschaft in Allemannien zu sichern. Aus

fernen Landen, von der nördlichen Küste Irlands, wo der Vater des heiligen Gallus König der damals dort wohnenden Scoten gewesen sein soll, hatte sie der Glaubenseifer im Gefolge des heiligen Columban in die Schweizeralpen geführt. Doch nicht unmittelbar; sie hatten erst im Kloster zu Bangor in Wales verweilt, hierauf im Wasgau bei Lützel ein Kloster gebaut. Als die fränkische Königin Brunhilde sie von hier vertrieb, kamen sie nach Schafhausen, Zürich und Bregenz am Bodensee. Ueberall zerstörten sie die Götzenbilder und lehrten den wahren, einigen Gott. Hierauf trennte sich Siegbert von den Gefährten und kam in die Wildniss Hohenrhätiens. Da wo sich Vorder- und Mittelrhein vereinigen, stiftete er das schon erwähnte Kloster Disentis (lateinisch *Desertum*). Placidus, ein reicher Mann dieses Landes, schenkte dazu Güter. Aber Victor, der Präses Rhätiens, gedachte durch deren Einziehung die Kammer zu bereichern. Placidus widersetzte sich und rückte dem Präses ausser diesem Unrecht noch manche Ungerechtigkeit vor. Dafür starb er den Märtyrertod. Aber die Strafe des Himmels ereilte den Wütherich: Victor ertrank und seine Söhne gaben zur Sühne des Unrechts nicht nur das entzogene Gut zurück, sondern noch überdies grossen Reichthum.

Unterdess hatte Gallus mit seinen Freunden unweit des Bodensees an den Flüsschen Nigrach und Steinach Hütten gebaut und als Einsiedler die Bekehrung der Umwohnenden begonnen. Die Legende berichtet, Graf Talto, Kämmerer des königlichen Hofs, habe ihnen diese Gegend geschenkt. Nach einer alten Chronik war es der alamannische Herzog Gunzo, der in Ueberlingen, dem alten Iburinga wohnte, welcher dem heiligen Einsiedler Gallus, zum Dank dafür, dass er seine einzige Tochter von einer schweren Krankheit geheilt, jenen Wald zum Geschenk machte. Wie dem auch sei, aus jener ersten Niederlassung ging im Verlauf der Zeiten die reiche und mächtige Abtei St. Gallen hervor, deren Abt mehr Einkünfte hatte, als der Bischof von Cur.

Das Erste, was von hier aus für deutsche Sprache und Literatur gewirkt wurde, geschah von dem heiligen Gallus selbst, durch Anlegung eines lateinisch-deutschen Vocabulars, dessen er als Irländer, bis er sich bessere Kunde des Deutschen erworben

hatte, bei seinem Bekehrungsgeschäft wohl bedürfen mochte. In diesem Wörterverzeichnisse, das in der eigenen Handschrift des alamannischen Apostels zu St. Gallen gezeigt wird, ist uns, wenn wir von dem Gothischen absehen, das älteste deutsche Sprachdenkmal erhalten, wesshalb W. Wackernagels deutsches Lesebuch und Heinrich Künzels drei Bücher deutscher Prosa die Reihe ihrer Sprachproben mit dem Wörterbuch des heiligen Gallus eröffnen. Es mag sein, dass die alamannische Sprache ihm nicht geläufig, dass er der lateinischen noch viel unkundiger war, dennoch bleibt ihm der Ruhm, der Erste gewesen zu sein, der die wilden deutschen Laute an die Fesseln der Schrift gewöhnte. Da es interessant ist zu sehen, welche Gestalt deutsche Worte im siebenten Jahrhundert hatten, so heben wir einige zur Probe heraus. An dem häufigen *us* für *um* in lateinischen Worten wird man bestätigt finden, was über des Verfassers Unkunde des Lateinischen gesagt ward:

Surculus zui (Zweig.) — *folia laup.* — *folius plat.* — *curvus crump.* — *curvatus gapogan.* — *palatius phalanze.* — *templus huus za petonna.* — *tectus gadacha.* — *stabulus stal.* — *cupiculus camera.* — *lectus petti.* — *fenestra augatora.* — *saxus stain.* — *cimentus calc.* — *montes perga.* — *collis puhila.* — *vallis tal.* — *plane epani.* — *fons prunno.* — *pontes prucge.* — *flumen aha.* — *naves scef.* — *rex cuninc.* — *dux herizoho* u. s. w.

Aus so kleinem Anfange sollte die gesammte, unübersehliche, noch jährlich ja stündlich in unendlich vielen Gliedern fortwachsende deutsche Schriftwelt hervorgehen! St. Gallen aber begnügte sich nicht mit dem Ruhme, das erste Reis in deutscher Zunge gepflanzt zu haben, es hegte und pflegte auch ferner den jungen Baum unserer Muttersprache, bis er zum starken Stamme gediehen Frucht und Schatten gab und dem eigenen Trieb und Wachsthum fortan überlassen werden konnte. „Zwar fuhr man,“ sagt Wilh. Wackernagel, „noch einige Zeit in derselben Weise fort, wie Gallus begonnen: man verfertigte, um Anfängern das Studium der lateinischen Sprache zu erleichtern, deutsche Interlinear-Versionen und lateinisch-deutsche Glossare, dergleichen dem Mönch Kero zugeschrieben wurden; man verschmähte zuerst noch die deutsche Poesie und überliess sie, wo man sie nicht

verfolgte, wenigstens mit stolzer Verachtung den ungebildeten Laien: aber bald stellte sich die Freude an einem verständigern und würdigern Gebrauch der deutschen Sprache ein, und es ward schon im neunten Jahrhundert nicht mehr für unziemlich gehalten, auch in deutschen Versen zu dichten. Der Mönch Ratpert, der in den neunzigen dieses Jahrhunderts starb, verfasste ein Lied über das Leben und zu Ehren des heiligen Gallus; leider ist es nur in einer lateinischen Uebersetzung auf uns gekommen. Aber vielleicht ist die Theilnahme der St. Galler an der deutschen Poesie noch um etwas älter; die älteste deutsche Messiade, Otfrieds unter Ludwig dem Deutschen gedichtete Evangelienharmonie ist unter andern auch zweien St. Galler Mönchen, Hartmuat und Warinbracht zugeeignet; wir wissen von Otfried sonst nur, dass er Mönch in dem elsässischen Benediktinerkloster Weissenburg war; allein diese Zueignung setzt eine nähere Bekanntschaft in St. Gallen voraus, und wie auch seine Sprache eher alamannisch als überrheinisch klingt, möchte die Vermuthung kaum gewagt erscheinen, dass er erst später nach dem Elsass gekommen, früher aber gleichfalls Mönch zu St. Gallen gewesen sei. Otfrieds Arbeit ist eine durchaus im Geiste seiner Zeit gelehrte, seine lateinische Bildung scheint sogar auf seinen Styl nachtheilig eingewirkt zu haben, nur selten spricht er so wie es damals volksmässig sein mochte; dagegen ist Ratperts Lied, so viel wir aus der lateinischen Uebersetzung schliessen können, schon ganz in der Art des Volks gewesen: ein halbes Jahrhundert später sahen wir einen St. Galler Mönch, Eckehart I., der ohne Scheu sogar einen Gegenstand aus der nationalen Heldensage, die Abenteuer Walthers und Hildegundens besingt, zwar in lateinischen Versen; aber die Wahl des Stoffes beweist, wie vortheilhaft sich im Laufe des Jahrhunderts die ästhetischen Ansichten der St. Galler Mönche geändert hatten. Früherhin würde man dergleichen fast für sündlich gehalten haben. Für die Poesie geschah zu St. Gallen im weitern Verlauf dieser Periode nichts mehr; desto eifriger, desto erfolgreicher ward die Prosa geübt. Freilich nur in Uebersetzungen; aber auch darin erwies sich jetzt eine so freie und selbstkräftige Kunst, und dem prosaischen Styl war im schönsten Einklang mit dem formellen Zustande der Sprache zugleich so viel Anmuth und Gediegenheit eigen

geworden, dass sich erst wieder aus dem dreizehnten Jahrhundert gleich und besser Gelungenes wird daneben stellen lassen. Notker III. mit dem Beinamen Labeo, der im Jahr 1022 starb, übersetzte und paraphrasirte nach Anleitung des augustinischen Commentars den ganzen Psalter; in jeder Beziehung werthvoller sind jedoch die andern immer noch ungedruckten Uebersetzungen und Erklärungen vom Organon des Aristoteles, von Marcianus Capella, und namentlich die vom philosophischen Tröstbuch des Boethius: Arbeiten, die man alle zusammen gleichfalls jenem Notker beizulegen pflegt; aber es ist gewiss, dass sie von mehrern andern Verfassern und wahrscheinlich, dass sie theilweise von Ruadpert, einem Zeitgenossen Notkers herrühren, dessen Bemühung für angemessene Uebersetzung schwieriger lateinischer Ausdrücke uns anderswoher bekannt ist. Dergleichen Thätigkeit in jenem Zeitalter lässt sich nicht genug mit Dank erkennen, es giebt für eine wenig geübte, wie für eine entartete Sprache nichts Heilsameres als Uebersetzungen, wenn sie nur mit Geist und Kenntniss gearbeitet werden.“

Freilich erlosch das Licht, das die St. Galler Mönche der Welt angezündet hatten, als es schon überall leuchtete, ihnen selber wieder. Jener Wilhelm, Graf von Montfort, Abt von St. Gallen, der dem Kaiser Rudolf so viel zu schaffen machte, konnte mit seinem ganzen Kapitel nicht einmal schreiben, und wenn derselbe Abt Tagelieder gedichtet hat (damals dichteten Viele, die nicht schreiben konnten), so beweist dies nur, dass neben dem Verfall der Gelehrsamkeit auch das Verderbniss der Zucht und Sitte einzureissen drohte, denn keine Art von Poesie geziemte wohl einem Abt weniger als diese, deren Wesentliches darin bestand, dass diejenigen, welche verbotene Liebe pflegten, beim Anbruch des Tages von dem Wächter auf der Zinne ermahnt wurden, sich vorzusehen, dass sie nicht entdeckt und an Ehre und Leben geschädigt würden, worauf denn eine rührende Schilderung des Abschieds zu folgen pflegte.

So ward denn, wie einst die Weisheit Salomons, mit abnehmender Gottesfurcht, auch der Ruhm sangallischer Gelehrsamkeit zu Schanden. Mit Recht, ob es gleich eine unverdient harte Strafe scheinen mag, dass wir jetzt, wenn von unwissenden

schmerbäuchigen Pfaffen die Rede ist, durch Bürgers bekanntes Gedicht unwillkührlich an den Abt von St. Gallen erinnert werden.

Folgender Vorfall gehört zwar noch in die bessere Periode der Abtei, giebt aber doch einen zweideutigen Begriff von der Bildung der Mönche, die sich schon an eine Kritik der heiligen Schriften wagten:

Die Vorräthe im Keller zu St. Gallen waren bis auf zwei Fässer geschmolzen; denn die letzten heissen Jahre hatten mehr auf den Durst, als auf die Zeitigung des edeln Gewächses gewirkt. Bei festgesetztem starken Zuspruch musste man fürchten in Kurzem ganz auf das Trockene zu gerathen. Unter solchen Umständen konnte es nur höchst willkommen sein, als die Nachricht einlief, dass der heilige Adalrich, Bischof von Augsburg, dem Kloster ein ganzes Stückfass verehrt habe, das schon unterwegs sei. Aber die freudige Ueberraschung verwandelte sich eben so unerwartet in Schrecken, als man vernahm, dass das Fass, eben da es in den Hafen einlaufen sollte, noch gescheitert sei. Der Fuhrmann hatte nämlich an der hohen Brücke die Pferde kräftiger angetrieben, darüber begegnete ihm das Unglück, dass dem Karren Rad und Axe brach, das schwere Fass herab- und über das Brückengeländer in den Strudel fiel. Man denke sich die Bestürzung, das Entsetzen! Aber noch war nicht Alles verloren, der Wein hatte das Wasser nicht gefärbt, das Fass schien keinen Schaden gelitten zu haben und so kam es nur darauf an, die rechten Mittel anzuwenden, beide glücklich aus der Tiefe zu heben. Der Abt versammelte also gleich das Convent, man rathschlagte geheim und lange, endlich kam es zum Beschluss. Nun säumte man sich länger nicht, ans Werk zu gehen und schritt im vollen Ornat mit Kreuz und Fahne aus der Abtei. Dreimal bewegte sich die Procession mit lautem Kyrie Eleison um den Strudel, und wenn sie über die Brücke schritten, und der Abt unter dem Baldachin den Segen gab, knieten Alle sich bekreuzend nieder. Als dies vollbracht war, machten die Schröter mit ausgeworfenen Seilen einen Versuch. Die Brüder standen, die Hände gefaltet, in frommer Erwartung und siehe, so bewährte sich die Weisheit des Rathschlusses, das Fass ward unversehrt herauf und in den Klosterkeller geschafft. Nicht ein Tropfen des edeln Getränks war verschüttet. Auf diese Nach-

richt stimmten Alle, des glücklichen Erfolges froh, mit dankbaren Herzen ein *Tedeum* an. Besser als wir nach blutigen Schlachten, sagt der Geschichtschreiber.

Boden- und Zellersee.

Eine Stunde unterhalb Rheineck mündet der Rhein in den Bodensee, zuweilen, nach heftigen Regengüssen, mit solcher Gewalt, dass seine Strömung jener der auf der entgegengesetzten Seite mündenden Bergwasser, Argen und Schussach, begegnet. Noch eine Weile erkennt man den Strom in dem See, theils an der Bewegung, theils an der hellern Farbe des Wassers. Daher mag wohl die Meinung entstanden sein, dass er sich gar nicht mit dem Seewasser vermische. Vielleicht erreichte er den See in frühern Zeiten schon bei Rheineck, wenigstens deutet dessen Name und der des Dörfchens Altenrhein, des letzten im Rheinthal, darauf hin, dass hier Wasser und Land seit Jahrhunderten grosse Veränderungen erlitten habe. Der Rhein und die rechts von ihm mündenden Waldströme, Fussach und Bregenz, sollen einer schon ältern Vermuthung zufolge nach und nach die ganze Landspitze angeschwemmt haben, welche unterhalb Rheineck weit in den See hineinreicht. Diese wäre also das oberste Holland.

Der Bodensee, unter den deutschen Seen der grösste, ist nach dem Genfersee auch der grösste der Schweiz. Dieser übertrifft ihn ausserdem durch die schöne blaue Färbung des Wassers und die himmelhohen schneegekrönten Gebirge, die seine Ufer bilden. Das Wasser des Bodensees ist tiefgrün, wie das aller übrigen Schweizerseen, und nur mässige Höhen umgeben ihn; aber um so fruchtbarer sind auch diese von Natur, um so besser bebaut durch den Fleiss ihrer Bewohner. Die gesegneten Gauen, welche ihn umschliessen, sind wie ein grosser Garten Gottes, in welchem Obsthaine, Weingärten, Getreidefelder, Wiesen und Waldungen im üppigsten Gedeihen prangen. Die Insel Meinau, durch eine liebliche Sage berühmt, und das auf Pfählen im Wasser erbaute Lindau, das schwäbische Venedig, tauchen reizend aus dem grünen glatten Spiegel. In der Ferne heben im Duft des Vorlands die Graubündner, Appenzeller und Vorarlberger Alpen ihre schneebedeckten Häupter. Unzählige Dörfer und Städte,

Burgen und Schlösser, Klöster, Kirchen und Landsitze scheinen eine geschlossene Kette um den See zu ziehen, als sollten sie die Fassung des wasserreichen Edelsteins bilden. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, wie gut die deutschen Fürsten den Werth dieses Kleinods zu schätzen verstanden, denn ausser den angrenzenden Kantonen der Schweiz, St. Gallen und Thurgau, haben Oesterreich, Baiern, Würtemberg und Baden sich beeifert, Antheile an ihm zu erwerben. Oesterreich hat Bregenz, den Hauptort Vorarlbergs, Baiern Lindau und den kürzesten Küstenstrich, Würtemberg Buchhorn, jetzt Friedrichshafen genannt, Baden endlich Meersburg und Konstanz, nebst beiden Ufern jener Verlängerung des Sees, die den Namen des Ueberlinger Sees führt. Den Zellersee, dessen nördliche Küste ebenfalls badisch ist, rechnen wir nicht zum Bodensee, weil er tiefer liegt und einen eigenen See für sich bildet, der mittels des Rheins mit dem Bodensee zusammenhängt. Es ist daher unrichtig, wenn letzterer in den obern und untern (Zellersee) eingetheilt wird. Der Rhein ist nicht der einzige unter den Flüssen der Schweiz, der durch zwei Seen fliesst, auch die Aar muss durch den Brienzer und Thuner.

Es ist eine Eigenthümlichkeit fast aller in der Schweiz entspringenden Flüsse, dass sie, die schon anfänglich in kleinen Seen ihre Quellen hatten, auch in ihrem weitern Lauf plötzlich einmal stille stehen, um in geräumigen Becken ihre Wasser zu sammeln und die erworbenen Schätze zu mustern. Oder hatte die Natur bei dieser Anordnung weisere Absichten? Wollte sie Ueberschwemmungen oder Wassermangel verhüten? Wir neigen nicht zu teleologischer Betrachtung der Dinge, aber so trocken ist nicht leicht ein Sommer, dass er die hier gesammelten Vorräthe erschöpfte, und der wasserreichste, wo Wolkenbrüche und glühende Hitze noch so grosse Massen Alpenschnees schmelzen, ist nicht vermögend den weiten Spiegel des Sees um mehr als einige Fuss zu heben. Wäre aber der Bodensee nicht, und flösse der Rhein hier zwischen engen Ufern, so müsste er bei plötzlichem starkem Anschwellen aller Alpenströme, die ihm Wasser zuführen, auf seinem weitern Lauf die furchtbarsten Zerstörungen anrichten.

Lange mag der Rhein unschlüssig gewesen sein, an welcher

Stelle er die Becken des Boden - und Zellersees verlassen solle. Vielleicht entstand der Ueberlingersee und die beiden Arme des Zellersees, welche die gleiche Richtung nehmen, aus einem Versuche des Rheins, sich nach dieser Seite hin einen Durchbruch zu schaffen. Aber das Gebirge, welches sein Flussgebiet von dem der Donau trennt, stellte sich ihm entgegen, und zwang ihn, in einer von seinem bisherigen Lauf ganz abweichenden Richtung weiter zu fliessen. Allein auch hier begegnete ihm bald ein Gebirgszug, der mit dem Jura zusammenhängend erst die Aar und dann das jetzige Rheinthal durchsetzt, um sich jenseits allmählig zu verlieren. Es ist dasselbe Gebirge, welchem die Kalkfelsen angehören, die den berühmten Rheinfall von Schaffhausen verursachen. Dies Hinderniss war aber schwächer als der Rhein. Doch wir wollen uns nicht vorgreifen; es genüge, den Bezug des Rheinfalls auf den Boden- und Zellersee angedeutet zu haben.

Von allen Schweizerseen lässt sich behaupten, dass sie nach den Orten benannt sind, die an ihren Enden liegen. Nur hat man das Ende bald in dieser, bald in jener Richtung gesucht; bei einigen, und dies ist der häufigste Fall und zugleich das Richtigste, beim Ausfluss des Stroms, der den See bildet; bei andern am entgegengesetzten Ende. Beispiele des ersten Falls geben der Genfer, Züricher, Thuner und Sarner, Beispiele des andern der Brienzer und Wallenstädter See. Diese Wahrnehmung kann uns durch das Labyrinth der Namen, womit der Bodensee prangt, zum Leitfaden dienen. Constanzer See heisst er mit Recht, weil ihn der Rhein bei Constanz wieder verlässt. Aber älter ist der Name Bregenzer See, wie er schon den Alten hiess; allgemeiner führt er den Namen Boden- oder Bodmensee, von dem alten Schloss Bodmann oder Bodmen am entgegengesetzten überlingischen Ende. Beide Namen sind ohne Rücksicht auf Aus- oder Einfluss des Rheins von den äussersten Endpunkten hergenommen. Ergötzlich ist es, wenn Sebastian Münster meint, Bodensee heisse er, wie *lucus a non lucendo*, von seiner Bodenlosigkeit, oder wenn Walafried Strabo, einst Abt in der Reichenau, berichtet, er habe den Namen von dem griechischen Potamos, Fluss. Warum nicht lieber von Wodan, dem Gott der Götter, Wodansee, Bodensee? Hat man doch den Namen *lacus Acronius*, den er bei Pomponius Mela führt, auf den griechischen Kronos bezogen.

Da wir uns einmal etymologisch belustigen, so soll' nicht verschwiegen bleiben, dass Einige meinen, statt *acronius* sei *acromus* zu lesen; die ältesten Anwohner hätten nämlich den See wegen seiner vielen Buchten und Krümmungen a kromma See genannt, was von den Römern begreiflich missverstanden worden. Was uns betrifft, so ist uns der gangbarste Name der liebste; will aber Einer etwas Apartes haben, so mag er ihn den Schwabensee oder das deutsche Meer nennen. Der letzte etwas hochmüthig klingende Name wird bei einer Länge von höchstens 18, einer Breite von nicht mehr als 7 Stunden schwerlich ernstlich gemeint sein. Gleichwohl überbietet seine höchste Tiefe (964 würtembergische Fuss) die der Nord- und Ostsee. Auch auf dem deutschen Meere wüthen Stürme, die häuserhohe Wellen schlagen; ja sie sind, wegen der Nähe der Küsten, gefährlicher als auf der hohen See. Aber kein Ungewitter trübt sein krystallklares Wasser, dessen tiefer Grund niemals aufgewühlt wird.

Mitten zwischen beiden Seen liegt Constanz, eine Stadt grosser, aber betrübender Erinnerungen. Schon ihr Name gemahnt an Constantin, der zuerst die Kirche zu Macht und Reichthum erhob, worüber ihr Schutzengel, nach Walther von der Vogelweide, laut o weh! schrie, weil er voraussah, dass damit auch ihre Entartung gegeben sei. Als diese in einem Maasse eingetreten war, dass es die Welt nicht mehr ertragen mochte, ward das berühmte Constanzer Concil ausgeschrieben, von dem man die Abstellung so vieler ärgerlichen Missbräuche erwartete. Wäre hier wirklich allen Gebrechen der Kirche an Haupt und Gliedern abgeholfen worden, so würde die Kirchenspaltung vermieden worden sein, die noch immer in Deutschlands Fleisch eine klaffende Wunde ist, an der es sich im dreissigjährigen Kriege fast verblutet hätte. Da aber dies nicht geschah, vielmehr die Kirche, die sich eine liebende Mutter nennt, fortfuhr, ihren Kindern auf dem Schindanger Scheiterhaufen zu schichten, so ging in Erfüllung was Huss vorhersagte, ehe er den seinigen bestieg: „Heute bratet ihr mich, wie eine Gans, aber binnen hier und hundert Jahren wird unter den Christen ein Schwan kommen, den werdet ihr wohl ungebraten lassen müssen!“ Dieser unmenschlichen That, die um so unverantwortlicher war, als sie

gegen das vom Kaiser gegebene Geleite geschah, folgte bald eine zweite, die Verbrennung des Hieronymus, und seitdem ist es dem Wanderer, als ob die Luft in Constanz vom Rauch der Menschenopfer geschwängert wäre. Merkwürdig bleibt es aber, wie sich dieselben Ereignisse unter veränderten Verhältnissen an demselben Ort wiederholen, denn ein Jahrtausend vorher war hier der heilige Pelagius, dessen Gedächtniss die Kirche am 28sten August begeht, ebenfalls wegen Religionsmeinungen dem Martertod übergeben worden.

Von so unseligen Verirrungen wenden wir uns gern zu dem geistreichen, prachtliebenden Bischof Salomon, der ein Lichtpunkt in der Geschichte von Constanz ist. An ihn erinnert noch heute das benachbarte Salmannsweiler mit seinem grossen Weinfass, durch dessen weites Spundloch einst ein Mönch hineinfiel und ertrank.

Zwischen den steinernen Pfeilern der Brücke, welche Constanz mit der gegenüber liegenden ehemaligen Abtei Petershausen verbindet, tritt der Rhein aus dem Bodensee, um nach dem kürzesten Lauf, bis zum Flecken Gottlieben, einen zweiten See zu durchfliessen. Diese kurze Strecke zwischen beiden Seen ist die oberste des Stroms, welche Dampfschiffe durchfurchten, deren im Jahr 1825 dreie, von Constanz, Lindau und Friedrichshafen aus, die beiden Seen beschifften und bis nach Schaffhausen fuhren. Eins derselben gehörte zur Hälfte dem Herrn von Cotta. Seitdem soll sich nach den Zeitungen, ihre Zahl noch bedeutend vermehrt haben.

Auch der Zellersee ist von einem Orte genannt, welcher der Einmündung des Rheins gegenüber liegt, der Stadt Zell, oder Ratolfszell. In der Mitte hebt sich die grosse Insel Reichenau mit der berühmten 1799 aufgehobenen Abtei. Zwischen dem Zeller- und dem Ueberlingersee liegt eine lange breite Erdzunge, das Eichhorn genannt, die nur zwischen Bodmann und Zell, den beiden Namen-gebenden Orten, mit dem festen Lande zusammenhängt. Eine zweite streckt sich zwischen Zell und Stein, wo der Rhein ausfliesst, in den Zellersee. An ihrer Spitze liegt Horn, ein Name, den auch am Bodensee die hineinlaufenden Landzungen führen.

Da wir hier zum zweitenmal den Namen Bodmann erwähn-

ten, so können wir nicht umhin, einige Worte über dies uralte fränkische *Palatium* und seine Sage einzuschalten. Schon früh erscheint eine edle von ihm genannte Familie. Ein Schlossbrand, durch den Blitzschlag entzündet, schien im Jahr 1307 diesem Geschlecht den Untergang zugedacht zu haben, denn Alle verbrannten bis auf einen Säugling, Johannes Bodmann genannt, der durch die Geistesgegenwart seiner Amme in einem kupfernen Kessel geborgen und in Sicherheit gebracht wurde. Dieser Hans Bodmann zeichnete sich, wie alle seine Abkömmlinge, durch Tapferkeit aus. Sie besassen einst den grössten Theil der Ufer des nach ihrem Schlosse benannten Sees. In jenem wird der Kessel und einiges andere vom Feuer verschont gebliebene Hausgeräth noch heute gezeigt. Eine nähere Untersuchung würde ergeben, ob diese Ueberlieferung auf mythischen oder historischen Grundlagen ruht. Bei dem Bezug des Namen Bodmann auf den See wie auf das Geschlecht möchte man versucht sein, den kupfernen Kessel, in dem der Ahnherr des Hauses errettet ward, gleich jenem Braukessel Aegirs, des eddischen Meergotts, auf das tiefe Becken des Sees zu deuten.

Die Ufer des Zellersees sind nicht weniger reizend als die seines Nachbars. Auf der badischen Seite reichen sie näher an den Höwgau und seine hohen von alten Burgen und Vesten gekrönten Basaltkegel: Hohenhöwen, Hohenstoffeln, Hohenkrähen, Hohentwiel u. s. w. An das letztere allein, das wir hier übergehen müssen, knüpfen sich so viele Erinnerungen, dass Folianten sie nicht erschöpfen könnten. Eben so unermesslich ist die Aussicht, welche sich auf diesen hochragenden Kuppen in die Schweizergebirge eröffnet.

Die andere, schönere Seite des Seeufers bildet der gesangreiche Thurgau. Ein anmuthiger Bergrücken durchzieht ihn, an dem im dreizehnten Jahrhundert unzählige Sängerburgen standen. Hier ist die wahre Heimat des Minnegesangs. Auch auf dessen Entwickelung hat das nahgelegene St. Gallen günstig gewirkt. Tutilo, ein sangaller Mönch, Notkers und Ratperts Freund, und Karls des Dicken, der auf der Reichenau starb, sonderlicher Liebling, war in allen Künsten, besonders in Musik und Dichtkunst erfahren. Mit Erlaubniss des Abtes Hartmuot unterrichtete er die Söhne der benachbarten Edeln in Gesang und Saitenspiel.

Aus dieser Schule, die sich mehrere Jahrhunderte lang erhielt, gingen die vielen ritterlichen Sänger hervor, auf die das Thurgau stolz ist.

Auch das Städtchen Stein am Rhein, bei dem der Rhein aus dem Zellersee tritt, erinnert durch sein hochliegendes altes Schloss, die Steiner Klinge genannt, an das im Thurgau heimische Geschlecht derer von Klingen, welchem die kaum zwei Meilen auseinander liegenden Rittersitze Hohenklingen (Steiner Klinge), Klingenberg und Alten-Klingen ursprünglich gehört zu haben scheinen. Späterhin mögen sich die Besitzungen wie die Geschlechter getrennt haben. Walther von Klingen, ein Dienstmann Rudolfs von Habsburg, der im Kloster Klingenthal bei Basel, das er gestiftet hat, mit dreien seiner Töchter begraben liegt, war einer der besten Sänger seiner Zeit. Heinrich von Klingenberg, Bischof von Constanz, war erst Abt in der Reichenau, dann Probst im grossen Münster zu Zürich, wo er die Scholasterei und Kantorei wieder aufrichtete und letzterer den Liederdichter Conrad von Mure vorsetzte. Hadloub rühmt von Heinrich, er könne Weis und Wort, das heisst, er sei Dichter und Componist. Als Kanzler Kaiser Rudolfs war er so gefürchtet, dass Gebhard, Kurfürst zu Mainz, sich von seinem Vetter, König Adolf von Nassau, versprechen liess, den von Klingenberg nie in seinen Dienst zu nehmen. Die Vermuthung, dass er der in der sogenannten manessischen Sammlung unter dem Namen des Kanzlers vorkommende Minnesänger gewesen sei, wird hier nicht zum erstenmal ausgesprochen.

Der grosse Lauffen.

Der Rheinfall bei Schaffhausen hat nicht nur den Namen dieser Stadt in aller Welt berühmt gemacht, sondern er ist es eigentlich, dem sie Entstehung und Blüthe verdankt. Dies geschah nicht etwa durch den Besuch der Fremden, welche ein so einziges Naturschauspiel zu betrachten zahlreich herbeieilen, obwohl auch diese nicht ganz unbedeutend dazu beitragen mögen, sondern durch das natürliche Stapelrecht, welches der Rheinfall zu Gunsten der Stadt, besser als es ein kaiserliches Privilegium vermöchte, begründet hat. Da kein Schiff, ohne in tausend

Stücke zu zertrümmern, den Rheinfall hinab kann, so müssen alle Güter, die aus dem Bodensee u. s. w. hieher gelangen, oberhalb Schaffhausen ausgeladen, auf der Achs durch die Stadt geführt und unterhalb des Wasserfalles wieder an Bord genommen werden. Die grossen Schiffe fahren daher nur bis nach Schaffhausen; kleinere aus leichten Tannendielen gezimmerte, sogenannte Lauertannen, werden wie ihre Ladung durch die Stadt, am Wasserfall vorbeigetragen und unterhalb desselben wieder auf den Strom gesetzt. Vermuthlich lag hierin der Grund der ersten Ansiedelung, aus welcher Schaffhausen, dessen Name auch von Schiff, oder dem lateinischen *Scapha* abgeleitet wird, hervorging. Dabei könnte aber befremden, dass Schaffhausen eine gute Stunde oberhalb des Wasserfalls liegt; desshalb müssen wir des Umstands gedenken, dass schon vor der Stadt die Schifffahrt durch einen Felsendamm gehemmt wird, der bei niederm Wasserstand sichtbar hervorragt. Er besteht, gleich der Felswand und den Felszacken des Wasserfalls, aus Kalksteinen, was den Zusammenhang beider Steinmassen mit dem hier auslaufenden Juragebirge bestätigt. Die Volkssprache nennt die Felsen des Damms die Lächen.

Bei Schaffhausen hört man den Rheinfall schon toben und brausen. Er ereignet sich aber erst bei dem Zürcher Schlösschen Lauffen, das auf der linken Rheinseite auf einem hohen Felsen liegt. Dieser bildete wohl einst mit dem Steindamme, welchen hier der Rhein zu durchbrechen hatte, eine fortlaufende Bergwand, von der die Felsblöcke, die sich jetzt mitten im Strom dem Sturz entgegenstemmen, nur Ueberbleibsel sind.

Die Tiefe der Felswand, welche sich der Rhein herabzustürzen hat, beträgt etwa siebzig bis achtzig Fuss. Aber eben da er den Anlauf zum Hinabspringen nimmt, stemmen sich ihm fünf (jetzt nur noch drei) Felsblöcke entgegen, welche aus der Wand emporragen. Einer derselben wird ganz überströmt, die übrigen nur bei dem höchsten Wasserstande. Der überströmte Felsen ist dem Schloss Lauffen am nächsten, an dessen Fuss das Gerüste Fischenz, ein hölzerner balkonartiger Vorbau über dem Abgrunde, die vortheilhafteste Stellung gewährt, um den ganzen vollen Eindruck des erhabenen Schauspiels mit einem Mal zu gewinnen.

Schon oberhalb des Sturzes musste sich der Strom in ein enges Felsenbette zwängen lassen, aus dem zahllose Klippen emporstarrten. Darüber schäumend vor Unmuth gelangt er mit starkem Gefälle in die Nähe der Felszacken, wo der Boden schon unter ihm weicht, und der Fall, obwohl erst allmählig, beginnt. Mit gewaltsamer Eil schiesst er gegen die Felsblöcke hinab, an denen sein Fall sich bricht, der erst jetzt eigentlich geschehen soll. Beim Anprallen gegen die Felsen zerstäubt ein Theil des Wassers und steigt als dichte Nebelwolke in die Höhe, ein anderer bildet siedende, schäumende Gischt, ein dritter wälzt sich in grossen Massen über den Felsen und gelangt hinab in den Kessel, wo das Sieden, Schäumen und Strudeln von Neuem anhebt. Denkt man sich dies in der grössten Geschwindigkeit hinter einander und zugleich neben einander, da ein Theil des Wassers schon im Kessel zischt und brandet, wenn der andere erst wider die Felsen prallt, und über sie hinaus spritzt; denkt man sich dies Schauspiel bei jedem der Felsblöcke mit der Abänderung wiederholt, dass nur der erste Felsen überströmt wird, und lässt man dann die Sonne sich entschleiern, um den mannigfaltigsten, herrlichsten Farbenwechsel hervorzubringen, indem sie die vom Wind gekräuselten Säume des Schaums vergoldet, den Wasserspiegel mit Glanz überstrahlt, und im aufsteigenden, schnell bewegten Dunst den flüchtigen Regenbogen hervorzaubert, dessen Oberes von der Luft hin und her getrieben, vom neu aufwallenden Nebel verwischt und doch gleich wieder neu erzeugt wird, während der Fuss ruhig und unbeweglich in Gischt und Schaum des Kessels steht — fasst man dies Alles in eine Vorstellung zusammen, so hat man ein schwaches Bild dessen, was an dem Phänomen Sichtbares ist. Auf das Ohr wirkt gleichzeitig das ungeheure Donnergetöse des Sturzes so gewaltsam, dass man es in stiller Nacht auf zwei Meilen weit hört, in der Nähe aber Niemand sein eigenes Wort vernimmt. Auch dem Gefühle macht es sich durch die Lufterschütterung und den Staubregen bemerklich, der den Zuschauer in kurzer Zeit durchnässt, wenn er sich dem Anblick zu unbedachtsam hingiebt.

Vom Gerüste Fischenz kann man die dem andern Ufer näher liegenden Fälle nicht deutlich erblicken, desswegen begiebt man sich wohl nach einem in der Nähe des Schlosses stehenden

Pavillon, oder fährt nach dem jenseits liegenden Schlösschen Wörth, das auch das schaffhausische Lauffen genannt wird, wo man sich der Mitte des Falls gerade gegenüber befindet, obwohl schon in zu grosser Entfernung. Noch ungünstiger ist der Standpunkt bei den Neuhauser Mühlen auf dem rechten Ufer, wo sich alles verkürzt und der kleinere Sturz den grössern verdeckt. Hat man nun noch die Neuhauser Höhe besucht, wo man eine Uebersicht der ganzen Gegend gewinnt, so wird man sich wieder hinübergezogen fühlen, um den unvergleichlichen Anblick, der nur auf dem Gerüste Fischenz ganz genossen werden kann, noch einmal zu erleben; es wäre denn, dass man für diesmal auf der Schaffhauser Seite zurückzukehren gedächte, um bei anderer Stimmung oder Beleuchtung, z. B. bei Nacht und Mondenschein, das erhabene Naturschauspiel sich noch einmal aufführen zu lassen.

In einer im Jahr 1797 niedergeschriebenen skizzenhaften Beschreibung des Rheinfalls bemerkt Goethe, das Wunderbarste daran seien ihm die Felsen, welche sich in dessen Mitte so lange erhielten, da sie doch vermuthlich von derselben Gebirgsart seien, wie der klüftige Kalkstein, welcher die Felsen beider Ufer bilde. Allein seitdem, in diesem Jahrhundert, sind zwei der 5 Felsen im Strombette zusammengestürzt, welche weder die ersten gewesen sein mögen, noch die letzten bleiben werden. Bedenkt man, dass schon ein Tropfen durch öfteres Niederfallen einen Stein höhlt, wie viel grösser muss die Wirkung eines ganzen Stroms in Jahrtausenden sein? Wenden wir dies auf Vergangenheit und Zukunft an, so wird sich dort eine Zeit ergeben, wo die jetzt durchbrochenen Felsen des Strombetts mit jenen der Ufer dem Rhein einen Damm entgegensetzten, den er nicht sogleich bewältigen konnte, wodurch vielleicht die Ausbildung der beiden grossen Seebecken begünstigt ward. Das vorschauende Janusantlitz blickt hingegen auf das gerade Widerspiel, auf ein vollkommen ausgewaschenes, von allem Widerstand gesäubertes Strombette, in dem der Rhein ruhig hinwandelt, leichte Kähne, wie die stolzen Dampf- und Segelschiffe auf dem glatten Rücken tragend. Daher ist dem schaulustigen Leser, der den grössten Wasserfall Europas noch nicht gesehen hat, alles Ernstes zu rathen, den Besuch desselben nicht allzulange hinauszuschieben: nach tausend

Jahren fände er vielleicht die Stelle, wo er einst Statt hatte, nicht wieder auf.

Der Rheinfall wird im Munde des Volks jener Gegend nicht anders als der Lauffen, und zwar der grosse Lauffen genannt, wenn man ihn von dem kleinen Lauffen, einem zweiten nicht so bedeutenden Falle des Rheins, der weiter unten bei Lauffenburg Statt hat, unterscheiden will. Die beiden Lauffen genannten Schlösschen und jenes Lauffenburg führen ihren Namen ohne Zweifel erst von den entsprechenden Wasserfällen, wie auch das leberbergische Städtchen Lauffen von dem schönen Falle der Birs genannt ist. Gewöhnlich findet man die umgekehrte Angabe; selbst Glutz-Blotzheim sagt, zuweilen trage der Rheinfall den Namen des Schlosses. Ob der Name Lauffen deutsch oder keltisch sei, ist schwer zu sagen; mit dem deutschen Zeitwort laufen hat er aber wohl nichts zu schaffen. Eher möchte man einen Zusammenhang mit Lawine vermuthen, da das althochdeutsche *louuin*, von welchem dieses Wort abgeleitet wird, einen Giessbach bedeutet.

Schaffhausen selbst ist als Geburtsstadt Johannes von Müllers berühmt. In seinem Münster hängt die grosse 1486 gegossene Glocke, welche die aus Schillers Gedicht berühmte Umschrift führt: *vivos voco*, *mortuos plango*, *fulgura frango*. Was der sogenannte grosse Gott von Schaffhausen, der nach dem rheinischen Antiquarius zwei und zwanzig Fuss lang war, eigentlich für ein Heiliger gewesen, wird vielleicht noch auszumitteln sein. Der gleichbenannte Schweizerkanton, der einzige, der nach Graubünden noch auf der rechten Rheinseite liegt, bildet gleichsam den Brückenkopf zwischen Deutschland und der Schweiz. Um so weniger dürfen wir der merkwürdigen Brücke vergessen, welche ehemals die Stadt mit dem jenseits liegenden Zürcher Flecken Feuerthal verband. Diese Brücke, meldet Eichhof, war zwar nur von Holz, aber ein Meisterstück in ihrer Art, ein Hängewerk, welches, ausser an den Ufern, nur auf einem einzigen Pfeiler ruhte, oder vielmehr auch auf diesem nicht einmal ruhte, wenigstens ist darüber gestritten worden. Man behauptet nämlich, des Künstlers Plan wäre gewesen, nur einen einzigen Bogen über den Fluss zu legen; da er aber von der

Stadtobrigkeit angewiesen worden, sich jenes von einer ehemaligen steinernen Brücke noch vorhandenen Pfeilers zu bedienen, so hätte er zum Scheine dem Befehle sich gefügt, aber seine Baueinrichtungen auf eine Art gemacht, dass in der That gleichwohl kein Theil durch denselben getragen worden. Dieser Künstler war nur ein gewöhnlicher Zimmermann von Tüffen im Kanton Appenzell, Hans Ulrich Grubenmann mit Namen, und man muss gestehen, dass in dieser Hinsicht, auch angenommen, dass durch den gedachten Pfeiler wirklich zwei Bogen entstanden wären, die Brücke dennoch Bewunderung verdient hätte, denn immer wären, da diese in ihrer Ausdehnung 364 englische Fuss enthielt, auf die Oeffnungen der beiden Bogen, des grössten 193, und des kleinsten 171 Fuss gekommen. Ein einzelner Fussgänger, der über dieselbe hinschritt, fühlte das Gerippe unter seinen Füssen zittern, und dennoch trug sie schwerbeladene Lastwagen wie jede andere. Ihr Bau, der von 1754 an in drei Jahren vollendet wurde, hatte über 60,000 Rthlr. gekostet; ein einziger Tag vernichtete sie, da sie in dem Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich zu Anfang dieses Jahrhunderts, bei einem Rückzug der Truppen letzterer Macht, in Brand gesteckt wurde.

Die mündliche Sage behauptet, die alten Alamannen hätten am Rheinfall Pferdeopfer dargebracht. Wem könnten diese gegolten haben als dem Stromgotte, der sich hier gewaltiger als irgendwo zeigt? Auch ein Volkslied, das am ganzen Rhein, von den Quellen zu den Mündungen, gesungen wird, spielt in dieser Gegend. Einzelne Strophen desselben haben sich nur in niederländischen Mundarten erhalten. Erfreut, die Einförmigkeit des prosaischen Vortrags mit diesem schönen Liede unterbrechen zu können, theilen wir es hier so vollständig mit, wie es sonst nirgend gefunden wird.

Der Zimmergesell.

Es war einmal ein Zimmergesell,
War gar ein jung frisch Blut,
Er baute dem jungen Markgrafen ein Haus,
Sechshundert Schauläden hinaus.

Und als das Haus gebauet war,
Legt' er sich nieder und schlief:
Da kam des jungen Markgrafen Weib,
Zum zweiten- und dritten Mal rief:

„Steh auf, steh auf, junger Zimmergesell,
Denn es ist an der Stund,
Hast du so wohl ja gebauet das Haus,
So küss mich an den Mund.“ —

„Ach nein, ach nein, Markgräfin fein,
Das wär uns beiden ein' Schand,
Und wenn es der junge Markgraf erführ',
Müsst' ich wohl meiden das Land.“

Und als sie beide zusammen war'n,
Sie meinen sie wären allein,
Da schlich wohl das älteste Kammerweib her,
Zum Schlüsselloch schaut sie hinein.

„Ach edler Herr, ach edler Herr,
Gross Wunder, zu dieser Stund
Da küsset der jung frische Zimmergesell
Die Frau Markgräfin an Mund.“ —

„Und hat er geküsst meine schöne Frau,
Des Todes muss er sein,
Einen Galgen soll er sich selber baun
Zu Schaffhausen draus an dem Rhein.“

Und als der Galgen gebauet war,
Sechshundert Schauläden hinaus,
Von lauter Silber und Edelgestein
Steckt er darauf einen Strauss.

Und als die Frau Markgräfin das vernahm,
Ihrem Knappen rief sie schnell:
„Mein Pferdchen sollst du mir satteln bald
Um den jung frischen Zimmergesell.“ —

„Ihr Herren, säht ihr alleine
Die junge Frau Markgräfin stehn,
Würdet ihr sie halsen und küssen,
Oder würdet den Kuss verschmähn?“ —

Sie sprachen: „Böt' sich zum Kusse
Die junge Frau Markgräfin an,
Wir wollten sie halsen und küssen
Und wollten sie freundlich umfahn." —

„Wolltet ihr sie halsen und küssen
Und wolltet sie freundlich umfahn,
So hat auch der jung frische Zimmergesell
So Arges nicht gethan."

Da sprach der Markgraf selber wohl:
„Wir wollen ihn leben lahn;
Ist Keiner doch unter uns Allen hier,
Der dies nicht hätte gethan." —

Was zog er aus der Taschen?
Wohl hundert Goldkronen so roth:
„Geh mir, geh mir aus dem Land hinaus,
Du findest wohl überall Brot."

Und als er hinaus gezogen war,
Da ging er über die Haid,
Da steht wohl des jungen Markgrafen Weib
In ihrem schneeweissen Kleid.

Was zog sie aus der Taschen gar schnell?
Viel hundert Ducaten von Gold:
„Nimm's hin, du schöner, du feiner Gesell,
Nimm's hin zu deinem Sold."

„Und wenn dir Wein zu sauer ist,
So trinke du Malvasier,
Und wenn mein Mündel dir süsser ist,
So komm nur wieder zu mir."

Der mittlere Rheinfall.

Unterhalb Schaffhausen windet sich der Rhein in seltsamen Krümmungen, wodurch zwei Halbinseln entstehen, von welchen die erste, weil sie tief ins Schweizerland hineingreift, im Schwaben heisst; die andere, welche im Schweizer heissen sollte, trägt das Städtchen und die Benedictinerabtei Rheinau; doch ist letztere, zu welcher eine steinerne Brücke führt, eigentlich

auf einer Rheininsel erbaut, wodurch sich ihr Name, der auf das Städtchen übergegangen ist, rechtfertigt. Bald darauf empfängt der Rhein die Thur und die Töss und kommt dann auf das durch vergebliche Bohrversuche nach Salzquellen merkwürdig gewordene Eglisau, welches eine bedeckte Brücke mit dem auf der linken Seite des Flusses gelegenen alten Schlosse verbindet. Von der Glatt verstärkt, verlässt er den Kanton Zürich bei dem Städtchen Kaiserstuhl (*Tribunal Caesaris*) und eilt, dem durch seine Messen berühmten Zurzach vorbei, seinem zweiten Falle zu. Wir finden nicht, dass dieser gleichfalls den Namen Lauffen führt; auch ist er eigentlich kein Wasserfall, wenigstens nicht bei jedem Wasserstande. Ein Felsendamm legt sich nämlich von einem Ufer zum andern quer durch den Strom, nur in der Mitte hat er eine Lücke, die breit genug ist, um zwei kleine Fahrzeuge, Waidlinge genannt, durchzulassen. Durch diese Lücke drängt sich bei kleinem Wasser der ganze Strom, so dass man mittels übergelegter Bretter trockenes Fusses von der Schweizer- nach der Schwabenseite gelangen kann. Zuweilen aber, zur Sommerzeit namentlich, erreicht der Strom eine solche Höhe, dass er sich über die Felsenwände des Damms ergiesst. Alsdann entsteht ein Wasserfall, der alle Schifffahrt, auch durch die Lücke, unmöglich macht, daher man, wie bei Schaffhausen, umladen muss. Diesem Umstand verdankt Zurzach einen Theil seiner Nahrung; ob auch den Namen?

Mündung der Aar.

Die vereinten Waldbäche Wutach, Steinach und Schwarzach, die jetzt dem Rheine zurauschen (der Name des erstern, wüthendes Wasser, spricht ihren gemeinsamen Charakter schön aus), verstärken den Rhein noch, eh er sich bei dem obersten Coblenz, das aber nur ein bescheidenes Dorf ist, mit einem gefährlichen Nebenbuhler, dem Aarstrom, messen muss. Schon oben nannten wir die Aar den herrschenden Strom der deutschen Schweiz, erst kurz vor ihrer Begegnung mit dem Rhein zog sie bei der alten Vindonissa die Reuss und die Limmat an sich, selbst zwei mächtige Ströme, die ihr Flussgebiet wie ihr Gewässer bedeutend vermehrten. So verstärkt tritt sie dem Rhein muthig entgegen,

sie glaubt sich des Sieges gewiss, denn sie übertrifft ihren Gegner nicht unbeträchtlich an Grösse. Aber dennoch erliegt sie, wie der Riese dem Helden erliegt, der ungestümere Rhein reisst sie aus ihrer Bahn mit sich fort. Vergebens widersteht sie der überlegenen männlichen Kraft, endlich muss sie sich ergeben, seine Umarmungen erwiedern, sich ganz in ihm verlieren. Sie waren für einander bestimmt, wie zwei Nachbarskinder, die früh zusammen spielten, sich dann getrennt vergassen, nun mit veränderten Gesinnungen wieder zusammengeführt, sich erst verkennen und hassen, dann plötzlich verständigen und auf ewig verbinden. Denn auch die Aar entsprang, unweit der Hauptquelle des Vorderrheins, auf dem Gotthart.

Es mag allerdings verwundern, dass der aus dem Zusammenrinnen der Aar und des Rheins hervorgehende Fluss nicht den Namen der Aar, welche das meiste Wasser beisteuert, sondern den des Rheins empfängt; doch erklärt sich dies einfach genug aus dem Umstande, dass der Rhein seinen westlich gerichteten Lauf nach dem Zuflusse der Aar ruhig in gleicher Richtung fortsetzt, während die bis dahin nördlich strömenden Gewässer der Aar von dem Rhein auf seine Bahn fortgezogen werden. Man braucht also nicht zu der Hypothese zu greifen, dass der Rhein einst durch den Wallenstädter- und Zürchersee geflossen, und so durch die Limmat verstärkt, der Reuss und Aar bei Windisch begegnend, beiden noch unvereinigten Flüssen an Wassermasse überlegen gewesen sei.

Durch die Aar empfängt der Rhein die Abflüsse sämmtlicher noch von ihm selbst nicht durchflossenen Schweizerseen, mit einziger Ausnahme des Genfersees, der jedoch auch mit der Aar, wiewohl nur in schwacher, Verbindung steht. Nachdem er die Aar aufgenommen hat, beläuft sich die Zahl der Gletscher, die ihm zollen, auf 370. Ehe er die Schweiz verlässt, hat er fast alle ihre Wasserschätze an sich gerissen.

Wir vermeiden es absichtlich einen Blick in das herrliche Aarthal zu werfen, weil die erinnerungsreichen Gegenstände, die sich hier zunächst darbieten, uns zu weit abführen würden. Dort ragen die sorgfältig erhaltenen Trümmer der alten Habsburg, wo die Wiege des österreichischen Kaiserhauses stand; nicht weit davon Königsfelden, wo der blutige Mord an Kaiser

Albrecht durch seinen Neffen, jenen Johannes Parricida, geschah, und des Ermordeten Tochter, die Königin Agnes, nachdem sie mehr als tausend unschuldige Opfer der Blutrache geschlachtet hatte, das Kloster stiftete, in dem sie selbst vergebens den verwirkten Frieden der Seele suchte. Wem klingen hier nicht Bruder Berchtolds Worte in den Ohren: „Frau, es ist ein schlechter Gottesdienst, wer unschuldiges Blut vergiesst, und aus dem Raub Klöster stiftet; Gott hat Gefallen an Gütigkeit und Erbarmung.“ Statt dieser Dinge, die man in jedem Geschichtsbuche nachlesen kann, gedenken wir einer erst neulich durch ein Gedicht Abraham Emanuel Fröhlichs bekannt gewordenen Sage. Zwischen den Mündungen der Reuss und Limmat in die Aar, und der Aar in den Rhein, liegen auf dem Geissberge die Trümmer des Bessersteins, von dem man wenig mehr weiss als den Namen und den seines Erbauers, der von Viligen hiess. Als der Bau vollbracht war, berief er seine Söhne und Freunde zu einem festlichen Mahl, mit welchem er die Einweihung der Burg zu begehen gedachte. Als sie erschienen, zeigte er ihnen mit der Selbstgefälligkeit, die man Bauherrn gern zu Gute hält, die herrliche Lage der Veste, deutete hinab in die Thäler, wo seine eigenen Leute und seine Schutzbefohlenen wohnten,

Und noch mehr in all die weiten
Herrlichkeiten
Von dem Rhein zum Wetterhorn.
„Selig,“ sagt er, „der mit Milde
Schirmt und segnet die Gefilde!“

Thorheit ist dies Wort den Söhnen;
„Ja,“ entgegnen sie mit Höhnen,
„Diesen Bau, wir woll'n ihn loben:
Mag das Volk da unten toben,
Ihn ersteigt nicht die Gefahr;
Und hier zeigt sich in der Weite
Jede Beute:
Und hinunter stürzt der Aar!
Heerd und Hirten woll'n wir jagen
Und was tragen Schiff und Wagen.“

Doch der Vater spricht: „Die Veste
Baut' ich nicht zum Räubernceste!“

Statt zu sitzen nun zum Mahle,
Ruft er seinem Volk im Thale:
„Reisst den künft'gen Zwinger ein!"
Zweimal braucht ers nicht zu sagen,
Abgetragen
Und zerschlagen ward der Stein.
Nur die Mauer hat gehalten,
Jetzt der Denkstein jenes Alten.

Die übrigen Rheinfälle.

Stolz auf die neu gewonnenen Schätze, die ihn um mehr als das Doppelte bereichert haben, eilt nun der Rhein den vier Waldstädten zu, nicht jenen eidgenössischen, sondern den andern im ehmals österreichischen Frickthal. Auch von diesen, Waldshut, Lauffenburg, Seckingen und Rheinfelden, ist eine vom Walde genannt, wie dort der Schweizerkanton Unterwalden, der in ob und nid dem Wald zerfällt, deutlich auf Wald hinweist. Sonst bliebe wohl erst zu untersuchen, ob der Name beider vier Waldstädte nicht eher von Gewalt abzuleiten sei. Nach dem Walde, welcher den rheinischen Waldstädten den Namen gegeben haben solle, brauchen wir nicht lange zu fragen, da links das Juragebirge, rechts der Schwarzwald zur Hand sind. Dass Ersteres die noch zu besprechenden Rheinfälle verursache, ist viel unbezweifelter, als bei den schon besprochenen. Am bedeutendsten und schönsten, obwohl dem schaffhausischen bei Weitem nachstehend, ist unter jenen der kleine Lauffen bei der zweiten Waldstadt Lauffenburg. Er hindert die Thalfahrt nicht ganz, indem die Schiffe ausgeladen und an Seilen hinabgelassen werden. Es wäre keineswegs unmöglich eine sichere Strombahn durch das Felsenriff zu sprengen; aber den Lauffenburgern geschähe damit so wenig ein Gefallen, als den Schaffhausern, wenn man nach dem Vorschlage, der im ganzen Ernste gemacht worden ist, den dortigen Stromsturz durch einen bequemen Handelskanal abgrübe und umginge. Man hat diesen Gedanken, der uns um eins der schönsten Naturschauspiele brächte, einen gottlosen genannt. Wer weiss indess, wie bald ihm in unsrer industriösen Zeit die Ausführung bevorsteht. Und am Ende fragt es sich noch, ob nicht in einem frömmern Weltalter, als dieses ist, die

Lücke im Felsendamm des mittlern Rheinfalls von Menschenhänden gesprengt worden ist? Um den grossen Lauffen freilich wär' es Schade; doch hier kann man es wohl dem Strom überlassen, sich selbst sein Bette zu ebnen. Er wird es früher vollbracht haben, als man gewöhnlich glaubt.

Der vierte Rheinfall, der Höllhaken, das Gewild, oder die Wölfe genannt, beginnt schon eine Stunde oberhalb Rheinfelden und hat eine, wiewohl sehr schmale Durchfahrt, bei der es aber der grössten Behutsamkeit bedarf. Zu Seckingen pflegt man erfahrene Steuerleute einzunehmen, um die Schiffe über diese gefährliche Stelle bis nach Rheinfelden zu steuern, wo der Fall unter der Brücke aufhört und der Strom sich beruhigt.

Seckingen, die dritte Waldstadt, würde uns veranlasst haben, die Legende des heiligen Fridolin, der als ihr Stifter gelten kann, einzuflechten, wenn diese nicht in allen Reisebüchern erzählt würde. Mit dem Fridolin in Schillers Gang nach dem Eisenhammer hat er nichts gemein. Vermuthlich verdankt aber der Kanton Glaris diesem Heiligen den Namen. Ihm ward es nämlich zu Ehren des heiligen Hilarius, welchem Fridolin besondere Andacht gewidmet hatte, geschenkt. Wer die Kehllaute der schweizerischen Mundart kennt, wird den Uebergang von Hilarius in Glaris begreiflich finden. Schwerer ist Seckingen selbst abzuleiten. Weder der Sack, den die Stadt im Wappen führt, noch die alten Sequaner, die freilich den meisten Anspruch haben, wollen dazu gefallen. Die reizende Lage des Orts, auf einer Rheininsel, von anmuthigen Höhen umgeben, macht die dritte, an sich schon barbarische, Ableitung, weil sie gleichsam in einem Sack liege, gar zu Schanden.

Eintritt ins grosse Rheinthal.

Hinter den letzten Rheinfällen beginnt eine neue Periode in der Jugendgeschichte unsres Stroms. War er bisher wie ein unbändiger Knabe auf unwegsamen Pfaden einhergelaufen und hatte sich selbst eine Strasse durch Wald und Gebirge gebrochen, so führt ihn nun bald sein guter Genius in ein herrliches, weites Thal, das die wohlwollende Natur eigenst für ihn geschaffen zu haben scheint. Die Berge, die bisher seinen Lauf

beengt, ja behindert hatten, ziehen sich zu beiden Seiten zurück und ein reiches gesegnetes Vorland legt sich zunächst an seine Ufer, das Wasgau links mit seinen rauschenden Eichen, zur Rechten der tannenstarrende Schwarzwald. Beide Gebirgszüge, die sich von der Schweiz bis zur Rheinpfalz erstrecken, bilden ein langes, geräumiges Felsenbecken, mit dessen Grossartigkeit sich kein anderes Flussthal vergleichen darf. Indem der Rhein es erblickt, ist es, als wäre der Vorhang hinweggehoben, der den Schauplatz seiner künftigen männlichen Thaten verhüllte. Jauchzend ahnt er seine grosse Bestimmung und lenkt freudig in das majestätische Gebirgsthal. In diesem verbindet er zwei der fruchtbarsten, schönsten deutschen Länder, Baden und Elsass; denn welcher Friedensschluss könnte uns verbieten, ein deutsch redendes Land deutsch zu nennen? Beide langgestreckte Länder liegen noch innerhalb des Thals seiner nächsten Bestimmung, dessen kolossale Weite sich darnach ermessen lässt. Bieten sie ihm erst auf der linken Seite, dann auch auf der rechten, nur ebene, wenig abwechselnde Ufer, so gebricht es ihnen gleichwohl nicht an erhabener Schönheit, weil die Bölchen des Schwarzwalds, die Ballons des Wasgaus im Hintergrunde dieser reichen, gesegneten Marken ihre parabolisch gestalteten Häupter erheben. Beide Gebirgsketten fallen zwar ziemlich steil gegen den Rhein ab, doch verzweigen sie sich, namentlich auf der badischen Seite, so mannigfach, dass diese Gegenden an landschaftlichen Reizen reich genug bleiben.

Bald werden hier beide Seiten des Rheinthals von Eisenbahnen durchschnitten sein, deren Bau so eben in Paris und Karlsruhe mit einem Wetteifer beschlossen wird, der den Bewohnern höchst erfreulich sein muss. Dann sieht man es auch hier so von Fremden wimmeln, wie auf den untern Stromstrecken, welchen sie die Dampfschiffe, ein nicht so schnelles, aber angenehmeres Transportmittel, scharenweise zuführen. Ohne Zweifel werden aber die meisten Reisenden die badische Seite vorziehen, wo für ihre Aufnahme schon jetzt besser gesorgt ist, und wo die eigenen Reize des Landes, wie die der herrlichen Seitenthäler, die sich überall öffnen, sie viel dauernder fesseln können. Was das mit Recht gepriesene Elsass dagegen zu stellen hat, ist vielleicht an sich nicht geringer anzuschlagen, doch liegt es

weiter vom Rheine ab, und steht weder mit sich, noch mit andern vielbesuchten, schönen Gegenden in einem so grossartigen Zusammenhange. Die Meisten werden sich also wie bisher mit einem Abstecher nach Strassburg begnügen, um von der Platteform des Münsters oder von der Laterne des Thurms herab, das weite Elsass zu überblicken.

Unterhalb der Rheinfälle scheint der Rhein die Kinderschuhe ausgetreten zu haben. Er ist nach einem rheinischen Ausdruck brotstark geworden, das heisst, er hat Kraft genug gewonnen, sich sein tägliches Brot zu verdienen. Zwar hatte man ihm schon früh kleine Geschäfte aufgetragen, z. B. ein Mühlrad umzudrehen, Scheitholz fortzuwälzen, Flösse, Kähne, selbst schwächere Schiffe ein paar Meilen weit zu tragen; aber auf eine längere Strecke durfte man ihm letztere nicht ohne Gefahr vertrauen. Von nun an hat dies kein Bedenken mehr, ob man ihn gleich noch gerne schont und das Maass seiner Kräfte bedenkend seinem Rücken nicht zu schwere Lasten aufbürdet. Auch die Vorsicht befiehlt dies, denn noch hat er seine Knabenwildheit nicht ganz abgelegt, noch versinkt er oft in Gedanken und wüthet unbesonnen gegen seine Ufer, reisst Baumstämme mit der Wurzel aus, und führt sie in sein Bette, wo sie das Wasser dem Schiffer verbirgt, der ihm mit grössern Segelfahrzeugen als den gedachten Lauertannen im heftigen, durch die vielen Auen, die er umfliesst, gereizten Strome nicht schnell genug ausweichen könnte. Daher wagt er sich mit eigentlichen Transportschiffen selten höher als bis Strassburg hinauf. Nur die kühnere Dampfschifffahrt will ihre Herrschaft künftig bis Basel ausdehnen.

Von Rheinfelden gelangte der Rhein nach Augst, der ehmaligen *Augusta Rauracorum*, jetzt zwei in die Ruinen der alten Kaiserstadt gebaute Dörfer, Basel und Kaiseraugst, wo sich an die römische Wasserleitung, das sogenannte Heidenloch die rührende Sage von der Schlangenjungfrau und dem armen Leonhard knüpft, der mit dem edelsten Schatz, der Unschuld, auch die Hoffnung verlor, durch den Kuss der Schlangenjungfrau die höchsten irdischen Schätze zu gewinnen. Mitten durch Basel wälzt sich dann die blaugrüne Woge, am Kloster Klingenthal vorbei, das der Minnesänger Walther von Klingen gestiftet hat, unter der Brücke durch, die Gross- und Kleinbasel verbindet, wo der

Lell- oder Lalenkönig, das Wahrzeichen der Stadt, nach den Schwingungen des Perpendikels der Thurmuhr den Kleinbaslern Gesichter schneidet. Hierüber und wegen jener Schlangenjungfrau geben meine Rheinsagen nähere Auskunft; nur bedarf die Stelle:

Und noch in unsern Tagen
Die Basler Glocken schlagen
Eins mehr als anderswo.

der Berichtigung, denn neuerdings haben die Basler keine eigene Zeitrechnung mehr.

Nachdem wir uns in dem Gasthaus zu den heiligen drei Königen mit einem Trunk edeln Schweizerbluts, einst zu St. Jacob, dem schweizerischen Thermopylä, für die Freiheit vergossen, gelabt haben, folgen wir dem Strome, der in das oben gedachte grosse Rheinthal einlenkend seine alte Richtung nach Norden von Neuem annimmt. Bei Klein-Hüningen, der geschleiften Festung gegenüber, wo die von Hebel besungene liebliche Tochter des Feldbergs, die Wiese, dem grossen Jungen des Gottharts, ihrem Bräutigam, an's Herz sinkt, verlässt dieser die Schweiz

„wie ne Rothsher vo Basel,
„stolz in sine Schritten und schön in sine Gebehrde.“

Breisach und der Breisgau.

Der nächste Ort, dessen wir gedenken dürfen, ist die alte Hauptstadt des Breisgaus. Um aber dem Spott über den vollen Siebenmeilenschritt von Basel nach Breisach auszuweichen, werfen wir unterwegs einen Blick auf das Städtchen Neuenburg, das dort unter den alten plutonischen Kuppen des Feldbergs, des Hochblauen und des Bölchen liegt. Es ist durch Bernhard von Weimar, der hier seine kühne Seele aushauchte, doppelt merkwürdig. Das Jahr vorher hatte er es nämlich belagert, und über den hartnäckigen Widerstand der tapfern Neuenburger aufgebracht, sich vermessen, in der eroberten Stadt keinen Hund und keine Katze zu schonen. Als endlich die Uebergabe erfolgte, gereute ihn des edeln Blutes; doch liess er, um sein Wort zu lösen, alle Katzen und Hunde tödten.

Breisach liegt am Fusse des fruchtbaren, vielbevölkerten

Kaiserstuhls, eines isolirten Erhebungsvulkans, der mit den Bergen rings umher, auch mit dem Schwarzwald in keinem Zusammenhang steht. Nur der Basaltberg, welcher Breisachs Münster trägt, scheint noch dem Kaiserstuhl anzugehören. Es ist der alte, schon von den Römern bebaute *mons brisiacus*, welcher der Stadt und dem Lande den Namen giebt.

Seit die Festungswerke von Breisach geschleift waren, hatte das römische Reich nicht mehr, wo es sein Haupt hinlegen sollte. Einst hiess nämlich diese Festung des heiligen römischen Reichs Hauptkissen, der Schlüssel Deutschlands. Nur auf dem linken Ufer steht das französische Neubreisach und das Fort Mortier noch fest und drohend da. Hat man die Warnung des getreuen Eckarts, an den in Breisach noch der Eckartsberg, der einst die Zeughäuser trug, so wie bei Freiburg das Schloss Eckart mahnt, so in den Wind geschlagen? Vielleicht wäre es nicht geschehen, wenn damals die Sage von dem getreuen Warner noch lebendig gewesen wäre. Zwar theilte er das Schicksal der troischen Kassandra, keinen Glauben zu finden. Und so würde sich in der Geschichte nur wiederholt haben, was die vorgeschichtliche Ueberlieferung Tragisches meldet. Hätten doch auch die alten prophetischen Worte warnen sollen, die Breisach von sich sagt:

Limes eram Gallis, nunc pons et janua fio:
Si pergunt, Gallis nullibi limes erit.

Schranke dem Gallier einst, nun bin ich Thor ihm und Brücke:
Schreitet er vor, wird bald nirgend ihm Schranke noch sein.

Aus dem Sprichwort: „Du bist der getreue Eckart, der Jedermann vor Schaden warnt," und aus Goethes und Tiecks Gedichten, kennen die meisten unsrer Leser seine Sage nur obenhin. Sie genauer mit ihr bekannt zu machen, scheint hier um so mehr der Ort, als der Breisgau ihre eigentliche Heimat ist. Wenn Eckart mit seinem weissen Stabe vor dem wilden Heere hergeht, und Jedermann aus dem Wege weichen heisst, damit er nicht Schaden nehme; wenn er vor dem Venusberge, vielleicht dem erwähnten Eckartsberge, sitzt, und die Leute warnt, hinein zu gehen, weil sie sonst des Tannhäusers Schicksal theilen müssten, so sind dies spätere Anwendungen seiner schon halb

vergessenen Sage. Diese selbst bildet einen der wichtigsten Zweige des grossen deutschen Epos. Ihre Grundzüge sind folgende:

Eckart ist der Pfleger der jungen Harlungen, der Brudersöhne Kaiser Ermenrichs (jenes gothischen *Ermanaricus*), der Vettern Dietrichs von Bern. Wie Eckart einst des alten Harlung getreuer Rath war, so ist der ungetreue Sibich, „von dem die ungetreuen Räthe in die Welt gekommen sind," Kaiser Ermenrichs Rathgeber. Die Sage deutet an, dass Eckart und Sibich einst liebe Freunde gewesen. Aber damals war Sibich selbst noch ein getreuer Mann. Als später sein Weib Odilia von Kaiser Ermenrich gewaltsam entehrt ward, verwandelte er seine Natur und verkehrte sich in den ungetreuen. Roth von Haaren und Bart, die weisse Haut überall fleckig, sein Ansehen gleissend, so schildert ihn jetzt die Sage. Um die erlittene Beleidigung zu rächen, räth er dem Kaiser, unter dem trügerischen Schein unbedingter Ergebenheit, zum Verderben seines Hauses. Seine ersten untreuen Räthe betreffen Ermenrichs eigene Söhne, die von Sibich verläumdet auf des Kaisers Befehl eines gewaltsamen Todes sterben. Gegen Dietrich von Bern ist sein letzter Rathschlag gerichtet, und so wird dessen Flucht zu den Heunen, wo er bei Etzel mit den Nibelungen zusammentrifft, herbeigeführt. In der Mitte zwischen diesen beiden falschen Räthen, die uns hier nicht weiter betreffen, liegt nun der gegen die der Pflege Eckarts befohlenen, in Breisach wohnenden Harlungen, welche Sibich frecher Anschläge gegen die Ehre der Kaiserin zu verdächtigen weiss. Sie fallen, obwohl gewarnt, als das Opfer arglosen Leichtsinns, vielleicht auch ihrer ungezügelten Begierden. Ermenrich giebt nun den Breisgau Wittichen (dem Sohne Wielands des Schmiedes), der einer der Helden Dietrichs von Bern diesem dadurch entfremdet wird. Man sieht aus diesen flüchtigen Umrissen, dass Tiecks Romanzen von dem getreuen Eckart mehr auf willkührlicher Erfindung als auf der ächten Sage ruhen.

Die Vermuthung, dass der Kaiserstuhl an Kaiser Ermenrich mahne, lässt sich, da die Entstehung des Namens durchaus unbekannt ist, nicht abweisen. Vielleicht gewinnt sie aber durch das Folgende grössere Wahrscheinlichkeit:

Dass gerade das Breisgau in allen unsern Quellen so über-

einstimmend als die Heimat Eckarts, als das Erbe der Harlungen bezeichnet wird, dafür hat man sich bis jetzt vergeblich nach historischen Gründen umgesehen. Mone erkannte zwar richtig den Zusammenhang des Namens der Harlungen mit dem des untergegangenen gothischen Herulervolks, allein bis jetzt hat es sich nicht nachweisen lassen, dass dies je an dem alamannischen Oberrhein gewohnt hätte. Wir müssen also andere genügende Anlässe suchen, und diese liegen uns in dem geschichtlichen Verhältniss des breisgauischen Fürstenhauses, der Zähringer, zu dem ostgothischen Verona, das in den deutschen Liedern bekanntlich Bern heisst.

Die Zähringer, die ihr Geschlecht von den Etichonen, den ältesten alamannischen Herzogen, leiteten, erhoben schon früh Ansprüche auf das Herzogthum Schwaben. Wirklich ertheilte Kaiser Heinrich III. dem ersten der zähringischen Bertholde die Anwartschaft auf dasselbe. Weil aber Rudolf von Rheinfelden des Kaisers Tochter Mathilde entführt hatte, so glaubte die Kaiserin den Fehltritt ihres Kindes wenigstens mit einem Herzogsmantel bedecken zu müssen, und so erhielt Rudolf das Herzogthum Schwaben, Berthold aber ward durch Kärnthen und die Markgrafschaft Verona entschädigt. Von Kärnthen (lateinisch *Carintia,* auch wohl *Caerintia?*) nannte sich dieser, ob es gleich nicht lange bei seinem Hause blieb, einen Herzog von Zähringen, welcher Namen auch dem Stammschlosse beigelegt ward, das sich die Bertholde unweit Freiburg erbauten. Von Verona aber führten sie den markgräflichen Titel, der auf die Markgrafen von Baden überging. Noch heute zeugt der edle Markgräfler bei Badenweiler von diesen vergessenen Verhältnissen. Man weiss ferner, dass die grossdenkenden Zähringer, die lieber über freie Männer, als über knechtisches Gesindel herrschten, nicht nur Freiburg im Breisgau mit seinem herrlichen Münster auf ihrem Allodium gründeten, sondern auch als Verweser des alten burgundischen Königreichs in der heutigen Schweiz ein anderes Freiburg, und unweit desselben ein anderes Verona, das heutige Bern erbauten. Grund genug für den Volksgesang, Breisach und das sagenberühmte ostgothische Bern in Verbindung zu bringen.

In dem Heldenliede von König Rother spielt der alte Berchter, oder Berther, und in dem von Wolfdietrich der

alte Bechtung eine Hauptrolle. Beide hat man längst als eine und dieselbe Person erkannt, und weil sie von Meran genannt werden, auf den geschichtlichen Grafen Berthold III. von Andechs, der den Titel eines Herzogs von Meran erhielt, beziehen zu müssen geglaubt. Da das alte Herzogthum Kärnthen in der nächsten Nähe von Meran lag, so dürfte man wohl mit gleichem Recht an die zähringischen Bertholde denken. Ja auf diese deuten die Lieder ausdrücklich. Denn einer der Söhne jenes Berther war Hache, welchen Wolfdietrich an den Rhein nach Breisach setzte, und einer edeln Herzogin vermählte. Beider Sohn ist der getreue Eckart. An diesen Hache erinnert Hâchberg, jetzt Hochberg, der alte Sitz der von den Zähringern abstammenden Markgrafen von Baden und Hochberg; ferner Hochberg bei Emmendingen, vier Stunden von Breisach, nach der Heidelberger die mächtigste Ruine des Landes.

Wir können nicht umhin, auch des Harlungengoldes, das heisst des Schatzes der Harlungen zu gedenken. Mit dem Hort der Nibelungen darf man ihn nicht verwechseln und auf die Goldwäschen von Selz und Germersheim ist er nicht, wie etwa jener zu beziehen. Der Marner, ein bekannter Minnesinger, spricht von dem Ymelungenhorte, der in dem Burlenberge liege, eine Stelle, die man mit Unrecht auf die Lurlei bei St. Goar gedeutet hat. Schon Grimm erkannte, dass hier von dem Bürglenberge bei Breisach, wo die Harlungen mit ihrem Schatze hausten, die Rede sei. Ymelungen ist aus Amelungen verderbt; für solche können auch die Harlungen als nahe Verwandte des ostgothischen Königshauses gelten. Ich gehe aber weiter und verstehe auch den im Beovulf, einem angelsächsischen Gedicht des siebenten Jahrhunderts, erwähnten Schatz der Brosinge oder Brisinge (*brosinga mene*), welchen Heime, ein Dienstmann Ermenrichs nach der heerglänzenden Burg getragen haben soll, als den Schatz der breisachischen (von *brisiacus*) Harlungen, den sich Kaiser Ermenrich nach deren Fall durch Heime zueignen liess. Bekanntlich wird in der Edda das leuchtende Halsgeschmeide der Freia, der nordischen Liebesgöttin, *brisinga men* genannt; vielleicht nur eine Anspielung auf die gedachte Stelle im Beovulf, wo gesagt war, einen bessern Schatz wisse man unter dem Himmel nicht. Diesen Hort der Brisinge, welcher

später stets im Besitz Kaiser Ermenrichs erscheint, auf dessen Schatz noch das Gedicht von Reinecke Fuchs zu wiederholten Malen hindeutet, finde ich nun bei den zähringischen Herzogen, und zwar auf dem Kaiserstuhl wieder. Die freiburger Chronik erzählt nämlich die Sage, die Herzoge von Zähringen seien vor Zeiten Köhler gewesen, und hätten hinter Zähring dem Schloss Kohlen gebrannt. Einsmals habe nun der Köhler beim Wegräumen des Schatzes eine schwere geschmelzte Materie am Boden gefunden und als er sie besichtigte sei es gut Silber gewesen. Dies habe sich als des Berges Schuld erwiesen, indem es sich bei fernerm Brennen an gleicher Stelle allemal wiederholte, so dass es nun der Köhler von Tag zu Tag fortsetzte und grossen Schatz Silbers zusammenbrachte. „Nun hat es sich damals ereignet, dass ein König vertrieben ward vom Reich und floh auf den Berg im Breisgau, genannt der Kaiserstuhl, mit Weib und Kindern und allem Gesinde, litt da viel Armut mit den Seinen. Liess darauf ausrufen, wer da wäre, der ihm volle Hülfe thue, sein Reich wieder zu erlangen, der sollte zum Herzoge gemacht und eine Tochter des Kaisers ihm gegeben werden. Da der Köhler dies vernahm, fügte sichs, dass er mit einer Bürde Silbers vor den Kaiser trat und begehrte: er wolle sein Sohn werden und des Kaisers Tochter ehelichen, auch dazu Land und Gegend — wo jetzt Zähringen das Schloss und die Stadt Freiburg steht — zu eigen haben. Alsdann wolle er ihm einen solchen Schatz Silber geben und überliefern, damit er sein ganzes Reich wieder gewinnen könne. Als der König solches vernahm, willigte er ein, empfing die Last Silbers und gab dem Köhler, den er zum Sohn annahm, die Tochter zur Ehe und die Gegend des Landes dazu, wie er begehrt hatte. Da hub der Sohn an und liess das Erz schmelzen, überkam gross Gut damit und baute Zähringen sammt dem Schloss. Da machte ihn der römische König, sein Schwäher, zu einem Herzoge von Zähringen u. s. w.

Elsass.

Auf dies blühende Land ist uns kaum einen Blick zu werfen vergönnt. Es wird fast in seiner ganzen Länge von der Ill und dem Napoleonskanal durchschnitten, der den Rhein mit der

Rhone und so das Nordmeer mit dem mittelländischen verbinden soll. Die Niederungen zwischen der Ill und dem Rhein bieten, den Blick auf die Doppelkette des Schwarzwalds und der Vogesen ausgenommen, wenig Reizendes dar. Erst jenseits der Ill öffnen sich die grossartigen und doch lieblichen Thäler des Wasgaus, wo jetzt der so oft als unpoetisch verschrieene Gewerbfleiss mitten in der abenteuerlichsten Romantik, am brausenden Wasserfall, bei dem zerfallenden Felsenschloss, neben wunderthätigen Heiligenbildern, seinen Sitz aufgeschlagen hat. Auch der Weinbau, unter allen landwirthlichen Beschäftigungen die ansprechendste, gedeiht an den östlichen und südlichen Abhängen der Wasgaukette. Und so dürfen wir sagen, es ist auch hier besser geworden als es war. Es wäre undankbar, die Wohlthaten des Mittelalters, indem wir sie geniessen, verkennen zu wollen; auch soll das Ei nicht klüger sein wollen als die Henne; zuweilen hat es aber das Küchlein besser als die Glucke. So muss auch hier die neuere Zeit durch das Verdienst der ältern gegen diese im Vortheil erscheinen. Aus den betriebsamen Thälern, die uns jetzt entzücken, zogen einst Ritter und Reisige sengend und raubend in die friedliche Ebene. Und doch prangt diese noch heute mit mächtigen Städten und himmelanstrebenden Domen, die in jener mannkräftigen, grossfühlenden Zeit erbaut worden sind. Der Strassburger Münster spricht dem Mittelalter beredter das Wort, als alle Anpreisungen seiner unbedingten Verehrer. Er ist es auch, der unaufhörlich von Deutschland predigt, und nicht zu tauben Ohren, obgleich die wackern Elsasser, in deren altväterischer Sinnesweise deutsche Art und Sitte zu tief wurzelt, solcher Mahnungen nicht bedürfen. Sie werden, welchem Staate sie auch einverleibt seien, unserm Volke immerdar angehören.

An Sagen und geschichtlichen Ueberlieferungen ist kaum ein deutsches Land reicher als das Elsass. Das Verdienst sie zu sammeln und einzukleiden erwerben sich die Brüder Adolf und August Stöber zu Niederbronn. Manche darunter sind ziemlich allgemein bekannt; andere verdienen es zu werden. Zu jenen gehören die von der heiligen Odilie und von dem Riesenfräulein von Nideck; doch ist Letztere von den deutschen Dichtern, Langbein, Rückert und von Chamisso wohl kaum so glücklich

behandelt worden, als von ihrer ersten Entdeckerin, der Frau Charlotte Engelhart, gebornen Schweighäuser. Durch diese erhielt sie Grimm, aus dessen deutschen Sagen sie in so manche Gedichtsammlung überging. Da jene älteste Bearbeitung nur Wenigen zugänglich ist und zugleich als Probe der strassburger Mundart gelten kann, so theilen wir sie nachstehend mit. Das ehemalige Raubschloss Nideck liegt in der Nähe des Breuschthals an einem wilden Wasserfall, der sich von einer achtzig Fuss hohen Felsenwand herabstürzt:

Im Waldschloss dort am Wasserfall
Sinn d' Ritter Rise gsinn;
Ä mol kummts Fräule hrab ins Thal
Unn geht spaziere drinn.
Sie thut bis schier noch Haslach gehn,
Vorm Wald im Ackerfeld
Do blibt sie voll Verwundrung stehn
Unn sieht, wies Feld wurd bstellt.
Sie luegt dem Ding ä Wil so zu,
Der Pflui, die Ross, die Lütt
Ischer ebs neus; sie geht derzu
Unn denkt: die nimm i mitt!
Drno huurt sie an de Bode hin
Unn spreit ihr Fürti (Schürze) us,
Fangt Alles mit der Hand, thuts nin
Unn lauft gar froh noch Hus.
Sie springt de Felswei nuf ganz frisch.
Dort wo der Berg jetzt isch so gäh,
Unn me so krattle muss in d'Höh,
Macht sie nur eine Schritt.
Der Ritter sitzt just noch am Tisch
„Min Kind, was bringste mit?
D'Freud luegt der zu de Auge nuss;
Se krom nur gschwind din Fürti uss;
Was hesch so Zawelichs drin?“
„O Vatter, Spieldings gar ze nett,
I ha noch nie ebs schöns so ghett“
Unn stelltem Alles hin.
Unn uf de Tisch stellt sie de Pflui,
D'Bure, unn ihri Ross,
Lauft drum 'erum, unn lacht derzu,
Ihr Freud isch gar ze gross.
„Ja Kind, diss isch ken Spieldings nitt,
Do hest ebs Schöns gemacht“

Saht der Herr Ritter glich unn lacht,
„Geh nimms nur widder mit!
Die Bure sorje uns für Brot,
Sunsch sterbe mir de Hungertod;
Trah Alles widder furt!“
's Fräule krint, der Vatter schilt:
Ä Bur mir nit als Spieldings gilt,
I lüd nit dass me murrt.
Pack alles sachte widder iin
Unn trahs ans nemli Plätzel hin
Wo des genomme hest!
Baut nit der Bur sin Ackerfeld,
Se fehlts bi uns an Brot unn Geld
In unserm Felsennest!“

Diese auch am Rhein häufig wiederkehrende Sage schliesst zuweilen mit der alterthümlichern Wendung, dass dem Riesen vor dem winzigen Bauer doch heimlich graut, denn er sagt zu der Tochter: „Thu's weg, mein Kind; wir müssen fort aus diesem Land und sie werden hier wohnen.“ Der Ackerbau, wie alle menschliche Betriebsamkeit, ist dem Riesen verhasst, er ahnt, dass er und sein Geschlecht einst von Bürgern und Bauern verdrängt werden wird. Und so spricht diese Sage gleichsam prophetisch aus, was wir in den gewerbfleissigen Wasgauthälern erfüllt sahen.

Auch an der grossen deutschen Heldensage hat das Elsass keinen geringen Antheil. Die Katastrophe des nur in Eckeharts lateinischer Umdichtung erhaltenen Liedes von Walther und Hildegunde begiebt sich im Vogesenwald an dem sogenannten Wasgenstein, der auch in den Nibelungen erwähnt wird und von dem Walther in der Vilkinasage den Namen trägt. Es ist der höchste Punkt der Vogesen, an welchem die alte Heerstrasse von Elsass nach Lothringen vorbeizog. Der Ort heisst noch heute Framont (*mons fractus*) und liegt dtei Stunden von der Abtei Señones, sechs von Molsheim, unweit der Quelle der Plaine, die in die Meurthe mündet. Der durchbrochene Berg wird uns so genau beschrieben, wie kaum ein anderer Schauplatz unserer Heldenlieder. Zwei gewaltige Felsen fügen die Häupter zusammen und bilden unten ein enges Thor, zu dem nur ein schmaler Pfad Zutritt giebt. Auf diesem mussten die Reisenden durch die Höhle, welche Räubern oft zum Schlupfwinkel diente.

Sie ist unten mit grünem Grase bewachsen, oben vom Gipfel des Felsen überwölbt. Eine weite Aussicht in die Ferne bieten ihre äussern starren Wände. Dies ist der Wasgenstein der Heldensage, wo Walther von Wasgenstein den kühnen Kampf mit den Helden von Worms focht, und Hagen von Tronje, wie ihm der alte Hildebrand in den Nibelungen vorwirft, theilnahmlos auf dem Schilde sass, während ihm Walther so viel der Freunde schlug. Auch König Pharamunds Grab soll nach der Sage auf diesem Felsen liegen, an den sich noch andere Ueberlieferungen knüpfen. Ganz in der Nähe finden sich noch die Trümmer eines alten Schlosses. Ob hier oder auf dem zerstörten Bergschloss Wasenberg bei Niederbronn im untern Elsass das urkundlich nachgewiesene Rittergeschlecht derer von Wasichenstein zu Hause war, bleibt noch auszumitteln. Merkwürdig ist aber das von Mone bekannt gemachte Siegel dieser Ritter, welche sechs abgehauene Hände im Schilde führten. Da jenem Walther von Wasgenstein des Heldenlieds im Kampf mit Hagen, als dieser doch endlich zu den Waffen griff, die rechte Hand abgehauen ward, so ist die Beziehung auf die Sage nicht zu verkennen .Ob Siegfrieds Ermordung im Wasgau oder im Odenwald Statt habe, lässt sich aus dem Liede nicht mit Gewissheit entnehmen. Die Burg, von welcher der grimme Hagen benannt ist, Tronja oder Kirchberg, wird aber im elsässischen Nordgau zu suchen sein. Auf so manchem Blatte der deutschen Volks- und Culturgeschichte steht der Name des Elsasses dankbar eingetragen. In den Münstern von Thann und Strassburg, wozu noch der des gegenüberliegenden Freiburgs zu rechnen ist, hat die deutsche Baukunst das Höchste erreicht, was sich in der Verbindung des Erhabenen mit dem Zierlichen leisten liess. Fast jede Stadt, jedes Städtchen des Elsasses hat einen modernen Heiligen, das heisst einen berühmten Mann hervorgebracht. Bei Mühlhausen ist das Städtchen Ensisheim der Geburtsort des bekannten neulateinischen Lyrikers Balde, dessen schwungreiche Oden unser Herder verdeutscht hat. Das benachbarte Kolmar ist mit Recht stolz auf seinen Pfeffel, den liebenswürdigen Greis, der mit dem mythischen Homer das Loos leiblicher Blindheit theilte. Man beabsichtigt ihm ein Denkmal zu errichten. Das schönste Denkmal, das Dichtern gesetzt werden könnte, wären wohlfeile, geschmackvolle und fehlerlose

Ausgaben ihrer Werke, jener unvergänglichen Denkmahle, die sie sich selber gesetzt haben. Eines solchen Monuments ist freilich noch kein deutscher Dichter gewürdigt worden. Bei Pfeffel, der in Deutschland viel zu wenig bekannt ist, wären namentlich wohlfeile Ausgaben des Gediegensten, was er hervorgebracht hat, zu wünschen. Wenn man aber einst zu der Einsicht gelangen wird, dass wir vor Allem solchen Männern Monumente schuldig sind, deren nachwirkende Verdienste gleichwohl nicht durch bleibende Denkmale von ihrer eigenen Stiftung anerkannt werden, wie dies bei Feldherrn, Staatsmännern u. s. w. der Fall ist, so werden die Kolmarer wohl zuerst ihrer Rösselmänner gedenken. Ein Johannes Rösselmann war es, der sie aus der angemassten Gewalt Walthers von Geroldseck, Bischofs von Strassburg, durch eine List befreite, die an die Einnahme Trojas mittels des hölzernen Rosses erinnert. Als nämlich Rudolf von Habsburg das von den Söldnern des Bischofs besetzte Kolmar belagerte, liess sich Johann Rösselmann in einem riesenmässigen Fasse in die Stadt schaffen, schlüpfte in der Nacht heraus, und öffnete, von den berauschten Wächtern ungehindert, den Habsburgern das Thor. — In diesem Sinne hat das arme Dorf Waldbach oder Waldersbach bei Rothau, seinem berühmten Seelsorger Friedrich **Oberlin**, einem der edelsten Menschenfreunde, ein bescheidenes, aber doch mit dem Bilde des Unvergesslichen durch den strassburger Bildhauer Ohnmacht geziertes Denkmal gewidmet. Von Kolmar kommen wir auf Schlettstadt, das auch seine Heiligen hat, den Reformator Bucer, und den Humanisten Bilde von Rheinach (*Beatus Rhenanus*). So hat Weissenburg seinen Ottfried, Hohenburg seine Heirvat von Landsberg, Kaisersberg seinen Geiler; auch Sebastian Brand und Thomas Murnes, aber schwerlich Fischart, waren Elsasser. Von Strassburgs gefeierten Namen nenn ich nur den ältesten, Gottfried von Strassburg, den liebeseligen, süssredenden Dichter des Tristan. Auch in der neuern Zeit hat diese Stadt bildend auf Deutschland zurückgewirkt, indem Goethe dort im Kreise geistig erregter Freunde die Jahre verbrachte, welche den ersten Ausströmungen seines Genies unmittelbar voraufgingen.

Baden.

Das dem Elsass und der Rheinpfalz gegenüberliegende badische Land, dem wir schon in der Schweiz begegneten, wird in seinen malerisch und romantisch hervorragendsten Punkten in der Section Schwaben besprochen. Nur ausnahmsweise haben wir uns erlaubt bei Breisach zu landen, weil diese Rheinstadt in der Schilderung des alten romantischen Landes wegen ihres Bezugs auf die Heldensage nicht vermisst werden darf. Wir können aber unsere Blicke von diesem schönsten und glücklichsten deutschen Lande nicht wenden, ohne noch eine Bemerkung über seine ethnographische Lage beizufügen. Gegen Frankreich und die Schweiz begrenzt Baden das westliche und südliche Deutschland; von Würtemberg wird es durch die Höhen des Schwarzwalds geschieden. Aber innerhalb seiner selbst, so wie gegenüber, wo sich Elsass und die Rheinpfalz berühren, begiebt sich die wichtige Scheidung der rheinischen Völker in Alamannen und Franken, so dass Baden als die Vermittlung dieser Hauptunterschiede in der rheinischen Bevölkerung gelten darf. Auf den Breisgau folgt nämlich rheinabwärts die Ortenau, welche noch zum Herzogthum Alamannien oder Schwaben gehörte, während der nun folgende Uffgau, worin Badenbaden liegt, schon zum rheinischen Franzien gezählt wurde, demjenigen Herzogthum, in dem von jeher die Stärke des Reichs lag. So weit wir bisher dem Rheine gefolgt sind, floss er zwischen alamannischen Gauen hin, deren Charakter gleich dem des Volks ein vorherrschend idyllischer ist. Jetzt nähern wir uns einer andern deutschen Stammeigenthümlichkeit, der fränkischen, die ein freieres Bewusstsein, eine heroischere Gesinnung auszeichnet. Der Alamanne ist mehr der Natur hingegeben, der Franke mehr dem Geiste; jener gehört der Empfindung und dem Genuss, dieser dem Gedanken und der That. Doch können sich diese Gegensätze hier nicht scharf gegenüberstehen, da das ganze rheinische Franzien ein einst von den Alamannen besetztes, diesen abgerungenes Land ist, in welchem dann die Sieger mit den Besiegten vermischt lebten und beider Stämme eigne Sinnesart sich durchdrang und ausglich.

Ursprünglich mochten die Alamannen um den Bodensee, die Franken am Nordmeer heimisch sein. Der noch heute gültige

Gegensatz der Ober- und Niederdeutschen scheint in ihnen zuerst geschichtlich aufzutreten. Als diese Völker sich ausbreiteten und auf einander stiessen, handelte es sich darum, welcher von beiden Stammcharaktern den in der Mitte wohnenden rheinischen Völkern aufgedrückt werden solle. Die berühmte Schlacht bei Zülpich entschied zu Gunsten der thatkräftigern Franken, die nun das herrschende Volk wurden und den Alamannen alle deutsche Gauen zu beiden Seiten des Stroms, von Andernach bis zum Elsass, entrissen. Indem sich nun die siegenden Franken zahlreich in Gegenden niederliessen, wo sich früher ohne Zweifel Alamannen angesiedelt hatten, geschah es, dass hier beide Stämme verschmolzen, jedoch, wenigstens in den untern Gegenden, mit merklichem Uebergewicht des mächtigern fränkischen Elements.

Das von den Franken eroberte Land um die Ufer des Rheins und des Mains empfing nun den Namen Franken, welches in das östliche und westliche zerfiel, von welchen heutzutage nur jenes, das Land um den Mainstrom, die Benennung beibehält. Das rheinische Franken aber erlangte bald, vielleicht wegen seiner Lage im Herzen des damaligen Reichs, den Vorrang nicht nur vor dem östlichen, sondern vor allen deutschen Herzogthümern. Schon unter den Karolingern war es als die königliche Tafelprovinz die vornehmste des Reichs, unter den sächsischen Kaisern blieb ihm als dem Sitz des salischen Geschlechts, des delsteen Hauses in Deutschland, der Vorzug unangetastet, und als die Salier in den fränkischen Konraden und Heinrichen selbst den Thron bestiegen, befestigte er sich, der sächsischen Eifersucht zum Trotz immer mehr. Seitdem galten die Rheinfranken für das erste deutsche Volk, die Wahl des deutschen Königs musste auf fränkischem Boden geschehen, nicht minder die Krönung, wesshalb man die Erde Frankfurts nach Achen schaffen liess. Bei beiden feierlichen Handlungen ging der König fränkisch gekleidet und lebte fortan nach fränkischem Rechte. So war der Erzbischof von Mainz als der rheinfränkische Kurfürst der Primas des Reichs, und der Herzog des rheinischen Franziens der vornehmste unter den weltlichen Grossen.

Die Bewohner der nördlichen Hälfte Badens, in der Schwebe zwischen fränkischer und alamannischer Volksnatur, scheinen sich doch mehr letzterer zuzuneigen als jener, die erst diesseits

des Neckars entschiedener auftritt. Und auch darum preisen wir sie glücklich, denn der gemüthliche Schwabe hat in seinem ruhigen Behagen grössere Ansprüche auf irdisches Glück, als der von der Begierde zu wirken rastlos bewegte Franke.

Rheinpfalz.

Von Strassburg abwärts wird der Rhein für den Handelsverkehr in Ober-, Mittel- und Niederrhein eingetheilt; drei Stromstrecken, welche die Natur selber durch grössere Schiffbarkeit unterschieden hat. Jeder derselben entspricht einer der drei Hauptpunkte an dem handeltreibenden Rhein, Strassburg, Mainz und Köln, welchen die Nothwendigkeit der Umladung auf die geeigneten Schiffe ein natürliches, dann auch vom Reiche anerkanntes und verbrieftes Stapelrecht verliehen hat. Der jugendliche Rhein oberhalb Strassburg fällt ganz ausserhalb dieser Eintheilung. Noch sind aber die zwischen Strassburg und Mainz fahrenden Schiffe von minderer Ladungsfähigkeit als die, deren man sich auf dem Mittelrhein, zwischen Mainz und Köln, oder gar auf dem Niederrhein, zwischen Köln und der Nordsee bedient. Und gleichwohl erhält ein oberländisches Schiff in Strassburg noch nicht die volle Ladung, sondern diese wird auf mehrere kleine angehängte Fahrzeuge vertheilt, von welchen sie erst zu Neuburg oder Schröck (Leopoldshafen bei Karlsruhe) auf das Hauptschiff zusammengebracht werden darf. Denn indem er sich der Rheinpfalz nähert, legt der Rhein allmählig sein Ungestüm ab und nimmt einen regelmässigern Lauf an. Auch hat nun sein Bette die für schwerer beladene Schiffe erforderliche Tiefe und für die Schifffahrt gefährliche oder bedenkliche Stellen kommen erst unterhalb Bingen wieder vor. Dagegen ist in diesen Ebenen der Rhein zu Ueberschwemmungen geneigt und muss in frühern Zeiten sein Bette mehrfach gewechselt haben. Die Gegend unterhalb der alten Reichsfestung Philippsburg wird das Prurhein (*prorhenum*) genannt. Der Hauptort desselben war Bruchsal, das wie Brüssel von Brüchen und Sümpfen genannt scheint. So hat auch das benachbarte Durlach von dem See (*Lacus*) den Namen, welchen hier der Rhein gebildet haben soll. Endlich wurde der Mettersheimer Hof zwischen Germersheim und Phi-

lippsburg sonst Kleinholland genannt. Alles dies deutet auf Verheerungen, die hier der Rhein angerichtet hat, ehe Natur oder Menschenhand ihm festere Ufer bildete.

Der Name der Rheinpfalz ist jetzt nur dem rheinbaierischen Lande officiel und im gewöhnlichen Sprachgebrauch ausserdem noch dem benachbarten Rheinhessen verblieben, während auf dem rechten Rheinufer die alte Hauptstadt der Kurfürsten von der Pfalz sammt ihrer Umgebung badisch geworden ist. Die wichtigsten Momente aus der Geschichte der Pfalz zu erzählen werden wir von Zeit zu Zeit Gelegenheit finden. Auffallend ist es, wie die Pfalz gleichsam eine Reise den Rhein hinauf und wieder hinab gemacht hat. Zuerst nämlich treten die Pfalzgrafen zu Achen, am Niederrhein auf. Bald darauf erfahren wir, dass der Tomberg, zwischen Bonn und der Eifel, ihnen von Alters her gehört hat. Weiterhin finden wir sie als Herrn von Lach bei Andernach zwischen der Mosel und der Nette stark begütert, wo noch heute der Name Alt- und Neupalenz im Andenken ist. Seit Hermann von Stahleck erscheinen sie dann in der seitdem sogenannten Unterpfalz, wo sie Bacharach u. s. w. als kölnisches Lehen besassen. Immer rheinaufwärts strebend erwarben sie zuletzt Besitzungen in dem alten Lobdengau und gründeten Heidelberg, erhoben es zum Sitz ihrer Herrschaft und verbreiteten sie von dort aus als Kurfürsten von der Pfalz über die ganze Nachbarschaft. Als sie aber nach dem Jülich-Kleveschen Erbfolgestreit die Herzogthümer Berg und Jülich an sich brachten, schien die Pfalz gleichsam zu ihrem ersten niederrheinischen Ursprung zurückzukehren.

Ehe die überrheinische Pfalz diesen Namen empfing, gehörte sie zum Speiergau, zum Theil auch zum Wormsfeld, welches Mainz mitbegriff. Von Bingen abwärts folgte dann das Nah- und Trachgau. Rechts reihte sich an das Kraichgau, in welchem die Kraich in den Rhein fällt, das schon erwähnte Lobdengau, worin Ladenburg (*Lupodunum*) und Heidelberg, seine Hauptorte, liegen. Diesem schloss sich das obere Rheingau an, welchen der Main von dem untern scheidet, das heutzutage allein noch den Namen führt. Das Wormsgau wird auch Wonnegau genannt, ein Name, der zugleich auf die Lieblichkeit des Landes und auf die alten Vangionen deutet. Aber auch die Burgundionen, sieben

Fuss hohe Männer mit langem Haupthaar, haben eine Zeitlang hier gewohnt und unter den römischen Adlern gefochten. Von Attilas Hunnenscharen bedrängt, zogen sie an die Rhone, gründeten dort ein neues Reich und machten Lion zu ihrer Hauptstadt. Die Erinnerung, dass Worms einst die Hauptstadt des burgundischen Reichs war, hat sich ausser den Nibelungen noch in dem Volksliede von dem Staar und dem Badwännlein (Rheinsagen Seite 298) erhalten, wo die arme Dienstmagd durch das burgundische Wappen an dem Badwännlein als die Tochter eines rheinischen Königs erkannt wird:

„Grüss Gott, grüss Gott, mein Schwesterlein,
Dein Vater ist König an dem Rhein."

Die Rheinpfalz wird von dem Hardtgebirge, einer Fortsetzung der Vogesen durchzogen, an dessen Fusse jene fruchtbaren, weintriefenden Höhen sich wölben, die der Gott der Reben zu Lieblingssitzen erkoren hat. Die Reise über Landau, Edenkoben, Neustadt, Deidesheim, Forst, Dürkheim, Ungstadt und Grünstadt, lauter dem Oenologen wie dem Weintrinker wohltönende Namen, gehört zu den schönsten, die man am Rheine machen könnte. Für diesmal liegt sie nicht in unserm Plane; jedoch gedenken wir in die höhern Gegenden Rheinbaierns vom Nahgau aus zurückzukehren. Wir erwähnen nur einzelne hervorragende Punkte. Fast an der Grenze des Elsasses und Rheinbaierns liegt die Kaiserburg Trifels (im Annweiler Thale bei Landau), wo einst die Reichskleinodien verwahrt wurden, und Richard Löwenherz eine Zeitlang gefangen sass, bis ihn sein getreuer Blondel auffand und seine Freigebung bewirkte. Die Sage meldet, Blondel habe den Aufenthalt des Königs in den dunkeln Verliesen der Reichsburg durch Gesang entdeckt. Das Nähere wird verschieden angegeben. Nach Einigen hatte der König die Weise des Liedes, welches die Entdeckung herbeiführte, in den Tagen seiner freudigen Heldenjugend selber erfunden. Zum Verständniss der nachstehenden Behandlung der Sage erinnern wir an die Sitte des Mittelalters, die in den Liedern jener Zeit so häufig benutzt wird, wonach der Wächter von den Zinnen des Thurms, wie sich bei unsern Nachtwächtern noch ein schwacher Ueberrest davon erhalten hat, ihre Meldungen singend zu verrichten pflegten, und daher wohl für gesangliebende und ge-

sangkundige Leute gelten mochten. Die untern Räume des Thurms aber wurden gewöhnlich zu Gefängnissen benutzt.

Richard Löwenherz.

Der Wächter an der Zinne.

Diese Weis und immer diese,
Tag und Nacht,
Singt der König im Verliese
Bis der Morgen lacht.
Sieh, schon durch des Schwarzwalds Forchen
Blickt sein Strahl,
Seinem Winke zu gehorchen
Eilen Berg und Thal.
Möcht' er Dem die Freiheit bringen,
Der mit schwindem Schwertesschwang
Weiss die Heiden zu bezwingen
Und die Herzen mit Gesang.

Blondel.

Löwenherz, von Dir erfundnen
Liedeston
Sing ich nun am vielgewundnen
Rheine lange schon.
Dich mit Liedern auszuforschen
Nicht gelang,
Nie erwiedern mir die morschen
Thürme den Gesang.
Horch doch, ist es nicht die Weise,
Die von jener Zinne dringt?
Fiel sie hier so tief im Preise,
Dass sie schon der Wächter singt?

Wächter.

Der da unten mit der Cither
Schleicht einher,
Mehr ein Sänger als ein Ritter,
Was ist sein Begehr?
Horch, die Töne sind es wieder,
Täuscht michs nicht,
Die so gern in seine Lieder
Der Gefangne flicht.
Im Verständniss mit dem Helden
Mag der schlaue Fremdling sein:
Soll ich ihn mit Blasen melden?
Pflicht wohl wärs, doch herbe Pein.

Richard.

Singen lehrt ich Wand und Spache
Dieses Lied,
Seit des Oesterreichers Rache
Mich von Menschen schied.
Nach von unten, nach von oben
Klingt es hold,
Wie zum Wettgesang erhoben
Um den Ehrensold.
Dort der Wächter; wärs mein treuer
Blondel, der mir unten sang,
Kläng es wohl mit anderm Feuer!
Freiheit ist der schönste Klang.

Blondel.

Bist Du's, Richard, Herz des Leuen?
Heil Dir, Held!
England liess sich nicht gereuen
Schweres Lösegeld.
Immer konnte man Dich milde,
Gütig schaun:
Männer boten Helm und Schilde,
Ring und Schmuck die Fraun.
Sich des Reiches Brief und Siegel
Gab mir Kaiser Heinrichs Macht,
Ungewiss, wo Oestreichs Riegel
Dich verborgen hielt in Nacht.

Richard.

Blondel, Bruder! Reich und Krone
Dank ich Dir;
Aller Frauen Schönste lohne
Was Du thust an mir.

Blondel.

Deines Volkes Lieb und Treue
Dankst Du sie,
Deiner Milde, die ihr neue
Kraft und Fülle lieh.

Wächter.

Und mich dünkt, des Lobs gebührte
Auch der Weise wohl ein Korn,
Die euch hier zusammenführte:
Fröhlich stoss ich nun ins Horn.

Trifels liegt auf dem dreifach gegipfelten Sonnenberg; die beiden andern Felsenspitzen tragen die Reste der später gegründeten Burgen Anebos (Amboss) und Scharfenstein. Hieraus erklärt sich, nach dem Verfasser der Zusätze zur Weltchronik Rudolfs von Ems, der Name. Bei Neustadt an der Hardt ist das alte Winzingen merkwürdig, wohin die Grafen des Speiergaus ihren Sitz verlegten. Das benachbarte Hambacher Schloss, von dem aus einst der unglückliche Heinrich IV. seinen schimpflichen Zug nach Canossa baarfuss antrat, hat auch neuerdings wieder durch die Volksfeste, die man hier beging, und die Vorfälle, die sich daran knüpften, eine nicht minder traurige Berühmtheit erlangt. An der Stelle der Abtei Limburg bei Dürkheim stand einst die alte Stammburg der rheinfränkischen Herzoge, die seit Konrad II. den deutschen Kaiserthron einnahmen. Er und Gisela seine Gemahlin verwandelte sie, als ihr Sohn Konrad von den Mauern der weitschauenden Limburg herabgestürzt war, in ein Kloster. Nicht weit davon liegt der Drachenfels, wohin die dortige Volkssage Siegfrieds Kampf mit dem Drachen verlegt. Aber schon Limburg (Lintburg) erinnerte an den Lindwurm. Die dem Drachenfels benachbarten Ruinen mit den wunderlichen Namen: Murr mir nicht viel, Schau dich nicht um, so wie die Waldgegend Kehr dich an nichts scheinen auf eine märchenhafte Gestaltung zu deuten, die dies Abenteuer Siegfrieds in der Volkserzählung angenommen haben mag.

Zwischen Dürkheim und Grünstadt liegen die Trümmer der Schlösser Alt- und Neuleiningen, aus welchen das gräfliche, dann fürstliche Geschlecht hervorging, das noch jetzt im Rhein- und Mainthale mittelbare Herrschaften besitzt. Weiterhin, am Fusse des Donnersbergs, liegt Göllheim, wo König Adolf von der Lanze seines Gegners Albrecht tödtlich getroffen niedersank. Mehrere Steine und ein Denkmal, in der Volkssprache des Königs Kreuz genannt, bezeichnen das Schlachtfeld. Die nächste bedeutende Stadt in dieser Richtung ist die ehmals kurpfälzische Amtsstadt Alzei, die uns wieder an die Nibelungen erinnert, wo Volker der Fiedler von Alzeie zu Hause sein soll. Wirklich führte Alzei die Fiedel im Wappen, und die Alzeier werden in der Umgegend spottweise die Fiedler genannt; auch gedenkt das Alzeier Weisthum der Volkerten.

Ueberhaupt sind diese Gegenden an Beziehungen auf unsere Heldenlieder reich. Wir schweigen von Worms, weil wir nur das minder Bekannte anführen wollen. Ungefähr Schröck gegenüber liegt Jochgrim, ein unbedeutender Ort, wo aber nach dem Liede von Ecken Ausfahrt die drei Königinnen wohnten, welche Herrn Eck gegen Dietrich von Bern reizten. Nach der Wilkinasage waren der Königstöchter neun, und ihre Wohnung hatten sie auf dem Drachenfelsen, womit aber nicht der eben erwähnte im Speiergau, sondern der niederrheinische bei Bonn gemeint scheint. Bei dem jenseitigen Philippsburg, welches einst Udenheim hiess, oder bei Oggersheim, darüber schwanken die Angaben, gewann einer der ältesten Pfalzgrafen, jener Ezzo von Achen, der Schwager Kaiser Otto III., eine Schlacht gegen Dietrich, Herzog von Lothringen. Spätere Geschichtschreiber vermutheten, ein bei dieser Gelegenheit erst zum Vorschein kommender sprichwörtlicher Segenswunsch: Möchtest du nie nach Odenheim gelangen, sei von dieser Zeit an gebräuchlich geworden. Da aber nach der bekannten Strophe der letzten Ueberarbeitung Siegfried bei Odenheim erschlagen sein soll, so ist es viel glaublicher, dass jenes Sprichwort sich auf den im Volksgesang berühmten Tod dieses Helden, als auf eine längst vergessene Schlacht bei Udenheim oder Oggersheim, welche Orte das Sprichwort nicht einmal nannte, bezogen habe. Bisher hat sich aber ein solches Odenheim nicht auffinden lassen. Den Ort bestimmen zu wollen, wo Siegfried erschlagen worden sei, wie es so vielfach, auch von rheinischen Gelehrten versucht worden ist, wird überhaupt ein vergebliches Bestreben bleiben, da die verschiedenen Lieder, aus welchen das Gedicht zusammengesetzt ist, darüber unvereinbare Angaben enthalten. In einer Abhandlung des verdienten Herrn Domkapitular Dahl zu Mainz (Quartalblätter II. 3.) bemühte sich derselbe darzuthun, dass jene Ermordung nirgend Statt gefunden haben könne, als in dem Theile des grossen Lorscher Waldes, welcher der Wildbann hiess. Ich bedauere, dass der würdige Mann zu dieser ganz unhaltbaren Annahme durch mich verleitet worden ist. Er ging nämlich bei seiner Untersuchung statt von dem Original von meiner Uebersetzung aus, wo die Stelle:

Da liess man herbergen vor dem Walde grun
Der Wildbahn gegenüber die stolzen Degen kühn.

ihn veranlasst hat, in seinen Urkunden nach Walddistricten zu suchen, welche den Namen Wildbahn oder Wildbann trugen. Dies Wort kommt aber in der Urschrift nicht vor, vielmehr heisst es da *gên des wildes abeloufe*, welches ich irrig mit Wildbahn statt mit Wechsel übertrug. Man lernt hieraus, dass der Geschichtsforscher altdeutsch, Dichter und Uebersetzer aber Jägerlatein verstehen sollten.

Müssen wir darauf verzichten, den Schauplatz der Ermordung Siegfrieds zu ermitteln, so lässt sich dagegen die Stelle, wo der Nibelungenhort in den Rhein versenkt wurde, aus dem Gedichte selbst ziemlich genau bestimmen. Es ist nämlich Lochheim bei Bibesheim unterhalb Gernsheim im obern Rheingau. Wer aber dahinreisen will, um nachzuforschen, wird einige Mühe haben, sich zurecht zu finden, denn die alten Dörfer Nieder- und Oberlochheim hatte der gierige, von dem Schatz ungesättigte Strom schon vor dem Jahre 1252 verschlungen. Vielleicht hat Odenheim, welches durch jenes bisher unbeachtet gebliebene Sprichwort neue Bedeutung gewinnt, ein ähnliches Schicksal gehabt.

Indem er diesem nachspürte, stiess Dahl auf eine Gegend im Odenwalde, welche der Spessart (Spechts Hart) genannt wurde. Dahin, meinte er nun, müsse Hagen den Wein versandt haben, nach welchem Siegfried durstete, nicht nach dem grossen Spessart, welcher selbst für einen blossen Vorwand zu entfernt sei. Allein mit so kleinlichem Maassstabe darf man die Riesenschritte des Heldenliedes nicht nachmessen. Bedeutender ist es, was er über die Worms gegenüber liegende gefürstete Abtei Lorsch, deren treffliche Beschreibung ihm verdankt wird, in Bezug auf die Nibelungen anführt. Nach den Zusätzen der Ueberarbeitung zog sich bekanntlich Ute, die Mutter Kriemhildens und der burgundischen Könige dahin zurück, ja sie wird als die Stifterin der Abtei angegeben. Auch Kriemhilde habe sich dahin begeben sollen, und wirklich sei Siegfrieds Leiche, von der sie sich nicht trennen wollen, nach Lorsch gebracht worden, wo er noch in einem langen Sarge liege. Das letztere scheint zwar ganz ohne Grund zu sein; nach Dahls Bemerkung war aber wirklich eine Klosterfrau Uda, die mit der ersten Stifterin Williswinde fast zu gleicher Zeit lebte, die zweite Stifterin der Abtei. Jetzt ist

von ihrer alten Herrlichkeit nichts mehr übrig, als eine Vorhalle und die zu einem Fruchtspeicher eingerichteten Trümmer der zweiten, im eilften Jahrhundert erbauten Kirche. Weit älter ist die Halle, deren römische Kapitäler sie in die karolingische Zeit setzen, aus welcher uns auch am Rheine nur wenige Denkmale erhalten sind.

Bei dem obigen kurzen Ueberblick der wichtigsten Punkte des Speier- und Wormsgaus haben wir uns an das vom Rhein ziemlich entfernte Hartgebirge gehalten. Die Rheinufer sind malerisch weniger anziehend, ihr romantisches Interesse bleibt aber noch gross genug. Wie Frankfurt die Wahl-, Achen die Krönungsstadt, so ist Speier die Todtenstadt unserer Kaiser. Den Römern schon als die Hauptstadt der Nemeter (*Civitas Augusta Nemetum*) bekannt, von dem Merovinger Dagobert aus dem Schutt der Völkerwanderung erhoben, erstieg es unter den fränkischen Kaisern, die hier heimisch waren, die höchsten Stufen seines Glanzes. Konrad der Salier, der auch den Namen des Speierers führt, ward der Stifter seines berühmten Kaiserdoms. Als sein gleichnamiger Sohn von der hohen Limburg herabgestürzt war, genügte es der frommen Gisela nicht, dass ihres Sohnes Todesstätte Gott geheiligt worden. Das zweite Jahrtausend nach Christi Geburt war angebrochen und das prophezeite Weltende nicht eingetreten. Man glaubte der göttlichen Erbarmung Dankopfer schuldig zu sein, und zumal Konrad, der erste seines Geschlechts, der den Herzogshut mit der Kaiserkrone vertauscht hatte, welche er seinem einzigen noch übrigen Sohne Heinrich zu erhalten hoffte, musste sich der Gnade des Himmels zugleich verpflichtet und fernerhin bedürftig fühlen. Vielleicht wirkte noch ein dritter Beweggrund mit. Gisela, gleich dem Kaiser aus karolingischem Geschlecht, war eine so nahe Verwandte ihres Gemahls, dass Manche ihre Ehe für unerlaubt hielten. Heiraten in zu naher Verwandtschaft droht noch heute das Volkssprichwort mit „Sterben, Verderben oder ohne Erben.“ Als nach des erstgebornen Konrads Sturz ihr der einzige Heinrich übrig blieb, mochte Gisela, jener Drohung eingedenk, auch für dessen Leben zittern, und den Zorn des Himmels zu versöhnen bedacht sein. Auf die Bitte seiner Gemahlin gelobte Konrad in seiner Hauptstadt Speier einen neuen Dom, eines Kai-

sers würdig, Gott und der heiligen Jungfrau zu Lob, und zugleich zu Ehren des Evangelisten Johannes eine dritte Kirche auf dem nachher sogenannten Weidenberge zu erbauen, wo seine Vorfahren, die rheinfränkischen Herzoge und Grafen des Speiergaus, ein Hofgut besessen hatten. Am zwölften Juni 1030 vor aufgehender Sonne legte er auf seinem Stammschlosse Limburg bei Dürkheim den ersten Stein zu der Abtei, ritt dann in Begleitung der Fürsten, welche der feierlichen Handlung beigewohnt hatten, durch die blühende Ebne nach Speier, wo er zuvörderst den Grundstein des Doms und noch vor dem Imbiss den ersten Stein zu St. Johann legte. Letzteres erhielt später, als die irdischen Reste des heiligen Guido von Ravenna vor dem Hochaltare beigesetzt wurden, den Namen des Weidenstifts. Die Vollendung des Doms, den er sich und seinen Nachfolgern, die diesseits der Alpen sterben würden, zur Begräbnissstätte geweiht hatte, erlebte Konrad nicht, aber er und Gisela sind darin beerdigt. Ihr Sohn, Kaiser Heinrich III. folgte ihnen zwar im Reiche, ganz jedoch hatte der Zorn des Himmels nicht beschwichtigt werden können, denn diesen kraftvollen Fürsten riss ein frühzeitiger Tod plötzlich hinweg und sein kaum sechsjähriger Sohn, Heinrich IV. ward durch die Verirrungen seiner Minderjährigkeit an dem meisten Unglück Schuld, das Deutschland in den folgenden Jahrhunderten betraf. Auch Heinrich III. ist in Speier beerdigt, aber seinem Sohne schien in dem Dome, den er ausgebaut hatte, keine Ruhestätte beschieden. Mitten in die Kämpfe zwischen Kirche und Staat, in die eifersüchtigen Reibungen der fränkischen und sächsischen Völker hineingeworfen, die zu schlichten kaum ein Kaiser mit eisernem Sinn und Willen vermocht hätte, ward er das Opfer verwahrloster Erziehung und ungezügelter Begierden. Was der Jüngling leichtsinnig verbrochen hatte, musste der Greis jammervoll büssen. Nach so vielen Demüthigungen, von welchen die bekannte im Schnee von Canossa eine welthistorisch symbolische Bedeutung erlangte, traf ihn in den Empörungen seiner Söhne der härteste Schlag. Der Krone beraubt, seiner Ehren und Würden entkleidet, bat er den Bischof von Speier, den er erhoben hatte, um eine Pfründe an seinem Münster, damit er in grauen Tagen nicht Hungers sterbe. Und doch that er eine Fehlbitte. Nicht einmal sein Tod konnte seine Feinde versöhnen.

Der Bischof von Lüttich, der ihn mit kaiserlichen Ehren bestattet hatte, musste seine Leiche mit eigenen Händen ausgraben, weil ihr der Bannfluch geweihte Erde verbiete. Auf einer einsamen Insel der Maas ohne Sang und Klang niedergestellt, erbarmte sich ihrer nur ein zufällig vorüberkommender Mönch, der dem barmherzigen Samariter gleich durch eine schöne menschliche That die ganze Christenheit beschämte. Er weilte bei dem Sarge und sang Tag und Nacht über ihm Busspsalmen und Todtengebete. Als Heinrich V. endlich in sich ging und den Leichnam des Vaters nach Speier bringen liess, war die Kirche, die unzärtliche Mutter, noch nicht versöhnt und verbot den Kaiser im Königschor beizusetzen, bis der heilige Vater den Bann gelöst habe. Fünf Jahre standen Heinrichs irdische Reste unbeerdigt in der von ihm erbauten St. Afrakapelle und nur die getreuen Speierer schreckte der Bann nicht, seiner Seele Gebetsopfer darzubringen. Endlich brachte Heinrich V. dem verrathenen Vater die Lossprechung aus Italien mit, bestattete ihn feierlich in die Kaisergruft und ertheilte den Speierern für ihre unverbrüchliche Treue die erste Urkunde ihrer Freiheit. Einigermassen mildert dies seine Schuld, aber noch hing sie schwer und unheilbringend über seinem Haupte, und als auch Er mit Helm und Schild in die Gruft zu Speier getragen wurde, da weinte kein Sohn am Sarge des letzten Kaisers vom salischen Stamm. Der Vaterfluch hatte seine Lenden unfruchtbar gemacht, und die Krone ging, nach einem kurzen sächsischen Zwischenreich, auf die Hohenstaufen über, die durch eine Tochter Heinrichs IV. von den Saliern stammten. Hier ist der Ort eine rührende speierische Volkssage einzuschalten, die, wenn sie auch nicht buchstäblich mit der Geschichte übereinstimmt, ihre Bedeutung als „das Weltgericht" desto schöner hervorhebt. Wir berichten sie mit den Worten eines talentvollen jungen Dichters, Max von Oër.

Die Glocken zu Speier.

Zu Speier im letzten Häuselein,
Da liegt ein Greis in Todespein,
Sein Kleid ist schlecht, sein Lager hart,
Viel Thränen rinnen in seinen Bart.

Es hilft ihm Keiner in seiner Noth,
Es hilft ihm nur der bittre Tod.
Und als der Tod an's Herze kam,
Da tönt's auf einmal wundersam.

Die Kaiserglocke, die lange verstummt,
Von selber dumpf und langsam summt,
Und alle Glocken gross und klein
Mit vollem Klange fallen ein.

Da heisst's in Speier weit und breit:
Der Kaiser ist gestorben heut!
Der Kaiser starb, de Kaiser starb:
Weiss Keiner, wo der Kaiser starb?

Zu Speier, der alten Kaiserstadt,
Da liegt auf goldner Lagerstatt
Mit mattem Aug und matter Hand
Der Kaiser Heinrich, der Fünfte genannt.

Die Diener laufen hin und her,
Der Kaiser röchelt tief und schwer,
Und als der Tod an's Herze kam,
Da tönt's auf einmal wundersam.

Die kleine Glocke, die lange verstummt,
Die Armesünderglocke summt
Und keine Glocke stimmt mit ein,
Sie summt so fort und fort allein.

Da heisst's in Speier und weit und breit,
Wer wird denn wohl gerichtet heut?
Wer mag der arme Sünder sein?
Sagt an, wo ist der Rabenstein?

Mit Heinrich V. schliesst die erste Reihe der zu Speier begrabenen Kaiser. Sie ruhen neben einander, nur bei Konrad seine Gemahlin, die fromme Gisela, bei dem vierten Heinrich seine vielgetreue, von ihm so oft bitter gekränkte Bertha, dieselbe, von welcher das italienische Sprichwort redet: *Non è più il tempo che Berta filava.* Ueber den Gräbern erhoben sich Sarkophage von rothem Marmor, in welche bezeichnende

Worte eingehauen waren, die, wenn man von Sarg zu Sarg hinüberlas, die Verse bildeten:

Filius Hic — Pater Hic — Avus Hic — Proavus jacet istic,
Hic Proavi Conjunx — Hic Henrici Senioris.

Von den Hohenstaufen liegt nur König Philipp, der Ermordete, und des Rothbarts Gemahlin Beatrix nebst ihrer Tochter Agnes zu Speier begraben, von den Habsburgern Rudolf und sein ungleicher Sohn Albrecht. Kaiser Rudolfs Ritt zum Kaisergrabe — er war in dem benachbarten Germersheim, seinem Königssitz, erkrankt, und ritt im Vorgefühl des Todes nach Speier, um seinen Leib in die Gruft seiner Vorfahren zu tragen — ist von mehrern deutschen Dichtern besungen worden. In meinen Rheinsagen *) habe ich W. Wackernagels Behandlung vorgezogen, welcher folgenden schönen von dem gleichzeitigen Chronisten Ottokar von Horneck uns erhaltenen, ohne Zweifel historischen Zug einzuflechten gewusst hat. Ein Steinmetz, wie Ottokar bescheiden meldet, hatte noch bei Rudolfs Lebzeiten, sein lebensgrosses Bild auf einem Stein ausgehauen und zwar so getreu, dass auch die Falten seiner Stirne nicht vergessen waren. Als der Kaiser nun zu Grabe geritten, reiste er ihm nach, um auch die letzten Furchen, die das Alter noch in das Antlitz des nun Heimgegangenen gegraben hatte, auf sein Bild nachzutragen. Und damit versticss er nicht gegen die Regeln seiner Kunst, denn:

„Wer so in Sorgen war des Reichs Erhalter,
Auf dessen Stirn ist jede Falte heilig.“

Dieser Stein ward nun sein Dach, singt Ottokar. Vermuthlich ist es derselbe, welcher sich jetzt in der Antiquitätenhalle befindet. Rudolfs Gestalt ist hocherhaben ausgehauen, auf dem Rücken liegend, die Hände über der Brust gefaltet. Das Gesicht bezeichnet einen magern Greis, die Runzeln der Stirne sind scharf ausgegraben, das Haupt deckt die Königskrone, ein faltenreicher Talar geht ohne Gürtel zu den Füssen, die auf einen ruhenden Löwen gestellt sind. Brust und Schultern verzieren Wappenschilder mit dem Adler und springenden Löwen.

*) Zw. Aufl. S. 320.

König Albrecht von Oesterreich und Kaiser Adolf von Nassau, im Leben Nebenbuhler und erbitterte Feinde, ruhen in Speier friedlich neben einander aus, beide Opfer des Königsmords, Adolf von Albrechts, aber in offener, ehrlicher Schlacht, Albrecht gleich jenem Philipp, mit dessen Schicksal das seinige grosse Aehnlichkeit hat, meuchelmörderisch von der Hand eines Verwandten gefällt. Ungrossmüthig hatte Albrecht seinem Gegner das Grab in Speier versagt, um ihm noch im Tode die königliche Würde zu weigern. Nach Albrechts Hingang liess sein Nachfolger, Heinrich VII. beide Gegenkönige an demselben Tage, und nur eine Handbreit von einander in die Kaisergruft senken. Wie gerecht richtet die Geschichte! Adolfen gab sie einen beneidenswerthen Tod; sein Mörder Albrecht fiel durch Mörders Hand. Adolfs Ruhe im Grabe wurde nicht gestört; Albrechts Grab schändeten und beraubten die Franzosen. Ueber Adolfs Asche erhebt sich jetzt, nach Zerstörung der alten Denkmäler, ein neues von seltner Schönheit, welches der Herzog von Nassau seinem königlichen Ahnherrn errichten liess; Albrechts Gedächtniss hat die Kunst nicht erneuert.

Wir haben Speier die Todtenstadt unsrer Kaiser genannt. Galt sie aber unsern Altvordern vielleicht für die Todtenstadt überhaupt? Da es schwer ist, in diesen mythischen Halbfinsternissen klar zu sehen, so wollen wir die Leser selber urtheilen lassen. Man weiss aus Grimm, dass hier und da auch bei den Deutschen die Vorstellung auftaucht, als ob die Seelen der Verstorbenen durch ein stygisches Wasser müssten, welches das Reich der Lebendigen von dem der Todten scheide. Selbst die Sitte, den Leichnamen eine Münze in den Mund zu legen, damit sie das Fährgeld zahlen könnten, muss uns einst nicht fremd gewesen sein. An einigen Orten und darunter auch zu Speier, weiss der Volksglaube, dem uralte heidnische Erinnerungen zu Grunde liegen mögen, von gespenstischen Erscheinungen zu erzählen, die durchaus an solche Vorstellungen erinnern. In stürmischer Nacht wird z. B. ein schlaftrunkner Schiffer von einer unheimlichen Gestalt geweckt, die ihm den Fährlohn in die Hand drückt und über den Strom gebracht zu werden verlangt. Statt des Einen steigen dann Sechse ein und wenn der Schiffer nicht gleich abstösst, so füllt sich der Kahn mit schwarzen und weissen

Gästen, dass der Fährmann keinen Raum für sich selber behält. Ist er endlich drüben, so wirft ein Sturm den Kahn an die Stelle der Abfahrt zurück, wo schon neue Reisende harren und das gespenstische Wesen von Neuem angeht. Zuweilen haben die Unbekannten auch ihre eigenen Nachen, die so gedrängt voll geladen werden, dass der Rand kaum fingerbreit über dem Wasser steht. Nicht immer sind die Reisenden sichtbar, aber deutlich werden ihre Stimmen vernommen. Schon Procop hat eine solche Ueberlieferung aufgezeichnet, jene zu Speier von den überschiffenden Mönchen hat Georg Sabinus nach Melanchthons Erzählung in Reime gestellt. Es ist gewiss nicht zufällig, dass diese weitverbreitete Sage unter allen Rheinstädten gerade in Speier heimisch ist. Doch könnte man fragen, ob die Gräber unsrer Kaiser zu der Ansiedelung der Sage Veranlassung waren, oder ob umgekehrt die fränkischen Kaiser ihre Begräbnisse nach Speier verlegten, weil die dortige Gegend unsern Vätern für das Land der Seelen galt?

Der Dom zu Speier ist nicht allein durch seine Kaisergräber merkwürdig. Hier war es auch, wo der heilige Bernhard in Gegenwart des ersten Hohenstaufen, Konrad III., den Kreuzzug mit so hinreissender Beredtsamkeit predigte, dass der einem Krieg in so entlegenen Landen ungeneigte König ihr nicht widerstehen konnte und sich gerührt das Kreuz auf den Königsmantel heften liess. Ja, als beim Ausgang aus dem Dom das begeisterte Volk seine Huldigung so ungestüm an den Tag legte, dass der Heilige im Gedränge fast erdrückt worden wäre, nahm ihn der König ehrerbietig auf die Schultern und trug ihn aus dem Gewühl vor das Münster. Daran hängt die Wundergeschichte von dem redenden Marienbilde zu Speier. Der heilige Bernhard hatte in dem dortigen Dome dem *Salve Regina*, dem bekannten Lobgesang der Himmelskönigin, in unwillkührlicher Anwandlung dichterischen Gefühls die Worte zugesetzt: *O Clemens! o Pia! o dulcis Maria!* welche seitdem in allen Kirchen der Christenheit bis auf den heutigen Tag gesungen werden. In Speier aber ward nicht nur das *Salve Regina* Jahr aus Jahr ein täglich gesungen, es wurden auch jene zugesetzten Schlussworte in vier Messingplatten gegraben und in den Boden des Langhauses in solchen Entfernungen eingelegt, dass die erste mit den Worten

O Clemens! beim grossen Thore, die letzte mit der Inschrift *Maria!* vor den Königschor zu den Füssen des hochberühmten Marienbildes zu liegen kam. Von diesem wird nämlich erzählt: Als der heilige Bernhard einst um einige Minuten zu spät in die Kirche kam und das Bild in drei Absätzen und Zwischenräumen mit obigen Worten begrüsste, da habe dieses den Mund aufgethan und dem Heiligen mit der Frage: *O Bernharde, cur tam tarde?* seine Versäumniss vorgeworfen. Aber Bernhard legte ihm mit einer Bibelstelle: *Mulier taceat in ecclesia*, Stillschweigen auf, und wirklich soll es, wenn der Versicherung der Wundergläubigen zu trauen ist, seitdem geschwiegen haben.

Anderthalbhundert Jahre war Speier der Sitz des Reichskammergerichts. Auch in der Reformation spielte es eine Rolle, denn hier wurde auf dem Reichstag von 1529 der Name der Protestanten zuerst vernommen. Wie im orleans'schen Kriege, wenn das ein Krieg heissen soll, was ein Mordbrennerzug war, Speier nebst Worms, Oppenheim und den meisten Städten der Pfalz in einen Aschenhaufen verwandelt ward, mag ich nicht wiederholen. Ich kann Erinnerungen dieser Art nicht ohne einen Ingrimm erwecken, der zu heftig ist, um sich schön zu äussern. Er gilt nicht den modernen Vandalen, die uns Barbaren zu schelten gewohnt waren, denn von ihnen durfte sich ein deutsches Land nichts Besseres versprechen, nicht jenem vierzehnten Ludwig, welchen die Boileaus, die wir einst auswendig lernten, für seine kannibalischen Siege als den Helden des Jahrhunderts priesen, nicht seinen Henkersknechten, jenen Louvois, Montclars und Melacs, nach welchen in der Pfalz noch heute die Hunde genannt werden, er gilt nur der deutschen Langmuth, Franzosensucht und Verblendung, denn sie allein trugen die Schuld.

Aus der unmenschlichen Zerstörung Speiers ist uns kaum eine kostbarere Reliquie erhalten, als die Ruländer Traube, und die wollen wir am Rheine pflanzen und pflegen. Schon der Name Ruland, deutsch für Roland, empfiehlt sie, ob sie gleich an Roland, den Paladin, nicht mahnt, sondern an einen ehrlichen speierer Bürger des Namens. Als Speier zehn Jahre lang in seinem Schutte gelegen hatte, und man jetzt anfing, es wieder aufzubauen, liess sich auch Ruland dort nieder und kaufte eine Brandstätte mit einem Garten. Der frühere Besitzer, ein Reichs-

kammergerichtsassessor, hatte daselbst ausheimische Reben gebaut. Als Ruland den Schutt wegräumte, waren einige Stöcke unbeschädigt geblieben, welche im Herbste voller Trauben hingen. Diese drückte er in ein kleines Fässchen aus, welches er mit Rebenlaub zuspundete und in dem noch vorhandenen Kellergewölbe aufbewahrte. Den Winter über vergass er darnach zu sehen; als er aber im Frühjahr im Garten war, besuchten ihn einige Männer und Frauen und verwiesen es ihm scherzhaft, dass er ihnen bei so heisser Witterung nicht einen Trunk anbiete. Nun fiel Ruland sein Fässchen im Keller ein: er entlieh vom Nachbar ein Schoppenglas, liess es voll laufen und brachte es in den Garten. Der Erste trank es rein aus, der Zweite blieb nicht dahinter: so ging es Reih herum und Männer und Frauen kamen angetrunken nach Hause. Dies erregte Aufsehen, die Angesehensten der Stadt versuchten und rühmten diesen Wein als *vinum bonum*. Jedermann suchte Ableger davon und Ruland verkaufte zuletzt einen fingerlangen Schnittling um einen Thaler. So verbreitete sich diese edle Rebe unter verschiedenen Benennungen, als Rulander, Speiermer, Viliboner *(vinum bonum)* u. s. w. am Rhein und am Neckar. Ihr wissenschaftlicher Name ist rother Clävner, von Chiavenna oder Cläven in Oberitalien, ihrer ursprünglichen Heimat. Wir empfehlen beiläufig ihren Anbau besonders auf wenig sonnigen Hügeln, wo sie doch jährlich reift und einen äusserst feinen, angenehmen Wein liefert. Wer diesem Rathe folgt, sei es an den Ufern des Rheins, oder in andern Flussthälern, die der Sonne Zutritt gewähren, der wird uns danken; und hätte er dann auch nichts weiter aus diesem Buche gelernt, seine Anschaffung nicht bereuen.

Der Weinbau leitet uns schicklich hinüber nach Worms, dessen wir schon oben gedachten. Bei welchem Zipfel wir diese uralte Stadt zuerst erfassen, immer ist sie anziehend und bedeutend. Und der Weinbau ist uns keine so unwichtige Sache, als dass mich meine Landsleute wegen dieser Anknüpfung schelten sollten. Bei der zweiten Theilung des Frankenreichs unter die Söhne Ludwig des Frommen bekam bekanntlich Lothar mit Italien und der Kaiserwürde jenen schmalen Landstrich zwischen Rhein, Maass und Saone, welcher nach ihm Lothringen genannt wurde. Ludwig des Deutschen Antheil war das ostrheinische

Deutschland, jedoch wurde ihm von dem westrheinischen noch der Speier-, Worms- und Nahegau zugelegt, welche eigentlich zu Lothringen gehört hätten. Die Annalisten sagen uns, diese Gauen seien dem Erbtheile Ludwig des Deutschen wegen der Fülle des Weins beigefügt worden, der vielleicht damals am Rheine nur hier gedich. Dies lehrt uns den König Ludwig als einen ächten Deutschen kennen, der seinen Beinamen nicht umsonst führte.

Das Wormsfeld, zu dem früher auch Mainz und das Nahgau gerechnet wurde, ist selbst in dieser seiner weitesten Ausdehnung an guten Weinen nicht so ergiebig, als das Speiergau, es bringt aber einige hervor, die den Rheinweinen beigezählt werden. Wenige Stunden oberhalb Mainz beginnt das Gebirge sich näher an den Rhein zu ziehen und von Oppenheim abwärts bis dahin reifen die sogenannten kleinern Rheinweine, unter welchen der Niersteiner den ältesten Namen hat. Wenn aber schon Worms durch seine Liebfrauenmilch, durch seinen Luginsland berühmt ist, so werden diese doch nicht eigentlich zu den Rheinweinen gerechnet, so wenig als der Rheinfaller bei Schaffhausen, das Schweizerblut bei Basel, der Markgräfler bei Badenweiler, der Affenthaler bei Baden, oder die Hardt- und Bergstrasserweine. Erst wo die Nebel des Rheins und die vom Spiegel des Stroms zurückgeworfenen Sonnenstrahlen die Zeitigung der edelsten Bergtrauben begünstigen, spricht man von Rheinweinen, ja Einige wollen diesen Namen keinem Gewächse zugestehen, das nicht im Rheingau gewonnen worden.

Die Liebfrauenmilch wächst bekanntlich in dem Garten des Liebfrauenstifts, welches vor dem Mainzer Thore, in der ehemaligen Mainzer Vorstadt lag, welche nach der Zerstörung durch die Vandalen 1689 nicht wieder aufgebaut wurde, wie denn das heutige Worms im Vergleich mit seinem Umfange vor jenem Mordbrande nur ein Flecken ist. Von der Mainzer Vorstadt blieb nur die Kirche des Liebfrauenstifts stehen, deren Umgebung allmählig zu Weingärten angelegt wurde. Diesen gewährt unsere liebe Frau Schutz vor Nord- und Nordwestwinden, indem sie eine hohe nördliche Wand bildet, an deren südlicher und südwestlicher Seite die beste Lage ist, denn nur soweit der Thurm am Abend seinen Schatten wirft wächst nach dem Sprichwort

die eigentliche Liebfrauenmilch. Auch den Boden hat sie hergegeben, indem er grösstentheils aus dem Schutt der ehemaligen Klostergebäude besteht. Die Wahl des Namens ist also ziemlich gerechtfertigt, wenn es wirklich einen Prosaiker geben sollte, bei dem ein so schöner Name einer Rechtfertigung bedürfte. Wieviel übrigens seine Poesie zu dem Genusse beiträgt, mit welchem wir dieses durch Feuer, Geschmack und Blume ausgezeichnete Gewächs schlürfen, ist unberechenbar. Die zweitbeste Weinlage zu Worms ist das Katerloch, auf der dem Liebfrauenstift entgegengesetzten Seite der Stadt, durch welche es vor den schädlichen Winden geschützt wird. Für die drittbeste gilt der Luginsland, von dem weitschauenden Thurm, der sonst an der Ecke der südlichen Stadtmauer stand, so geheissen. Wer wollte aber nicht lieber Liebfrauenmilch oder Luginsland trinken, als Katerloch? Woher dieser garstige Name seinen Ursprung leitet, wissen wir nicht; wenn ihn aber ein Weinproducent aufgebracht hat, so muss er seinen Vortheil schlecht verstanden, oder dort keine Besitzungen gehabt haben.

Worms gehört mit Köln und Trier zu den ältesten Städten des Rheinlands. Ein mythisches Halbdunkel verhüllt die Anfänge seiner Geschichte. Seinen Beziehungen zur deutschen Heldensage, von welcher schon gelegentlich die Rede war, weichen wir hier auch darum aus, weil wir sie zu erschöpfen nicht hoffen dürften. Nur die Vermuthung mag hier stehen, dass der Name der Stadt, deren älteste Form *Borbetomagus* mit Wurm nichts gemein hat, die Anknüpfung der Siegfriedsage begünstigt zu haben scheint. Zwar erinnert schon der älteste, wahrscheinlich fabelhafte Bischof von Worms, Victor, an Siegfried, wie zu Xanten, Siegfrieds Heimat, der Dienst des Heiligen Victor zu Hause ist; aber schwerlich ist die Erfindung dieses Bischofs von hohem Alter. Der nirgend als in der Gegend von Worms häufiger vorkommende Name Nibelung bezeugt nur, dass die Sage hier einst heimisch und sehr beliebt war. Da er aber hier nicht zuerst auftaucht, sondern im alten Lande der Franken, so scheint er nicht zu den burgundischen Bestandtheilen der Sage zu gehören und erst mit der Herrschaft der Franken ins Wormsfeld gekommen zu sein. Das alte Wappen der Stadt hat ursprünglich keine Beziehung auf die Heldensage, denn die Deutung des Schlüssels auf jenen,

welchen Siegfried dem Riesen abgenommen, um die Jungfrau zu befreien, setzt eine ganz späte Gestaltung der Sage voraus, und wenn fliegende Drachen (Würme) die Schildführer des Wappens waren, so erklären sich diese schon genügend aus dem Namen der Stadt; wie der Schlüssel wohl nur das Verhältniss des Bisthums zum römischen Stuhle andeutet. Der Ansicht des neuesten Geschichtschreibers von Worms, dass die Siegfriedssage skandinavischen Ursprungs sei, kann ich nicht beipflichten; vielmehr glaube ich, dass sie erst durch die Normannen aus dem alten Frankenlande nach dem hohen Norden gebracht wurde.

Ist kein Dahlberg da? fragten bekanntlich die deutschen Könige nach der Krönung, wenn sie zur Feier ihrer Erhebung Sprösslingen des deutschen Adels den Ritterschlag ertheilen wollten. Diese Frage zeigt uns das in Worms heimische Geschlecht der Dahlberge als das vornehmste, wo nicht älteste der gesammten deutschen Ritterschaft. Die Dahlberge hiessen ursprünglich Kämmerer von Worms, und dort war eine eigene Gasse nach ihnen die Kämmerergasse genannt. Vielleicht verdankten sie jenen Namen der Obhut über die kaiserlichen Kammerknechte, die Juden, womit sie vom Reiche beliehen waren. Nirgend in Deutschland fand sich im Mittelalter eine zahlreichere Judenschaft, nirgend eine ältere, ehrwürdigere Synagoge. Die deutschen Juden hatten drei oberste Rabbiner, einen zu Prag, den andern zu Worms und den dritten zu Frankfurt, und nach Kaiser Ferdinands Privilegium hatte der zu Worms den Vorzug vor beiden andern. Neuere Untersuchungen finden die uralte Tradition, dass schon Jahrhunderte vor Christi Geburt Juden in Worms Niederlassungen gehabt, mehr als wahrscheinlich. Nach der uralten Chronik der dortigen jüdischen Gemeinde, Maseh Nisim, hatten sich schon um die Zerstörung des ersten Tempels durch die Babylonier, 588 Jahre vor Christi Geburt, Juden nach Worms gezogen, wo es ihnen so wohl gefiel, dass sie sich zur Rückkehr nicht entschliessen konnten. Aber die Priester im gelobten Lande drohten ihnen mit der Strafe Gottes, weil Gott den Männern geboten habe, die drei hohen Feste in Jerusalem zu begehen. Da antworteten die Wormser Juden: Sie wohnten im gelobten Lande, Worms wäre das kleine Jerusalem und ihre Synagoge der kleine Tempel. Nach einer andern Ueberlieferung

soll die Erde auf dem uralten jüdischen Begräbnissplatz, dem sogenannten heiligen Sand, von Jerusalem dahin gebracht worden sein, wesshalb sich andere deutsche Juden sehr angelegen sein liessen, in Worms aufgenommen und begraben zu werden. An das unläugbare hohe Alter der jüdischen Gemeinde zu Worms knüpfte sich alsdann deren Behauptung, dass sie in Christi Kreuzigung nicht nur niemals gewilligt, sondern sogar durch ein eigenes Schreiben an den König der Juden ernstlich davon abgerathen hätten. Dies verschaffte ihnen jene wichtigen, von Kaiser und Reich bestätigten Privilegien, und veranlasste, wie es scheint, das Sprichwort: Wormser Juden, fromme Juden. Dass sich die aus Cäsarius bekannte Sage von dem Judenmädchen, welchem verheissen war, den Messias zu gebären, und hernach eine Tochter zur Welt brachte, gerade in Worms ereignete, deutet auch darauf, dass diese Stadt für eine Hauptstadt der Juden, für ein deutsches Jerusalem galt. Die jüdische Gemeinde zu Worms hatte eine wohlgeordnete Verfassung unter einem Vorsteher, welcher der Judenbischof hiess. Den Kämmerern von Worms, den Dahlbergen, war der Schutz dieser Verfassung vom Reich übertragen. Die Kämmerer selbst müssten jüdischen Ursprungs sein, wenn sie wirklich, wie sie sich in ihren Stammbäumen rühmten, durch die Jungfrau Maria mit unserm Heiland verwandt gewesen wären. Als einst, die Anekdote ist bekannt, eine Frau von Dahlberg anzuspannen befahl, und der Kutscher fragte, wohin er sie fahren solle, antwortete sie: Zu meiner Cousine nach Liebfrauen. Einer der ersten des Geschlechts der Kämmerer soll, der Familiensage gemäss, nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus, mit der XXII. Legion nach Worms gekommen sein. Uebrigens erbten die Kämmerer von Worms den Namen Dahlberg erst in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wo das im Nahgau, drei Stunden von Kreuznach, heimische Geschlecht deren von Dahlburg erlosch und ihre Besitzungen auf jene ihnen durch Heiraten verbundenen Kämmerer von Worms übergingen, welche Namen, Schild und Helm der Dahlberge den ihrigen beifügten und bis heute fortführen. Von Schloss Dahlburg, das im Stahlstich diese Blätter zu zieren bestimmt ist, unten das Nähere; hier könnte nur von Herrnsheim, dem kaum drei Viertelstunden von Worms entfernten Stammschloss der Familie Dahlberg-Herrnsheim

die Rede sein. Eine Spazierfahrt dahin, wozu sich vor dem Thore die Gelegenheit von selber bietet, ein Gang durch das reinliche, wohlhäbige Dorf, und der auf einem günstigen Punct mit Geschmack angelegte Garten, der Besuch der saubern altdeutschen Kirche, worin neben so manchem seiner Vorfahren nun auch der letzte der Dahlberge ruht, wird dem Leser mehr sagen, als der Raum uns hier gestattet.

Soviel von dem mythischen Worms; das geschichtliche ist nicht minder wichtig. Mediomatriker, Vangionen, Römer, Burgundionen, Hunnen, Alamannen und Franken hatten hier nach einander Wohnsitze. Durch gar manche Concilien, Maiversammlungen, Reichstage und Turniere ist es berühmt. Luthers Worte: Und wenn so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollt ich hinein, sichern sein Gedächtniss, so lange der Unterschied der Confessionen besteht. Auch einen Dichter hat es hervorgebracht, den einzigen unter den Deutschen, der vor Friedrich dem Grossen Gnade fand, den verdienstvollen, nicht genug gekannten Goetz. Im Nahthal werden wir ihn auf seiner Winterburg heimsuchen.

Aus dem orleans'schen Mordbrand hat Worms wenig mehr als seinen herrlichen Dom gerettet, dessen festes Mauerwerk die Franzosen vergebens zu zertrümmern suchten. Das hohe schmale Langhaus mit einem östlichen und westlichen Chor, vier schlanken Thürmen und zwei thurmähnlichen Kuppeln an den Chören, erinnert an den Dom zu Mainz, nur dass dort die Verhältnisse grösser sind und die Kuppel über die Thürme emporragt. In den ersten Jahren des Jahrtausends erbaut, ist es eins der ältesten und schönsten Denkmäler des Rundbogenstyls, jener am Rhein so viel gepflegten Baukunst, von welcher die Gelehrten nicht wissen, ob sie byzantinisch oder lombardisch heissen müsse. Uns scheint sie weder griechischen, noch italischen Geist zu athmen, sondern aus dem starren und strengen Sinn des Nordens hervorgegangen zu sein, dem sich die Milde des Christenthums und die üppige Blüthe der Romantik noch nicht erschlossen hatte. Von dem östlichen Chor und der nördlichen Langseite blicken scheussliche Larven, grimmige Thiergestalten auf uns herab, gleichsam Ausgeburten des finstern Heidenthums, welche die christliche Kirche des eilften Jahrhunderts noch nicht alle auszuscheiden und

zu bewältigen gewusst hatte. Der westliche Chor zeigt etwas spätere Formen und Uebergänge in den Spitzbogen. Man erklärt dies durch die im fünfzehnten Jahrhundert nothwendig gewordene Wiederherstellung des einen westlichen Thurms. Allein schwerlich lag ein westlicher Chor im Plane des ersten Baumeisters. Hier, dem östlichen Chor gegenüber, musste sich, nach einem durchgreifenden Gesetze, ursprünglich der Haupteingang befinden. Das jetzige schon ganz gothische Hauptportal auf der Südseite kann erst drei Jahrhunderte später angefügt worden sein. Auf seiner Spitze reitet ein gekröntes Weib auf einem vierfüssigen, seltsamen Thiere. Man hat gefragt, ob es die triumphirende Kirche, die Stadt Worms, oder die babylonische H... vorstelle? Auch auf die Frauen des Heldenlieds, die sich vor dieser Kirche schalten, hat man gerathen. Und wirklich hat die Deutung auf Brunhilde, aber nicht die mythische, sondern die historische, des austrasischen Siegberts Gemahlin, viel für sich, denn Worms, wohin sie sich geflüchtet hatte, war es nach einigen Annalisten, wo jenes graunvolle Gericht über die fast achtzigjährige, herrschsüchtige Frau erging:

Der Hengst riss wiehernd aus, die Hinterhufe schlugen
Das nachgeschleppte Weib; verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr; um ihr entstellt Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar; die spitzen Steine tranken
Ihr königliches Blut und schaudernd sahn die Franken
Chlotars, des Zürnenden, entsetzlich Strafgericht.

Freiligrath.

Vorher war sie drei Tage lang mannigfach gemartert, und auf einem Kameele sitzend dem Hohn des Heeres Preis gegeben worden. Für ein Kameel könnte auch das räthselhafte Thier des Wormser Portals gelten, das freilich zu späten Ursprungs ist, als dass die historische Brunhilde damals im Andenken gewesen wäre. Näherer Betrachtung soll sich auch jenes Thier durch die Attribute der vier Evangelisten, die an dem viergestaltigen Haupt und den unten nicht erkennbaren Füssen zum Vorschein kommen, als ein apokalyptisches ausweisen, so dass die Deutung auf die triumphirende Kirche doch zuletzt triumphirt.

Zwischen Worms und Speier hätten wir Oggersheim und Frankenthal erwähnen können, beide der Mündung des Neckars

fast gegenüber, dieses berühmt durch die überprächtige Hochzeit jenes Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, der unter dem Namen des Winterkönigs im böhmischen Kriege einen so tragischen Ausgang nahm; jenes durch seine seltsame Rettung, als in demselben Kriege Hans Warsch, der Viehhirte, mit dem spanischen Feldherrn Don Corduba auf eigene Faust unterhandelte und seiner ganz verlassenen Vaterstadt eine günstige Kapitulation, seinem neugeborenen Kinde aber einen Pathen erwarb. Der aus Langbeins Gedichten (vgl. auch m. Rheinsagen S. 309) bekannten Anekdote sind wir nicht gesonnen ihre historische Glaubwürdigkeit anzufechten; der Name des Hirten klingt aber bedenklich. Das digammatisch vorgesetzte W scheint einen der derbsten deutschen Spottnamen verbergen zu sollen.

Auf einem weinreichen Hügel, der in guten Jahren ein Gewächs liefert, dem der Johannisberg nichts entgegenzustellen hat, liegt Oppenheim zu den Füssen der herrlichen Katharinenkirche und der einst stolzen Reichsfeste Landskron. Jene aus dem Schutt des Orleans'schen Brandes noch nicht ganz erstanden, hat mein Landsmann Dr. Franz Hubert Müller wegen ihrer Schönheit zum Gegenstand eines eigenen kostbaren Werkes gemacht. Das Wahrzeichen Oppenheims ist die Schwedensäule, ein obeliskenartiges, 56 Fuss hohes Ehrendenkmal Gustav Adolfs, der hier, wie die Sage geht, auf einem Scheuerthor, über den Rhein setzte. Oppenheim und Landskron nahm er mit Sturm. Von zehntausend damals gefallenen Schweden und Spaniern werden in der Katharinenkirche die wohlaufgeschichteten Gebeine gezeigt. Von der Schwedensäule erzählt A. L. Grimm: „Ein Löwe mit einer Helmkrone und einem Schwert sass auf der Spitze des Obelisks. Dieses Schwert nahm in der Folge des dreissigjährigen Kriegs ein kaiserlicher Officier aus den Klauen des nordischen Löwen und überbrachte es dem Kaiser Ferdinand. Seine Hoffnung versprach ihm dafür grosse kaiserliche Gnade und reiche Geschenke. Statt der goldenen Ketten aber, von welchen ihm schon geträumt, hätte ihn der Kaiser beinahe an einer eisernen aufhängen lassen, „weil er eines so tapfern Helden aufgerichtete Flammsäule durch Raub also verunehrt."

Neckarthal.

Zwischen Mannheim und Heidelberg bildet der Neckar kein eigenes Thal. Von seinem Gebirge verlassen durchschneidet er quer, in vielfachen Windungen, ein fremdes Thal, das des Rheins, das hier immer noch auf beiden Seiten an vier Stunden breit ist. Um ein Neckarthal zu finden müssen wir höher hinaufsteigen. Aber verweilen wir erst bei den Neckarmündungen. Nach der Meinung der Gelehrten waren diese in älterer Zeit nicht wie jetzt in der Gegend von Mannheim, sondern der Fluss wandte sich unterhalb Heidelberg rechts und lief längs der Bergstrasse hin, um zugleich mit dem Main seine Wasser Mainz gegenüber in den Rhein zu giessen. Noch verrathen gewundene Wiesenstreifen, auf welchen hin und wieder Anker ausgegraben werden, sein altes Bette. Doch schon in den Römerzeiten muss wenigstens ein starker Arm bei dem heutigen Mannheim gemündet haben.

Mannheim, eine Stadt neuen Datums und des allermodernsten Ansehens, zählt als Ort doch schon ein Jahrtausend. Die Herleitung von Mannus, dem mythischen König der Deutschen, dem Sohn des erdgebornen Tuisco, ist nicht besser als die von dem eddischen Mannheim, der Wohnung der Menschen. Der heutigen Stadt, die nicht viel über ein Jahrhundert zählt, wollen wir den Ehrennamen einer schönen, der ihr allgemein beigelegt wird, nicht streitig machen; wie weit aber müssen die Begriffe des Schönen und des Malerischen in der Anwendung auf Städte auseinanderliegen! Eine strohgedeckte Bauernhütte würden Maler lieber zur Darstellung wählen als des eleganten Mannheims stolze Palläste. Die breiten, schnurgeraden, im rechten Winkel, A-Quadrat gleich B-Quadrat, sich kreuzenden Strassen, die Mannheim so eigenthümlich sind, wie Karlsruhe seine Fächergestalt, erregen durch Einförmigkeit und Leere leicht Langeweile. Lieber die engen krummen Strassen, die winkligen Gässchen, die himmelhohen Häuser unserer alten Rheinstädte, denen man es ansieht, dass sie das Product der Geschichte sind, dass ein wirkliches Bedürfniss sie hervorrief, als diese hohlen Seifenblasen fürstlicher Willkühr. Gleichwohl ist die Lage zwischen Rhein

und Neckar für den Handel noch glücklich genug gewählt und die schon im Bau begriffene Eisenbahn nach Heidelberg wird Alles hinzufügen, was der Freund schöner Natur bisher in diesen Flächen vermisste.

Nicht leicht wird ein Deutscher sich in Mannheim aufhalten, ohne das dortige Theater zu besuchen, das in der Geschichte der deutschen Bühne, wenn es eine giebt, ja der Literatur, die nicht zu leugnen ist, eine so glänzende Stelle einnimmt. Damals schien es allerdings, als sollte eine deutsche Bühne sich bilden, als Iffland, Beck u. A. Zierden der Mannheimer Bretter, Dalberg Intendant und unser Schiller eine Zeitlang Theaterdichter war. Hier wurden bekanntlich seine Räuber zum Erstenmal aufgeführt. Doch der unvaterländische Sinn der Deutschen und der Mangel alles öffentlichen Lebens trugen auch diese Hoffnungen zu Grabe. Das Mannheimer Haus theilt jetzt das Schicksal aller deutschen Bühnen, französische Vaudevilles und Scribe'sche Machwerke entweihen es. Bedeutungsvoll zeigt gerade ein Kirchhof zu Mannheim Kotzebues und Sands Begräbnisse. Es war in der Nähe des Theaters, wo der Mann, mit dem der Verfall der deutschen dramatischen Kunst begann, von dem Jüngling ermordet wurde, welchen der Schmerz über die sittliche Unwürdigkeit der Zeit zu einer That höchster Unsittlichkeit fortriss.

S c h w e t z i n g e n dürfen wir nicht unerwähnt lassen, wäre es auch nur, um eines andern Begräbnisses zu gedenken. Hebel ruht hier, der rheinische Hausfreund, der gemüthreiche alamannische Dichter, dessen Schatzkästlein und Lieder sein Vermächtniss und Denkmal sind. Den berühmten Schwetzinger Garten, der vielleicht seines Gleichen nicht hat, werden die Verehrer der Gartenkunst höher als wir zu schätzen wissen. In seiner jetzigen Umgestaltung trifft ihn mit Grund kein Tadel, der nicht allen ähnlichen Anlagen den Stab bräche. Eines solchen Hintergrundes, solcher Gesichtspunkte und Fernblicke, bald auf das überrheinische Hartgebirge, bald auf die Höhen des Schwarzwalds, der Bergstrasse oder des Odenwalds, wird sich nicht leicht eine andere zu rühmen haben. Drei Künste, Architectur, Sculptur und Malerei entschädigen diejenigen reichlich, welche die Gartenkunst allein unbefriedigt lässt. Der Eindruck der prächtigen türkischen Moschee mit ihren Minarets, die eine um-

fassende Aussicht gewähren, oder des Apollotempels, gehört zu den bleibenden. Unter den Sculpturwerken giebt man der Galathee, wie sie dem Bade entsteigt, von Crepello aus carrarischem Marmor gehauen, den Preis.

Die Strasse nach Heidelberg, die wir nun einschlagen, führt über Seckenheim, berühmt durch die Schlacht, welche hier Friedrich der Siegreiche, Kurfürst von der Pfalz, gegen verbundene an Macht überlegene Feinde gewann:

„Kämpfend mengen sich die Schaaren,
Hier der Rhein, der Neckar dort;
Doch des Schlachtgewühls Gefahren
Zähmt des Pfalzgrafs herrschend Wort.

Plötzlich winkt er im Gefechte
Und auf die berittnen Reih'n
Rücken seine Lanzenknechte
Mit den langen Dolchen ein.

Schlüpfen untern Bauch der Pferde,
Stechen hin und stechen her,
Ross und Reiter stürzt zur Erde
Und erschrocken wankt das Heer.

„Flieht, Verzagte! Nicht entlaufet
Ihr der Schande noch der Haft;
Oder freut's euch, so ersaufet
Immerhin in blüh'nder Kraft.

„Seht, wie kühl das Wasser ladet,
Hier der Rhein, der Neckar dort;
Streckt die Waffen denn!“ Begnadet
Führt er sie zum Schlossberg fort.

„Truchsess auf, herbei, ihr Schenken,
Rüstet mir das Siegesmahl:
Liege Purpur auf den Bänken,
Reich umhangen sei der Saal.

Hörner sollen laut erschallen,
Weine fliessen weiss und roth,
Fisch und Wildbrät theilet Allen;
Aber Eins gebreche — Brot.“ u. s. w.*)

*) Rheinsagen. 2te Aufl. S. 313—14.

Von einer Erhöhung des jenseitigen rechten Neckarufers winkt jetzt Ladenburg herüber, das mit seinen alterthümlichen Thürmen und Thoren auch auf einem grossen Theile der Bergstrasse sichtbar wird. Am bedeutendsten treten die Thürme der angeblich von König Dagobert gestifteten St. Galluskirche hervor. Der Bau ist freilich jüngern Ursprungs, wie fast die ganze heutige Stadt, deren Anfänge doch in die Römerzeiten reichen. Schon Ausonius erwähnt *Lupodunum*, das auch ein römisches Bad und viele andere Ueberreste als eine der wichtigsten Niederlassungen der Römer am Oberrhein bezeichnet. Im Mittelalter war es die Hauptstadt des Lobdengaus, dem es den Namen gab. Auf dem Stahlbühel, so heisst noch jetzt eine Ackergewanne gegen Leutershausen hin, war das Gaumal, wo die Grafen des Lobdengaus unter freiem Himmel die sogenannten Gedinge, oder öffentlichen Gerichte hegten, Anfangs Namens der fränkischen Könige, welchen diese Grafschaft vorbehalten war, dann der Herzoge des rheinischen Franziens, zuletzt der Bischöfe von Worms, die auch im zwölften Jahrhundert, während der Empörung ihrer Bürger, hier ihr Hoflager aufgeschlagen hatten. Bis zu unsern Zeiten ward das Kurhaus Pfalz von den Bischöfen von Worms mit der Grafschaft auf dem Stahlbühel, welche keine andere als die des Lobdengaus ist, mithin auch Heidelberg einbegriff, feierlich belehnt. Die neuere Zeit hat Ladenburg in den Hintergrund gestellt; aber noch heute erinnert seine Saalgasse an den Pallast der fränkischen Könige, hier wie überall der Saal genannt. Zum Abschied sei noch einer Legende gedacht, die bis auf unsere Tage ein lebendiges Zeugniss hinterlassen hat. Die berühmte Sickingensche Familie, vielleicht einst mit der Burgmannschaft des Saals belehnt, war in Ladenburg begütert, die Kirche zeigt ihre Wappen und Grabsteine, ja eine eigene Kapelle ist nach ihr genannt. Mit dieser haben sie eine Stiftung verbunden, die ihr Geschlecht überdauert hat. Ein Fräulein von Sickingen, so meldet die Sage, verirrte sich einst in dem jetzt gerodeten Schwabenheimer Walde. Es war schon spät in der Nacht, als sie den Schall einer Glocke vernahm. Sie erkannte sie als diejenige, die ihr oft vom Thurme der St. Galluskirche zu Ladenburg in die Messe geläutet hatte, folgte der befreundeten Stimme und fand sich glücklich nach

Hause. Seitdem ertönt die Glocke allnächtlich um eilf Uhr und jede Woche lässt der Besitzer des Guts zum Vortheil der Armen Ladenburgs ein Malter Korn zu Brot verbacken.

Von Ladenburg herkommend geniessen wir des Vortheils, Heidelbergs zuerst von der rechten Neckarseite ansichtig zu werden, wo es sich am Vortheilhaftesten darstellt. Die Natur kennt keine Sprünge, behauptete ein alter philosophischer Gemeinplatz, welchen Hegel widerlegt haben soll. Vor Hegel hatte es längst die Gegend um Heidelberg. Wenn man aus dem unermesslichen, nur in blauender Ferne von Gebirgen umsäumten Rheinthal bei Neuenheim plötzlich in das enge Neckarthal einbiegt, welch ein Sprung! Kaum hat die Strasse Raum zwischen der schroff ansteigenden Felswand und dem Fluss, der hinter einer Wendung des Gebirges sich bald dem Blick entzieht. Aber erst fliesst er durch die Bogen der leichtgeschwungenen Brücke, jenseits hebt sich gleich hinter der Stadt ein noch höherer Bergrücken, auf dessen Abhange die schönste und grossartigste Ruine Deutschlands in ernster Feier thront. „Den Weg hinauf," es sind Goethe's Worte, „bezeichnet, durch Bäume und Büsche blickend, eine Strasse kleiner Häuser, die einen sehr angenehmen Anblick gewährt, indem man die Verbindung des alten Schlosses und der Stadt bewohnt und belebt sieht." Es ist als sähe man Heidelberg in einer Procession nach dem Heiligthum seiner Burgruine begriffen. Das prächtige Schloss überragt der Geissberg mit den wenigen Mauerresten der ältern Burg, noch höher steigt, mit schöner Waldung und nackten rothen Felsenpartien, der Heidelberg hinan, welchem die Stadt den Namen verdankt; sein schön gerundetes Haupt, gemeinhin der Königstuhl genannt, ist jetzt mit einem leichten schlanken Thurme geziert, der von Neuenheim aus sehr gut ins Auge fällt. Rasch gleitet der Neckar über durchscheinende Granitblöcke der Brücke zu, hinter welcher er seine Wasser wieder sammelt und nun mit vollerer Ader sein Gebirge hinter sich lässt. Den Fluss beleben befrachtete Schiffe und Kähne, und es ist gefährlich anzusehen, wie sie im engen seichten Stromgleise ruhig und sicher dahinziehen. Selten fehlt es auch, wenn die Witterung günstig ist, an Lustnachen mit schönen Frauen und angelnden Angelsachsen.

Aber Heidelberg ist wegen ungünstiger, regnerischer Witterung verschrieen. Im Handwerksburschenlied heisst es von ihm:

Heidelberg ist eine schöne Stadt,
Wenn es ausgeregnet hat.

Regnet es denn noch immer in Heidelberg? fragte jener Deutsche, der eine Zeitlang daselbst gelebt hatte, jetzt aber seit Jahren in Paris wohnte, seinen ihn besuchenden Heidelberger Landsmann. Da sich bei dieser Stadt das Neckarthal gerade gegen Westen öffnet, so scheint sie mit ihrer Umgegend den Westwinden, die den Regen bringen, allerdings ausgesetzt. Dennoch mag die Klage, wenn nicht ganz unbegründet, doch sehr übertrieben sein. Ich wenigstens bin Heidelberg das Zeugniss schuldig, dass ich immer schönes Wetter dort antraf, und dass es in den vierzehn Tagen, die ich noch diesen Herbst dort genoss, nicht ein einziges Mal geregnet hat. Vermuthlich entsprang die Beschuldigung aus der Ungeduld der Reisenden, welche die hochgerühmte, unvergleichliche Gegend in so grosser Menge dahin zieht, und die es leicht, wie um den Genuss, so um die gute Laune bringt, wenn zufällig ein Regenwetter in ihren kurzen Aufenthalt fällt. Wie es aber die schlimmsten Früchte nicht sind, woran die Wespen nagen, so pflegen auch die Gegenden, wo die Klage über schlechtes Wetter am häufigsten und lautesten erschallt, gerade die schönsten zu sein, wie man sich aus den Fremdenbüchern leicht überzeugen kann. Auf dem Rigi, auf dem Montanvert im Chamounithal, zu Vevai oder Chillon am Genfersee u. s. w. sind Klagen der Art in allen Sprachen der Welt so häufig eingetragen, dass man glauben müsste, diese Bruchstücke des Paradieses seien das ganze Jahr von einem ossianischen Clima heimgesucht, nichts als Nebel und Regen, wenn nicht hier und da ein Glücklicher in Versen oder Prosa seiner Begeisterung Luft gemacht hätte, oder der Reisende selbst solch ein Glücklicher ist. Wenn auf der Brücke zu Heidelberg, auf dem Philosophenwege, Riesenstein, des Thurms auf dem Königstuhl zu geschweigen, wo eine ganz durchsichtige Luft erfordert wird, wie sie jährlich nur wenige Tage bieten, um der ganzen unbegrenzten Aussicht theilhaftig zu werden, wenn da ein solches Fremdenbuch auslägе, so würde man

die Verbreiter jenes Gerüchts mit Namen und Vornamen kennen, denn der Unzufriedene lässt seinen Unmuth gern Schwarz auf Weiss aus, während der begünstigte Reisende Besseres zu thun findet, als mit der Feder in der Hand erkenntlich zu sein. Ein Fremdenbuch in diesem Sinne besitzt aber Heidelberg meines Wissens nicht, wohl aber ein besseres, wir meinen das: Fremdenbuch für Heidelberg und die Umgegend von K. C. von Leonhard, dem bekannten ausgezeichneten Naturforscher.

Auf dieses treffliche Buch, so wie auf den entsprechenden Artikel in der Section Schwaben, müssen wir den Leser verweisen, da es hier unsere Absicht nicht sein darf, die dort schon abgehandelte Umgegend Heidelbergs ausführlich zu besprechen. Wir würden sie ganz umgangen haben, wenn sich einige späterhin vorauszusetzende Momente aus der Geschichte der Pfalz, die für das ganze Rheinthal so wichtig ist, an einem andern Ort schicklicher erzählen liessen. Nach dem Plane dieses Werks soll Beschreibung und Erzählung, Malerisches und Romantisches, Hand in Hand gehen, und da die Schicksale der Pfalzgrafen, welche Heidelberg und sein Schloss gegründet haben, in der Romantik unserer erzählenden Darstellung nicht entbehrt werden können, so sind wir das beschreibende, malerische Element, so weit es ohne Wiederholung geschehen kann, hinzuzufügen allerdings berechtigt. Ohnedies ist Heidelberg dem Rhein nicht fremd, es liegt ihm näher als es Schwaben liegt, seine Kurfürsten nannten sich Pfalzgrafen bei Rhein, nicht in Schwaben; es war das Herzogthum des rheinischen Franziens, welches der Gründer Heidelbergs, Pfalzgraf Konrad, freilich ein Hohenstaufe und somit ein Schwabe, nach dem Ausgang der rheinfränkischen Könige, in Anspruch nahm.

Ehe wir unsern Standpunkt auf der Brücke zwischen den Bildsäulen Karl Theodors und der Minerva verlassen, schauen wir zurück nach der unten mit Reben bepflanzten, oben bewaldeten Bergwand des rechten Neckarufers. Es ist der heilige Berg, auf dem einst ein Abgott mittels gewölbter Gänge Orakel erschallen liess. In christlicher Zeit trug er zwei Klöster, wovon jetzt nur wenige Ruinen übrig sind. Etwas oberhalb der Brücke gelangt man durch die Hirschgasse auf den Philosophenweg. Am südlichen Gehänge des heiligen Berges zwi-

schen Weingärten hinziehend lässt er die ganze Lage von Heidelberg, und dazu das Rheinthal von Baden bis zum Donnersberg, Speier mit seinem Kaiserdom mit eingeschlossen, bequem überblicken. Ich wollte, dass alle Philosophen diesen herrlichen Weg täglich wandelten. Welche Philosophie müsste da zu Tage kommen! Ich würde mich wohl bedenken, eine orthodoxe Dogmatik, oder das Augsburger Glaubensbekenntniss, sammt der Concordienformel und dem Heidelberger Kathechismus, zu unterschreiben; aber eine Weltweisheit, zwischen Lusthäusern und Rebenlauben, in der Sonne des Himmels, die der Spiegel des Neckars verdoppelt, im Angesicht der erhabensten Natur auf dem Philosophenwege erdacht, wer wollte sie nicht unbesehens Paragraphen für Paragraphen unterzeichnen?

Um die Schlossruinen zu besuchen, betreten wir jetzt die Musenstadt, und drängen uns durch das Gewühl der Reisenden vor dem Gasthaus zum Prinzen Karl nach dem sich hier emporziehenden Burgweg. Da aber eben mehrere Esel-Cavalcaden hinaufreiten, so zwingt uns unsere Ungeduld die von den schönen Reiterinnen fast gesperrte Strasse bald wieder zu verlassen und den mit steinernen Treppen aufgemauerten Fussweg einzuschlagen, der unter hohen breitschattenden Fruchtbäumen an dem sanften Abhange vorbeiführt, wo einst Klara von Dettens Garten stand. Hier war es, wo der siegreiche Friedrich, der uns von Seckenheim her bekannt ist, im Arm der Liebe von Schlachten und Zeitstürmen ausruhte. Er, der Besieger übermächtiger Feinde, der dem Papst und dem Kaiser zugleich zu trotzen wagte, hatte den schönsten Sieg über sich selber davongetragen. Sein Bruder, Ludwig der Sanftmüthige, war in blühender Jugend verstorben und dessen Erbe Philipp, ein einjähriger Knabe, wäre mit der Pfalz ihren Feinden zum Opfer geworden. Da ergriff Friedrich der Siegreiche das Ruder mit starker Hand, ja er nahm auf die dringende Bitte seiner Stände, die den Wunsch des Landes aussprachen, die kurfürstliche Würde an. Wohlan, ich will euer Kurfürst sein, sprach er zu den Versammelten im Rittersaal; aber den kleinen Philipp auf den Arm hebend fügte er hinzu: und dein Vater, guter Knabe. Nicht für sich und seine Nachkommen, sondern für seinen unmündigen Neffen wollte er auf dem Schlosse seiner Väter herr-

schen und in schwierigen Zeitläuften die Grenzen des Landes schirmen und erweitern. Ihm zu Gunsten verzichtete er auf eine standesmässige Vermählung, schloss „ein geliebtes, nicht fürstliches Weib," die edle Augsburgerin, die er selbst urkundlich seine Sängerin nannte, an sein Herz, kaufte seinen Nachkommen die Grafschaft Löwenstein, welche sie noch heute besitzen, und liess sein häusliches Glück von Kemnat, seinem Freund und Lehrer, im Gesange feiern. „Wer nur ein gefühlvolles Herz hat," sagt N. Vogt, „kann sich leicht vorstellen, wie süss Friedrichen die Umarmung seiner geliebten Klara nach der Schlacht von Seckenheim müsse gewesen sein, wo er die zwei reizendsten Genüsse einer edeln Seele, Ruhm und Liebe, zugleich fand." Bekanntlich erheben jetzt die regierenden Grafen von Löwenstein-Werthheim, als Sprösslinge aus Friedrichs und Klara's rechtmässiger Ehe, Ansprüche auf die Nachfolge in den pfalzbaierischen Landen.

Friedrich des Siegreichen Werk ist auch der sogenannte gesprengte Thurm, der uns dort, sobald wir vor das mittlere Schlossthor getreten sind, über den breiten Burggraben als ein Wunder der Zerstörung entgegenblickt. Unendlich schöner und malerischer ist dieser Thurm in seinen Trümmern als er in den Tagen seines Glanzes gewesen sein kann. Man möchte es der Verheerungssucht der Franzosen Dank wissen, dass sie im Orleans'schen Kriege diese fast cyklopischen Mauern auseinandersprengten und so das Innere des gewaltigen Bau's unsern Blicken aufschlossen. Das abgerissene Mauerstück, das halb im Graben liegt, halb an das stehengebliebene Gemäuer emporreicht, gewährt den Anblick, als würde es eben von der Gewalt des Pulvers hinweggeschleudert. Zwei übereinander stehende gothische Säulen, von eben so schönen Formen als gigantischen Verhältnissen, tragen die steinernen Gewölbe der beiden uns durch die Zerstörung eröffneten Thurmhallen. Die oberste hat noch einen Ueberbau mit offener Gallerie, aus deren Gestein junge Bäume mit kräftigem Wuchs emporschiessen. Da dieser Punkt durch die Schlüsselbewahrerin zugänglich gemacht werden kann, so treten oft hinter dem Gebüsch, das die Thurmruine krönt, kräftige Gestalten in Reisekleidern hervor, was eine überraschend schöne Wirkung macht. So vielfach dieser Thurm gezeichnet

oder in Worten geschildert ist, keine Abbildung, keine Schilderung reichte je auch nur von fern an die Natur, während sonst die Erscheinung eben keine seltene ist, dass sich die Dinge im Bilde bei weitem besser ausnehmen als in der Wirklichkeit. Man empfiehlt mit Recht als den vortheilhaftesten Standpunkt die Tiefe des Schlossgrabens, etwa bei dem untern Fürstenbrunnen, wo Matthison seine berühmte Elegie in den Ruinen eines Bergschlosses gedichtet haben soll. Die schöne und gefühlvolle Welt Heidelbergs pflegt sich jetzt in dem gesprengten Thurm zu Concerten und Gartenharmonieen zu versammeln, welche in solcher Umgebung wahrhaft zauberisch klingen. Oft ist es als mische sich voller Wohllaut die Stimme Klara Dettens, der geliebten Sängerin des Thurmerbauers, oder der prophetische Gesang jener Jetta, der ersten Bewohnerin des Hügels, in die vollen Musikchöre.

Durch den sogenannten Riesenthurm, das Hauptthor des Schlosses, gelangen wir jetzt in den Burghof, ein Moment, der in unserm ganzen nachherigen Leben Epoche zu machen bestimmt ist, vorausgesetzt, dass wir ihn zum Erstenmal erleben. Der Boden, den wir treten, ist geheiligt, in Deutschland giebt es keinen zweiten so classischen Raum, nirgend strömt uns wieder diese Fülle der bedeutendsten Erinnerungen entgegen. Aber nur dem Einsamen erscheinen die hehren Gestalten der Vorzeit, nur dem gesammelten Gemüthe stehen sie Rede; hier aber entfliehen sie vor dem Schwarm der Gäste, die Silens abscheuliches Thier unterdess zu ihren geweihten Wohnsitzen getragen hat. Die schaulustigen Fremden pflegen selten viel nach dem Rittersaal in König Ruprechts Bau, noch nach Otto Heinrichs geschmackvollem Palast zu fragen, sie kümmert weder der achteckige Thurm noch die Ruprechtinische Kapelle; aber das Gewölbe darunter, worin das weltberühmte Heidelberger Fass liegt, muss ihnen aufgeschlossen werden. Statt eines finden sie da zwei Fässer, ja sie erfahren von einem dritten ältesten, gleichsam dem Grossvater des jetzigen grössten Fasses. Aber leider sind beide Fässer leer; ein Umstand, durch welchen sie plötzlich gar sehr in der Meinung der Reisenden sinken, denn was kann es ihnen helfen, dass der hohle Bauch des grössern Fassungethüms 282,200 Flaschen auf einmal zu fassen vermag, wenn der

Führer wiederholt versichert, ja die Reisebücher zum allgemeinen Schrecken bestätigen, dass nicht die Nagelprobe darin geblieben sei! Was helfen nun des gekrönten Hofpoeten Joseph Tannenberg fromme Wünsche, die auf der Vorderseite des ältern Fasses den Schluss der Aufschrift bilden:

Gott segne diese Pfalz am Rhein
Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein,
Dass dieses Fass und andre mehr
Nicht wie das alte, werden leer.

Auch die Reime auf der Rückseite werden jetzt nüchtern gefunden, obwohl sie dem Mann mit der „gepuderten Perücken, drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken,“ wie Uhland singt, besser gerathen sind. Wir theilen nur die körnigsten mit:

Wenn Jörg von Frundsberg leben sollte
Und seinen Knechten geben wollte
Gewehr und Harnisch, glaubet das,
Sein Zeughaus wäre dieses Fass.

In diesem Fass sind eingeschlossen
Viel schöner Sprüch', auch Schimpf und Possen,
Nachdem in seinem Hirn der Mann,
Der trinkt, den Wein vertragen kann.

Wir können vieler Ding' entbehren,
Auch dies und jenes nicht begehren;
Doch werden wenig Männer sein,
Die Weiber hassen und den Wein.

Der Wein uns fremde Sprachen lehrt,
Der Blöden Herz und Muth vermehrt;
Berauscht man sich, so werden gleich
Der Knecht ein Herr, der Bettler reich.

Der Wein und Gold sind hochgeacht,
Ein jeder Mann nach beiden tracht:
Der Mann bestehet in der Welt,
Der mässig brauchet Wein und Geld.

Man brauet Bier im Land zu Meissen,
In Sachsen, Pommern, Holland, Preussen;
Gott Lob, die edle Pfalz am Rhein
Giebt uns und ihnen guten Wein.

Nur Perkeo's holzgeschnitztes Standbild und sein Schwank mit dem Fuchsschwanz erregt wieder Heiterkeit, zumal wenn man erfährt, dass Karl Philipps lustiger Rath, gleich dem König Laurin ein tyroler Zwerg, doch trotz einem Riesen zu zechen verstand und vor funfzehn Flaschen grossen kurpfälzischen Hofmaasses nicht zurückschreckte. Um so mehr bedauert man ihn, dass er im Tode verurtheilt ist, bei leeren Fässern, die ihm im Leben ein Grauen gewesen sein müssen, Wache zu stehen und durstige Gäste mit trockenen Spässen zu unterhalten. Zuweilen ruft wohl ein Engländer nach Hock, d. i. Rheinwein, und gönnt auch Perkeo eine Libation, damit er ein Auge zudrücke über die Walzer und Galoppaden, welche die übrige Gesellschaft sich eben anschickt über dem Spund des Fasses, wo ein Tanzboden ist, aufzuführen. Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen, zum Ueberfluss finden sich ein Paar Musikanten dazu, und ehe wir uns umsehen, ist der Ball in vollem Gange. Nun haben wir sie weit genug, die Musik, die aus dem Keller herauftönt, lockt alle neuen Ankömmlinge hinab und wir können unsere Lieblingsplätze ungestört wieder aufsuchen und die Heldengestalten der ältesten pfälzischen Geschichte zu beschwören suchen.

Drei Punkte sind es, die uns zunächst anziehen. Dem Leser, der je in Heidelberg gewesen ist, werden sie erinnerlich sein. Zunächst der grosse Altan, vor der Nordseite der Burg, mit den beiden Erkern, dann der Stückgarten unter den hohen Linden vor dem kolossalen dicken Thurm und dem engländischen Bau, mit dem Blick in Klara's Garten, oder auf die epheuumrankte Bildsäule des unglücklichen Winterkönigs, endlich die Terrasse im Schlossgarten, wo die Burgruine sich so gross und edel darstellt, wenn das Auge nicht in die schnellen Fluthen des Neckars hinabtaucht, oder auf den Ziegeldächern der fröhlichen Musenstadt ruht, oder gar die Windungen des Neckars verfolgend den Rhein und die blauen Berge des Wasgau's aufsucht. Welche Sonnenuntergänge, welche Mondscheinnächte haben wir hier genossen! Und doch ist es noch schöner, von den wenigen Mauertrümmern der ältern Burg herab, den blutigen Tod der Sonne zu erleben; wenn ihr letztes Roth die offnen Fensterbogen der untern Burg vergoldet, die schweigend zu

unsern Füssen liegt und bei dem Blick in das Meer des Glanzes auch ihrer alten Herrlichkeit zu gedenken scheint.

Die Römer sollen zuerst auf dem kleinen Geissberge, wo hernach das obere Schloss stand, ein Castell gehabt haben, so wie ein anderes jenseits auf dem heiligen Berge. Aus diesen erwuchs in fränkischer Zeit dort die Abrinesburg, hier die sogenannte alte Pfalz, welche von dem Gebirge Heidelberg*), auf dessen Abhang sie erbaut war, den Namen empfing und ihn auf den Ort übertrug, der zu ihren Füssen lag. Es ist gewiss, dass Konrad von Hohenstaufen, Friedrich des Rothbarts Halbbruder, schon ehe er zur Pfalzgrafschaft gelangt war, diese Burg bewohnt hat. Die Grafschaft auf dem Stahlbühel oder im Lobdengau, zu welcher sie gehörte, soll König Dagobert der Zweite sich vorbehalten haben, als er dem Hochstifte Worms mit der Stadt Ladenburg, deren Bezug auf diese Grafschaft nun schon bekannt ist, viele königliche Rechte im Lobdengau schenkte. Es scheint aber, dass die Bischöfe von Worms sie unter Heinrich II. an sich brachten und die rheinfränkischen Herzoge aus dem salischen Hause als Schirmvögte ihres Hochstifts damit belehnten. Als der salische Konrad II. den Kaiserstuhl bestieg, besass sein Vetter, Konrad der Jüngere von Worms, das rheinfränkische Herzogthum, mithin auch unsere Grafschaft. Nach seinem Tode fiel sie auf Kaiser Konrads II. Nachfolger im Reiche, so dass sie bis auf Heinrich V. mit dem rheinfränkischen Herzogthum bei den Kaisern blieb. Von jetzt an bitten wir die Leser zu bemerken, welche Rolle der Name Agnes in dieser Geschichte spielt. Als Kaiser Heinrich V. kinderlos starb, gingen seine Stammgüter, ja späterhin auch das Reich, durch seine Schwester, die erste Agnes, auf die Hohenstaufen über. Mit Friedrich I., Herzog von Schwaben, hatte sie zwei Söhne, Friedrich und Konrad, jener erhielt Schwaben, dieser Rheinfranken und späterhin als Konrad III. das Reich. Auch wieder Friedrich der Einäugige, Herzog von Schwaben, hatte zwei Söhne, Friedrich und Konrad, jedoch von zwei verschiedenen Gemahlinnen: jenen gebar ihm Judith, eine

*) d. h. Haideberg, *mons sylvaticus*, nicht *mons myrtillorum*, denn an die Haidelbeeren braucht dabei nicht gedacht zu werden. Dieser Ableitung ist Jacob Grimm beigetreten.

Herzogin von Baiern, diesen Agnes von Zwei- und Saarbrücken. Judiths Sohn war der nachmalige Kaiser Friedrich der Rothbart; der zweiten Agnes Sohn unser Herzog Konrad von Hohenstaufen. Friedrich hatte, von seinem Vater das Herzogthum Schwaben ererbt, seinem Bruder Konrad gab er, als es ihm nach dem Tode seines Oheims Kaiser Konrad III., mit dem Reiche anfiel, das rheinfränkische Herzogthum. Ausserdem hatte Konrad von seiner Mutter, der zweiten Agnes, viele eigene Güter im Rheinthal, besonders im Speiergau und Wormsfeld ererbt. Aber noch höher stieg seine Macht, als ihm jetzt sein kaiserlicher Halbbruder auch noch die erledigte Pfalzgrafschaft ertheilte.

Der bisherige etwas trockene Bericht war nöthig, um den Leser zu überzeugen, dass das Herzogthum des rheinischen Franziens, wozu auch die Grafschaft Stahlbühel, mithin Heidelberg gehörte, wirklich auf Konrad von Staufen gekommen, und dass es kein leeres Vorgeben dieses und der spätern Pfalzgrafen war, dass sie an die Stelle der alten Herzoge von Rheinfranken getreten seien. Von der Pfalzgrafschaft, mit der sich in Konrad das Herzogthum Franken verband, um dann bis auf den Namen zu verschwinden, haben wir schon erwähnt, dass sie, lotharingisch-ripuarischen Ursprungs, zuerst in Achen auftritt, und sich dann allmählig den Rhein hinaufzog. Den Titel eines Pfalzgrafen bei Rhein hatte zuerst Heinrich von Lach geführt. Sein Nachfolger Siegfried nannte sich gar einen Pfalzgrafen der rheinischen Franken. Beide Zusätze drücken schon den Anspruch auf die Pfalzgrafschaft im Herzogthum Rheinfranken aus. Wenn die Pfalzgrafen ursprünglich von den Kaisern eingesetzt waren, um die Macht der Herzoge in Schranken zu halten, so war wohl in jedem Herzogthum ein solcher. Im rheinischen Franzien sind aber anfänglich keine eigenen Pfalzgrafen nachzuweisen, vermuthlich weil hier die Kaiser selbst Herzoge waren, und also keiner Pfalzgrafen bedurften, um ihre Rechte gegen Eingriffe der Herzoge zu wahren. Wenn nun die Pfalzgrafen im Herzogthum des untern oder ripuarischen Franziens sich schon unter den salischen Heinrichen Titel beilegten, die den Anspruch verrathen, auch im obern oder rheinischen Franzien die pfalzgräfliche Würde zu üben, so können das eben nur anspruchsvolle Titel gewesen sein, zumal da diese Pfalzgrafen im rheinischen

Franzien noch keine Besitzungen hatten. Als aber nach dem Aussterben des ältern lotharingischen Hauses der Pfalzgrafen diese Würde Hermann III. verliehen wurde, welcher Stahleck, die bekannte Burg über Bacharach, also an der Grenze Ripuariens und Rheinfrankens, als kölnisches Mannlehen besass, betrug sich dieser ganz als wäre ihm die Pfalzgrafschaft auch im obern Franzien übertragen, und befehdete im Bunde mit den benachbarten Grafen die geistlichen Fürsten, den Erzbischof von Trier und die Bischöfe von Speier und Worms, welche unterdess viele, dem Kaiser vorbehaltene Rechte und Besitzungen an sich gezogen hatten; und als ihn Arnold, Erzbischof von Mainz, desshalb in den Bann that, fiel er auch diesem in sein Gebiet und verwüstete es mit Feuer und Schwert. Die Folge war, dass ihn Kaiser Friedrich wegen Landfriedensbruch mit einer schimpflichen Strafe belegte. Der Gram darüber scheint ihn getödtet zu haben. Kaiser Friedrich gab hierauf die Pfalzgrafschaft mit allen Besitzungen der frühern Pfalzgrafen, also auch Bacharach und Stahleck, seinem Halbbruder Konrad, der schon Herzog von Franken war. Indem aber dieses Herzogthum mit der Pfalzgrafschaft verschmolz, nannte sich Konrad und seine Nachfolger nicht mehr einen Herzogen in Franken, sondern Pfalzgrafen bei Rhein. Die Fehde seines Vorgängers Hermann von Stahleck gegen die geistlichen Fürsten setzte er fort, namentlich kriegte er mit dem Bischof von Worms um die Grafschaft auf dem Stahlbühel, in welcher er sich, hier auf Heidelbergs ältern Schlosse, bereits festgesetzt hatte. Der Kaiser schlichtete den Streit, Konrad nahm den Lobdengau von Worms zu Lehen und Köln verwandelte zu Gunsten der dritten Agnes, der Erbtochter Konrads, das Mannlehen Stahleck in ein Kunkellehen. Konrad wählte jetzt Heidelberg zum Hauptsitz seiner Macht, obwohl eigentlich Stahleck noch immer als die pfalzgräfliche, das alte Schloss Heidelbergs als die rheinfränkisch- herzogliche Burg zu betrachten war. Den Ort unter letzterer soll er mit Mauern umgeben und zur Stadt erhoben haben.

Seinen Söhnen, Friedrich und Konrad, die ihn aber nicht überlebten, hatte er den heiligen Eberhard, den Sohn seines Burgwarts auf Stahleck, zum Erzieher gegeben, welcher hernach das Frauenkloster Kumbd auf dem Hundsrücken stiftete. Diesen

trieb ein brünstiges Verlangen zur Lesung der heiligen Schriften, welche ihm sein Vater strenge untersagt hatte. Im Schloss zu Heidelberg hoffte er dazu bessere Musse zu finden. Allein auch Konrad, der ganz ein Staufe war, wollte die unbezwungene Heldenkraft seiner Söhne durch mönchischen Unterricht nicht schwächen lassen. Da baute sich Eberhard im Walde hinter der Burg, nach dem Königstuhl hin, einen kleinen Altar, wohin er täglich kam und betete. Auf diesen stellte er ein gemaltes Bild des Gekreuzigten, welches er seinem Psalterium entnahm, höhlte einen Stein aus, goss Wasser darein, und umwickelte, so gut er konnte, Docht mit Wachs, um Nachts ein Licht vor dem Altar zu haben, welches er durch ein Wunder immer brennend fand, Tags aber mit einem Gefässe bedeckte. Der Pfalzgraf pflegte an seinem Hofe täglich sieben Arme, an Festtagen zwölfe, zu speisen; die Sorge für dieselben übernahm Eberhard, welcher alles Kostbare diesen zuwandte, sich selbst mit Wegwurf begnügte. So heilig war der Mann, dass ihn die Engel von Schönau, dem Cisterzienser-Kloster im nahen Odenwald, wo sich Eberhard mönchen liess, zu mehrern Malen nach Stahleck und wieder zurück trugen. Eberhard hatte in seinem Dienste ein Mädchen, welches Lust bezeigte, gleichfalls in den geistlichen Stand zu treten. Diesem sagte er: *Domicella Jutta*, *oculi tui apparent ita pleni prolibus*, *ut hoc fieri non posset.*

Noch andere Punkte in der Nähe erinnern an Konrad von Staufen. Zunächst Stift Neuburg, das jenseits des Neckars, da wo er in das Thal eintritt, welches Heidelbergs heilige Ruinen beherrschen, dem noch zu erwähnenden Wolfsbrunnen schier gegenüber, auf einem anmuthigen Rebenhügel liegt, von welchem noch einige Pfeiler der schönen Brücke gesehen werden. Um das Jahr 1048 hatte hier Anshelm, ein edler Franke, auf den vielleicht römischen Grundmauern seiner Altenburg, die er von Lorsch zu Lehen trug, Mönchszellen und eine Kirche erbaut. Jene schuf Konrad, auf Antrieb seiner Gemahlin, in ein Frauenkloster um, und setzte ihm seine eigene Tochter Kunigunde als erste Aebtissin vor. Später ward es in ein adeliges Fräuleinstift verwandelt. Der reizende Weg dahin führt über den Haarlass, ein Name, der daraus erklärt wird, dass hier die

dem Kloster gewidmeten Jungfrauen die Zierde ihrer Locken zum Opfer brachten.

Eine kleine Meile von Neuburg, doch schon im Odenwald, liegt in einem stillen von der Steinach bewässerten Wiesengrunde das Städtchen Schönau, das von der schon erwähnten, einst sehr reichen Cisterzienser-Abtei den Namen, das Dasein aber von französischen Flüchtlingen, meist Tuchwebern, empfing, die wegen Gewissenszwanges aus ihrem Vaterland flüchtend, hier nach Aufhebung des Klosters eine Freistätte fanden. Burkard, Bischof von Worms, nicht der Gesetzgeber und Erbauer des Doms, sondern der andre des Namens, hatte, von der Abgeschiedenheit des Ortes angezogen, das Kloster zu Ehren der heil. Jungfrau gestiftet. Pfalzgraf Konrad, der es zu seinem Erbbegräbniss erwählte und kurz vor seinem Tode noch reichlich begabte, ist mit seinen ihm vorangegangenen Söhnen, auch Gemahlin und Enkel, in der Kirche begraben. Aber Kloster und Kirche sind bis auf einen grossen Thorbogen, im strengen vorgothischen Styl, zerstört, das Kapitelhaus von Neuem zum Gottesdienst eingerichtet, und welcher fromme Deutsche jetzt zu dem Grabmal Konrads von Hohenstaufen wallfahrten will, der muss in den Keller eines Tuchmachers hinabsteigen und die ohnedies nicht allzulesbare Inschrift und den seltsamen Schwan des Wappens mit spärlichem Lampenlicht beleuchten. — Die Legende der heil. Hildegunde von Neuss, die als Bruder Joseph zu Schönau im Noviziat verstarb und wegen der keuschen Sorgfalt, womit sie ihr Geschlecht verhehlt hatte, in den Kalender kam, ist bei Cäsarius nachzulesen. Sie gehört zu den Cruditäten der Zeit, welche für unsern Geschmack schwer zuzurichten sind.

Nach Konrads Tod fiel die Pfalz durch seine Erbtochter Agnes an deren Gemahl, Heinrich von Braunschweig, den Sohn Heinrich des Löwen. Von dieser Verbindung, welche den alten Streit der Weiblinge und Welfen beizulegen schien, erzählen wir das Nähere schicklicher bei Bacharach: die gewünschten Früchte gingen aber nicht aus ihr hervor, denn der Pfalzgraf Heinrich zeigte sich zwar Anfangs getreu, konnte aber doch den Welfen nicht verläugnen, denn in dem Streit der Gegenkönige Otto IV. und Friedrich II. ergriff er die Partei seines Bruders gegen Friedrich von Staufen. Dies war der Anlass zur Erhebung des wittelbachischen Hauses, das noch heute in den pfalz-

baierischen Landen herrscht. Kaiser Friedrich II. verlieh, da den Pfalzgrafen Heinrich die Reichsacht getroffen hatte, dem Baiernherzoge Ludwig von Wittelsbach, aus dem Stamme der Schyren, die Pfalzgrafschaft. Aber noch war Heinrich von Braunschweig mächtig am Rhein, und als Ludwig nach Heidelberg kam, um die Pfalz in Besitz zu nehmen, ward er gefangen nach Schönau gebracht und musste sich auslösen. Nur durch Unterhandlung mit Heinrich und Verlobung seines Sohnes Otto des Erlauchten mit Heinrichs Erbtochter, der vierten Agnes, gelang es ihm, die Pfalz an sein Haus zu bringen.

Otto dem Erlauchten gebar die Pfalzgräfin Agnes zwei Söhne. Der ältere war Ludwig der Strenge, welchem bei der Theilung der Lande die Pfalz und das Herzogthum Oberbaiern zufiel, während Heinrich Niederbaiern mit der väterlichen Burg Landshut erhielt. Für Oberbaiern baute sich Ludwig in München eine neue Hofburg. Er selbst ist in Heidelbergs altem Schlosse geboren und gestorben. Ein entsetzliches Beispiel der Strenge, von der er genannt ist, gab er in dem blutigen Gericht, das er über seine unschuldige Gemahlin, Marie von Brabant, ergehen liess. Wir werden im Nahthal darauf zurückkommen.

Ludwigs Regierung fiel in die traurigen Zeiten des Zwischenreichs. Er aber trug zu dessen Beendigung wesentlich bei, indem er bei der Wahl für Rudolf von Habsburg den Ausschlag gab. Zum Lohn erhielt er Mechtilde, die schönste der Töchter des neuen Königs der Deutschen. Von dieser seiner dritten Gemahlin hinterliess er zwei Söhne, Rudolf und Ludwig, jener der Pfälzer, dieser der Baier zubenannt, denn dem einen war die Pfalz, dem andern das Herzogthum Baiern zu Theil geworden. Ludwig der Baier war es, der nachmals mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich, nach Schillers Worten, „um den Scepter Germaniens stritt." Rudolf der Pfälzer hatte gegen seinen eigenen Bruder für Friedrich von Oesterreich Partei ergriffen. Dennoch siegte Ludwig, Rudolf flüchtete nach Oesterreich und starb, seiner Länder beraubt, im Elende. Doch seiner unschuldigen Söhne nahm sich Kaiser Ludwig an, und setzte den ältesten, Adolf den Einfältigen, in das Erbtheil seines Vaters wieder ein. Von diesem stammen alle spätern Kurfürsten und Pfalzgrafen bei Rhein, ja sein Geschlecht blüht jetzt auf Baierns Thron,

nachdem das Haus Baiern, das von Kaiser Ludwig stammt, im Jahr 1777 mit dem letzten Kurfürsten Maximilian Joseph erloschen ist.

Rudolf der Pfälzer, auch der Stammler genannt, verliess zuerst das alte Schloss Heidelbergs und baute ein neues auf dem Jettenbühel, zu dem wir jetzt wieder herabsteigen. Auch hier soll schon früher, vielleicht von Römerzeiten her, eine alte Burg sich erhoben haben, wenigstens stiess man später, bei Erbauung des neuen Hofes, auf uralte Grundmauern. Vergebens späht das Auge des Geschichtforschers durch das mythische Dunkel, welches die Vorzeit dieser Stätte umschleiert. Thomas Leodius erzählt in seinen Alterthümern Heidelbergs, aus einem alten Buche, dass er von einem gewissen Joh. Berger empfangen haben will, folgende Ueberlieferung: „Um die Zeit, wo Velleda die Jungfrau bei den Brukterern herrschte, bewohnte jenen Hügel, wo jetzt Schloss Heidelberg steht, und der noch heute Jettenbühel genannt wird, eine Greisin mit Namen Jettha, und hielt sich in einem uralten Bethause auf, dessen Ueberreste wir erst neulich sahen, als Pfalzgraf Friedrich, da er Kurfürst geworden, das herrliche Haus erbaute, welches der neue Hof genannt wird. Durch Weissagungen berühmt, erschien diese Frau, um ehrwürdiger zu bleiben, nur selten vor den Augen der Menschen, und gab denen, welche sie um Rath fragen wollten, ohne ihr Antlitz zu zeigen, aus einem Fenster Antwort. Unter andern sagte sie vorher, und sang es in kunstlosen Liedern, ihrem Hügel sei es vom Schicksal bestimmt, in künftigen Zeiten von königlichen Männern, die sie namentlich nannte, bewohnt, gepflegt und geschmückt zu werden, und das Thal unter ihm würde von zahlreichem Volke angebaut und mit glänzenden Tempeln geziert sein. Doch um endlich von dem märchenhaften Alterthum zu scheiden, wollen wir ausheben, was jenes Buch von dem unglücklichen Tod dieser Jettha enthielt. Einst bei dem anmuthigsten Wetter verliess sie die Kapelle, um sich durch einen Gang nach den Bergen zu erholen, bis sie an einen Ort gelangte, wo die Berge ein Thal bilden und die schönsten Brunnen an vielen Stellen hervorsprudelten, worüber sie sich höchlich erfreute. Sie setzte sich nieder, zu trinken, als plötzlich eine hungrige Wölfin mit ihren Jungen aus dem Walde hervorbrach, welche das Weib,

das umsonst zu den Göttern rief, sobald sie es erblickt hatte, zerfleischte und in Stücke riss. Dies Ereigniss gab dem Brunnen, der durch Annehmlichkeit des Orts Jedermann bekannt ist, den Namen, denn er wird noch heute Wolfsbrunnen genannt.“ Grimm urtheilt von dieser Erzählung, es werde sich jetzt schwerlich sondern lassen, was daran ächte Sage sei, und was die Gelehrsamkeit des sechszehnten Jahrhunderts zur Verherrlichung der Pfalz und Heidelbergs hinzugedichtet habe. Das geheimnissvolle Fenster möge dem Thurm der Velleda nachgebildet sein. Uns scheint schon die Berufung auf diese Velleda, die dem Volk nirgend im Andenken geblieben ist, von übler Vorbedeutung. Der Name Jettha erinnert freilich an die Jötunne, Riesen des Nordens, allein er kann aus Jutha entstellt sein, was um so wahrscheinlicher wird, als eine andere, gleichfalls fabelhafte Nachricht einer Jutha, Gräfin im Kraichgau, gedenkt, der zu Liebe auf diesem Hügel ein Schloss und eine Kirche in dem benachbarten Dörfchen Schlierbach erbaut worden sei. Da nun Urkunden auch einer Schlierburg erwähnen, so hat man nicht ohne Grund vermuthet, diese möge es gewesen sein, welche einst an der Stelle des neuen Hofes über noch sichtbarem altrömischem Mauerwerk auf dem Jetten- oder Juthenbühel erhöht war.

Der nordische Klang des Namens Jettha hat die Dichterin Amalie Helwig verführt, in ihrer Sage vom Wolfsbrunnen die von deutschen Gelehrten willkührlich erfundenen Züge der Erzählung mit einer ächten, aus der Heimskringla entliehenen, nordischen Sage zu durchflechten, Wallkyrien, Nornen und Asen verschwenderisch beizumischen, und daraus ein schillerndes buntscheckiges Märchen zu brauen, dem nichts fehlt als der Schein der Wahrheit.

Die Veste, welche Rudolf der Pfälzer auf dem Jettenbühel gründete, ist, mannichfach verändert und ausgebessert, noch in dem sogenannten alten Bau vorhanden, dessen an der Westseite des Schlosshofs dicht neben dem tiefen Burggraben trauernde Ruinen sich vom Stückgarten aus am ehrwürdigsten darstellen. Hiermit hatte Rudolf den bescheidenen Anfang zu der Reihe grossartiger Gebäude gemacht, welche seine Nachfolger in den kommenden Jahrhunderten nach und nach auf dem Jettenhügel erhoben, bis der Schlosshof nach allen vier Seiten damit umgeben war.

Und gleichwie Er den ersten Stein zu den glanzvollen Gebäuden gelegt hatte, die einst hier erstehen sollten, so stiftete sein Sohn Rupert I., auch der Rothe genannt, in der zu ihren Füssen liegenden Stadt die Universität, die älteste Deutschlands, wenn wir von Oesterreich absehen, die gewiss nicht bloss für die Pfalz, sondern für unser ganzes geistiges Leben eine viel höhere Bedeutung erlangte, als Rupert ahnen konnte. Mit Recht hat man sie die Wiege wissenschaftlicher Bildung in Süddeutschland genannt. Dass sie dies werden konnte, dazu mag nächst der herrlichen Natur umher, welche wohl geeignet ist, die Brust des Jünglings mit hohen Entschlüssen zu erfüllen, auch die geschichtliche Wichtigkeit der Lage zu den Füssen der erhabenen Schlosstrümmer beigetragen haben.

Derselbe Rupert gründete auch die schon erwähnte ruprechtinische Kapelle, die einst nach dem Ausspruche eines Pabstes, der es wohl wissen konnte, die reichste Kapellmeisterei in Deutschland war. Aber wichtiger und besser erhalten sind die Gebäude des dritten Rupert, die wir gleich beim Eingang zur Linken finden. Der Fremde wird nicht versäumen, den jetzt wieder hergestellten Rittersaal, die Wendeltreppe in dem achteckigen Thürmchen und das mit geschmackvollen Arabesken verzierte Kamin im obern Stock zu betrachten. Aber schon über dem Eingange bewunderte er den von Genien getragenen Rosenkranz, und an der äussern Wand blieb ihm der einfache Reichsadler der Deutschen nicht unbemerkt. Im Innern kehrt dieser nebst andern Wappenschilden, worunter der gekrönte Löwe, den die Pfalz von den rheinfränkischen Herzogen ererbte, an den Schlusssteinen der Kreuzgewölbe mehrmals zurück. Er bezeichnet den Erbauer als jenen Rupert, welchen die bei Rhense versammelten Kurfürsten im Jahr 1400 nach Absetzung des faulen Wenzel zum römischen König koren. Noch einmal blühte da Deutschland die Hoffnung, es werde sich in diesen gesegneten Gauen, wo einst die salischen Kaiser geboten, ein mächtiger Staat, eine starke Vorhut des Reichs gegen den gallischen Erbfeind gestalten. Aber auch diese Wahl trug gleich jener Adolfs von Nassau, und des luxemburgischen Heinrichs, dem Reiche keine Frucht. Der Pfalz hatte zwar König Rupert viele Reichsländer auf dem linken Rheinufer vereinigt, und durch Vermählung seiner Söhne an sponheimische und

veldenzische Erbtöchter zu weiterer Vergrösserung den Grund gelegt; nach seinem Tode ward sie aber durch die Theilung des Hauses in mehrere Linien, sowie des Landes in ein unveräusserliches Kurthum und mehrere erbliche Fürstenthümer wieder geschwächt. Mit Otto Heinrich, dessen prächtiger, königlicher Bau das Schönste ist, was der Schlosshof darbietet, starb die älteste Kurlinie aus, worauf die simmernsche an die Stelle trat. Diese hatte sich schon früh in mehrere Nebenlinien getheilt, worunter die zweibrückische, die sich wieder in eine neuburgische, birkenfeldische u. s. w. verzweigte, am längsten blühte. Alle diese Nebenlinien kamen nach einander an die Reihe, und dem jüngsten Reise fiel nach dem Aussterben des Hauses Baiern auch dieses Land zu. Die Pfalz ist aus der Reihe der deutschen Staaten verschwunden, nur der überrheinischen, die gewöhnlich Rheinbaiern heisst, ist der alte Name neuerdings wieder zugetheilt, während Heidelberg und die pfälzischen Länder des rechten Rheinufers sich unter badischem Scepter glücklich fühlen. Aber schon früher lag der glänzende Herrschersitz auf dem Jettenbüshel in Schutt und Trümmern. Was die doppelte böswillige Zerstörung der Franzosen im orleans'schen Kriege übrig gelassen hatte, das nahm der Blitz des Himmels 1764 hinweg. Karl Theodor gab nun seinen Vorsatz, in den Trümmern der väterlichen Pfalzen eine neue Wohnung zu gründen, auf, er hatte, wie der Führer durch Heidelbergs Schlossruinen meint, im rollenden Donner eine himmlische Stimme vernommen: „Nie soll mehr Geräusch des Hofes die heilige Einsamkeit stören, dem Geiste der Dichtung geweiht, und der landschaftlich bildenden Kunst.“ Die letzten Worte beziehen sich auf das Atelier des unermüdlichen Künstlers Karl von Graimberg, dessen zahlreiche Abbildungen des Schlosses und aller seiner Theile der Leser wohl oft zu bewundern Gelegenheit hatte. Es befindet sich in den Ueberresten des schon erwähnten neuen Hofes.

Unsere Absicht, die wichtigsten Momente aus der ältern Geschichte der Pfalz, an welche wir später anknüpfen müssen, hier einzuflechten, ist nun erreicht. Wir scheiden von Heidelberg, um noch einige Blicke in das höhere Neckarthal zu werfen. Das benachbarte Neckargemünd ist von der Mündung der Elsenz genannt, die einst einem Gaue den Namen gab. Die Gaugrafen hat-

ten auf dem Dilsberg, Neckarsteinach gegenüber, ihren Sitz. Das Städtchen auf dem hohen Bergkegel, mit der weiten Aussicht in den Elsenzgau, verdient, gleich den Ruinen des sogenannten Schlosses, schon seiner Beschränktheit und rührenden Aermlichkeit wegen, einen Besuch. Von Neckarsteinach dürfen wir nur das Wirthshaus zur Harfe erwähnen, dessen Name eine sehr alte Erinnerung bewahrt. Einer der Bligger von Steinach, die schon in Lorscher Urkunden des zwölften Jahrhunderts vorkommen, wird der Minnesänger gewesen sein, von welchem in der s. g. manessischen Sammlung Lieder erhalten sind. Auch als epischer Dichter wird er genannt, aber sein hochgerühmtes Gedicht der Umhang ist uns leider verloren. Von ihm könnte die Harfe im Wappen der Steinache herrühren, die man noch über dem Thore der Vorderburg findet. Nur das erregt Zweifel, dass Gottfried von Strassburg in der bekannten Stelle des Tristan, wo er diesen Dichter preist, auf die Harfe in seinem Schilde schon anzuspielen scheint:

> Sîn zunge, diu die harpfe treit,
> sî hat zwô volle sælekeit:
> daz sint diu wort, daz ist der sin;
> diu zwei diu harpfent under in
> ir mære in fremdem prîse.

Der Ausdruck, seine Zunge trage die Harfe, hat etwas Gezwungenes. Man möchte den gekrönten Sarazenenkopf, der freilich nach der Sage erst später mit der Harfe verbunden ward, hinzunehmen, um ihn zu erklären. Ulrich, Landschad von Steinach, dessen Grabmal mit der Jahrzahl 1369 die Kirche bewahrt, soll nämlich, um die Schmach des Stegreiflebens von seinem mit dem Namen Landschaden gebrandmarkten Geschlechte hinwegzunehmen, das Kreuz wider die Ungläubigen ergriffen und Wunder der Tapferkeit verrichtet haben. Es glückte ihm, einen Anführer der Sarazenen zu erschlagen, worauf ihm der Kaiser mit seiner Gnade die Erlaubniss ertheilte, den Heidenkopf in sein Wappen aufzunehmen. So meldet die Sage; obige Stelle Gottfrieds scheint aber für das landschadensche Wappen, „ein gekröntes Greisenhaupt auf der Harfe, über welche der reiche Haarwuchs des Kopfes und Bartes herabwallt,“ ein viel höheres Alter zu beweisen.

Bergstrasse und Odenwald.

Odenwald heisst das Gebirge zwischen Neckar, Rhein und Main, Bergstrasse dessen westliche, dem Rhein zugekehrte Abdachung. Den Namen des Odenwalds von Odin, dem obersten der deutschen Götter abzuleiten, müssen wir aufgeben, seit sich J. Grimm dawider erklärt hat. Uns bleibt noch die Wahl zwischen drei Herleitungen: von dem Mannesnamen *Odo*, von *ôdi* (öde), und von *ôd* (Glückseligkeit). Oede ist heutzutage der Odenwald nicht mehr; warum sollte er es aber nicht gewesen sein, als er den Namen empfing? Das Glück wohnt, wenn irgendwo, in den Wäldern; doch weshalb vorzugsweise in diesem? Pries man ihn glücklich wegen der schönen Mischung von Laub- und Nadelholz, bei welcher jenes durchaus die Oberhand behält, oder der Milde seines Klimas wegen, die er der geringen Erhebung seiner Gebirge verdankt, die 2000 Fuss Meereshöhe selten übersteigen, während jene des föhrenreichen Schwarzwalds sich fast der Schneelinie nähern, indem das Eis mancher Schluchten nur in heissern Sommern schmilzt? Wir ziehen die erste Ableitung vor, die mit der ältesten urkundlichen Form des Namens am Besten stimmt; nur darf man dabei nicht an den viel jüngern Kaiser Otto (Ottenwald) denken.

Wäre die Herleitung von Odin nicht grammatisch unstatthaft, die Eichen des Odenwalds flössen noch jetzt jene frommen Schauer ein, mit welchen unsere Vorfahren die Götter in heiligen Wäldern und Bäumen verehrten. Heilige Eichen eignen zwar mehr dem Dienste Thors oder Donars, wie dieser Baum auch bei den Alten dem Donnergott geheiligt war; aber an den Odinsdienst erinnert im Odenwald noch manches Ueberbleibsel vom Glauben der Vorzeit. Wer hat nicht von des Rodensteiners Auszug aus dem Schnellerts gehört und gelesen? Zum letzten Mal haben die Zeitungen von diesem Vorzeichen des Kriegs gemeldet, ehe Napoleon von der Insel Elba zurückkehrte. Denn der Rodensteiner ist einer der wenigen deutschen Patrioten, er kann es nicht ruhig mit ansehen, wie ein schönes Reichsland nach dem andern veräussert und den verführerischen Einflüssen wälscher Sprache und Sitte auf Jahrhunderte Preis gegeben wird; wie einst im Leben, so

findet er nun im Tode nicht Ruhe, wenn ein Krieg Deutschlands Grenzen gefährdet:

> „Aus Todesschlaf und Grabesnacht
> Für Deutschland zieht er noch aus zur Schlacht."

Wenn er aber heimkehrt, so darf man gewiss sein, dass der Friede wirklich abgeschlossen wird. Neuer Reisebücher versichern zwar unbedachter Weise: seit das deutsche Reich erloschen sei, rühre sich der Geist nicht mehr, wenigstens hätten die Bewohner des Meierhofs seit langen Jahren nichts Unheimliches vernommen; allein sie vergessen, dass seit dem Jahre 1815, wo der deutsche Reichsverband längst aufgelöst war, kein Krieg unser Vaterland bedroht hat. Die Bewohner des Meierhofs mögen aufmerken, ob sie nicht jetzt, wo es sich wieder darum handelt, ein deutsches Land aufzugeben, nächtliches Getöse vernehmen. Ich bin zwar weit entfernt, vorauszusetzen, dass die deutsche Langmuth die Nachgiebigkeit so weit treiben werde, aber schon die Zumuthung könnte des eifrigen Geistes Ruh im Grabe stören.

Wer ist nun der Rodensteiner, wer war er im Leben? Die Geschichte schweigt: ein Rittergeschlecht von Rodenstein hat einst auf der jetzt verfallenen Burg gehaust, Urkunden und Grabsteine vom dreizehnten bis siebzehnten Jahrhundert bezeugen es; das ist Alles. Die Ueberlieferungen stimmen nicht überein: nach einer soll er ein unbändiger Raufbold, ja gar wie der Lindenschmied*), den man oft mit ihm verwechselt, ein Schnapphahn gewesen sein, der sich aus Sattel und Stegreif nährte; nach der andern, glaublichern, hat er dem Reich gegen die Türken gedient, und dem Kaiser gelobt, ihm auch im Tode getreu zu sein. Aber wüssten wir auch sichere Kunde von ihm, so erführen wir nur, warum gerade Er im Odenwalde dem Zuge des wüthenden Heers als wilder Jäger voraufzieht, wie in Sachsen und Westphalen Hakelbärend, in Schwaben der alte Berchtold, in der Lausitz Dietrich von Bern, in Dänemark König Waldemar, in England König Artus u. s. w. Wir wissen, dass alle diese Helden nur Wiedergeburten der Sage, in Helden verjüngte Götter sind, und dass

*) Rheinsagen Zw. A. S. 302.

ursprünglich Odin, zu deutsch Wuotan, unser oberster Gott es war, welcher das luftige Geisterheer befehligte, wie in Pommern und Holstein der wilde Jäger noch jetzt Wode heisst. Denn Er ist der Gott des Kriegs, der oberste Lenker der Schlachten, und sein kriegerischer Charakter verläugnete sich nicht, als ihn die neuere Volkssage als Ritter von Rodenstein wiedergebar.

Es wäre wunderbar, wenn sich im Odenwalde von den Eigenthümlichkeiten der äussern Erscheinung Odins nicht eine Erinnerung erhalten hätte. In der Edda und bei Saxo erscheint er als ein einäugiger bärtiger Greis, sein anderes Auge hat er in Mimis Brunnen zu Pfand gelassen; gewöhnlich trägt er einen breiten Hut, den er, um unerkannt zu bleiben, tief in's Gesicht gedrückt hat. Auch die graue Farbe ist, wenn ich nicht irre, Odin eigenthümlich. Einiges hat mit dieser Schilderung ein gespenstisches Wesen gemein, das im Odenwald zu Hause ist. Im Gamelsbacher Thal, das sich gegen den Neckar öffnet, liegen die Trümmer des einst sehr festen Freiensteins. Darin geht ein Geist mit einem grossen Schlackhut um. Ausserdem trägt er einen grauen Rock und einen langen Bart. Als einäugig wird er nicht geschildert, und so bleibt die Deutung auf Odin gewagt. Aber ein anderer Gamelsbacher Bericht möchte damit zu verbinden sein. Man findet ihn, gleich jenem, in Grimms Sagen; beide sind nach mündlicher Ueberlieferung aufgezeichnet. Konrad Schäfer aus Gamelsbach, heisst es dort, erzählte: Ich habe vor einigen Jahren Frucht auf der Hirschhorner Höhe, nicht weit von Freienstein, dem alten Schloss, gehütet. Nachts um zwölfe begegneten mir zwei feurige Kutschen mit grässlichem Gerassel, jede mit vier feurigen Pferden bespannt. Der Zug kam gerade vom Freienstein. Er ist mir öfter begegnet und hat mich jedes Mal gewaltig erschreckt, denn es sassen Leute darin, denen die Flammen aus Maul und Augen schlugen.“

Vielleicht sehen unsere Leser hierin nichts als einen Beweis für die Einbildungskraft der Odenwälder. Odin war in jedem Fall nicht die einzige germanische Gottheit, der sie einst geopfert haben. Der bedeutendste unter den Flüssen, die ihr Gebirge der Rheinebene zuschickt, ist die Weschnitz, einst Wisgoz genannt. Diese, oder ihr Flussgott, fand in der römischen Zeit als Visucius andächtige Verehrung. Denn die Römer, die zu

herrschen verstanden und verdienten, waren viel zu klug, die ihnen untergebenen Völker an dem empfindlichsten Punkte zu verletzen:

— — — den Göttern
Aller Völker der Welt boten sie Wohnungen an:
Habe sie schwarz und streng, aus altem Basalt, der Egypter,
Oder ein Grieche sie weiss, reizend, aus Marmor geformt.

Die christlichen Priester, die Rom später, als es seine zweite Weltherrschaft begründete, in die heidnischen Länder schickte, hatten von der Behutsamkeit der alten römischen Sieger Vieles gelernt. Sie beeilten sich nicht, den Aberglauben des Volks auf einmal mit Stumpf und Styl auszurotten: um es nicht zu beleidigen, behielten sie davon bei so viel sie brauchen konnten. Als unter den Karolingern das Christenthum den Sachsen mit Gewalt der Waffen aufgedrungen wurde, da freilich verstand man sich auf das Bekehrungsgeschäft viel schlechter, man war plump genug, die alten geliebten Volksgötter geradezu für geschwänzte Teufel zu erklären. Nicht so in der ersten Zeit, als das Christenthum in den Rheinlanden Eingang fand. Da vermied man alle Gewaltsamkeit und suchte allmählige Uebergänge: da wurden die Götter in Heilige verkleidet, die heidnischen Tempel in Kirchen und Kapellen umgewandelt, ja die alten Priester für den christlichen Gottesdienst gewonnen. So war einst an der Quelle der Weschnitz der deutschen Frühlingsgöttin Ostara, von der noch heute wie zu Karls des Grossen Zeit der April Ostermonat heisst, ein Tempel oder ein Hain gewidmet. Das Volk war gewohnt, hier beim Beginn des Lenzes Opfer darzubringen, und in dieser Gewohnheit wollte man es nicht stören. An die Stelle des heidnischen Ostara-Dienstes trat im April das allgemeine Osterfest, die Auferstehung des christlichen Gottes ersetzte die Feier des aufsteigenden Sonnenlichts. Aber auch den alten Tempel behielt man bei, und als das Volk anfing zur Taufe zu gehen, da ward auch seine altverehrte Göttin in die heilige Walpurgis umgetauft. Hatte sie bis dahin nur den Beginn einer bessern Jahreszeit angekündigt, so brachte sie nun den vollen, reichen Frühling mit. Heutzutage ist fast schon die neue Heilige, die alte Göttin längst vergessen; nur die Dörfer zu Füssen der Walpur-

giskapelle, Ober- und Unter-Ostern, haben uns ihren Namen erhalten.

Einen Theil seiner frühen Kultur verdankt der Odenwald einem in Geschichte und Sage hochberühmten Manne, Eginhard, dem Geheimschreiber und Biographen Karls des Grossen. Hören wir erst die Geschichte. Einhards Herkunft und Heimat meldet sie nicht, wohl aber, dass er am Hofe Karls, im Schoosse seiner Familie, als Gespiele seiner Kinder erzogen, zum Freund und Rathgeber des Kaisers in häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten heranwuchs. Er theilte den Unterricht Alcuins mit ihm, fand aber mehr als er, Musse zur Pflege der Wissenschaften. Vornämlich ergab er sich der Mathematik und dem Studium der Alten, unter welchen Sueton den meisten Einfluss auf seine Schreibart hatte. Die Mathematik wandte er auf die Baukunst an, in welcher er viel Erfahrung besass. Karl der Grosse, dem er sich zu vielerlei Geschäften brauchbar erwies, übertrug ihm besonders gern die Leitung grosser Bauten. Sein Werk waren die Brücke zu Mainz, von der unten die Rede sein wird, die Palläste zu Ingelheim und Achen, und der Dom daselbst, dem wir noch heute Bewunderung zollen. Durch solche Dienste und die Vorzüge seines Geistes und Herzens hatte er sich dem Kaiser so unentbehrlich gemacht, dass er ihn ungern von seiner Seite liess. Nur einmal, da er als Gesandter des Kaisers dessen Testament dem Papst Leo überbrachte, schickte er ihn in die Ferne. Auf seinen Rath soll Karl seinen Sohn Ludwig den Frommen zum Mitregenten angenommen haben. Nach Karls Tode blieb zwar Einhard am Hofe Ludwigs in alten Ehren; bei dem täglich wachsenden Einfluss der Geistlichen und der Weiber konnte er sich aber nicht lange mehr an seiner Stelle fühlen. Er selbst beklagt es im Eingange zu seinem Leben Karls des Grossen, das er mit dankbarer Seele schrieb, ein Werk, das wir nicht zu hoch schätzen können, dass schon das Ansehen der Wissenschaften bei Hofe abzunehmen beginne. Er wusste sich den Umgebungen, welchen sein grosser Freund entnommen war, nicht mehr gewachsen und sehnte sich hinaus an einen Ort, wo er, wenn er sie suchte, ungestörte Musse finden möchte. Auf seine Bitte schenkte Ludwig der Fromme ihm und seiner Gemahlin Imma, welche die Urkunde ausdrücklich nennt, zwei der Welt

gleichsam entrückte königliche Villen im Odenwald, Michlinstat und Mühlenheim. Jedoch vergrub er sich nicht gänzlich in dieser Einsamkeit, sondern blieb auch ferner zu seinen und des Reichs Diensten dem Kaiser bereit, zu welchem er sich bei mehrfachen Anlässen nach Achen begab. Michlinstat übertrug Einhard mit Immas Einwilligung dem Kloster Lorsch, von welchem es an dessen Vasallen, die Schenke von Erbach kam, die es noch jetzt besitzen. Einige Jahre später gelobten Einhard und Imma, fernerhin als Bruder und Schwester zusammen zu leben, nicht weil ihre Liebe sich vermindert hatte, sondern Gott zu Liebe. Imma verweilte, so lange sie lebte, im Hause ihres Gemahls und ihren Tod beweinte er so zärtlich, dass er den Rest seiner Tage ganz der Trauer zu widmen beschloss. Noch zu ihren Lebzeiten hatte er die priesterlichen Weihen empfangen und in Obermühlheim eine schöne Kirche und Zellen erbaut, welche er Priestern zur Pflege des Gottesdienstes übergab. In dieses Kloster, dem er in seinen letzten Jahren als Abt vorstand, und worin er an Immas Seite begraben liegt, liess er die Gebeine der Heiligen Peter und Marcellin, die er sich von Rom zu verschaffen gewusst, unter grossem Zulauf des gläubigen Volks niedersetzen. Er selbst berichtet in der Geschichte ihrer Uebersiedelung von den zahllosen Wundern, die durch sie gewirkt wurden. Diesen Reliquien scheint Obermühlheim, das seitdem S e l i g e n s t a d t genannt wurde, diesen Namen, wie seinen Reichthum zu verdanken.

Anders freilich erklärt die Sage, welche Emma, Eginharts Gemahlin, eine Tochter Karls des Grossen nennt, den Ursprung des Namens Seligenstadt. Ihr zufolge hatte Eginhard die Kaiserstochter, nach dem bekannten Vorfall im Schnee des kaiserlichen Burghofs, nach Obermühlheim entführt und dort lange mit ihr in süsser Verborgenheit gelebt. Lange soll sich Karl um die geliebte Tochter gehärmt haben, bis er endlich auf einem Jagdzuge durch den nahen Königsforst, von seinen Begleitern verlassen, in der Waldherberge des glücklichen Paars Obdach und Bewirthung fand und die Tochter an der Bereitung seiner Lieblingsspeise erkannte. In der Freude des Wiederfindens habe da Karl ausgerufen:

Selig sei die Statt genannt,
Da ich Emma wieder fand!

Auch der Odenwald verdanke diesem Vorfall den Namen, denn als Eginhard und Emma, die jetzt dem Kaiser versöhnt wurden, ihm nach Achen folgen sollten, habe Emma den Wald umher, den Zeugen ungestörter ehelicher Zärtlichkeit, mit den Worten: O du Wald! gerührt angeredet und ihm so den Namen verliehen.

So schön und einfach diese dichterischen Züge sein mögen, historischen Gehalt haben sie nicht. Auch die Erzählung, wie Emma den Geliebten durch den frischgefallenen Schnee trägt, damit die Spuren seiner Füsse das Geheimniss des nächtlichen Besuchs nicht verriethen, wird sich die Geschichte, als fremdes Gut, nicht aneignen wollen. Aehnlich ist es, wenn in der Wilkinasage Wieland der Schmied den Söhnen König Nidungs, welche er zu tödten sinnt, die Anweisung giebt, rückwärts zu seiner Schmiede zu kommen, sobald frischer Schnee gefallen sei, wodurch er allen Verdacht im Voraus von sich abwälzt. Wenn aber diese märchenhaften Zuthaten fallen, so muss die Angabe der Sage, dass Emma Karls des Grossen Tochter gewesen, nicht nothwendig auch erdichtet sein. Bedenklich ist es freilich, dass die Zeitgenossen diesen Umstand nicht zu kennen scheinen, und erst vierthalbhundert Jahre nach Eginhards Tode der Lorscher Mönch die Legende erzählt. Zwar nennt schon eine hundert Jahre früher ausgestellte Lorscher Urkunde Imma eine Tochter Karls, doch könnte dies ein Zusatz des compilirenden Mönchs sein. Am meisten Verdacht erweckt es aber, dass Eginhard selbst überall davon schweigt, auch in den vertrauten Briefen an seinen Freund, worin er ihren Verlust so rührend beklagt. Und in Karls Lebensbeschreibung nennt er alle dessen Weiber, Kebsweiber und Kinder mit Namen, ohne einer Imma zu gedenken. Hierbei kommt indess denen, welche Emmas kaiserliche Abstammung behaupten, ein Umstand zu Gute. Eginhard fügt nämlich hinzu, Karl habe seine Töchter so sehr geliebt, dass er nie ohne sie zu Nacht gegessen und sich selbst auf Reisen nicht von ihnen getrennt habe. Obwohl sie sehr schön gewesen, habe er doch keine derselben weder einem Fremden noch einem der Seinen zur Ehe geben wollen, sondern sie bis an seinen Tod im Hause behalten, unter dem Vorgeben, dass er des Zusammenlebens mit ihnen nicht entbehren könne. „Hierin aber musste er,

dem sonst Alles glückte, die Tücke widrigen Geschicks erfahren, was er jedoch so verläugnete und verhehlte, als ob sich nie ein Verdacht über ihren Wandel erhoben, oder ein böser Leumund verbreitet hätte.“ Hierin könnte man nämlich die Ursache finden, warum Eginhard und seine Zeitgenossen der Herkunft Immas niemals erwähnen, warum selbst Ludwig der Fromme, in der Urkunde, worin er sie mit Namen nennt, ihr den Namen der Schwester verweigert. Schon Vogt vermuthete, den süssen Namen Imma oder Biene möchte ihr erst Eginhard beigelegt haben. Vielleicht setzte er voraus, Karl habe ihr nach jenem Fehltritt untersagt, ihren bisherigen Namen und den Titel seiner Tochter zu führen. Auf welchen andern Vorfall wären auch sonst Eginhards Worte über Karls Unglück mit seinen Töchtern zu deuten? Wir wissen zwar, dass Engelbert, von dem nur Bruchstücke eines Gedichts über Karl den Grossen erhalten sind, mit Bertha, Karls Tochter von der Hildegard, sich heimlich vermählte und zwei Söhne, den Hartnit und Nithard, den nachherigen Geschichtschreiber, mit ihr zeugte. In jenem Gedicht hatte Engelbert unter den Töchtern Karls jene Bertha mit besonderer Vorliebe geschildert, ohne seines Verhältnisses zu ihr zu gedenken. Indess scheint es, dass über diese von Karl ohne Zweifel gemissbilligte Ehe eben kein unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet worden ist, da Nithart die Kaiserstochter frei und offen seine Mutter nennt. Die strenge Verheimlichung, deren Einhart gedenkt, könnte also nur auf ihn selber und Imma bezogen werden.

Ob die Ehe Eginhards und Emmas kinderlos geblieben sei, ist ungewiss. Allerdings wird ein Sohn Eginhards, Jussinus, erwähnt; es scheint jedoch, dass jener nur sein geistlicher Vater war. Wie daher die Grafen von Erbach ihre Abstammung von dem berühmten Paar erweisen wollen, mögen sie zusehen. Vielleicht erfahren unsere Leser darüber das Nähere, wenn sie in Erbach die höchst sehenswerthen Alterthümer-Sammlungen im Rittersaal, Gewehrkammer u. s. w. bewundert haben, und ihnen dann in der Begräbnisskapelle der Sarkophag gezeigt wird, worin einst die in Seligenstadt zurückgebliebenen sterblichen Ueberreste Eginhards, Emmas und ihrer Schwester Gisela bewahrt wurden.

Ueber die malerischen Schönheiten der Bergstrasse müssen wir uns kurz fassen. Man hat sie nicht mit Unrecht ein Paradies, den Garten Deutschlands, genannt. Zuweilen werden zwar Stimmen laut, welche eine Uebertreibung darin finden, wenn in den Umkreisen des Rheins, Mains und Neckars, welche die Natur aus der Fülle ihres Reichthums so verschwenderisch begabt hat, gerade diese Strasse als einzig und wunderbar ausgerufen wird. Aber diese verwechseln gewiss die Bergstrasse mit der Chaussee, welche an ihr vorbeiführt. Von dieser aus kann es leicht geschehen, dass man von all dem Einzigen und Wunderbaren, welches die Bergstrasse allerdings in grosser Fülle bietet, gar wenig gewahr wird, zumal da diese fast schnurgrade Kunststrasse zuweilen durch sehr traurige Föhrenwälder, Ueberbleibsel des alten Forubasi, führt, welche die ältere Strasse, die den Krümmungen des Gebirges folgte, glücklich vermied. Und doch möchte ich fragen, in welcher Gegend der Welt der Reisende auf einer so langen Strecke, wie die von Heidelberg bis Darmstadt, von seinem bequemen Wagensitz aus, einen schnellern Wechsel von landschaftlichen Schönheiten erlebt, wo sich ihm ein mannigfaltiger gestaltetes Gebirge zeigt, wo reizendere Seitenthäler sich aufthun, lachendere Städtchen, Dörfer und Weiler aus dunkelm Grün hervortauchen, während über ihnen zwischen Weingärten die gewaltigen Bergschlösser thronen, ob anderswo solche Freigebigkeit der Natur dem Fleiss der Menschen entgegen kommt, ob in Deutschland ein milderes und gesunderes Klima gefunden wird? Der muss wahrlich sehr verwöhnt sein, dem solche Vorzüge gewöhnlich scheinen; wo er seinen Geschmack so verbildet hat, da sollte man Hütten bauen. Wer aber so bequem in seinem Wagen sitzen blieb, darf sich nicht rühmen, die Bergstrasse gesehen zu haben. Wenigstens muss er bei Weinheim ausgestiegen sein, um die alte Windeck zu besuchen. Ueber dem säulengetragenen Marstall, neben dem schlanken Thurme stehend, habe er in das von der Weschnitz durchrauschte birkenauer, in das saftige gorxheimer Thal hinabgeblickt, und auf die lichtblauen Fernen des Odenwalds, die sich rechts und links erschliessen, den sehnsüchtigen Blick geheftet. An der hessischen Grenze bei Unterlaudenbach, das den berühmtesten aller bergsträsser Weine gewinnt, liess er die Pferde halten, um sich

vorwärts und rückwärts umzuschauen, denn hier, wo das Gebirge einen halben Bogen beschreibt, zeigt sich der Oelberg bei Schriessheim, zwischen Weinheim und Heidelberg, in den schönsten Formen, und der König der Bergstrasse, der Melibocus, erscheint nirgend in so hehrer Majestät. Bei Heppenheim wird er entweder die Ruine Starkenburg, von der die ganze Provinz den Namen hat, oder das nahe Lorsch besucht haben, dem nicht nur die Bergstrasse, sondern alles Land weit umher Kultur und die ältesten historischen Nachrichten verdankt. Von der Geschichte des Landes habe er auch einige Kapitel durchblättert und wenigstens so viel erfahren, dass die Starkenburg von den Mönchen und Vasallen von Lorsch erbaut worden ist, um ihren Abt Ulrich im Besitz der reichen Abtei zu schützen, welche Kaiser Heinrich IV. an seinen Liebling, den Erzbischof Adelbert von Bremen vergabt hatte; dass das früh gestiftete Lorsch auch früh ausartete, so dass sich Papst und Kaiser schon im dreizehnten Jahrhundert gemüssigt sahen, es dem Erzstifte Mainz zur Reformation der Klosterzucht zu übergeben, ja es ihm, als diese nichts half, völlig einzuverleiben, wodurch aber Mainz mit der Pfalz in Krieg gerieth. Zu Auerbach muss er wenigstens einen Versuch gemacht haben, die Wiesenjungfrau zu erlösen, denn wer kann denn wissen, ob die Wiege, darin er geschaukelt ist, nicht aus Zweigen des Baumes geflochten war, an dem ihre Erlösung hing, und wenn er sie versäumte, so müsste die Wiesenjungfrau abermals harren und warten, bis auf der Wiese ein Kirschenbaum wüchse, und aus des Kirschenbaums Holz eine Wiege gemacht würde. Nur das Kind, das in der Wiege zuerst gewiegt worden, kann sie dereinst erlösen. Bei Zwingenberg musste er gar auf den Melibocus, ja auf den weithin flimmernden Thurm, der seinen Gipfel ziert und den höchsten Standpunkt des Gebirges gewährt. Hier däuchte er sich dann König des Odenwalds und des unermesslichen Rheinthals zu seinen Füssen. Dies überhebt ihn jedoch nicht, die vielbesprochenen räthselhaften Gebilde und Naturerscheinungen des benachbarten Felsberg, Riesensäule, Felsenmeer u. s. w. zu betrachten. Welche Ansicht er sich auch bilden möge, er wird genug zu denken haben, bis er diesseits Darmstadt zum Frankenstein kommt, der nicht blos wegen seines Eselslehens, sondern auch

darum wichtig ist, weil an ihm der Beweis geführt werden kann, dass die französischen Lilien nichts anders sind, als die alte fränkische Nationalwaffe, die Framea oder Francisca. — Hat er dies Alles gethan und beobachtet und kann sich gehörig darüber ausweisen, so werden wir uns bedenken, ob ihm nach Bewandtniss der Sache einzuräumen ist, dass er die Bergstrasse bereist, oder nur — gesehen habe.

II.

Von Mainz bis Köln und Achen.

Mainz.

Die Schiffbrücke.

So muss man sich plagen, ruft ein dicker, freundlicher Mann in einem Kasten, bis man seine hunderttausend Gulden beisammen hat. Und behaglich streicht er die Kupferlinge ein, die ihm als Brückengeld entrichtet werden.

Mit wenig Schritten stehen wir auf der berühmten Schiffbrücke, und sehen die weissblauen Fluthen des Rheins neben den rothgelben des Mains unvermischt hinfliessen, bis sie sich in ihrem Brautbette, dem Binger Loch, im Herabfallen über Klippen, vermählen. Vor uns, mit seinem majestätischen Dome, das einst goldene Mainz, zwar nicht mehr in der Mittagssonne seines Glanzes und Glücks, aber immer noch ein prächtiger Anblick.

Mit welchen Empfindungen betritt man diese Stelle! Hier, wo zwei Hauptströme Deutschlands sich vereinigen, wie oft ist hier sein Schicksal entschieden worden! Seit der erste Dämmerschein der Geschichte auf den Spiegel des Rheins fiel, bis auf den heutigen Tag, haben Römer und Kelten, Burgunder und Hunnen, Alamannen und Franken, Deutsche und Franzosen um den Besitz von Mainz gekämpft. Und wohl war der Preis des Kampfes werth. Seine Lage, wollüstig zugleich und gefährlich, ist der Schlüssel zu Allem, was ihm im Lauf der Zeiten Holdes und Schreckliches widerfahren ist. Der Mainmündung gegenüber erschliesst es das östliche Deutschland; in der Mitte zwischen der Pfalz und dem engern Rheinthal verbürgt es den Besitz der blühendsten deutschen Lande. Zu dieser theuer bezahlten militärischen Wichtigkeit fügte es im Mittelalter gleichfalls durch seine Lage im Herzen des rheinischen Franziens, den Glanz der ersten deutschen Bischofsmütze, sein Kurfürst war im Reich die vornehmste Person nach dem Kaiser, ja er stand über ihm, indem er ihn wählte, krönte, und nach Belieben absetzte. Jetzt, wo die Inful seinem stolzen Haupt entfiel, behielt Mainz noch

drei wesentliche Geschenke der Natur: die ominöse strategische Bedeutung als erster deutscher Waffenplatz, seine Wichtigkeit für den Rhein- und Mainhandel und die üppige Lage inmitten aller rheinischen, deutschen Herrlichkeit.

Mit Mainz beginnen oder enden die meisten Beschreibungen des engern, malerischen Rheinthals; mit Mainz beginnt auch die unsere. Von vielen Hauptstrassen durchschnitten, die bedeutendste Stadt am mittlern Rhein, der selbst eine Weltstrasse ist, in der Nähe von Frankfurt, Wiesbaden und Darmstadt, bildet es den meisten Reisenden gleichsam den Eingang in das Land ihrer Wünsche. Mit den genannten Städten (oder doch mit dreien derselben) wird es bald durch die Taunus-Eisenbahn verbunden sein, welche die Entfernungen verkürzend, ja aufhebend, dieses Viereck, den besuchtesten Winkel der deutschen Erde, in eine einzige Stadt, eine Tetrapolis verwandelt.

Aber vergessen wir unsern Standpunkt auf der Brücke vor Mainz nicht. Wir sehen den Rhein einen Bogen beschreiben, indem er aus der fruchtbaren Pfalz, dem Thallande zwischen dem Donnersberg und dem Odenwald links herströmend, sich bei Mainz abermals links wendet, um dem schönen Rheingau zuzufliessen. Das im Halbkreis vom Rhein umschlossene Land des linken Rheinufers senkt sich allmälig gegen den Strom hinab und Mainz liegt nicht ganz am Fusse, sondern zieht sich zum Theil den letzten Hügel hinauf. Wohl desshalb und wegen des jenseits, doch etwas oberhalb, mündenden Mainstroms hat man die Lage von Mainz mit der von Neapel und Konstantinopel verglichen. Letzterer Vergleich würde besser passen, wenn Mainz wie Kassel in dem Winkel zwischen Rhein und Main, nicht diesem gegenüber gelegen wäre.

Wenn die nächsten Höhen hinter Mainz dem Blick nicht gestatten, den Donnersberg, zu dessen Departement es einst gehörte, und die waldigen Gipfel des Hundsrückens und des Westrichs zu erreichen, so ist dagegen das vom Main getheilte rechte Rheinufer flach genug, um das Taunusgebirge dem Auge nicht zu entziehen. Wir übersehen dessen ganze Kette, von den majestätischen Gipfeln des Feldbergs und Altkönigs, bis zu den niedrigern, fast an den Rhein ziehenden Höhen über Wiesbaden, wo sich das Gebirge des Rheingaus bis zur Hallgarter Zange,

anschliesst. Weiter können wir, wegen seiner Krümmung, den Strom und das ihn von nun an begleitende Gebirge nicht verfolgen. Aufwärts entzieht er sich dem Blicke noch früher; aber auf der linken Mainseite thront im blauen Duft der Melibocus und der Otzberg im Odenwald, und noch andere Höhen dieses Gebirges ragen über das Vorland des linken Rheinufers, hinter welchem der Strom verschwindet, hoch hinaus. Und auch diese Beschränkung thut dem Panorama der Mainzer Brücke keinen Eintrag, vielmehr giebt sie dem Bilde erst Rundung und Schluss.

Nun wird es einleuchtend, dass wir die Brücke, auf welcher wir stehen, der schönen Aussicht wegen berühmt genannt haben. Der ehrwürdige Geschichtschreiber des Rheinlands, Nicolaus Vogt, pflegte seine Zuhörer dahin zu schicken, damit sie sich von den Schönheiten des Paradieses, mit welchem er seine historischen Vorträge zu eröffnen pflegte, einen Begriff machen möchten. Vermuthlich sah der patriotische Mann den grünen Halbkranz des Taunusgebirges für die Umzäunung Edens an, (Taunus und Zaun war damals eine beliebte, wiewohl unhaltbare, etymologische Zusammenstellung) und die vereinigten Flüsse Rhein und Main verglich er den Strömen von Milch und Honig, die durch den Garten Gottes flossen. Dann ist Mainz wohl das neue Zion, das himmlische Jerusalem in dem wieder erworbenen Paradies, und der majestätische Dom mit seinen sechs Thürmen der Hohepriester, nach der Ordnung Melchisedechs, in der Stadt des Herrn. Freilich passen solche Bilder besser auf das damalige Mainz, den Sitz des ersten deutschen Kurfürsten, als auf die heutige Bundesfestung, welche man schicklicher dem Cherub mit dem flammenden Schwerte vergleicht. Möchte er es immer nur gegen den Erbfeind wenden und uns Eingeborenen des Paradieses dessen ruhigen Besitz sichern!

Berühmt ist aber die Mainzer Schiffbrücke auch durch die Werke, welche sie ersetzen sollten. Gerade unter den Schiffmühlen dort, in der Linie zwischen dem Zeughause, welches ihr an der Bildsäule des Kriegsgotts erkennt, und der Kirche zu Kastel, werden noch bei niedern Wasserständen die Pfeiler der alten Römerbrücke sichtbar, deren Erbauung Pater Fuchs, der Geschichtschreiber des alten Mainz, seinem geliebten Drusus zu-

schrieb, welche aber, nach der jetzt geltenden Meinung, dem Trajan gehört. Bei dem Wasserstand in den ersten Monaten dieses Jahrhunderts, wenn wir dasselbe schon mit dem Jahr 1800 beginnen, konnten die französischen Ingenieure achtzehn Pfeiler messen, ausser welchen bei dem ehemals breitern Strombette diesseits noch 4, jenseits noch 3, zusammen 25 Pfeiler, gestanden haben. Jeder Pfeiler mass gegen den Strom 36 Schuh, längs dem Strom 54. Der Zwischenraum von einem zum andern betrug 64 Fuss: mithin hatte die Brücke eine Breite von 54, und eine Länge von 2500 Fuss, so dass auf hundert Fuss ein Pfeiler kam. Durch einen seltsamen Fund entdeckten sich die Urheber dieses Riesenwerks. Am 5ten Januar 1819 schaffte nämlich ein Kasteler Schiffer bei dem ersten Pfeiler gegen Kastel einen grossen Stein ans Ufer, auf welchem in der Mitte eines Rahmens die Inschrift LEG. XXII. eingehauen war. Ausserdem fand man ihn mit einem Opferstier und einem Capricorn, den auch sonst bekannten Feldzeichen dieser Legion, verziert. Da die letztere nicht vor dem Jahr 79 aus Palästina, wo sie dem Titus bei der Zerstörung Jerusalems geholfen hatte, nach Mainz kam, wo sie bis zu Konstantins Zeiten blieb, so ist wenigstens so viel unwidersprechlich, dass Drusus jene Brücke nicht erbaut haben kann, welcher sich zur Verbindung der von ihm gegründeten Festung *Moguntiacum* mit dem jenseitigen *Castellum Drusi*, dem heutigen Kastel oder Kassel, einer Schiffbrücke bedient haben muss, wie auch wir wieder damit vorlieb nehmen. Die Müller haben gerade diese Stelle des Stromes, welche sie auf den Arken nennen, für ihre Schiffmühlen ausgesucht, weil zwischen den Pfeilern das hindurchdrängende Wasser ungleich stärkern Trieb hat.

Zum Behuf seiner Sachsenkriege liess Karl der Grosse eine hölzerne Brücke über Trajans steinerne Pfeiler schlagen. Eginhard, der mit der Ausführung beauftragt war, berichtet, dies in zehn Jahren vollbrachte Werk habe der Ewigkeit trotzen zu wollen geschienen. Dennoch wurde es in drei Stunden ein Raub der Flammen.

Da die römischen Pfeiler zu nahe beisammen stehen, als dass die auf ihnen ruhenden Bogen bei starken Eisfahrten der

Gewalt des Stromes Widerstand leisten könnten, so sollte die Brücke, welche Napoleon, der dritte grosse Kaiser nach Trajan und Karl, an der Stelle der heutigen Schiffbrücke aufführen zu lassen gedachte, nur auf 16 Bogen ruhen, und die Pfeiler zugleich die Stelle von Eisbrechern vertreten. Ein anderes ihm vorgelegtes Project zu einer hölzernen Brücke verwarf er, weil er keine Brücke von Schwefelhölzern wolle, sondern ein Monument aus Granit. Sein Sturz hinderte die Ausführung. Ob aber auch diese Brücke dem Strome länger als die trajanische getrotzt haben würde, wer kann es behaupten, wer verneinen? Aber schwerlich wäre sie für die Ewigkeit erbaut gewesen. So ruhig und gelassen der Rhein dort unten fliesst, nicht mit reissender Eil, sondern mit so königlichem Gang, dass auf der spiegelnden Oberfläche kaum eine Welle seine Bewegung verräth, so furchtbar ist sein Ungestüm, wenn er auf Widerstand stösst. Ganz das Symbol des deutschen Charakters, der in seiner Langmuth schwer zu erzürnen ist, aber einmal in Zorn gerathen, Alles vor sich niederwirft, hätte er vielleicht die Joche der Brücke, welche ihm Napoleon aufzulegen gedachte, nicht länger ertragen, als das deutsche Volk das seine. Herr St. Far, der Urheber des Modells, war, als er Gelegenheit gehabt hatte, einige Eisfahrten des Rheins zu sehen, immer bedenklicher geworden. Zuletzt verfiel er, um seine Brücke nur dem Eisgang des Rheins, nicht auch dem des Mains auszusetzen, bei deren Zusammentreffen sich allerdings oft grauenerregende Massen thürmen, auf einen Ausweg. Wollte er etwa die Brücke oberhalb der Mainmündung über den Rhein schlagen? Weit gefehlt. Sein Plan war, die Mündung des Mains zu verändern und diesen Strom erst unterhalb der Petersaue, der ersten jener schwimmenden Inseln, also bei Biberich, in den Rhein zu führen, wodurch Mainz seine eigenthümliche reizende und vortheilhafte Lage eingebüsst hätte. Und so bedauern wir es nicht, dass jener kaiserliche Plan nebst manchem andern unausgeführt blieb.

Die Hauptstrassen.

Doch der Ankömmling hat keine Zeit, sich solchen Erwägungen hinzugeben; er überlässt sich nicht einmal dem Genusse

des Anblicks, sondern eilt der Stadt zu, die ihn, obgleich eine Festung, doch mit offenen Thoren, statt Armen empfängt. Oft und gern wird er künftig, wenn sein Aufenthalt von längerer Dauer ist, nach der Brücke zurückkehren. Ist er von kürzerer, will der mit dem Dampfschiff angekommene Fremdling vielleicht schon morgen oder in einer halben Stunde nach Worms oder Bingen, nach Frankfurt oder Alzei abgehen, so vertraue er sich meiner Führung. Ich bin nicht zum ersten Male hier, Mainz, meiner Aeltern Geburtsstadt, ist mir lieb und werth, es liegt mir daran, sie aus dem Rufe zu bringen, als ob sie aus engen, krummen und winkligen Gassen bestände. Nach einem kurzen Spaziergang auf der Schiffbrücke führe ich meinen Gast dem nähern Eisenthor vorbei, durch den Thurm des Fischthors auf den Platz vor der preussischen Hauptwache und dem ältesten Theil des ehrwürdigen Doms, wo einst die zierliche Liebfrauenkirche stand, ein Musterbild gothischer Baukunst, das erst 1804 als ein Opfer der Zerstörungswuth eines modernen Herostratus, des schon erwähnten Herrn St. Far, gefallen ist. Ihre Abtragung wurde für die Summe von 1200 Franken versteigert. Der dadurch gewonnene Raum bildet in Verbindung mit dem nun folgenden Heu-, Speise- und Fruchtmarkt, welcher letztere auch einen berühmtern Namen führt, auf der Ost- und Nordseite des Doms, einen zwar nicht regelmässigen, aber weiten länglichen Platz, der einer Strasse ähnlich, den Gedanken an die berüchtigten Winkelgässchen von Mainz nicht aufkommen lässt. Den Dom zu beschauen ist die Zeit zu kurz, ich führe den Fremden nur einen Augenblick hinein, um sein Erstaunen über die Grossartigkeit dieses Bau's und seinen Reichthum an Denkmälern, wodurch er alle mir bekannten Kirchen übertrifft, zu belauschen. Durch die Gotthartskapelle treten wir hinaus und gelangen durch das Gewühl des Markts auf den Gutenbergsplatz, wo zwischen dem Theater und der künftigen Fruchthalle (?) vor der Johanniskirche, Thorwaldsens Meisterwerk, das riesenhafte Standbild des Erfinders der Buchdruckerkunst meinen eiligen Reisenden von Neuem zu fesseln droht. Aber er reisst sich endlich los und folgt mir durch die geräumige Ludwigsstrasse, die einst Napoleons Namen führen sollte, nach dem Thiermarkt, der sonst Dietmarkt hiess, wo uns der ehmalige gräflich Bassenheimische Palast zuerst in die Augen

fällt. Zwischen ihm und dem vormals gräflich Osteinischen Hof läuft die Gaugasse bergauf zu dem gleichnamigen Thor, an der Stephanskirche vorbei, von deren Thurm sich Mainz und seine Umgegend noch paradiesischer darstellen, als von der nur für den ersten Anlauf genügenden Brücke. Um zu dieser zurückzukehren, eilen wir durch die Thiermarktstrasse auf den Platz vor dem Münsterthor, durch welches mein Reisender nach Bingen gelangen könnte, wie vorhin durch das Gauthor nach Alzei. Wir wenden uns aber rechts und treten in die breite, schnurgerade Strasse, die unter dem Namen der grossen Bleiche fast so berühmt ist, wie die Zeil zu Frankfurt, welcher sie zwar an Opulenz nachsteht, die sie aber durch Regelmässigkeit übertrifft Hier wie vorher in der Thiermarktstrasse nenne ich ihm die Namen der vornehmsten Paläste, an welchen wir vorüberschreiten, und werfe mit den Namen Erthal, Schönborn, Wolf-Metternich, Dalberg, Stadion wie mit Rechenpfennigen um mich. Auf dem Platz des Obeliskenbrunnens zeige ich ihm die Bibliothek, die Gemäldesammlung und das städtische Museum, welches Alles das unter dem Namen der Bursch bekannte Eckhaus enthält, nur im Fluge; warne ihn vor der astronomischen Uhr, deren Beschreibung und Präconisirung Niemand zur Betrachtung der Kunstschätze gelangen lässt, beschäftige sein Ohr noch eine Weile mit Incunabeln, Psalteriums, Katholikons, Votiv- und Legionensteinen, Altären, karolingischen Säulenknäufen, bis ich ihn glücklich an das galoppirende goldene Ross im Fronton der preussischen Artilleriekaserne gebracht habe. Mit wenig Schritten stehen wir vor der Peterskirche auf dem Paradeplatz, schreiten zwischen den Resten des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses, das jetzt Handelszwecken dienen muss, und dem deutschen Ordenshause, dem gegenwärtigen grossherzoglichen Palaste, durch, und haben nun den Rhein und die Landungsplätze der Dampfschiffe wieder erreicht, wo ich den hier aufgegabelten Traveller mit den glänzendsten Vorstellungen von den räumlichen Verhältnissen von Mainz entlassen könnte. Damit ihm aber diese nicht wieder benommen werden, wenn ich ihn seiner eigenen Führung zurückgäbe, bringe ich ihn im Hof von Holland, oder im rheinischen Hof, einem der beiden glänzenden, unmittelbar am Rhein gelegenen Hotels unter, wo Retourwagen nach allen Enden der Welt zu seiner Fort-

schaffung bereit stehen; oder will er mit der Post reisen, so braucht er, um diese zu finden, nur durch das Eisenthor nach den drei Reichskronen zu gehen, einem trefflichen, auf dem geräumigen Platze zum Brand gelegenen Gasthofe.

Fabeln von Mainz.

Eine andere Ehrenrettung von Mainz möge sich anschliessen. Wer diese Stadt erbaut habe, und woher sie ihren Namen leite, ist keineswegs ein Geheimniss. Dennoch findet man hierüber in den alten Chroniken eine Menge fabelhafter Angaben, die den Namen von Sagen nicht verdienen, und die wir keiner Erwähnung werth achten würden, wenn die Erfahrung nicht zu oft lehrte, dass sich auch aus den willkührlichsten Erfindungen unwissender Mönche, wenn sie nur alt sind, immer noch etwas lernen lässt. Hoffentlich glaubt heutzutage Niemand mehr an die gefabelte trojanische Herkunft der Franken, Niemand wird auch nur im Traum versucht sein, die Erbauung von Mainz mit der Zerstörung Troja's in den nächsten Zusammenhang zu bringen. Der angebliche Trojaner M a g a n t i u s, welchem Mainz Namen und Dasein verdanken sollte, schuldet erstern, und das was er von letzterm in unerleuchteten Köpfen besass, umgekehrt erst ihm und der von Virgil dem halbgelehrten Mittelalter eingeimpften Wuth, Alles und Jedes (zumal alles Fränkische) von Troja herzuleiten. Das ist, mit Schiller zu reden, der Fluch der Lüge, dass sie fortzeugend Lügen muss gebären. Troja selbst war zwar etwas mehr als Lüge, es war Sage und Poesie; aber die Gründung Roms durch Abkömmlinge des trojanischen Aeneas ist eine Lüge, die Virgil selbst vergebens bemüht war, zur Poesie zu erheben. Noch einige Grade handgreiflicher ist die Tochterlüge von dem Trojaner Franko, dem ersonnenen Stammvater der Franken, und so fortschreitend die Enkelin, welche Mainz von einem troischen Magantius herleitet.

Noch höher hinauf mit dem Ursprunge dieser Stadt will die andere Herleitung von M a g o g, einem Enkel Noahs, welche neuerdings ein Engländer unter dem viel zu stolzen Titel der Sage von Mainz aufgewärmt und mit poetisirenden Floskeln verbrämt

hat. Mich wundert nur, dass man diese scharfsinnige Hypothese nicht schon zur historischen Begründung der mainzer Demagogen-Commissionen u. s. w. gehörig zu nützen wusste.

Bescheidener als die beiden ersten scheint eine dritte Fabel, welche Mainz weder aus der Arche Noä, noch aus Troja's hölzernem Ross hervorgehen, sondern von Trier aus stiften lässt; wenn man aber weiss, wie alt das allerdings uralte Trier nach dem Mönchslatein erst ist, so ahnt man schon, dass sie der letztern wenig nachgiebt und erstere noch bedeutend übertrifft. Zweihundert Jahre vor Troja's Zerstörung soll nämlich, dieser Fabel zufolge, der aus Trier entronnene Zauberer *Nequam*, das goldene Mainz gestiftet haben. Die Inschrift: *Moguntia ab antiquo Nequam* auf einem Steine, den Niemand gesehen hat, muss zum Beweise dienen. So viel scheint gewiss, dass ein Mainzer diese Fabel nicht erfunden hat, wie würde er sich sonst einen Taugenichts zum Stammvater ersehen haben?

Mainz hatte überhaupt das Schicksal, von der Fabel und selbst von der ehrwürdigern Sage arg verunglimpft zu werden. Es ist bekannt, dass in allen zum Sagenkreise Karls des Grossen gehörigen Gedichten Mainz in einem übeln Lichte erscheint. Der Verräther Ganelon in der Ronceval-Schlacht ist ein Mainzer, aller Verrath geht auch in den spätern Liedern von Mainz aus, so dass Verräther und Mainzer zuletzt als gleichbedeutende Ausdrücke gebraucht werden. Zu besonderer Genugthuung gereicht es mir, die Ehre von Mainz gegen solche Verunglimpfungen in Schutz nehmen zu können. Ich verdanke dies dem Wenigen, was aus den obigen Mönchsfabeln zu lernen war. Bei nochmaliger Ansicht wird man finden, dass die beiden erstern auf nichts ruhen, als auf der Aehnlichkeit des Namens Maguntia mit dem aus der Schrift überlieferten Magog und dem erst hierzu erfundenen Magantius. Bei dem Zauberer Nequam der dritten Fabel verhält es sich nicht anders, obgleich die Namensähnlichkeit nicht sofort einleuchtet. Nun setze man aber, was kein Bedenken hat, da die fabelnden Chroniken lateinisch geschrieben waren, statt Zauberer *Magus*. Nur der Name *Nequam* macht uns jetzt noch zu schaffen. Aber unsere bisherigen Erfahrungen führen auf die Vermuthung, dass auch er aus Mainz gebildet sei. Und so ist es in der That, nur sollte es Niemand merken, deshalb

ward eine Uebersetzung ins Lateinische beliebt. Jedermann kennt die noch in Meineid fortlebende Stammsylbe Mein, die sonst auch für sich und in andern Zusammensetzungen, z. B. Meinthat (Verbrechen), Meinrath (Verrath) u. s. w. vorkam. Immer bedeutet sie falsch, böse, und so erklärt es sich einfach, warum *Nequam* (Bösewicht) der fabelhafte Stammvater der ehrlichen Mainzer ward. Ehrlich bleiben sie, weil Mainz nicht von Mein (Verrath), sondern vom Main, dem gegenüber mündenden Flusse benannt ist. Und so wird auch der Verräther Ganelon nur durch Missverstand zum Mainzer geworden sein. Vielleicht hatte er in den ältesten Heldenliedern, die noch deutsch gesungen wurden, einen Beinamen von Mein, Verrath, wie auch der romanische Name Ganelon (vergl. *ingannare*) auf Betrug hinweist. Dieser Beiname wurde, als man romanisch zu singen anfing, nicht mehr verstanden und auf Mainz gedeutet. Mithin tragen die Mainzer, die der deutschen Sprache getreu blieben, am wenigsten die Schuld, wenn sie in den fränkischen Heldenliedern als meineidige Verräther erscheinen.

Das goldene Mainz.

Warum Mainz den Beinamen des goldenen führe, auch darüber sind weder die Gelehrten noch die Ungelehrten einig. Ich erinnere mich gelesen zu haben, Strassburg (*Argentoratum*) sei das silberne, Mainz das goldene, und Köln, das wegen seiner Schwerter berühmt war, das eiserne genannt worden. Allein Köln heisst immer das heilige, Mainz selbst soll in der römischen Zeit den Beinamen des eisernen geführt haben. Und wenn es auch mit den Epitheten der beiden andern Städte seine Richtigkeit hätte, so bliebe das goldene von Mainz noch zu erklären. Minola sagt, seit die Buchdruckerkunst in Mainz erfunden worden, habe man seinen Namen in ältern Büchern aus Dankbarkeit mit goldenen Buchstaben geschrieben. Aber er lege die Bücher vor! Doch auch sie könnten nicht entscheiden, denn der Beiname ist älter als die Erfindung. Das sogenannte grössere Siegel der Stadt, das schon im dreizehnten Jahrhundert im Gebrauch war, führte die Inschrift: *Aurea Moguntia romanae ecclesiae specialis filia.* Die Ableitung von der vergoldeten Kugel über

dem römischen Altar, der beim Drusenloch stand, so wie die von dem h. Bischof Auräus haben für mich wenig Verführerisches. So bleibt mir nur die letzte übrig, welche den stolzen Beinamen der Stadt von ihrem ehemaligen Reichthum, von der Pracht und dem Aufwand ihres Adels wie ihrer Geistlichkeit herleitet. Zwar bedürfte es der Erwähnung dieser Stände nicht, denn Mainz hatte im Mittelalter, ehe es seine Freiheit verlor, durch Handel und Gewerbe solche Reichthümer erworben, dass es hernach nie wieder zu gleicher Blüthe gedieh. Aber auch als es von jener Blüthe herabgesunken seine Bedeutung für den Welthandel eingebüsst hatte, durfte es sich mit dem goldenen Beinamen noch brüsten. Die Einkünfte seiner Geistlichkeit allein rechtfertigten ihn. Rechnet man die Reichthümer des Adels hinzu, der für den ältesten und reinsten in Deutschland galt, und dem in der Möglichkeit einen der Seinen auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben, zugleich der Antrieb und die Mittel zum Aufwande geboten wurden, indem es nichts Seltenes war, dass ein Erzbischof seiner Familie mehrere Millionen hinterliess, so wird man zugestehen, dass auch das spätere Mainz sich ohne Ruhmredigkeit golden nennen dürfte. Die Blüthe seines Handels in jener frühern goldenen Zeit verdankte es gleichfalls seinen Bischöfen, und mit Recht hat man gesagt, dass der Grund seiner weltlichen Grösse in seiner geistlichen gelegen habe. In der römischen Zeit war es, wie jetzt wieder, nur als Festung wichtig gewesen, denn die Metropolitangewalt seiner Bischöfe, die sich auch über Worms, Speier und Strassburg erstreckte, war noch nicht zu der spätern Entwickelung gediehen. Von beiden Vorzügen brachte es durch die Verwüstungen der Hunnen, Vandalen und anderer Barbaren, welche mit der Festung zugleich die christlichen Kirchen zerstörten, nichts auf die mittlern Zeiten, ja es musste sich eine Zeitlang unter die Metropolitangewalt von Worms schmiegen, weil es aus seinem Schutt noch nicht erstanden war, als Worms sich zur Hauptstadt des rheinischen Franziens erhoben hatte. Ein Bischof, Sidonius, war es, der unter Dagobert Mainz wieder aufbaute. Winfried, der Apostel, d. h. Bekehrer der Deutschen, welcher sich den Beinamen eines Wohlthäters (*Bonifacius*) der Nation die er bekehrte, erwarb, obgleich die Abhängigkeit vom römischen Stuhl, in die er sie versetzte,

ihr nicht bis zuletzt eine Wohlthat geblieben ist, dieser grosse Mann ward als der erste Erzbischof von Mainz ein wirklicher Wohlthäter dieser Stadt, welcher er nicht nur die Metropolitangewalt zurückgab, sondern sie zum Sitz des ersten Fürsten des Reichs erhob. Eine Reihe geistreicher und kräftiger Erzbischöfe erweiterte und befestigte nach ihm die weltliche Macht des Mainzer Stuhls. Wir nennen nur Rhaban, den seine Zeit ein Wunder der Gelehrsamkeit pries, Hatto I., seines Königs Herz und Mitregent, Willigis, den Freund der Ottonen und Verweser des Reichs während der langen Minderjährigkeit des letzten Sprösslings des sächsischen Hauses, alle drei in der Geschichte so hervorragend, dass auch die Sage ihre Namen behielt. Von Rhaban und Hatto wird unten die Rede sein, von Willigis soll bekanntlich das Mainzer Wappen, ein weisses Rad im rothen Felde, herrühren, das aber geschichtlich über Willigis Zeiten hinaus reicht. Nach der Sage war er eines Radmachers Sohn und bediente sich aus Bescheidenheit dieses Abzeichens, das ihn an seine dunkle Herkunft erinnerte. Mit mehr Grund wird er als der erste Kurfürst von Mainz bezeichnet. Wenn auch erst in spätern Zeiten das der ganzen Nation ursprünglich zustehende Wahlrecht auf sieben Kurfürsten beschränkt wurde, so war doch schon seit Willigis der Einfluss der Erzbischöfe von Mainz, welche die Wahlhandlung als Kanzler des Reichs zu leiten hatten, so bedeutend, dass jener Ausdruck sich gar wohl rechtfertigt. Nur aus der Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Erzbischöfe von Mainz erklärt es sich, dass die ältesten Wahlhandlungen in der Nähe dieser Stadt geschahen; selbst Frankfurts Ausbildung zur Wahl- und Krönungsstadt ward dadurch begünstigt. Zwei Königsstühle, älter als jener von Rhense, befanden sich in den Umgebungen von Mainz. Auf der Grenze der Mainzer und Wormser Diöcese, auf dem Lörzweiler Felde hinter dem Niersteiner Berge, stand bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts der älteste fränkische Königsstuhl, wo nach Bodmann der erste rheinfränkische Kaiser, Konrad der Salier, in jener merkwürdigen Volksversammlung gekoren ward, welche Uhland in seinem Herzog Ernst, nach dem Bericht des Geschichtschreibers Wippo, so schön als getreu geschildert hat. Ihn löste der Königsstuhl zwischen Erbenheim und Wiesbaden ab, wo noch

ein Theil des Feldes mit dem stolzen Namen des Königsstuhls prangt, obgleich dieser selbst längst weggerissen ist. Die Steine wurden zum Bau der nun auch zerstörten Kasteler Warte verwendet, doch sollen einige merkwürdige Steinbilder, die ihn einst verzierten, sich jetzt gerettet in den Händen von Privaten befinden. Hier war es, wo der sächsische Lothar, die Hohenstaufen Philipp und Friedrich II. im Angesichte von Mainz, dessen Kurfürst die Wahl zu leiten hatte, auf den Schild gehoben und der harrenden unermesslichen Menge zur Bestätigung durch zugejauchzten Beifall vorgestellt wurden. Auf dieser *magna planities inter Rhenum et Mogum,* mit Arnold von Lübeck zu reden, hielt auch Friedrich Rothbart die berühmte Reichsversammlung von 1184 und sein Enkel Friedrich II. 1235 einen feierlichen Reichstag. Nicht ohne Grund mochte dieser Königsstuhl in dem vorbehaltenen Fiscaluntergau Königshundert stehen. Jener dritte Königsstuhl bei Rhense wurde erst bei der Wahl Heinrichs von Luxemburg, auf Veranstaltung seines Bruders Balduin, Erzbischofs von Trier, in dessen Diöcese erbaut, als sich Mainz das Vorrecht, deutsche Könige zu machen, von Trier entwinden liess.

Gleich nach dem ersten Hatto besass den Stuhl zu Mainz ein Erzbischof mit Namen Heriger, den eines der ältesten deutschen Volkslieder feierte, das aber nur in der Mönchssprache, und auch so nur lückenhaft, auf uns gekommen ist. Wir lassen es ergänzt und in deutscher Rückübersetzung folgen:

Heriger, Bischof
Der Mainzer Kirche,
Hört' einen falschen
Propheten prahlen,
Er habe Himmel
Und Hölle durchwandert.

Und von der Hölle
Zuvörderst macht' er
Diese Beschreibung:
Sie liege nach allen
Seiten von dichten
Wäldern umgürtet.

Heriger lachend
Gab ihm zur Antwort:
Nach diesen Wäldern
Soll mir der Sauhirt
Die magern Ferkel
Zur Mastung treiben.

Noch sprach der Lügner
„Erhoben ward ich
Zum Himmelstempel:
Da sah ich Christus
Bei Tafel sitzen
Und fröhlich schmausen.

„Mundschenke war ihm
Johann der Täufer,
Köstlichen Weines
Becher kredenzt' er
Allen berufnen
Heil'gen des Himmels.

„Aber für Speise
Sorgte St. Peter,
Und in der Küche
Herrscht' er gewaltig
Ueber die Kessel,
Pfannen und Töpfe.“

Heriger sagte:
„Klüglich zum Schenken
Hat den Johannes
Christus geordnet,
Da dieser Heilige
Gar keinen Wein trinkt.

„Aber das lügst du,
Dass du St. Petern
Meldest den Köchen
Zum Haupt geordnet,
Denn Pförtner ist er
Des hohen Himmels.

„Doch sage, mit welchen
Ehren empfing dich
Der Gott des Himmels?
Sprich, wo du sassest?
Und lass uns wissen
Was du dort assest?“

Sprach der Betrüger:
„In einem Winkel
Nahm ich den Köchen
Ein Stückchen Lunge:
Das ass ich heimlich
Und schlich von dannen.“

Heriger liess ihn
Greifen und binden
Und gleich am Schandpfahl
Oeffentlich stäupen,
Ihn also scheltend
Mit harten Worten:

„Wenn dich an seinem
Tische der Heiland
Will tränken und speisen,
Schändlicher, kannst du
Nicht bei dir halten
Die langen Finger?“

Herigers Regierung fällt in das erste Viertel des zehnten Jahrhunderts und das Gedicht ist schwerlich viel später. J. Grimm, der uns in dem letzten seiner in Göttingen geschriebenen Werke damit beschenkt, bemerkt dabei, man könne sich kaum denken, dass der Erzbischof den Spassvogel wirklich stäupen liess. Allein die Strafe trifft keinen Spassvogel, sondern einen falschen Propheten, einen Betrüger und Volksverführer, dem man sie wohl gönnen mag. Solcher Leute hat es zu allen Zeiten gegeben und noch giebt es ihrer. Sie verrathen sich heute wie damals durch Rohheit und ungeläuterte, noch halb heidnische, das Volk freilich ansprechende Vorstellungen vom Reiche Gottes. Möge ihnen überall ein Heriger in seiner derblustigen Weise das Handwerk legen.

Die goldene Luft.

Die naheliegende Vermuthung eines Zusammenhanges des goldenen Mainz mit jener Stadtgegend, welche ihrer hohen und gesunden Lage wegen noch heute den schönen Namen der goldenen Luft führt, wird durch nichts bestätigt. Weniger zweifelhaft ist der Bezug der goldenen Luft auf den römischen *vicus salutaris*. In den Römerzeiten war nämlich die bürgerliche Stadt

nach dem Beispiele Roms in vier Quartiere (*vicos*) getheilt. Jeder *vicus* hatte seinen eigenen Schutzgott. Die Lage des *vicus salutaris*, welcher dem Jupiter und der Juno geweiht war, glaubt man wegen des entsprechenden Namens in der heutigen goldenen Luft zu finden. Was von dieser die Sage erzählt, möge uns Rückert berichten:

„Zu Mainz ist eine Strasse
Die goldne Luft genannt.
Als einst von Gasse zu Gasse
Die Pest die Stadt durchrannt
Und was darin gewohnet
Hinraffte in die Gruft,
Da blieb allein verschonet,
Sagt man, die goldne Luft.

Und als die gift'gen Lüfte
Vertrieb der goldne Hauch,
Erheiterten die Grüfte
Der Stadt sich wieder auch.
Aussgoss von dort allmählig
Sich neue Bevölkerung
Und füllte bald unzählig
Die Stadt mit Alt und Jung.

So ward mir jüngst erzählet
Von einem, den ich mir
Zum Führer hatt erwählet,
Der zeigte mir die Zier
Der Stadt, die alterthümlich,
Einst Deutschlands Schutz und Wall,
Jetzt wieder pranget rühmlich
Nach des Tyrannen Fall.

Die Pest, die hier gehauset,
Wem ist sie nicht bekannt?
Sie ist es, die durchgrauset
Das ganze deutsche Land.
Verschont ist nichts geblieben
Von ihrem Moderduft,
Bis dass sie ward vertrieben
Von goldner Freiheit Duft. u. s. w.

Stephansthurm.

Was könnten wir Besseres thun als uns sofort in die goldene Luft zu begeben und so hoch in ihr empor zu steigen, als möglich? Die Mittel dazu bietet uns der 210 Fuss hohe Thurm der Stephanskirche, die unweit der goldenen Luft auf dem höchsten Punkte der Stadt liegt. Wir lassen uns durch die Kirche unter ihm nicht aufhalten, obgleich Willigis sie gestiftet hat, der auch in ihr begraben liegt, und dessen glockenähnliches Messgewand sie als eine unschätzbare Reliquie bewahrt. Um gleich auf den Thurm zu gelangen, ziehen wir unten an einem niederhängenden Seile, worauf der herabgeworfene Schlüssel uns dessen Thüre erschliesst. Nach mühsamem Steigen tritt uns oben aus der Wohnung des Thürmers ein Greis mit langem weissem Barte entgegen. Er ist kleiner Statur, von feinen verständigen Zügen, und indem wir mit Recht den Thürmer in ihm vermuthen, freuen wir uns im Voraus der Erläuterungen, die wir von ihm über das Panorama seines vierzigjährigen Aufenthalts erwarten. Die Freude ist aber zu früh, er kam nicht uns zu empfangen, er flüchtet aus dem Gemach, in das wir eintreten sollen, um sich in einem andern zu verschliessen und nicht wieder zum Vorschein zu kommen. Man führt uns in eins der vier Zimmer des Thurms, dessen seltsame Ausstaffirung zu der abenteuerlichen Erscheinung seines ausgewichenen Bewohners vollkommen stimmt, denn es ist von der Decke bis zum Fuss mit vergilbten, ja vom Rauch geschwärzten Kupferstichen, Holzschnitten und Silhouetten besteckt und nur einige wenige Oelgemälde unterbrechen diese noch immer hinlänglich bunte Tapete. Alle diese Darstellungen beziehen sich auf die Geschichte von Mainz und vergegenwärtigen bald seine Burgen, Kirchen und Klöster, bald seine Prälaten, Staatsmänner und Gelehrten. Wie dieses sind auch die übrigen Thurmzimmer verziert. Der menschenfeindliche Thürmer hat sich in ihnen kleine Museen errichtet, die gewaltig nach Fausts Studierstube schmecken. Hätte er einige Jahrhunderte früher gelebt, so wäre er ohne Gnade verbrannt worden, obgleich er auf dies Schicksal, der Region der Blitze so nahe, auch noch heutzutage gefasst sein muss. Aber Gott bewahre unsern lieben Thürmer, der schon viel Böses erfahren

haben muss, wenn nicht vom Himmel, doch von den Menschen, vor einem so tragischen Ausgang. Solcher Erfahrungen willen hat er sich vielleicht von jenen zurückgezogen und bei diesem Zuflucht gesucht. Es heisst zwar, wer die Menschen lieben lernen wolle, der müsse sie fliehen; kein Wunder aber, wenn die langjährige Befolgung dieses Rathes unsern Greis nicht leutseliger gemacht hat. Schien ihn doch der Hass der Menschen auch in seine erhabene Zurückgezogenheit verfolgen zu wollen. Wie manches Bombardement hatte er hier oben zu überstehen, wie manche Kanone mag ihre Mündung gegen seine Einsiedelei gerichtet haben! Sollte nun auch der Himmel noch Flammen gegen ihn schleudern!

Am wenigsten hätte ich Ursache ihm Böses zu wünschen, da er gegen mich, als ich zum andern Mal den Stephansthurm besuchte, seiner Thürmerpflicht vollkommen genügt hat. Seinen Mittheilungen über die herrlichen Landschaften, die seine Thurmfenster zeigen, und den geschichtlichen und sagenhaften Erinnerungen, die er daran knüpfte, gebe ich in dem Folgenden Stimme, bitte aber, die etwa mitunterlaufenden Irrthümer und Verwechselungen meinem schwachen Gedächtniss zu Gute zu halten. Denjenigen, welchem es nie vergönnt war, aus den Fenstern des Stephansthurms niederzuschauen, verweise ich auf das Panorama von Mainz, welches ein trefflicher Künstler, Herr von Klein, in vier grossen Blättern, von diesem Standpunkt aus gezeichnet, in Zink hat ausführen lassen.

Gründung von Mainz.

Das erste Fenster, an welches wir treten, hat die südwestliche vom Rhein abgekehrte Richtung nach dem Innern des Landes. Links sieht man die aus dem Gauthor tretende Alzeier Strasse, die auch Napoleons Namen trägt, die Felder durchschneiden, rechts läuft eine andere nach Ingelheim und Bingen. Gradaus hat man Bretzenheim vor sich; das nähere Zahlbach verbirgt sich in dem Thale der Zei. Wir eröffnen nun das Fenster und blicken ins Freie. Ein belebender Strom köstlicher goldener Luft quillt uns entgegen. Rechts dehnt sich der nun erweiterte Gesichtskreis bis tief in das Rheingau aus. Zu unsern

Füssen sehen wir den innerhalb der Stadtmauern liegenden Kästricher Weinberg, über ihm eine einzelne, keineswegs glänzende Häuserreihe, der Kästrich genannt. Den Wein, welcher in jenem, auf klassischem Boden, gewonnen wird, schätzt man dem Hochheimer gleich. Dasselbe hört man von dem Gewächs des Jacobsberges unter der Citadelle versichern. Immer wird aber die Domdechanei, die beste hochheimer Lage, ausgenommen.

Dass der Kästrich, begann mein Cicerone seinen Vortrag, von *Castrum* seinen Namen hat, darf wohl nicht bezweifelt werden. Bei der Anlegung der Josephschanze stiess man hinter ihm auf die doppelten Gussmauern einer Seite des römischen *Castrums;* bei der Anlegung der Citatelle und bei ähnlichen spätern Arbeiten hatte man die Fundamente der entgegengesetzten südöstlichen Seite in der Erde gefunden. Durch diese und andere Entdeckungen ist man in den Stand gesetzt, die Lage des im länglichen Viereck erbauten Kastells, welches Drusus vor fast zweitausend Jahren hier gründete, zu bestimmen. Seine nordöstliche, gegen den Rhein gerichtete Seite lief durch die Gebäulichkeiten der Kirche, auf deren Thurm wir stehen; die entgegengesetzte fiel ganz ausserhalb der heutigen Stadt in die Aecker und Weinberge. Dies von Drusus erbaute *Castellum* dürfen Sie aber nicht mit der bürgerlichen Stadt, dem *Municipium* verwechseln, welches durch spätere Ansiedelungen zwischen dem Kastell und dem Rhein entstand und sich vom Jacobs- und Stephansberg bis hinab in die Nähe des Rheins zog.

Dass vor den Römern schon eine celtische Niederlassung hier gestanden habe, darf man wenigstens nicht mit Pater Fuchs aus der ersten Sylbe des Namens *Maguntiacum* schliessen wollen, denn sie ist schwerlich jenes *magus*, mit welchem so viele celtische Ortsnamen endigen. Mainz hat seinen Namen von dem Main, der einst Magon oder Mogon geheissen haben mag. Der jenseits mündende Main war es ja, welcher den Drusus bewog, gerade hier das letzte und stärkste seiner funfzig Kastelle zu gründen. Seinem Laufe pflegten die germanischen Völker, welche Gallien bedrängten, zu folgen, und das seiner Mündung gegenüberliegende Ufer war daher ihren Angriffen am meisten ausgesetzt. Dass die Germanen schon damals im Begriff waren, Gallien mit zahllosen Schaaren zu überschwemmen, beweist ausser

dem Heerzuge Ariovists auch der dem überrheinischen Lande schon unter August beigelegte Name *Germania*, welches in das erste und zweite, *prima et secunda*, zerfiel. Mainz war bekanntlich die Hauptstadt des ersten Germaniens. Wo der gute P. Fuchs wohl den Kopf hatte, als er schrieb, August habe, indem er das celtische Uferland Germanien nannte, sich nur mit der Ehre brüsten wollen, Germanien zur römischen Provinz gemacht zu haben, da er doch auf derselben Seite das Zeugniss des Dio Cassius anführt, der ausdrücklich meldet, das celtische Land um den Rhein sei darum Germanien genannt worden, weil es die Germanen, die er freilich auch für Celten hielt, als Colonen in Besitz genommen hätten. Auch ist die Frage, ob ein so plumper Kunstgriff, der sich wohl für den Caligula oder den Claudius geschickt hätte, dem August zuzutrauen sei?

Ehe wir dieses Zimmer verlassen, werfen Sie einen Blick auf die hier an der Wand hängende Zeichnung. Sie stellt das von Drusus erbaute *Castellum Moguntiacum* mit seinen Thürmen und Thoren dar. Es bildet ein längliches Viereck, dem planlosen Polygon des Pater Fuchs sehr unähnlich. Die mindestens zehn Fuss hohen, doppelten, in der Mitte mit Schutt und Mörtel ausgefüllten Mauern hatten eine Dicke von funfzehn Schuh und waren nach aussen mit den stärksten Quadern bekleidet. Am sogenannten Alteweibergraben bei der Citadelle sind diese Doppelmauern noch jetzt sichtbar. An den vier Ecken des Kastells, so wie an dessen Langseiten, standen in der Entfernung eines Pfeilschusses von einander halb ausspringende Thürme, von welchen herab die mit Mauerbrechern anrennenden Feinde zum Rückzug genöthigt wurden. Ausserdem sehen Sie in jeder der vier Mauerseiten ein Thor angebracht, je zwei einander gegenüber. Alle römischen Festungen hatten vier Thore. Das erste, die *porta praetoria*, war gewöhnlich gegen den Feind gerichtet, und so finden Sie es hier in der dem Rhein zugekehrten Langseite des Kastells. Ihm gegenüber lag auf einer Anhöhe, von der sich die ganze Gegend übersehen liess, die *porta decumana*. Die beiden andern, welche nicht in der Mitte der Flanken, sondern der Rheinseite näher standen, die eine rechts, die andere links von der prätorischen, hiessen *porta principalis dextra* und *p. p. sinistra*. *Principales* wurden sie genannt, weil die Haupt-

heerstrasse, welche von den Alpen nach dem Nordmeer zog, hindurchlief.

Die Zahlbacher Wasserleitung.

Als die Urheberin dieses gewaltigen Werks, als die Gründerin von Mainz, ist die 14te Legion anzusehen, welche unter Titus, der die Standquartiere veränderte, von der 22sten abgelöst wurde. Wenn man die Arbeiten betrachtet, durch welche sie sich in unserer Gegend ewige Denkmale gestiftet, so muss man über die Anstrengungen erstaunen, welche damals dem Krieger auch in Friedenszeiten zugemuthet wurden. Der Bau des Kastells ist es nicht allein, man muss das jenseitige *Castellum Drusi*, die Anlage der Heerstrassen, die man mit Recht zu den Weltwundern gezählt hat, und die Zahlbacher Wasserleitung, vielleicht auch die erste Gründung der Kastelle und Verschanzungen an der Nida und am Taunus hinzunehmen. Was die Wasserleitung betrifft, so bedauere ich über Alles, sie Ihnen nicht zeigen zu können. So beschwerlich die Höhe, die ich bewohne, zu ersteigen ist, so wünschte ich doch, der Stephansthurm wüchse noch um einige hundert Fuss, damit wir über den Linsen- und Stahlberg hinweg die gewaltigen Pfeiler des Altachs, wie der alte Mainzer die Wasserleitung nannte, erblicken könnten. Da es nicht anders ist, führe ich Sie auf diesem Plan von Mainz und seinen Umgebungen aus dem Gauthor zwischen der Philippsschanze und der doppelten Tenaille durch. In der Nähe von Zahlbach verlassen wir den Fahrweg und folgen einem Fusspfade, der links bergan läuft und durch ein Akazienwäldchen führt, in welchem wir römische Grabsteine an dem Ort ihrer Auffindung, dem Begräbnissplatz der Legionäre, aufgestellt finden. Die wichtigern hat man in die städtische Bibliothek gebracht. In Zahlbach steigen wir wieder hinab und sehen dies Dorf im Thale der Zeibach zwischen zwei Hügeln liegen, dem nördlichen, von welchem wir kommen, und dem südlichen, der von den Ruinen der Wasserleitung gekrönt wird. Indem wir uns diesen nähern, gelangen wir auf die andere Zahlbacher Strasse, welche von dort an den wenigen Ueberresten des ehemaligen Dahlheimer Jungfernklosters und dem heutigen Kirchhof vorbei

durch das Münsterthor wieder in die Stadt führt. Der Ort, wo einst Dahlheim stand, ist in der Mainzer Geschichte vielfach berühmt. Er hiess das heilige Thal, von den Märtyrern, die hier die Wahrheit des christlichen Glaubens mit ihrem Blute bezeugten. Der h. Crescenz, nach der Tradition ein Schüler des Apostel Paulus und erster Bischof von Mainz, wurde hier, ohnweit des Richtplatzes, wo er gelitten hatte, von den Gläubigen zur Erde bestattet. Ueber seinem Grabe erbauten sie später, als der Sieg des Christenthums entschieden war, die erste grosse Kirche zu Ehren eines andern Märtyrers, des h. Hilarius, den man auch zu unsern ältesten Bischöfen zählt. Doch um Sie nicht aufzuhalten, so sehen Sie, ehe noch Dahlheim erreicht ist, 62 Pfeiler, immer einen höher als den andern, die letzten 30 Fuss hoch, auf die Strasse anlaufen. Die andern jenseits der Strasse, die zum Theil noch höher waren, sind weggeschafft worden. Auch die übrig gebliebenen finden Sie leider der sie verbindenden Bogen, so wie der Bekleidung mit starken Quadern beraubt, welche letztere die Landleute ausgebrochen und zu ihren Wohnungen verwendet haben. Die Quelle, welche die zahlbacher Wasserleitung dem römischen Castrum zuführte, springt zwischen Finten und Heidesheim, und das Landvolk nennt sie noch heute den Königsborn. Von dort ging ein Kanal unter der Erde her, der erst am Fuss des Fintener Berges zu Tage trat und nun auf jenen Pfeilern weiter fortgeführt ward, die, wie das Thal sich vertiefte, immer höher werden mussten. In der grössten Tiefe sollen sie 128 Fuss hoch gestanden haben, daher mit Recht behauptet worden ist, diese Zahlbacher sei die höchste unter allen römischen Wasserleitungen wenigstens in jenen Bogen gewesen, die bei Dahlheim über den Wildgraben gesprengt waren, denn hier übertraf sie die berühmte zu Segovia um 26 Fuss.

Den alten Streit, ob dies Riesenwerk unternommen worden, um dem Castell gutes Trinkwasser zuzuführen, oder um den Provincialen Roms Macht und Grösse zu zeigen, vielleicht gar nur um die Legionen zu beschäftigen, will ich nicht entscheiden. Wollte man das Heer in der Thätigkeit erhalten und seine Erschlaffung verhüten, so ist dieser Zweck, wie es scheint, vollkommen erreicht worden. Dieselbe Legion, welche nach dem Zeugniss der dabei gefundenen Ziegeln und Steine die Wasser-

leitung erbaut hat, ward hernach die Ueberwinderin Brittanniens. Ob unsere Soldaten, die im Frieden die Zeit mit Putz- und Schwenkübungen hinbringen und während sie das Mark des Landes verzehren, nicht einmal eine Hand rühren, wenn dicht bei der eigenen Kaserne Feuer ausbricht, ob diese verweichlichten Müssiggänger sich im Fall eines Krieges plötzlich in Helden verwandeln werden, müssen wir abwarten. Doch wünschen Sie vermuthlich noch recht lange darüber in der Ungewissheit zu verbleiben. Freilich hat diese Frucht unserer Cultur und Humanität auch ihre guten Seiten. Wir muthen jetzt verurtheilten Verbrechern solche Frohndienste nicht zu, wie sie der römische *Miles* ohne Murren übernahm. Unsere Soldaten brauchen keine Ziegeln zu backen und keine Wasserleitungen zu bauen; sie werden aber auch Brittannien nicht überwinden.

Der Eichelstein.

Nach dieser Herzensergiessung führte mich der Greis über den Flur seiner Wohnung in das zweite Thurmzimmer, dessen nach Südosten gerichtetes Fenster eine Aussicht von überraschender Schönheit darbot. Zwar macht sich jene allmälig ansteigende beackerte Fläche, welche den Namen Hechtsheimer Berg führt, in der Nähe so breit, dass der Blick in das obere Rheinthal zu dringen verhindert wird. Sie entzieht ihm selbst das benachbarte Weissenau, dessen Kirchthurm allein noch sichtbar bleibt. Aber über dem Hechtsheimer Berge schiebt sich das viel entferntere Gebirge der Bergstrasse und des Odenwaldes mit seinen blauen Gipfeln im Halbzirkel vor, und das von der Wendung des Stromes getäuschte Auge wähnt es grösstentheils, gleich den Vogesen und dem Donnersberg, auf der linken Rheinseite belegen. In der Fläche fragte ich zuerst nach Darmstadt. Um es zu finden, musste ich mich, von dem Thurm der Weissenauer Kirche ausgehend, links halten. Bei der ganz durchsichtigen Luft ward es dem unbewaffneten Auge völlig erkennbar. Zunächst schliesst sich das Gerauer Ländchen an, mit Gross- und Klein-Gerau, dann Tribur, dessen Kaiserpalast wir noch öfter zu erwähnen haben, zuletzt der vielfach gewundene Main mit den befestigten Inseln vor der Mündung, dem röthlich strahlenden Kostheim am

Ufer und höher, gleichsam schwelgend auf seinem weintriefenden Hügel, das selige Hochheim. Unmittelbar uns zu Füssen lag auf dem Jacobsberge die Citadelle, welche mein Führer nach ihrem ersten Erbauer wohl auch die Schweikardsburg nannte, so wie ihm der Eichelstein, der als stumpfer Thurm auf der Spitze des Forts steht, für gewöhnlich der Drusus hiess. Beide lagen noch innerhalb des alten römischen Kastells. Die Schweikardsburg bildet ein Viereck mit zugespitzten Winkeln. Wir können sie mit ihren vier Bastionen und den im innern Raum stehenden Gebäuden, von welchen das grössere, neuere der österreichischen, die kleinern, welche noch Reste des Jacobsberger Klosters sind, der preussischen Besatzung dienen, so genau übersehen, dass wir es später nicht nöthig finden würden, eine Erlaubnisskarte zu ihrem Besuche zu lösen, wenn nicht der Eichelstein, dieses räthselhafte Alterthum, eine Besichtigung in der Nähe verdiente. Ueberdies wird man durch die reizende Aussicht, welche diesem Berge schon früh den Namen *mons speciosus* erwarb, für die Mühe mehr als reichlich belohnt. Einstweilen verlassen wir aber unsern Standpunkt am zweiten Fenster des Stephansthurms um so weniger, als eben der ehrwürdige Thürmer den Faden seiner Mittheilungen wieder aufnimmt.

Als sich Drusus durch die Befestigung von Mainz im Rücken gesichert hatte, unternahm er seinen letzten Heerzug in das jenseitige Germanien. Bis an die Elbe drang er vor, mehrmals versuchte er vergebens, hinüber zu setzen, zuletzt musste er sich zurückziehen. Denn ein Weib von mehr als menschlicher Gestalt begegnete ihm und sprach: Drusus, wohin noch reisst dich deine unbegrenzte Begierde? Das Schicksal vergönnt dir nicht, dies Alles zu schauen. Kehr um, du stehst am Ziel deiner Thaten und deines Lebens! — Durch diese Erscheinung erschreckt, brach er mit dem Heere auf und zog in Eilmärschen dem Rheine zu. Aber in der Wetterau stürzte er mit dem Pferde, brach den Schenkel und starb am dreissigsten Tage. Tribunen und Centurionen trugen den entseelten Helden erst nach Moguntiacum, dann nach Rom, wohin ihn Tiber im härtesten Winter zu Fuss begleitete. Wie hier sein Leichenbegängniss gefeiert wurde, kümmert uns nicht, wohl aber was zu seinem Gedächtniss in Mainz geschah. Von zweien Denkmälern, welche ihm die öffentliche

Dankbarkeit widmete, hat man gewisse Kunde. Sie sind bis auf unsere Zeit gekommen und erst neuerlich verschwunden. Von einem dritten, das noch unerschütterlich fest steht, ist es zweifelhaft, ob es zu seiner Ehre errichtet ward. Das erste, der einst an der Bockspforte eingemauerte viereckige Denkstein, zeigte den Feldherrn in Lebensgrösse halb erhaben ausgehauen, ganz geharnischt, mit zurückgeschlagenem Kriegsmantel, eine Stierhaut über dem Kopf, den Spiess in der Rechten, in der Linken den Schild. Auf jeder der vier Seiten las man die Worte: *In memoriam Drusi Germanici.* Das zweite war der dreieckige Altar, der einst bei dem sogenannten Drusenloch an der decumanischen Pforte stand. Das dritte endlich, den Eichelstein, sehen Sie hier vor sich. Eine ziemlich constante Tradition versichert, es sei ein Denkmal des Drusus, aber entscheidende Zeugnisse fehlen. Im Mittelalter wusste man allerlei Fabeln von ihm zu erzählen, z. B. ein heidnischer König habe an die Auferstehung und das jüngste Gericht nicht glauben wollen, und auf seinem Todesbette befohlen, einen solchen Berg auf sein Grab zu setzen, dass er so leicht nicht heraus könne. Eine Variation dieser Sage giebt dem heidnischen König den Namen Eigel, den, wie ich höre, auch der nordische Tell, ein fabelhafter Schütze*), geführt haben soll, auf den dessbalb ein gewisser Mone das Denkmal beziehe. Eine andere Fabel, welche die römische Zeit und die der Kreuzzüge vermengt, berichtet, ein König, Namens Aureolus, dem Agrippa verwandt, sei bei einem Sturm auf Sidon tödtlich verwundet worden und zu Worms gestorben. Die Mainzer, deren Wohlthäter er gewesen, hätten darauf Sidon erobert und grosse Steine von dessen Burg zu Schiff heimgebracht, aus welchen sie den Eichelstein zu Ehren des Königs erbaut hätten. In allen diesen Ueberlieferungen erscheint der Eichelstein immer als ein Grabdenkmal, und dies ist wohl Alles, was man daraus entnehmen kann, wenn man nicht auch darauf Gewicht legen will, dass jener König nicht Eichel, sondern Eigel hiess.

In der That glaube ich, wenn es mir erlaubt ist, den Erzähler zu unterbrechen, sollte man das Denkmal Eigelstein, nicht Eichelstein heissen. Jenen Namen führt auch zu Köln ein uraltes

*) Vgl. Wieland der Schmied, deutsche Heldensage. Bonn, bei Weber.

Stadtthor. Das dritte Denkmal, das hier in Betracht kommt, ist das bei Ygel, in der Nähe von Trier, dessen römischer Ursprung, wie des unsern, unzweifelhaft ist. Hier erhebt sich, nach Goethe, über dem Ganzen ein Adler (?), den Ganimed entführend, als ein Sinnbild der Unsterblichkeit, wodurch es sich gleichfalls als ein Grabdenkmal zu erkennen giebt. Auch bei unserm Eigelstein vermuthet man, dass einst ein Adler seine Spitze geziert habe, und wenn er wirklich einem Verstorbenen zu Ehren errichtet wurde, wie es fast gewiss ist, so wird der bei Apotheosen gebräuchliche Adler nicht gefehlt haben. Die Namen Eigel und Ygel von *Aquila*, oder dem gleichbedeutenden deutschen *Agila* *) abzuleiten, hat kein Bedenken, und man braucht das französische *Aigle* nicht zur Hülfe zu rufen. Die Ableitung von Eichel, weil der Thurm einst eine eiförmige Zurundung gehabt und einer Eichel geglichen habe, scheint gesucht, da, die Zurundung zugegeben, die Aehnlichkeit mit der Eichel doch keineswegs nahe liegt. Auch ist die Wortform „Eichel", statt Eigel, welches die Sage und die Analogie der kölner und trierer Denkmale verbürgt, wohl erst in Folge der gelehrten Hypothese in die Mainzer Mundart gekommen.

Nur die innere Gussmauer des Eigelsteins, fuhr der Thürmer fort, hat sich erhalten; die Bekleidung mit starken Quadern ist, wie bei den Pfeilern der Wasserleitung, verschwunden. Eine thurmartige Aushöhlung hatte er ursprünglich nicht, erst der Kurfürst Anselm Franz von Ingelheim liess durch seine Mitte eine starke Wendeltreppe brechen, durch die man hinaufsteigen und die herrliche Aussicht geniessen kann.

Spätere Römerwerke.

Nach den Zeiten des Drusus sah man bis auf die des Trajan und seines Nachfolgers Hadrian kein wichtiges Römerwerk in unserer nächsten Umgebung entstehen. Unter Trajan wurde von der XXII. Legion die steinerne Brücke über den Rhein gebaut, deren Pfeiler noch der Gewalt des Stromes trotzen. Auch liess er dort auf der linken Mainspitze das sogenannte *monumentum Trajani* anlegen, dessen Fundamente die Schweden wieder auffanden, als

*) Vgl. Herman Müller: die Marken des Vaterlands. Bonn, b. Weber. S. 214.

sie daselbst ihre Gustavsburg anlegten, die auch Pfaffenraub genannt wurde, weil sie daraus gebaut war. Die aufgefundenen römischen Denksteine liessen sie an der Pforte einmauern. Man behauptet auch, aus den Trümmern der Trajansfeste hätten die Karolinger das Palatium Kufstein erbaut, aus dem später das jenseitige Kostheim hervorgegangen sei. Endlich liess Trajan die von Drusus und seinem Sohn Germanicus begonnene Vertheidigungslinie gegen die Katten, welche von der Nida über den Taunus lief und unter dem Namen des Pfalgrabens bekannt ist, durch den Odenwald bis zur Donau fortführen. Zwischen ihr und dem Rhein lagen bekanntlich die decumatischen Felder. Hadrian erweiterte und befestigte den Pfalgraben noch mehr, so wie er auch die Festung Mainz durch zwei vorgeschobene Kastelle, *Castellum superius* und *inferius*, deckte. Jenes lag dort bei Weissenau, dieses bei dem heutigen Hauptstein vor dem Münsterthore. Um diese Zeit entstand auch die bürgerliche Stadt, welche theils von Römern, theils von Deutschen bewohnt war; letztere nannte man nach der Gegend, aus der sie eingewandert waren, *cives taunenses*. Eben so bildete sich unter dem Schutze des jenseitigen *Castellum Drusi* eine Ansiedelung der über dem Taunus noch unbezwungen wohnenden Mattiaken, welche den urkundlichen Namen *Civitas Mattiacorum* erhielt. Sie scheint die Hauptstadt derjenigen Mattiaken gewesen zu sein, welche diesseits des Pfalgrabens die Herrschaft der Römer anerkannten, wenigstens deutet darauf ein von Prof. Nic. Müller beschriebener, hernach leider zu den Fundamenten des Forts Montebello verwendeter Votivstein, welchen die Bürger von Wiesbaden (*cives wisinobates*) für das Gemeindeglück des Staates von Mattium bei der *Civitas Mattiacorum*, dem heutigen Kastel, Mainz gegenüber, errichteten.

St. Alban.

Der hechtsheimer Berg, den man hier ganz übersieht, war der Exercierplatz der römischen Soldaten. Da, wo jetzt der von Weissenau ausgehende Fahrweg die neue hechtsheimer Strasse erreicht, stand einst die *Meta ludorum*, das Ziel ihrer kriegerischen Uebungen und Spiele. In der christlichen Zeit ward dort die heil. Kreuzkirche erbaut, wie im obern Kastell bei Weissenau das Victorstift entstand. Zwischen Heiligkreuz und Weissenau

war der *Campus Martis*, das Marsfeld, auch wohl Marsberg genannt, der hernach in den Märtyrerberg umgetauft wurde, weil bei den hier gefeierten Quinquennalfesten die Christen, welche für das Wohl des Kaisers den Götzen zu opfern weigerten, als Feinde des Kaisers und der Götter dem Muthwillen der Soldaten Preis gegeben und grausam getödtet worden waren. Hier stand im Mittelalter die von Karl dem Grossen gegründete, altberühmte Abtei St. Alban, von der Sie nun hören sollen.

Die Legende berichtet, St. Alban sei um die Zeit, wo der Mainzer Bischof Auräus durch die ketzerischen Arianer von seiner Heerde genommen wurde, in Gesellschaft des heiligen Theonestus hier angelangt. Ihn trieb der Eifer für den Sieg des wahren Glaubens, dem zu Liebe sein dritter Gefährte Ursus schon in Savoyen den Martertod erlitten hatte. In Mainz ward er auch ihm zu Theil. Unterhalb der Stadt, in dem sogenannten Gartenfelde, welches sich Ihnen aus dem diesem entgegengesetzten vierten Fenster zeigen wird, enthaupteten ihn die Arianer, die seiner Beredsamkeit keine bessern Gründe entgegenzusetzen hatten. Nach der Sage soll St. Alban sein abgeschlagenes Haupt selbst aufgehoben und durch die Stadt nach dem so eben beschriebenen Mars- oder Marterberge getragen haben, nachdem er bei der sogenannten Albansruhe eine kurze Rast gehalten hatte, wie die Inschrift der Kapelle, die zum Gedächtniss des Wunders dort errichtet wurde, besagte:

Hie hat geruhet St. Alban
Als ihm sein Haupt was abgeschlahn.

Sein Gefährte Theonest ward von den Arianern auf ein durchlöchertes Schiff, nach Andern in eine Kufe, gesetzt, und den Wellen des Rheins überlassen, die ihn aber am andern Tage bei Kaub, das von der Kufe genannt sein soll, unversehrt ans Ufer spülten. Unterhalb der Martinsburg war ihm am Ufer des Rheins eine Kapelle geweiht, die den Mombachern eine Zeitlang zur Pfarrkirche diente.

Auf dem Marterberge, wohin St. Alban seine vom Schwert getheilten Glieder getragen hatte, entstand erst gleichfalls eine Kapelle, dann aber, der häufigen Wunder wegen, die sich auf des Heiligen Fürbitte hier zutrugen, durch den Erzbischof Richolf und Karls des Grossen Freigebigkeit eine herrliche Kirche, und

zu ihrer Bedienung eine Benedictiner-Abtei, die durch unschätzbare Reliquien, eine überaus reichhaltige Bibliothek, und die vielen gelehrten Männer, die aus ihr hervorgingen, zu den berühmtesten am Rheinstrom gehörte. Kirchen- und Reichsversammlungen sind in ihr gehalten worden, sie enthielt die Grabstätte der ersten Mainzer Erzbischöfe, ja selbst karolingischer Könige, wie es bekannt ist, dass Karls dritte Gemahlin, Fastrade, deren Denkmal sich jetzt im Dom befindet, in St. Alban beigesetzt wurde. Unsere Erzbischöfe durften das ihnen von Rom übersandte, theuer bezahlte Pallium nirgend anders als hier zum erstenmal anlegen, nachdem es zuvor durch die Berührung der Reliquien St. Albans geheiligt worden. In Rom hatte man eine ähnliche Ceremonie mit ihm vorgenommen. Es ward nämlich den Tag vor der Ueberschickung auf die Reliquien der Apostel Petrus und Paulus gelegt, über Nacht dort gelassen und am andern Morgen unter vorgeschriebenen Gebeten abgeholt, so dass die Formel in den päbstlichen Begleitungsbullen: *Pallium de corpore SS. Apostolorum Petri et Pauli tibi transmittimus* eine Wahrheit war.

Die Abtei St. Alban hatte nicht bloss mit dem hiesigen Domkapitel, das doch vornehmer war, eine Verbrüderung geschlossen, sondern auch mit vielen andern Klöstern und Stiftern zu Mainz, Trier, Eberbach im Rheingau, Seligenstadt, Regensburg, Worms u. s. w. ähnliche Verbindungen eingegangen. Unter allen die wichtigste ist die mit St. Gallen, auf welche aus folgender Anekdote geschlossen wird. Der bekannte St. Galler Mönch Tutilo*) wurde einst von seinem Abte nach Mainz geschickt, um Linnenzeuge und Tuniken zu kaufen. Als er in die Nähe von St. Alban kam und die Stadt schon im Angesicht hatte, stieg er in einer ländlichen Herberge ab, und liess sich, um auszuruhen, in einem Sessel nieder. Es war eben Weinlese und die Mönche von St. Alban hatten sich rings umher in die Gärten und Berge vertheilt, um den Zehenten beizutreiben. Als nun das erste Zeichen zur Vesper gegeben wurde, kam der Circator, der die Brüder heimrufen sollte, wie gewöhnlich auf seinem Esel geritten. Als er nun jene Herberge erreichte, trat er hinein, als ob er dort

*) Auch uns ist er oben als Stifter der Gesangschule bekannt geworden, welcher die frühe Blüthe der schwäbischen Liederpoesie verdankt wird.

Jemand zu suchen habe, eigentlich aber wollte er nur sehen, ob seine Gevatterin zu Hause sei. Diese kam auch sogleich aus der Stube, begrüsste den Gevatter freundlich und bot ihm, da der Gast im Sessel zu schlummern schien, ein Glas Most an. Der Gevatter, nicht faul, leerte es, gab das Glas zurück und fing nun an sich einige Zärtlichkeiten zu erlauben, welchen sie nur schwachen Widerstand entgegensetzte. Aber Tutilo, dem das Aergerniss nicht entgangen war, sprang auf, damit Jener nicht weiter ginge, ergriff den Gottlosen, wie er ihn schalt, bei den Haaren, riss ihn zur Erde, und versetzte ihm mit der Reitgerte, die er noch in der Hand hielt, eine derbe Züchtigung, indem er ausrief: Dies schickt dir St. Gall, der Bruder des heiligen Alban. Als darauf der Abt erfuhr, dass ein Bruder aus St. Gallen vor dem Thore herberge, liess er ihn sogleich durch einen Boten in die Abtei bescheiden u. s. w.

Die Abtei St. Alban ward nach mancherlei Schicksalen und mehrmaliger Zerstörung zuletzt in ein weltliches Ritterstift verwandelt. Einer der ersten Pröbste desselben war der berühmte Melchior Pfinzing, ein Liebling Kaiser Maximilians, dessen Jugendthaten er im Theuerdank verherrlicht hat. Er war zugleich Dechant in dem benachbarten St. Victorstift bei Weissenau, wo er auch gestorben und im Chor beerdigt ist. Dem Stift St. Alban aber wirkte Pfinzing vom Kaiser Max die besondere Gnade aus, dass es alljährlich eine Anzahl Gulden von ungarischem Schrot und Gewicht münzen und auf St. Albansfest in der andern Vesper unter seine Glieder austheilen durfte. Diese Goldmünzen, welche man St. Albansgulden nannte, zeigten auf der einen Seite das Bildniss des heil. Alban, der den Kopf in der Hand und den Heiligenschein um den Hals trug; auf der andern aber einen Schild, worin ein Esel seine beiden rechten Füsse, den vordern und hintern, aufhob, nebst einer auf die Regierungszeit des Kaisers bezüglichen Inschrift. Man hat sich vergebens den Kopf zerbrochen, warum das Ritterstift einen Esel im Schilde geführt, und zur Erklärung folgendes Märchen ersonnen. Der Probst Pfinzing, so wird erzählt, eifersüchtig über die dem Domkapitel zustehende Befugniss, die sogenannten Martinsgulden zu prägen, hoffte für sein Stift ein Aehnliches bei dem Kaiser zu erwirken. Dieser, ungehalten über das Ansinnen, beschied ihn mit den volks-

thümlichen Worten: „Einen Esel soll er münzen!“ Der Probst jedoch, der sich als guter Hofmann in die Umstände zu schicken wusste, sah die Gnade im ganzen Ernste für bewilligt an, und legte bald darauf seine Albansgulden mit dem Esel im Schilde unter der Bitte vor, dass der Kaiser nun auch das Diplom darüber in der Reichskanzlei ausfertigen lasse. Maximilian, der einen guten Spass liebte, willfahrte ihm. Die Fabel mag hingehen, für Geschichte kann sie nicht gelten, da der Esel schon vor Pfinzings Zeit im probsteilichen Wappen prangte.

Heiligkreuz.

Wenden wir uns jetzt nach Heiligkreuz, dessen Lage ich schon bezeichnet habe. Die Kirche hiess eigentlich zu Unserer lieben Frauen im Felde (*beatae Mariae virginis in campis*). Jenem urkundlichen und amtlichen Namen zum Trotz hat das Volk seinen Willen, dass sie Heiligkreuz heissen sollte, beharrlich durchgesetzt. Zwei verschiedene wunderthätige Kreuze, die nacheinander dort verehrt wurden, begründeten den vom Volk behaupteten Namen. Jedwedes hat seine eigene Legende. Die von dem ältesten berichtet, einer Gesellschaft von Männern und Frauen, die zu Schiffe nach Mainz fuhr, sei in der Luft ein strahlendes Kreuz erschienen. Das Lichtgebilde folgte der Richtung des Schiffes, als sei es durch unsichtbare Fäden an seinen Mast geheftet. Zuletzt landete es mit ihm in der Gegend des Holzthors, wo dazumal die Schiffbrücke stand. Näherer Betrachtung erwies es sich nicht als eine Augentäuschung, sondern als ein greifbares ehernes Kreuz. Man erzählt auch, es sei zu seiner Fortschaffung zweien ungeschirrten und ungejochten Ochsen auf den Rücken gelegt und von diesen, ohne dass sie Jemand geführt oder getrieben hätte, auf den hechtsheimer Berg gebracht worden. Dort ward ihm späterhin eine Kirche gebaut, in welcher es sich, besonders gegen Fieber, heilkräftig erwies. Als bei der Einnahme von Mainz durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg alle Kirchen und Klöster vor dieser südlichen Seite der Stadt, St. Victor, St. Alban, die Karthaus und Heiligkreuz in Flammen aufgingen, theilte es das Schicksal der Kirche. In der Gegend des Holzthors, wo es mit dem Schiffe gelandet war, zeugte noch in der neuesten Zeit ein verblichenes Gemälde an der Stadtmauer,

das sich, gleich den darunter stehenden deutschen und lateinischen Versen, genau auf die Legende bezog, von seiner wunderbaren Ankunft.

Die Legende von dem zweiten jüngern Kreuz ist folgende: Zu den Zeiten Erzbischofs Adolf von Nassau lebte in Mainz ein gewisser Schelkropf, dessen Name ihn schon als einen Ausbund von Hässlichkeit verräth. Und wie das Sprichwort vor denen warnt, welche Gott gezeichnet hat, so war er auch ein Ausbund aller Laster. Besonders wird er als dem Trunk und dem Spiel ergeben geschildert; aber diese Leidenschaften rissen ihn zu grössern Freveln fort. In der später eingegangenen Vorstadt Filzbach stand damals das Wirthshaus zur Blume, welches Schelkropf täglich zu besuchen pflegte. Eines Tages verlor er daselbst im Spiel seine ganze Baarschaft. Um den Verdruss wegzuschwemmen, übernahm er sich im Wein und kehrte, vom Rausch zu neuen Hoffnungen ermuthigt, bald an den Spieltisch zurück, wo er ein Stück seiner Habe nach dem andern auf die Karte setzte. Aber das Glück ward ihm nicht günstiger, er verlor Alles, was er besass. Darüber aufs Aeusserste erbittert, begann er erst die Mitspieler zu schelten, dann Gott und seine Heiligen zu lästern. Er schloss mit der Drohung, sich an dem ersten Christusbilde, das ihm begegne, für Verlust und Schaden zu rächen. So verliess er das Haus und rannte wie ein Rasender durch die Felder. Zwischen St. Alban und Heiligkreuz sah man damals eine offene Kapelle mit einem aus Holz gefertigten Bilde des Gekreuzigten, welchen seine Mutter und andere Heilige umstanden. An diesem liess der Unselige mit gezogenem Schwert seine blinde Wuth aus, indem er ihm mehrere Wunden versetzte. Aber wie betroffen stand der Frevler, als aus den versehrten Gliedern das lebendige Blut hervorsprang! Doch es heilte nicht seine Augen, wie damals, als Longin mit dem Speer die Seite des Heilands öffnete, welcher Blut und Wasser entquoll, es schien ihn mit neuer Blindheit zu schlagen, dass er die Gefahr nicht ahnte, in welcher er schwebte. Oder lähmte der Schreck ihm die Glieder, dass er wie in den Boden gewurzelt stehen blieb, bis die Arbeiter im Felde zusammenliefen und den auf frischer That ertappten Schänder des Heiligthums gefangen nach Mainz führten, wo ein schreckliches Gericht seiner harrte. Er ward im Ange-

sichte des Volks lebendig verbrannt; das wunderthätige Christusbild hingegen brachte man aus jener Kapelle nach der benachbarten Kirche, in der auch das aufgesammelte heilige Blut noch lange ein Gegenstand andächtiger Verehrung blieb. Bei dem erwähnten Brande verschonten es die Flammen und als das Stift zum heiligen Kreuz vor der Belagerung im Jahr 1793 völlig zerstört ward, flüchtete es fromme Fürsorge in die Stadt, wo es noch jetzt in der St. Christophs-Kirche den Gläubigen gezeigt wird.

Die Bäckerjahnin.

Von Heiligkreuz wird jetzt kaum noch die Spur gefunden, St. Alban ist von der Erde vertilgt, nur noch die Karls- oder Albansschanze erinnert an seinen grossen Stifter; das St. Jacobskloster, das Albrecht von Brandenburg bei seinem Einzug allein verschont hatte, sucht man jetzt in der Citadelle vergebens; von der Karthaus, dem schönsten und grössten Kloster dieses Ordens in Deutschland, ist weniges Gemäuer übrig, und das neben ihr liegende von Lothar Franz erbaute kurfürstliche Lustschloss, die Favorite, ward mit seinen Gärten in die neue Anlage verwandelt, einen städtischen Vergnügungsplatz, auf dem Sie an Sonntagen und wenn die Musikchöre der preussischen oder österreichischen Garnison Abendharmonieen geben, was wöchentlich einmal zu geschehen pflegt, die schöne Welt von Mainz, Wiesbaden und der ganzen Umgegend versammelt finden, denn hier haben Kunst und Natur gewetteifert, einen reizenden Aufenthalt hervorzubringen. Das St. Victorstift von Weissenau endlich, dessen Gründung der heiligen Helena zugeschrieben wird, auch von ihm sind nur die Steine erhalten, die zum Bau der neuen Weissenauer Kirche verwendet wurden. Selbst das Crucifix ist verschwunden, das dort auf dem alten weissenauer Wege die Bäckerjahnin zum Dank für ihre wunderbare Rettung errichten liess. Als nämlich Gustav Adolf bei Oppenheim über den Rhein gesetzt hatte, und zwei Tage darauf vor Mainz erschien, die spanische Besatzung aber zu schwach war, die Stadt zu halten, da entstand unter den erschrockenen Bürgern die Sage, der Schwedenkönig wolle Mainz der Plünderung Preis geben. Auf diese Nachricht, die den Wohlhabendern ein Donnerschlag war, nähte die Bäckerjahnin ihr Gold in ein geringes Bettelkleid und schlich sich so

vermummt vor die Stadt, wo sie die Richtung nach Weissenau einschlug. Eben rückten von dort die Schweden schon auf Mainz an. Hierdurch überrascht, liess sie sich doch nicht aus der Fassung bringen, sondern ihrer Rolle als Bettlerin getreu, sprach sie selbst die Officiere mit lästiger Zudringlichkeit um ein Almosen an. Einige wiesen sie ab, andere warfen ihr mitleidig ein Paar Heller zu, einer aber fragte sie nach dem Hause der reichen Bäckerjahnin und gab ihr erst, als sie ihm dessen Lage beschrieben hatte. So entkam sie glücklich der Gefahr, und die raubsüchtigen Schweden fanden das Nest leer, die goldgefiederten Vögel entflogen. Als aber nach vier Jahren die Feinde Mainz räumen mussten, wo sie heillos gewirthschaftet hatten, da zog mit den Kaiserlichen auch die Bäckerjahnin wieder ein und buck, wie vorher, Bubenschenkel und Rosenwecke.

Der Königsstuhl.

Das dritte Fenster, an welches wir jetzt traten, versetzte uns plötzlich in eine ganz andere Welt. Hatten wir bisher Erinnerungen aus der römischen Zeit, aus dem Mittelalter heraufbeschworen, so entfaltete sich uns jetzt eine so reiche, lebenvolle Gegenwart, dass es schien, als wäre es immer so gewesen, als müsste es ewig so bleiben. Hier lag zuerst die Stadt vor unsern Füssen, mit ihren zahllosen Dächern und Giebeln, Strassen und Winkeln, Hütten und Pallästen, Kirchen und Thürmen. Unter den letzten gewährte der hochragende Dom den grossartigsten Anblick, indem seine sechs Thürme vollkommen hervortraten und keiner den andern verdeckte. Um ihn, als den gemeinsamen Mittelpunkt, hatten sich die bedeutendsten Gebäude gelagert, die grössern Strassen gingen von ihm aus, er erschien als das Herz, das Heiligthum der Ansiedelung. Gegen den Rhein drängten sich Hütten und Häuser, des Verkehrs wegen, enger zusammen, ein Wald von Schiffen starrte vor dem Hafen, die gekrümmte Schiffbrücke war mit Wagen, Pferden und Spaziergängern überdeckt, den Fluss belebten Kähne, Jachten und Segelschiffe, in der Ferne wetteiferten zwei Dampfschiffe, welches zuerst seine Gäste dem wirthlichen Mainz zuführe, und zwischen der Peters- und Ingelheimer Au eilte, mit fröhlichen Landleuten fast überladen, ein Kahn dem spiegelnden Biberich zu. Jenseits nahm das Taunus-

gebirge seine majestätische Wendung aus der etterau nach dem links beginnenden und mit dem Strom verschwindenden Rheingau. Die untergehende Sonne hatte die Luft mit Rosenschimmer erfüllt, die Höhen des Taunus glühten wie Purpur, die Westseite des Doms schien in der siebenten Feuersbrunst zu lodern, der Rhein strahlte goldenen Glanz zurück und Flammenblitze fuhren hier und dort aus den hohen Fenstern der Kirchen. Auch die niedern Hügel der Königshundert zwischen Main und Taunus, die Höhen von Erbenheim, Delkenheim und Hochheim waren mit violetten Dinten übergossen und mit hellerm Lichte gesäumt, wodurch sie sich schärfer gegeneinander abhoben.

Hier zeigte mir mein Führer an der unterhalb Kostheim in den Rhein mündenden Käsbach die Donnermühle, so benannt, weil sie nur durch Gewitterschauer zum Mahlen reichliches Wasser gewinnt. Von dort führt ein Weg an den Häuser- oder Mechthildshäuser Hof, den alten Sitz des Gaugerichts, unter dem ursprünglich das ganze Rheingau stand, zuletzt aber nur der Theil desselben, der zwischen dem Rhein und der Waldaff liegt und, weil er den deutschen Königen vorbehalten war, den Namen der Königshundert führt. Nicht weit davon, gegen Erbenheim und Wiesbaden zu, lag jener zweite Königsstuhl, von dem wir schon oben gesprochen haben.

St. Bilhilde.

Die schönste Aussicht bot sich uns aus dem vierten Fenster dar, denn es liess uns tiefer als das erste und dritte in das herrliche Rheingau blicken. Wir sahen Biberich und Wiesbaden in fast greiflicher Nähe, das herzoglich nassauische Jagdschloss, die Platte, auf seiner Taunushöhe winkend und schimmernd, das obstreiche Schierstein, Walluf, die Pforte des Rheingaus, und Ellfeld, seine Hauptstadt, mit den alten Burgen am Eingang, ja selbst in dem Thale, das sich hinter ihm öffnet, den Thurm der Ruine Scharfenstein bei Kidrich auf dem Bergkegel über der Rittersruhe ganz deutlich und wie durch Ferngläser näher gerückt. Zu unsern Füssen lag die Nordseite der Stadt, die drei Bleichen bis zum Münsterthor, dahinter das Gartenfeld und die Bruchwiesen mit der Inundationsschanze, neben welcher diese Niederungen unter Wasser gesetzt werden können. An die Bruchwiesen knüpfte

der Thürmer seine Erzählung von der Gründung des Altenmünsterklosters, von dem das Münsterthor noch heute den Namen führt. Denn nachdem er zur Linken der Rheinallee die Stelle der St. Theonestuskirche, wo St. Alban als Märtyrer litt, so wie der Kapelle des heil. Wendelinus, des Schutzpatrons der Gärtner, bezeichnet hatte, dessen Verehrung dem Gartenfeld so natürlich scheint, mussten ihn die Bruchwiesen wohl an die Heilige erinnern, durch welche deren Besitz an seine Vaterstadt kam.

Die heilige Bilhilde, begann er, stammte aus einer reichen fränkischen Familie, die sich nach Klodowigs Sieg über die Alamannen in der Gegend von Hochheim angesiedelt hatte, wo man noch in neuerer Zeit bei dem Ziehbrunnen auf die Grundmauern einer alten Burg gestossen ist. In der hiesigen Gegend, wo der Arianismus lange gewuchert hatte, hielt es damals schwer, in den Grundsätzen der reinen Lehre unterwiesen zu werden. Bilhildens Aeltern schickten deshalb ihr einziges Kind in noch zarten Jahren nach Würzburg, wo es zwar den Unterricht der Katechumenen, aber die heil. Taufe nicht empfing, weil man voraussetzte, es sei getauft. Gleichwohl schlugen die Lehren des Heilands kräftig Wurzel in seiner jungen Brust und früh erwachte in ihr der Wunsch, ihr Leben, ihre jungfräuliche Blüthe dem Heiland zu widmen. Die dringenden Bitten der Aeltern bestimmten sie jedoch, eben um Christi Willen dem Herzog Hettan von Thüringen die Hand zu reichen, indem jene hofften, es werde ihrer Tochter, wenn sie die Seinige würde, gelingen, diesen kriegerischen Fürsten dem Christenthum zu gewinnen, wie Klothilde, Klodewigs Gemahlin, den Frankenkönig zur Taufe beredet hatte. Allein, wie Vogt sagt, die süssen Versuche der Bekehrung blieben bei einem Manne fruchtlos, der nur den Krieg und folglich eine Religion liebte, welche Kriegsgötter zur Verehrung aufstellte. In diesem Glauben starb er auch auf dem Schlachtfelde. Seine Wittwe, welche die Ausbreitung des Christenthums unter den Thüringern eifrig betrieben hatte, musste nun den Hass des Volks empfinden, das ihr so viele Wohlthaten schuldig war. Verfolgt und zur Flucht genöthigt, rettete sie sich auf einen Kahn, der, ohne Ruder und Steuer, ein Spiel der Wellen schien. Aber wie von unsichtbarer Hand geführt, trieb er aus dem kleinen Fluss in den Main und auf diesem in kurzer Zeit dem schö-

nen Hochheim, Bilhildens Heimat vorüber, nach Mainz, wo durch eine neue wunderbare Fügung ihr Oheim Siegbert eben den bischöflichen Stuhl bestiegen hatte. Dieser empfing seine gottselige Nichte huldreich und liebevoll, und da ihre Aeltern unterdess heimgegangen waren, so verhalf er ihr zum Besitz ihrer hinterlassenen beträchtlichen Güter. Diese verwandte sie zu gottgefälligen Werken, indem sie zu Ehren der heil. Jungfrau, der sie ihre wunderbare Rettung zuschrieb, das Jungfernkloster Altenmünster stiftete und reichlich ausstattete, den Bürgern von Mainz aber den sogenannten Bruch schenkte, welchen diese theils als Gartenfeld, theils zur Viehweide benutzten. Man erzählt, Bilhilde sei zuerst im Zweifel gewesen, an welchem Ort sie Kirche und Kloster stiften solle, ob auf dem Berge, wo jetzt unsere Stephanskirche steht, oder am Fusse des Kästrichs, in der vom Zeibach bewässerten Ebene. Als sie endlich zur Besichtigung beider Bauplätze hinausfuhr, gaben die Pferde vor ihrem Wagen den Ausschlag, denn die Anhöhe hinauf waren sie durch keine Gewalt zu zwingen, in die Ebene aber lenkten sie mit freudigem Wiehern. Doch das Seltsamere ist noch zurück. Als nämlich das Kloster erbaut stand und Bilhilde als dessen Aebtissin feierlich eingekleidet werden sollte, träumte eines Nachts den frömmsten unter den Nonnen, welche sie sich zugesellen wollte, ihre künftige Vorsteherin sei eine Heidin, indem sie das Sakrament der Taufe noch nicht empfangen habe. Hierüber waren sie sehr erstaunt, noch mehr aber auf ihre Meldung Bilhilde selbst und ihr Oheim, der Bischof. In einem feierlichen Hochamt wandte sich Siegbert um Erleuchtung zum Himmel und vernahm bei der Wandlung die Stimme eines Engels, welche den Traum der Nonnen bestätigte. Denn Gott mochte in seiner Barmherzigkeit nicht zulassen, dass seine Dienerin, ohne den Anspruch auf himmlischen Lohn, ihm auf Erden so viele Opfer bringen sollte.

Reisende Hochzeiter.

Nachdem ich die Aussicht aus den vier Fenstern des Thurms genossen hatte, führte mich der Greis in die Laterne auf der höchsten Spitze des Thurms. Indem wir über den Flur im Mittelpunkte seiner Wohnung gingen, sah ich die Thüre des ersten Thurmzimmers mit Rosen, Immergrün und Myrthen bekränzt.

Meine Frage nach der Ursache blieb ohne Antwort, weil das Aufsteigen dem Siebziger den Athem versetzte. Als wir endlich erschöpft in der Laterne standen, traf meine Augen eine so blendende Helle, dass ich sie erst an so viel Licht gewöhnen musste. Und doch war es Abend und die Sonne längst hinunter. Am Tage, zumal bei Sonnenschein, musste der Glanz nicht zu ertragen sein. Weislich hatte der Alte mich zuletzt und bei so später Stunde hieher geführt. Die Räume zwischen den vier schmalen Pfeilern, welche den Thurmhelm trugen, liessen von allen Seiten so viel Luft und Licht ein, dass das überwältigte, ringsumher bedrängte Auge nirgends eine Zuflucht fand. Schon manchen Thurm hatte ich bestiegen, aber diese Erscheinung war mir noch fremd. Aber dort lief entweder eine Gallerie um den Thurm, und dann gab dieser selbst mit seiner festen Masse dem Auge Schutz und Rückhalt, oder ich stand, wie in Strassburg, in der Mitte eines gothisch durchbrochenen Thurms, dessen steinernes Gefüge nicht mehr Licht einliess, als ich ertragen konnte. Doch auch hier gewöhnte ich mich bald an die abnehmende Helle des Abends und bei völlig einbrechender Dämmerung milderte sich der Lichtglanz so behaglich, dass ich ewig hier gestanden und in das feenhaft vor mir ausgebreitete Wunderland hinabgeblickt hätte. Allmählig ward es auch unten ruhiger, das dumpfe Getöse der Stadt verscholl, alle Gewerke machten Feierabend und in den Fensterchen unten wurden so viel Lichter angebrannt, als der Himmel über uns entzündet hatte. Leise glitten die Schiffe auf dem mondbeglänzten Silber des Rheins, dem der Main sein Gold unmerklicher beimischte, der kahle Scheitel des Feldbergs und die waldige Krone des Altkönigs schienen höher gehoben, als gedächten sie sich in der Doppelflut zu bespiegeln. Seitwärts standen, gleich Wächtern an der Pforte, die Riesen des Odenwalds in blauer Livree, während ihnen links die nebelhaften Zweige des Rheingaus den herrlichen Strom lautlos entführten.

Indem ich mich diesem Schauspiel rücksichtslos hingab, bemerkte ich an meinem Begleiter eine gewisse Unruhe, die ich erst seiner Scheu vor der kühlen Nachtluft beimass, mit der es aber, wie ich bald erfuhr, eine andere Bewandtniss hatte. Obgleich sie mir nicht unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt ward, so hoffe ich doch, dass der Leser nicht aus der

Schule scnwatzen, sondern vorkommenden Falls bescheidentlich von der Lehre Gebrauch machen werde. Die Stelle nämlich, wo ich mit meinem greisen Begleiter stand, war einem andern Paare zugedacht, das des Blicks in das aufgeschlossene Paradies würdiger und mehr in der Stimmung war, ihn mit ganzer Seele zu empfinden. Die bekränzte Thür des ersten Eckzimmers stand damit im nächsten Zusammenhang. Sie kennen, sprach der Alte, und zwar aus eigener Praxis, die rheinische Sitte der Hochzeitreisen, die zwar andern Reisenden, Ehekrüppeln oder Hagestolzen, wenn sie mit Neuvermählten zusammentreffen, bisweilen unbequem wird, wohl gar zum Gelächter Stoff bietet, den reisenden Hochzeitern aber, die nicht bemerken, wie man ihre Zärtlichkeit bemerkt, belauscht und bespöttelt, die schönste Zeit des Lebens noch unendlich verschönt. Wenn das Ja gesprochen ist, und der Priester den Bund gesegnet hat, hält der Wagen schon vor der Kirchenthüre, der das junge Paar den Neckereien der Bekannten und Verwandten entführt und neue ewig wechselnde Umgebungen um sie her zaubert, in welchen sie ganz sich selber und ihrem durch die Reize der Natur und des Wanderlebens erhöhten Glücke leben können. So schön und löblich dieser Gebrauch ist, so hat er doch unter gegebenen Verhältnissen seine Schattenseite. Für die neue häusliche Einrichtung sind so viele Anschaffungen zu machen, das eheliche Leben selbst, besonders wenn es Gott zeitig segnet, ist so über die Erwartung kostspielig, dass es manchem weniger bemittelten Paare, das doch nicht gern mit Schulden begänne, nicht zu verübeln wäre, wenn es dem Aufwand für die Reise gern aus dem Wege ginge. Können sie aber doch der Sitte ihres Standes gemäss sich der Hochzeitreise nicht entziehen, so bedienen sie sich in diesem Kirchspiel wohl einer kleinen List. Nach der Trauung entschwinden sie ihren Begleitern in einem Seitengange der Kirche und gelangen unbemerkt auf den Stephansthurm, wo sie durch meine Fürsorge vor unwillkommenen Begegnungen geschützt, im Genuss der goldenen Luft, und im Angesicht einer reichen Natur, eine Weile ganz sich selbst und ihren Entzückungen, oder, wie sie selber sagen, im Himmel leben. Die Zeit wird ihnen nicht lang, dafür sind sie in den Flitterwochen, und zum Ueberfluss sorgen wir, mein Vetter und ich, für ihre Unterhaltung. Die Reise, welche sie antreten sollten, können sie in den

Zwischenzeiten mittels meiner Karten und Bücher auf dem Papiere machen. Die Tage bringen sie in meiner Wohnung zu, die genussreichsten Stunden aber sind ihnen Abends in der Laterne vorbehalten. Darum wäre es grausam, wenn wir ihnen länger hier im Wege stünden. Uebrigens erfahre ich nicht selten die Genugthuung, dass eine Reise, die nur auf vierzehn Tage berechnet war, ohne mein Zuthun bis in die fünfte Woche währt. Wenn ich für menschenscheu gelte, so hat die Sorge um meine Gäste, für deren Sicherheit ich bei jedem neuen Besuche Vorkehrungen treffen muss, wohl einigen Antheil daran, dass ich so erscheine, ob ich gleich gestehen will, nicht der Leutseligste zu sein. Den Neuvermählten bin ich jedoch der gemässeste Wirth, denn sie sind, gleich mir, nicht lieber als allein.

Der Dom.

Als sich unter den ersten Frankenkönigen das durch die wiederholten Einfälle der Barbaren fast ganz zerstörte Mainz allmählig aus seinem Schutt emporrichtete, entstanden, in der Richtung vom Rhein nach dem Kästrich, drei Kirchen neben einander: zunächst dem Rhein die Liebfrauenkirche, in der Mitte der Dom und gegen den Kästrich das alte Baptisterium des heil. Johannes. Letztere jetzt der evangelischen Gemeinde eingeräumte Kirche ist ihrer Stiftung nach die älteste unter den dreien. Um das Jahr 534 soll sie der Bischof Sidonius, durch die Freigebigkeit Berthoaras, der Tochter König Theodeberts, des Enkels Klodewigs, unterstützt, als Taufkirche gebaut haben. Mehrere Jahrhunderte blieb sie, die noch späterhin in Urkunden unter dem Namen des alten Doms vorkommt, die Hauptkirche der Stadt und des Erzstifts, weshalb auch in ihr der Leichnam des Apostels der Deutschen niedergesetzt und sein Herz begraben wurde. Aber schon zu den Zeiten Bonifazens war neben ihr die alte St. Martinskirche entstanden, deren Stiftung in das sechste Jahrhundert hinüberreicht. An der Stelle dieser ältern Martinskirche führte Willigis die neue Domkirche auf. Sie brannte aber am Tage ihrer Einweihung wieder ab und an dem heutigen Dom gehört nur noch der höchst einfache östliche Chor mit den beiden Armen des Kreuzes dem ursprünglichen Bau an. Willigis fing sogleich wieder an zu bauen, aber erst Bardo weihte den neuen Dom in Ge-

genwart Konrads, des Saliers, feierlich ein. Am jüngsten ist der Ursprung der dritten, Unserer lieben Frauen gewidmeten Kirche *(B. M. V. ad gradus)*, welche zwar schon 805 in Urkunden vorkommt, doch wohl erst nach 1084 von Erzbischof Siegfried I. ausgebaut wurde. Willigis kann sie weder gegründet, noch ihr die jetzt am Dom befindlichen vielbesprochenen ehernen Thürflügel geschenkt haben. Mehrmals brannte sie ab, doch immer schöner erhob sie sich aus der Asche. Der letzte, 1804 niedergerissene Bau fiel in die Blüthezeit des gothischen Styls, und ihr unschätzbares, das Weltgericht und die Auferstehung darstellendes Portal, das mit dem Strassburger Münster und dem Kölner Dom zu den grössten Merkwürdigkeiten am Rheinstrom gezählt wurde, zeigte denselben in seiner reichsten und schönsten Entwickelung. Von dieser Herrlichkeit ist uns nichts erhalten, als die von Heinrich Brühl 1801 entworfene Zeichnung und Bernhard Hundeshagens noch nicht veröffentlichte Restauration, welche zur höchsten Bewunderung hinreisst. Letzterer besitzt auch viele der Figuren, welche die Nischen zwischen den Pfeilern ausfüllten, namentlich das Hauptbild, die Himmelskönigin mit dem Christuskinde auf dem Arme, welche zwischen den Eingängen auf einer schlanken, zierlich gearbeiteten Säule, unter einem von Engeln getragenen Thronhimmel stand.

Gerade wie hier neben der Hauptkirche zum heil. Martin die Taufkirche zum heil. Johannes stand, so war es zu Tours in Frankreich und zu Worms der gleiche Fall, wo, wie zu Mainz, die Taufkirche älter gewesen ist als der Dom. Und wie sich zu Mainz hinter dem östlichen Chor des Doms die Liebfrauenkirche zu den Greden *(ad gradus)* erhob, so fand es sich in Köln und Trier wieder, also dass es Mainz allen diesen Städten gleich und zuvor that. Mit dem Dom zu Köln darf sich der Mainzer zwar nicht messen, er hat weder dessen riesige Verhältnisse, noch ist er so aus einem Gusse in der Zeit entstanden, wo die eigenthümliche Baukunst des Mittelalters ihre höchste Vollendung erreicht hatte; dafür ist er aber auch kein Torso geblieben und seine ungleichartigen und doch so harmonisch als möglich verbundenen Theile reichen meist in ein höheres Alter zurück. Wie wir gerne in einer Stadt weilen, deren Häuser und Strassen von den verschiedensten Zeiten zu uns sprechen, wie es uns entzückt,

was in Köln selber mehr noch als in dem so oft bombardirten Mainz der Fall ist, die Geschichte gleichsam architektonisch vorgetragen zu sehen, so hat der Besuch des Mainzer Doms, dessen Bogen und Pfeiler, dessen zahllose Denkmäler und Kunstschätze uns bald von den fernsten, bald von den neuesten Zeiten unterhalten und fast zehn Jahrhunderten zum Dolmetscher dienen, gleiche, ja, wegen der räumlichen Nähe der entlegensten Epochen, noch grössere Reize. Sechsmal hat die Flamme diese Hallen durchwüthet, alles Brennbare verzehrt und selbst feste Steinmauern so durchfressen, dass sie zweimal von Grund aus neu aufgeführt werden mussten. Diese mächtigen Thürme, gleich flehenden Armen zum Himmel empor gerichtet, reizten seinen Zorn nur, statt ihn zu versöhnen, und die Glocken droben auf ihren Stühlen, bei drohenden Ungewittern geschwungen, zogen die Blitze, die sie brechen sollten, vielmehr heran. Was der Wetterstrahl verschonte, das verheerten die Stürme, welche Balken von Kelterbaumsdicke bis nach Hochheim entführten, wobei freilich, wie die Zeitgenossen versichern, der Teufel im Spiele war. Auch die kleinen Leidenschaften der Menschen wurden dem Gotteshause verderblich. Dass Arnold von Seelenhofen den Domschatz angegriffen hatte, brachte die Bürger so gegen ihn auf, dass sie im Verlauf des Streits die Kirche erbrachen, gleichfalls beraubten und dann in Vertheidigungszustand setzten, um sich seiner als einer starken Veste gegen den heranziehenden Erzbischof zu bedienen. Einige Jahrhunderte später wollten die Schweden den Dom in die Luft sprengen, weil die Ingenieurs an seiner Stelle eine Sternschanze zu errichten gedachten. Gustav Adolf verschonte ihn zwar, liess aber, zum Zeichen, dass es in seiner Gewalt gestanden hätte, ihn zu zerstören, die Ecken der Pfeilerbasen wegschlagen. Er selbst ritt vom Leichhof her in das Gotteshaus, tränkte sein Pferd aus dem Weihwasserbecken zur Linken und schlug von den beiden Pilastern am Fusse der Treppe mit eigener Hand mehrere Stücke nieder, deren Lücken noch jetzt der Schwedenhieb heissen. Nach dem letzten durch die Belagerung von 1797 herbeigeführten Brande musste der verödete Tempel zehn Jahre zum Fouragemagazin dienen; im Jahr 1813 zwang man ihn, sechstausend flüchtige Franzosen zu beherbergen, hierauf ward er zum Schlachthause für die Garnison ernannt und erhielt

endlich seine Beförderung zum Salz- und Getreidemagazin, Ehrenstellen, die er sehr willkommen heissen musste, denn so entging er wenigstens der völligen Demolirung, welche ihm der sonst verdiente Präfect Jean Bon St. André, unter dem Vorgeben, dass er eine Ruine und keiner Wiederherstellung mehr fähig sei, geschworen hatte. Aber der edle Portalis und Napoleon wurden seine Retter. Alle diese Gefahren hat das ehrwürdige Gebäude bestanden, so vielen Schicksalsschlägen getrotzt und aus dem Raub und Brand der Jahrhunderte erhebt es sich jetzt in seinem vorigen Glanz, ja durch die liebevolle Fürsorge der Gläubigen und Kunstfreunde noch verschönt und bereichert. Der zugleich freundliche und erhebende Eindruck, den der Dom in seiner jetzigen Restauration gewährt, lässt uns nicht ahnen, in welchen Wechselfällen, welchen Drangsalen er diese heitere Stirne bewahrt hat.

Der Fortschritt in der Entwickelung des Baustyls, wie ihn der Dom in steinernen Urkunden zeigt, bewegt sich von der uralten Thüre auf dem Goldschmiedsplätzchen neben der preussischen Hauptwache und jener, welche zur Linken des Pharrchors in die Vorhalle des südlichen Seitenschiffs führt, über den genannten östlichen Chor, springt nach der Gotthartskapelle vor, kehrt ins Schiff der Kirche zurück, begiebt sich ins Kapitelhaus, die sogenannte Memorie, gelangt darauf in das westliche Kreuz mit dem bischöflichen Chor und der Sakristei und zerstreut sich endlich in die Kapellen zu beiden Seiten der Nebenschiffe. Jene uralten Thüren im vorbyzantinischen, das ist römischen Styl, erinnern ganz an die wenigen Ueberreste karolingischer Baukunst, als wären sie von der ältern Martinskirche, welche Willigis vorfand, übrig geblieben. Der östliche Chor mit seinen strengen und einfachen Verhältnissen, wie sie an der steinernen Kanzel und den Fenstervertiefungen auffallen, zeigen, wie auch das, was an Fenstern und Abseiten von Bardos Erneuerung übrig geblieben sein mag, den reinen Rundbogen, der sich auch an der Gotthartskapelle (um 1136) noch nicht verleugnet. Die um 1191 erneuerten Gewölbe des Mittelschiffs haben dagegen in ihren Gurtbogen schon eine gelinde Zuspitzung des reinen Halbkreises; an dem Kreuzgewölbe, das den bischöflichen Thurm mit der Kuppel trägt, tritt der Spitzbogen noch mehr hervor, und die Gurtbogen des westlichen Chors, so wie der Pfeiler, welcher zur Befestigung des Ge-

wölbes und des Thurmes in ziemlich später Zeit vor den Pfarrchor gesetzt wurde, stellen ihn in seiner vollen Entfaltung dar, nicht weniger die ganz gothischen Seitenkapellen. Die Meinung, dass der westliche Chor erst angebaut worden sei, als dieser Pfeiler den östlichen versperrt habe, widerlegt sich aus den scharfen Spitzbogen, welche er bildet und die der westliche Chor in gleicher Entschiedenheit noch nicht überall zeigt. Vielmehr rief diesen das Bedürfniss hervor, da der Dom nicht bloss als Hauptkirche der Stadt, sondern als Kathedrale des Erzstifts, als Metropolitankirche des gesammten Deutschlands dienen sollte, mithin wohl Grund war, dem bescheidenen, räumlich beschränkten Pfarrchor den grossartigern und reicher ausgestatteten bischöflichen entgegenzustellen. Als später jener Pfeiler den östlichen Chor verdeckte, und der westliche allein dem Volke noch sichtbar blieb, musste diesem eine Sonderbarkeit auffallen. Anfänglich stand nämlich im westlichen Chor der Hochaltar ganz am Ende, wo jetzt der bischöfliche Thron ist, und zwar so, dass der dahinterstehende Priester das Gesicht gegen Osten kehrte; daher war es das Wahrzeichen des Doms, dass der messelesende Priester sich beim *Dominus vobiscum* nicht herum drehte, weil er die Gemeinde, welche er segnen sollte, schon vor sich hatte. Heutzutage gilt dies nicht mehr, da der Hochaltar jetzt unter der Kuppel steht und zwar so, dass der celebrirende Priester das Antlitz gegen Westen wendet, was nicht bloss gegen die christliche Observanz, sondern gegen den Gebrauch aller Völker verstösst und um so weniger zu billigen ist, als jene Sitte nicht auf willkührlicher Uebereinkunft, sondern auf einem Naturgefühl beruht, indem das Gemüth des Betenden, wenn er nach Morgen blickt, mit dem Umschwung der Erde der Fortbewegung aller Himmelskörper in gleicher Strebung verharrt, mit welcher ihn die entgegengesetzte Richtung in Widerspruch brächte. Wahrzeichen des Doms kann freilich diese Abweichung von der Ordnung eben so gut sein, als jene ältere, keiner Regel zuwiderlaufende Sonderbarkeit.

Mainzer *Magna charta*.

Wir haben schon des Reichthums an Denkmälern gedacht, durch welche der Mainzer Dom alle uns bekannten Kirchen übertrifft. Es wird kaum ein Pfeiler zu finden sein, der nicht wenig-

stens an drei Seiten mit einem Grabmale geschmückt wäre. Rechnen wir die beiden Chöre mit den Kreuzarmen, die Sakristei, den Kapitelsaal mit dem Kreuzgang und die vielen Kapellen hinzu, wo gleichfalls alle Wände, ja selbst der Estrich mit Steinbildern bedeckt sind, so begreift sich die Unmöglichkeit, uns auf diese Fülle von Denkmalen grosser Männer einzulassen, die zum Theil Hauptrollen in der Geschichte Deutschlands gespielt haben. Wir besprechen nur beispielsweise und weil sich die wichtigsten Momente der Mainzer Geschichte daran knüpfen lassen, die metallenen Flügelthüren am nördlichen Eingang des Doms. Das Portal, an welchem sie eingehängt sind, zeigt uns den Rundbogenstyl in seiner höchsten Ausbildung, wie er im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts dem Spitzbogen voranging. Auch war vor dieser Zeit hier keine Thüröffnung angebracht. In der halbkreisförmigen, mit erhobener Arbeit verzierten Fläche über der Thüre erscheint Jesus Christus auf einem Sessel, die Rechte zum Segen erhoben, in der Linken das Buch der ewigen Wahrheit, unter den Füssen den Drachen, den zu besiegen er in die Welt gekommen war. Aus den Falten seines Gewandes streckt ein Adler den Kopf hervor. Der discusförmige Schild, welcher dieser Darstellung als Rahmen dient, wird beiderseits von einem Engel gehalten. Auf dem Schlussstein des Thorbogens schwebt der heilige Geist als Taube nieder; den gekrönten Kopf auf dem höchsten Punkt beziehe ich auf Gott Vater; Fr. H. Müller hält ihn für das Bildniss des damals regierenden Kaisers Lothar. Zwei Löwen sitzen als Thürwächter auf den korinthischen Kapitälern der einschliessenden Säulen, die metallene Flügelthüre selbst ist in vier Felder abgetheilt. Die beiden untern verzieren Löwenköpfe mit beweglichen Ringen im Munde. Zwischen den untern und obern Feldern liest man die Worte:

Willegisus archiepiscopus ex metalli specie valvas effecerat primus.

Bei geöffneten Thüren entdeckt sich aber über dem obern und unter den untern Feldern noch eine Inschrift, welche mit der mittlern folgendes Ganze bildet:

Postquam magnus imperator Carolus suum esse jure dedit naturae, Willegisus archiepiscopus ex metalli specie val-

*vas effecerat primus; ut pro eo dominum roges postulat simplex Beringerus, operis artifex et senior.**)

Die Bezugnahme auf Karl den Grossen erläutert sich durch die bronzenen Thürflügel an der Krönungskirche zu Achen, welche ebenfalls mit Löwenköpfen als Handgriffen verziert sind. Aber sonst bleibt uns Vieles an dieser Inschrift räthselhaft. Obgleich sie nicht *has valvas* sagt, giebt sie doch Willigis als den Urheber des Werks an, dessen Meister gleichfalls genannt wird. Jener Versicherung ist auch wohl zu glauben, obgleich die Thüre zu Willigis Zeiten noch nicht gebrochen war. Es steht fest, dass die Flügel sich einst an dem ziemlich jungen Portal der Liebfrauenkirche befanden, und erst nach deren Abtragung an der nördlichen Thüröffnung des Doms eingehängt wurden, wo sie wie durch ein Wunder in die alten Angeln passten. Wenn man aus diesem Umstande schliesst, dass sie sich an dieser Thüre schon früher befanden, ehe sie nach Liebfrauen kamen, so müssen sie doch zu Willigis Zeiten zu einem dritten Zwecke bestimmt gewesen sein, da beide Portale jüngern Ursprungs sind.

Aber richtiger als die erwähnte ist an dieser Thüre eine andere Inschrift, welche aus den Zeiten Erzbischofs Adelbert von Saarbrücken herrührt. Diesen hatte Kaiser Heinrich V., dessen Kanzler, Rathgeber und Parteigänger er in den Investiturstreitigkeiten gegen Pabst Paschalis gewesen war, zum Lohn dafür auf den Stuhl von Mainz gehoben. Aber kaum sass Adelbert auf diesem fest, so fiel er von Heinrich ab und ergriff die Partei des Pabstes. Der Kaiser, der seinen unglücklichen Vater auf Böckelheim gefangen gehalten und den Pabst selbst ins Gewahrsam gebracht hatte, beging eine viel geringere Gewaltthat, als er den undankbaren Erzbischof in die Verliese der oben gedachten Reichsveste Trifels werfen liess, in welchen später auch Richard Löwenherz schmachten musste. „Allein auch hier," sagt Vogt, „setzte der hartnäckige Erzbischof seine Ränke gegen den Kaiser noch fort. Er wusste durch seine traurige Lage das Mitleid

*) Nachdem der grosse Kaiser Karl der Natur den Zoll entrichtet, war es zuerst Erzbischof Willigis, welcher Thürflügel aus Metall giessen liess. Dass du für ihn den Herrn bittest, begehrt in Einfalt Beringer, des Werkes Meister und Aeltester.

der Bürger von Mainz zu erwecken; die Geistlichen seines Erzstifts schilderten Heinrichen als einen Tyrannen, als einen Vatermörder, als einen Kirchenschänder, und da dieser, um einen Reichstag zu halten, 1115 nach Mainz kam, umgab das mainzische Volk seinen Palast, drang mit gewaffneter Hand in den Saal und forderte mit Gewalt die Befreiung seines Erzbischofs. — Hager, abgezehrt, mit langem, grauem Bart und wankendem Schritt kam der befreite Prälat zu seinen Bürgern zurück.“

Um zu zeigen, dass der Undank, dessen man ihn mit Recht bezüchtigt hatte, kein Grundzug seines Gemüthes sei, gab Adelbert den Bürgern von Mainz zum Dank für seine Befreiung jenen grossen Freiheitsbrief, welchen er zum ewigen Gedächtniss in die metallenen Flügelthüren des Willigis eingraben liess. Die darin bewilligten Rechte, obgleich die Grundlage ihrer spätern Freiheit, scheinen doch weder sehr bedeutend noch unzweifelhaft genug ausgedrückt. Den Mainzern wird verliehen: „ausserhalb der Mauern ihrer Stadt keines Vogts Befehl und Zwangforderung zu dulden, innerhalb aber nach ihrem angeborenen Rechte zu leben, ohne dem Zwang eines Steuereintreibers unterworfen zu sein. Denn, wem sie Steuer schuldig sind, dem sollen sie Steuer, wem Grundzins, dem sollen sie Grundzins geben und zwar freiwillig, ohne dass man sie höher schatzen dürfte.“

In dieser Unbestimmtheit und Zweideutigkeit lag die Saat zu künftiger langjähriger Fehde und Zwietracht zwischen den Mainzern und ihren Erzbischöfen. Dem kräftigen Siegfried III. zwangen endlich die übermächtigen Bürger nach blutigem Kampf einen Freiheitsbrief ab, der ihnen viel wichtigere und ausgedehntere Gerechtsame bewilligte, als sie bisher besessen hatten. Sogar musste sich der Erzbischof verpflichten, mit nicht mehr Mannschaft in die Stadt zu kommen, als die Bürger erlauben würden; auch durfte er innerhalb der Bannmeile keine Burg oder Veste erbauen. Und doch war der so gedemüthigte Kurfürst ein Mann von grosser persönlicher Tapferkeit, der, wenn es darauf ankam, mit Löwenmuth focht, und einst gleich einem Judas Maccabäus achthundert Mann mit dreihunderten schlug. Dem Kaiser Friedrich II. hat er zwei Gegenkönige aufgestellt und gekrönt, den Landgrafen Heinrich Raspo von Thüringen und den Grafen Wilhelm von Holland. Sein Denkmal, eines der ältesten im Dom, befindet sich an der Seite

des dritten Pfeilers rechts und stellt ihn lebensgross in der Mitte des Bildes dar, während die beiden Könige, welchen er die Kronen aufsetzt, rechts und links in kleinerm Maassstab neben ihm stehen. Unter den Füssen des Erzbischofs ist ein Löwe und ein Drache angebracht, letzterer vielleicht nicht ohne Anspielung auf die Heldensage. Der Löwe bezeichnet ihn als einen Mann, wie ihn die damaligen Zeiten gebieterisch forderten, denen sein Nachfolger Christian II. keineswegs gewachsen war. Wenn dieser in seiner Chronik von Siegfried III. ungünstig urtheilt, weil er als ein reissender Löwe (wohl mit Bezug auf den Löwen des Denkmals) Wittwen und Waisen gemacht, Dörfer und Städte verbrannt, Menschen verschlungen, das Land wüste gelegt und dem Pabst ungemein zu Gefallen gelebt habe, so wollte der abgesetzte Christian, durch den Schatten, den er auf seinen Vorgänger warf, sich selbst in ein günstigeres Licht stellen. In jenen eisernen Zeiten bedurfte es auf dem ersten Kursitz Deutschlands kräftiger Männer. Christians Wahlspruch: Es steht geschrieben: Stecke dein Schwert in die Scheide, vermochte ihn nicht bei dem Erzbisthum zu schützen.

Als Mainz von Siegfried III. seine Unabhängigkeit ertrotzt hatte, erstieg es bald jenen Gipfel seiner Macht und Grösse, welcher ihm den Beinamen des goldenen erwarb. Es war ihm zwar nie gelungen, sich von aller Herrschaft der Erzbischöfe zu lösen und den Rang einer Reichsstadt einzunehmen, aber seine errungenen Freiheiten reichten hin, es vor aller Willkühr seiner Herren, der Kurfürsten, zu schützen, und so konnten die Rechte, welche diesen übrig blieben, gegen den Vortheil, das Haupt eines so mächtigen Kurstaats zu bilden, nicht in Anschlag kommen. Hierdurch stand es nicht nur Reichsstädten gleich, sondern es durfte, als Stifterin des rheinischen Städtebundes, für eine Fürstin deutscher Städte gelten. Von diesen, wie von andern Blüthen, die es in der kurzen Zeit seiner Freiheit trieb, wird noch die Rede sein; jetzt wollen wir sehen, wie es sie wieder verlor.

Nach dem Tode Theoderichs von Erbach konnten sich die Domherren über die Wahl des neuen Erzbischofs nicht vereinigen. Sie schwankten lange zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau; zuletzt entschied die erkaufte Stimme des Obmanns unter sechs Schiedsrichtern für Diethern, welchem auch die Bürger

lieber zufielen als dem herrschsüchtigen Nassauer. Aber der Pabst, dem er das Pallium und die Bestätigungsgelder zu zahlen weigerte, that ihn in den Bann und verlieh den Kurhut seinem Gegner Adolf. Es kam zu einem hartnäckigen Kriege zwischen den beiden Erzbischöfen. Diether war im Besitz der Stadt und seine getreuen Mainzer schlugen mit Hülfe des Grafen von Katzenellenbogen und Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz alle Angriffe Adolfs kräftig zurück, obgleich die Rheingauer, die Bischöfe von Trier, Metz und Speier, die Markgrafen von Baden, die Grafen von Würtemberg und Veldenz, ja selbst der Pabst und der Kaiser auf seiner Seite standen. Was er im offenen Kriege nicht vermocht hatte, errang nun Adolf durch List und Verrath. Die innern Zwistigkeiten der Mainzer Bürger führten jetzt zum Untergang der gemeinsamen Freiheit. Nicht lange vorher hatten die Patricier im Kampf mit den Gemeinen den Kürzern gezogen und die Zünfte nach Vertreibung der Geschlechter einen neuen Rath aus ihrer Mitte gewählt. Die höchsten Aemter der Stadt bekleideten nun Männer, die der Bestechung keineswegs unzugänglich waren. Dies benutzte Adolf und zettelte mit diesen eine Verschwörung an. Ein nächtlicher Ueberfall gelang durch die Mitwirkung der Verschworenen; aber erst nach vierundzwanzigstündigem blutigem Kampf, der durch den verzweifelten Widerstand des andern Bürgermeisters Fust oder Faust, des Miterfinders der Buchdruckerei, zu einer völligen Schlacht in den Strassen der Stadt gedieh, ward Adolf Meister von Mainz. Der 28ste October des Jahrs 1462 und die ihm vorhergehende Mordnacht steht mit blutigen Zügen in der Geschichte der Stadt geschrieben. Aber der übrigen Welt brachte dieser unheilvolle Tag Segen, denn Fausts Arbeiter, die er als alleiniger Inhaber aller Geheimnisse der Buchdruckerei eifersüchtig bewacht und gleichsam gefangen gehalten hatte, zerstreuten sich nun nach allen Seiten und verbreiteten die Erfindung innerhalb und ausserhalb Deutschlands.

Eine nähere Folge des Siegs der Adolfischen Partei war die Vernichtung der bürgerlichen Freiheiten von Mainz, deren Privilegien der Sieger öffentlich verbrennen liess; nur jene in Erz gegrabene *Magna charta* Adelberts entging der Feuersglut, ihr Inhalt aber nicht der Aufhebung. Als nach dem Tode Adolfs Diether von Isenburg zum andernmal gewählt wurde, war es eine

gerechte Hoffnung der Mainzer, dass der Fürst, dem sie so grosse Opfer gebracht, für den sie so Vieles erlitten hatten, ihnen die um seinetwillen eingebüsste Freiheit zurückgeben werde. Aber diese Hoffnung auf die Dankbarkeit eines Machthabers war eitel, vielmehr zwang er sie, als sie zu den Waffen griffen, mit Gewalt zur Unterwerfung und baute zur Befestigung seiner Herrschaft über die Stadt an deren unterm Ende die berühmte Martinsburg, die seitdem die Residenz der Kurfürsten blieb und erst neuerdings dem Freihafen weichen musste. Dass er auch die Universität stiftete, mildert in etwas die Schande seines Andenkens. Dies ist die kurze Geschichte der mainzer Freiheit.

Frauenlob.

Umsonst nicht stimmte Frauenlob
Sein Saitenspiel den Frauen:
Warum er sang der Frauen Lob,
Ich will es euch vertrauen.

Sie wussten was man wünscht und hofft,
Und in verschwiegner Laube
Entzückten sie den Sänger oft
Beim süssen Saft der Traube.

Da wandt' er ganz auf ihren Preis
Zum Dank des Liedes Gabe,
Und als er starb, ein muntrer Greis,
Sie trugen ihn zu Grabe.

Und träuften auf die Dichtergruft
Des Weines solche Fülle,
Ein goldner See mit würz'gem Duft
Umwogte seine Hülle.

Der ganze Kreuzgang schwamm im Wein,
Es war so mancher Eimer;
Noch duftet um sein morsch Gebein
Der edle Laubenheimer.

So ist ein Dienst des andern werth:
Umsonst will ich nicht singen:
Die in die Laube mich begehrt,
Der soll mein Lied erklingen.

Von Frauenlobs Denkmal im Kreuzgang des Mainzer Doms findet sich auf dem Titelkupfer der altdeutschen Volks- und Meisterlieder, welche Görres herausgegeben hat, eine Abbildung, welche dem Leser wohl vorgekommen ist. Der obere Theil enthält das gekrönte Brustbild des Sängers, der untere stellt vor, wie sein mit drei Kronen verzierter Sarg von acht Frauen mit fliegendem Haar und langen Trauerröcken getragen wird. Die Umschrift lautet: „*Anno Domini MCCCXVIII in vigilia beati Andreae apostoli obiit Henricus Frawenlob dem Gott genadt.*" Aber schon dieser unpassende deutsche Zusatz zu der lateinischen Grabschrift, zumal mit einer Orthographie, die viel jünger ist als Frauenlobs Zeitalter, würde die Unächtheit verrathen, wenn uns auch nicht statt dem jetzt nicht mehr lesbaren Zusatz: *juxta formam antiquam restitutum anno MDCCLXXXIII* der Schweizer ausdrücklich bemerkte, dass wir das alte Erinnerungsmal nicht mehr vor uns haben. Auch stand dasselbe nicht auf der heutigen Stelle, sondern über 22 Schuh davon entfernt, da wo jetzt die Thüre zur Domschule ist. Als zu deren besserer Einrichtung im Jahre 1774 diese Thüre gebrochen wurde, zerschlugen die Arbeiter den Grabstein, und machten so diesem Alterthum ein Ende. Der öfter erwähnte N. Vogt bemühte sich, wie er sich ausdrückte, „den Frauenlob aus seinem Grabe zu erheben," und auf sein Betreiben ward der neue Denkstein, angeblich nach einer vorhandenen Zeichnung des alten, gefertigt. Diese Zeichnung war aber wohl nur aus dem Gedächtniss entworfen, denn er enthält keineswegs genau die Vorstellungen, welche als die des alten urkundlich bezeugt sind. Statt des gekrönten Brustbildes zeigte dieser nur einen Kopf, den ein Kranz umwand, von dem Blumen herabhingen. Die untere Darstellung, wie Frauenlobs Sarg von acht Frauen getragen wird, scheint ganz eine neuere Erfindung, dem an dem alten Denkmal nichts entsprach. Guden und Bourdon, die es beschrieben haben, wissen davon nichts, auch sind die vorgestellten Gebräuche nicht zeitgemäss, da Frauenlob in einem bedeckten Sarge, statt auf einer Bahre, höchstens mit einem Tuche verhüllt, getragen wird, und die drei Kronen den Sarg schmücken, nicht den Sänger.

Steht und fällt aber die Thatsache, dass Frauenlob von Frauen zu Grabe getragen worden sei, mit der Darstellung von der Grab-

tragung auf dem gleichzeitigen Denkmale? Ist sie, wenn diese erst neuerdings erfunden ward, gleichfalls eine neuere Erfindung? Hat vielleicht erst Vogt die schöne Sage zu Ehren seiner Vaterstadt ersonnen? Fast sollte man es glauben, da sie einige Neuere so geradezu ins Reich der Fabeln verweisen. Aber wir haben das vollgültige Zeugniss eines fast gleichzeitigen Geschichtschreibers, der mit genauer Angabe des Orts und der Zeit, wie sie auch der alte Stein enthielt, diese an sich selbst nicht unglaubwürdige Thatsache meldet. Albert von Strassburg erzählt in seiner lateinischen Chronik, welche von 1270 bis 1378 geht, Folgendes:

„Im Jahre des Herrn 1317 (der Stein giebt 1318 an) am Vorabend des heil. Andreas ist Heinrich, genannt Frauenlob, im Umgang der Hauptkirche zu Mainz, neben der Schule, mit grossen Ehren begraben worden. Von seiner Herberge bis zur Grabstätte trugen ihn Frauen, welche grosse Wehklage erhoben, des unbegrenzten Lobes willen, welches er dem ganzen weiblichen Geschlechte in seinen Liedern ertheilt hatte. Ja es wurde da eine solche Fülle Weins auf sein Grab gegossen, dass er durch den ganzen Umgang der Kirche umherfloss.“

Albert erwähnt nicht, dass Frauenlob *Dr.* der Theologie oder Domherr gewesen wäre. Erst bei Spangenberg und in der fabelhaften Meistergesangsfreiung finden sich diese Angaben. Gerade diese nicht beglaubigten Umstände hat man gegen die Sage geltend zu machen gesucht. Aber warum sollte ein Domherr nicht von Frauen begraben werden, wenn er es um sie verdient hatte? darin würde auch nach heutigen Begriffen nichts Anstössiges liegen. Findet man es anstössig, dass ein Domherr das Lob der Frauen sang, so kehrt sich die Frage um. Frauenlob, von dem wir wissen, dass er die Frauen besang und von ihnen zu Grabe getragen ward, konnte dennoch Domherr sein, denn solche Pfründen wurden auch an Laien vergeben. Doch selbst ein *Dr.* der Theologie brauchte sich des Lobes eines Geschlechts nicht zu schämen, welches in der heil. Jungfrau angeschaut, verehrt und gepriesen zu werden pflegte. Es scheint indess, dass man nur aus dem Ort des Begräbnisses, im Kreuzgang des Doms, auf den Stand des Dichters geschlossen hat. Aber auch dieser Schluss hält nicht

Stich, da gleich neben ihm Laien begraben liegen, die keine geistlichen Pfründen besassen.

Die nächste Frage ist, wodurch sich Heinrich den Namen Frauenlob und die ehrenvolle Grabtragung durch die Frauen verdiente? Durch die Lieder, antwortet Albert von Strassburg, welche er zum Ruhm des weiblichen Geschlechts dichtete. Durch die Gesänge zum Preis der heil. Jungfrau, sagen andere. Doch diese Meinungen fallen zusammen, da in jener Zeit das Lob der Frauen von dem der heiligen Jungfrau und umgekehrt unzertrennlich ist. Aber ganz anders antworten die Neuern. Docen hat, wenn ich nicht irre, zuerst die Meinung aufgestellt, Heinrich habe Frauenlob geheissen, weil er sich in dem Streit, welchen die Dichter jener Zeit vielfach verhandelten, ob der Name Weib oder Frau ehrenvoller sei, zu Gunsten des letztern entschied, wie ein Jahrhundert früher Walther von der Vogelweide dem Namen Weib den Vorzug gegeben hatte. Wirklich ist uns sein Streitgedicht mit Regenbogen oder Raumeland, das diese Spitzfindigkeit behandelt, erhalten, ein merkwürdiges Aktenstück! Heinrich sucht, indem er den Singerkrieg eröffnet, zuerst die Begriffe von Magd (Jungfrau), Weib und Frau festzustellen. Eine Magd ist ihm ein Baum mit den Blumen der ersten Keusche. Wenn aber der süssen Blumen Duft durch männliche List gefallen sei, so heisse sie Weib. Eine Vermählte dagegen werde Frau genannt, ein Name, der die Würde des ganzen Geschlechts ausdrücke. Verwundert fragt Raumeland, warum er die Weiber (*diu wip*, welches edler klingt als unsere heutige Mehrzahl) schelte, da er doch selbst von einem Weibe geboren sei? Auch eine Frau werde Weib genannt und selbst einer Jungfrau zieme der Name. Heinrich gesteht zu, dass der Name Weib das ganze Geschlecht mit einem Namen decke; wenn er aber die Weiber lobe, so seien die Frauen noch ungelobt, und unter den Weibern gebe es auch Unweiber. Jetzt erst spricht es Raumeland aus, dass dem Namen Weib vor dem der Frau der Vorzug gebühre. Als Christus bei der Hochzeit zu Canaan auf Bitte der heiligen Jungfrau das Wasser in Wein verwandelte, da redete er seine göttliche Mutter an und sprach: „Weib, das hab ich nicht von dir.“ Und als er am Kreuze schwebend die schmerzhafte Mutter dem Schutze seines Neffen Johannes empfahl, da that er es mit den Worten: „Weib, dies ist

dein Sohn, Jünger, dies ist deine Mutter.“ Wir können den Streit hier nicht weiter verfolgen; aber denkwürdig ist die verständige Entscheidung des Merkers, welcher erklärt, er gebe keiner Henne Fuss um ihren ganzen Krieg, denn Frau sei so viel als Weib und Weib so viel als Frau. Eine andere Tenzone, welche zwischen denselben streitenden Personen vorgeht, scheint vorauszusetzen, dass Heinrich sich unterdess den Namen Frauenlob beigelegt habe, ohne dass ersichtlich wäre, ob er sich dabei auf das den Frauen gespendete Lob, oder den Vorzug gründete, welchen er dem Namen Frau ertheilt hatte. Für Ersteres spricht, dass ihm der Gegner von dieser Seite her das Recht auf den Namen bestreitet. Raumeland beginnt nämlich diesen zweiten Singerkrieg mit den Worten:

„Heinrich, è diner zit ist vrowen lop gewest.“

Andere Sänger hätten die Frauen besser gelobt als er. Leider lässt sich Frauenlob hiedurch zu der ruhmredigen Aeusserung hinreissen, was auch Walther, Reinmar und Wolfram von Eschenbach je gesungen, er übergolde noch ihren Gesang, sie hätten nur den Schaum geschöpft, aber seine Kunst gehe aus Kessels Grunde u. s. w. Dafür wird er jedoch am Schluss des Streitgedichts von dem Merker hart angelassen und ziemlich übel heimgeschickt.

Frauenlob gehört wohl zu den besten Dichtern seiner Zeit; aber seine Zeit war nicht mehr die beste. Dem tiefen Verfall des edeln Meistergesangs zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts konnte seine gewundene und verkünstelte Manier nicht aufhelfen. Dennoch ist er sprachgewandt, edlern Ausdrucks Meister, in Tönen erfinderisch, an Gegenständen ungewöhnlich reich und glücklich in der Wahl jenes Themas, welchem er mehr als seinen Liedern den unsterblichen Namen dankt. So lohnend ist das Lob der Frauen.

„Man geht,“ schreibt J. Wetter, „mit dem Gedanken um, Frauenlob auf dem Liebfrauenplatze ein Denkmal zu errichten. Nach dem Entwurfe, welcher einst zur Ausführung gebracht werden soll, wird sich die Bildsäule des Minnesingers in mehr als Lebensgrösse auf einem ansehnlichen Postamente erheben.“ Der Platz könnte wohl nicht glücklicher gewählt sein; aber man sollte

die Ausführung nicht auf ein dereinst verschieben: wenn erst die jetzt herrschende Monumentensucht verflogen sein wird, möchte es wohl zu spät sein.

Arnold Waldbote.

Ehe sie an Frauenlob kommen, sind die Mainzer freilich dem Stifter des rheinischen Städtebundes ein Denkmal schuldig. In dem Atelier ihres trefflichen Bildhauers Scholl sah ich den Entwurf eines solchen, dem eine baldige Ausführung zu wünschen ist. Auch wir hätten diesem grossen Manne schon einen Artikel gewidmet, wenn von der Entstehung des Städtebundes nicht vortheilhafter bei St. Goar die Rede wäre. Nur im Vorbeigehen sprechen wir hier von seinem mainzer Stifter. Er stammte aus einem der vornehmsten Geschlechter der Stadt, dem ältesten Zweige des Geschlechts der Löwenhäupter. Sein Stammhaus, zum alten Walboten genannt, lag hinter dem Kreuzgang des Doms. Das Amt des Gewaltsboten war in seiner Familie erblich, Arnold bekleidete es von 1252—1268 und sein Sohn Heinrich folgte ihm darin. Mit Arnold vom Thurm, welcher gleichzeitig das Amt des Stadtkämmerers versah und die Stiftungsurkunde des Bundes der rheinischen Städte mit unterschrieb, ist er nicht zu verwechseln. Dessen Denkmal findet man im Dom der von seinen Neffen gestifteten Barbarakapelle gegenüber eingemauert.

Schon früher war aus dem mainzischen Geschlecht der Walpoden, das mit dem der Walpoden von Bassenheim, deren Stammburg bei Koblenz liegt, nichts gemein hat, ein Mann von welthistorischer Bedeutung hervorgegangen. Heinrich Walpode war der erste Meister des um das Ende des zwölften Jahrhunderts in Palästina gestifteten Ordens der deutschen Ritter. Als er 1200 starb, ward Otto von Karpen, ein 80jähriger Greis, sein Nachfolger. Auch dieser stammte, gleich dem dritten Ordensmeister, Hermann von Bart, aus einem Mainzer Patriciergeschlecht. Sie scheinen mit dem Kämmerer Dudo im Heere des Erzbischofs Christian von Mainz nach Palästina gekommen zu sein, und der Umstand, dass die ersten Meister des Ordens Mainzer waren, mag nicht wenig zu dessen schneller Ausbreitung im Erzbisthum beigetragen haben. Noch späterhin bestand ein nahes Verhältniss des Ordens zu Mainz, seine Ritter waren grossentheils Mainzer, und Peter von

Dusburg, der erste Geschichtschreiber des Ordens, stammte aus einem jüngern Zweige des Geschlechts der Löwenhäupter, so wie Werner von Orsele, dem er seine preussische Chronik widmete, aus einer mainzischen Familie, welche die Erbvogtei in dem jetzt nassauischen Städtchen Oberursel vor der Höhe besass. So trieb Mainz die ersten Keime, aus denen im Lauf der Jahrhunderte der weitschattende Baum des preussischen Staates emporwuchs, und mit Ehrfurcht und Bewunderung mögen die Preussen, welche die Besatzung der heutigen Bundesfestung bilden helfen, auf ihre greise und doch frischblühende Ahnmutter blicken.

Heinrich von Ofterdingen.

Dass in Mainz eine der vornehmsten Schulen des Meistergesangs geblüht habe, melden unverwerfliche Zeugnisse. Fabelhaft ist freilich, was von dem frühen Entstehen solcher Schulen und den 12 Meistern gemeldet wird, welche Kaiser Otto, als der Ketzerei bezüchtigt, nach Pavia beschieden, und als er sie schuldlos befunden, mit Freiheiten begnadigt haben soll. Als der erste der zwölf Meister wird Frauenlob genannt, was den Ursprung der Schulen in das vierzehnte Jahrhundert rücken und den frühen Vortritt von Mainz bewähren würde. Die Meister beriefen sich auch auf ein altes Buch, das in der Johanniskirche zu Mainz angekettet war, wo auch der angeblich von Kaiser Otto verliehene goldene Kranz aufbewahrt wurde. Aus der Art, wie Frauenlob in den oben besprochenen Singerkriegen von dem Merker abgefertigt wird, lässt sich eben nicht darauf schliessen, dass er in der Meisterschule, wenn in dieser der Krieg Statt hatte, vorzügliches Ansehen genossen hätte, und es hat wohl wenig Grund, wenn er gewöhnlich für den Stifter der Mainzer Gesangschule angesehen wird. Man könnte an den viel ältern Heinrich von Ofterdingen denken, der zuweilen auch unter den 12 alten Meistern vorkommt, und dessen Bezug auf Mainz aus mehrern Anzeichen erhellt. Denn nicht nur gab es daselbst in dem Stadttheile, welcher der Kirschgarten hiess und unmittelbar unter dem alten Pallaste König Dagoberts lag, ein altes Haus, das den Namen zum Afterding führte, sondern von diesem seinem Stammhause nannte sich auch das patricische Geschlecht derer von Afterdingen, in welchem der Name Heinrich mehrmals urkundlich vorkommt. Die

Siegel dieser Heinriche zeigen das wenig veränderte Wappen der Familie Gensfleisch, sie würden also demselben Geschlecht angehören, welches den Erfinder der Buchdruckerei hervorbrachte.

Noch ein anderer Grund pflegt für den Mainzer Ursprung Heinrichs von Ofterdingen angeführt zu werden. In dem bekannten Singerkrieg auf Wartburg, in welchem Ofterdingen eine Hauptrolle spielt, ist auffallend viel von Mainz die Rede, was nicht befremden würde, wenn es bloss da geschähe, wo von kirchlichen Streitigkeiten die Rede ist, wobei Mainz als Haupt der deutschen Kirche nicht umgangen werden konnte. Nun aber geschieht es auch bei andern Anlässen, wo seine Erwähnung gar nicht an der Stelle scheint. So sagt die Landgräfin von Thüringen, den Schauplatz auf ihrer Wartburg bei Eisenach vergessend:

vor Megenz gât
der wîle wol des klâren Rînes vil.

Hieraus lässt sich aber nur schliessen, dass ein Theil des Wartburgskriegs in Mainz entstanden sein müsse; über Ofterdingens Herkunft, der so wenig diesen Singerkrieg als die Nibelungen gedichtet haben kann, giebt es uns keinen Aufschluss. Beide Werke schreiben Mainzer Gelehrte ihrem wahrscheinlichen Landsmann ohne alle Veranlassung zu. Bis jetzt ist uns Heinrich von Ofterdingen, der nach den frühen Erwähnungen um den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts geblüht haben müsste, eine mehr mythische als historische Person. Wir besitzen kein Werk dieses Sängers; das Eine, welches sich ihm zuschreibt, der Laurin, ist offenbar spätern Ursprungs. Da andererseits der Dichter der Nibelungen unbekannt war, so hat dies zu der ganz haltlosen Behauptung von Heinrichs Autorschaft an demselben verleitet, weil so mit einem Schlage Jedwedem, was ihm fehlte, gefunden schien: dem Dichter ein Gedicht, und dem Gedicht ein Dichter. Die Hypothese ist aber um so unglücklicher, als bei den Nibelungen, die aus so verschiedenartigen, aus dem Volksgesang erwachsenen Theilen bestehen, von Einem Dichter gar keine Rede sein kann. Dass in Mainz ein Haus der Nibelungen vorkommt, darauf ist bei der grossen Verbreitung des Namens am ganzen Ober- und Mittelrhein gar kein Gewicht zu legen. Als der Wartburgskrieg gedichtet wurde, musste sich schon ein mythisches Dunkel um den Namen Heinrichs von Ofterdingen gesammelt haben, und ihn selbst

für den Verfasser zu halten, ist nicht besser, als wenn man den Spielmann Volker von Alzeie für den Dichter der Nibelungen erklärte. Diese und den Wartburgskrieg, Werke, die um ein volles Jahrhundert auseinander liegen, einem und demselben Dichter zuzuschreiben, ist, gelinde zu sprechen, unbesonnen. Für Mainz bleibt die Wahrscheinlichkeit übrig, einen Theil des Wartburgskriegs und den Helden dieses Gedichts, Heinrich von Ofterdingen, hervorgebracht zu haben.

Gutenberg und Faust.

Unserm Vorsatze gemäss, das Bekanntere kurz zu behandeln, dürfen wir dem grössten Manne, den Mainz hervorgebracht hat, nur wenige Spalten widmen. Durch das dem Erfinder der Buchdruckerkunst gewidmete Denkmal, dessen feierlicher Inauguration in den schönen Augusttagen des Jahres 1837 wir beiwohnten, hat Mainz eine vierhundertjährige Schuld getilgt, die wahrlich nicht allein auf ihm, sondern auf der ganzen Menschheit ruhte. Um sie hat er unsterbliche Verdienste erworben, nicht insbesondere um Mainz, auf dessen Glanz und Blüthe seine Erfindung vielmehr verderblich gewirkt hat. War es nicht die Buchdruckerkunst, welche die Reformation hervorrief? Und wäre die französische Revolution und die Secularisation des Erzstifts, welche Mainz aus dem goldenen wieder in das eiserne verwandelte, ohne die Reformation gedenkbar? Was es bei Lebzeiten Gutenbergs an ihm verbrach, dürfen wir ihm billig nicht zur Last schreiben, denn es that es unwissend. Hätte es seinen Werth begriffen, wer kann behaupten, dass Mainz nicht grossmüthig und uneigennützig genug gewesen wäre, den lebenden Wohlthäter des Menschengeschlechts wie jetzt den todten zu ehren und zu feiern, ob er gleich ihm selbst die empfindlichsten Nachtheile herbeizuführen bestimmt war. Einer so engherzigen Rücksicht würde es damals so wenig Gehör geliehen haben, als es jetzt der durch die Erfindung wirklich erlittene Schaden bestimmen konnte, dem Erfinder sein Denkmal zu weigern.

Dass es Gutenberg war, welcher die Kunst mit beweglichen Lettern zu drucken erfand, darüber ist bei der völligen Haltlosigkeit des Harlemer Märchens kein Zweifel. Als Gutenberg seine viel „meisterlichere und subtilere“ Kunst schon ausübte, kannte

man in Holland nur Tafeldruck: die dort vor 1441 gedruckten Donate waren nicht gesetzt, sondern in Holz geschnitten. Es ist ferner unbestreitbar, ja unbestritten, dass Gutenberg zu Mainz geboren ward. Als Gutenbergs Vaterstadt hätte dies also schon unzweifelhafte Ansprüche auf die Ehre der Erfindung. Um sie nicht theilen zu müssen, behauptet es aber auch, Gutenberg habe die Erfindung in Mainz, nicht in Strassburg, seinem mehrjährigen Aufenthalte, gemacht. Hier ist der Beweis schon schwieriger. Mir wenigstens scheinen die Acten über diese Controverse noch keineswegs spruchreif. Man beruft sich zuletzt auf Gutenbergs eigenes Zeugniss. Er, der Erfinder, heisst es, musste am besten wissen, wo er die Kunst erfand. Am Schlusse des 1460 gedruckten Katholikons sagt er wörtlich:

> — *hic liber egregius — alma in urbe Maguntina nationis inclytae Germaniae, quam Dei clementia tam alto ingenii lumine — — ceteris terrarum nationibus praeferre illustrareque dignatus (sic) est, — — impressus atque confectus est.*

Diese Worte Gutenbergs erlaubt man sich wie folgt zu übersetzen:

> „dies vortreffliche Buch — ist in der guten, der ruhmreichen deutschen Nation angehörigen Stadt Mainz, welche die Güte Gottes mit einem so hehren Geisteslichte — — den andern Nationen der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen gewürdigt hat, — — gedruckt und vollendet worden."

Hiernach wäre die Stadt Mainz mit dem hehren Geisteslicht verherrlicht worden, nicht die ruhmreiche deutsche Nation, welcher Gutenberg die Ehre geben wollte. Wir halten Herrn J. Wetter für einen zu guten Lateiner, als dass er dem Verdacht entgehen könnte, zu Ehren seiner Vaterstadt falsch übersetzt zu haben. Da auch einige andere Mainzer Gelehrte, wie ich eben bemerke, die Stelle in gleichem Sinn übertragen, so ist der Einfluss des patriotischen Gefühls um so deutlicher. Ich, der ich kaum ein halber Mainzer bin, finde hier kein anderes Zeugniss Gutenbergs, als dass sein Katholikon in Mainz gedruckt sei. Ist denn Mainz eine Nation, dass von ihr gesagt werden sollte, Gott habe es andern Nationen vorgezogen? P. Schöffers ähnlich lautende Schlussschrift, in welcher Mainz wirklich als die vorgezogene Na-

tion erscheint, beweist nichts, da sie die gutenbergische, aus der sie geflossen ist, absichtslos entstellt. Wozu auch absichtliche Entstellungen? Die Erfindung bleibt der deutschen Nation, sie bleibt dem Rheinlande und das genügt uns. Mainz behält den Erfinder, behält die Ehre, ihm das erste würdige Denkmal errichtet zu haben: sollte ihm das nicht genügen?

Doch um nicht ungerecht zu sein, wahrscheinlich machen es die bisherigen Untersuchungen allerdings, dass Gutenberg im Jahre 1450, also zu Mainz, wo er sich damals aufhielt, die Kunst erfand, mit beweglichen Lettern zu drucken. „In den Jahren unsres Herrn, da man schrieb 1450," sagt die ehrwürdige Kölner Chronik, „da war ein golden Jahr, da begann man zu drucken, und das erste Buch, das man druckte, war die Bibel zu Latein." In den zehn vorhergehenden Jahren sei die Kunst, und was zu ihr gehöre, erst untersucht worden. Hiermit stimmt auch Trithemius, stimmt Johann Schöffers Zeugniss und so könnten wir uns gar wohl dabei beruhigen.

Gutenberg druckte noch mit Buchstaben, die er mühsam Stück für Stück aus Holz schnitzen musste, und die sich dennoch nie völlig gleich waren, nie einen ganz ebenen Druck gewährten. In Verbindung mit Faust scheint er erst darauf gekommen zu sein, Mutterformen zu allen Buchstaben zu giessen, mittels welcher man die einzelnen Typen mit Leichtigkeit in Zinn oder Blei abgoss und ins Unendliche vervielfältigte. Aber durch den wiederholten Einguss des glühenden Blei's veränderten sich auch die aus gleichem Material bestehenden Matrizen innerlich und konnten hernach nur noch stumpfe und ungleiche Lettern hervorbringen. Diesem Uebelstand half Peter Schöffer von Gernsheim ab, indem er ein leichteres Gussverfahren erdachte, das zugleich schönere und ebenmässigere Lettern liefere. In Fausts Hause lebend, um die gedruckten Bücher mit zierlichen Anfangsbuchstaben zu schmücken, nahm er, der schöne Formen zu bilden gewohnt war, Anstoss an den steifen und plumpen Buchstaben, welche aus Gutenbergs und Fausts gemeinsamer Druckerei hervorgingen. Sein Scharfsinn fand endlich das Mittel auf, welches noch heute bei der Schriftgiesserei Anwendung findet, wodurch er sich auf den Namen des Vollenders der Buchdruckerkunst ein unbezweifeltes Recht erwarb. Statt nämlich die Matrizen, wie es bis dahin geschah,

zu giessen, schlug er sie mittels eines Stahlstempels (Punze), worauf der auszudruckende Buchstabe erhaben geschnitten war, in dünne Metallplättchen. In der Freude über diese wichtige Erfindung, vielleicht auch um ihn ausschliesslich an sich zu fesseln, gab ihm Faust seine Tochter Christina zur Ehe.

Wir haben jetzt eine unwürdige Handlung des Mannes zu berichten, den wir oben als einen tapfern und unerschrockenen Kämpfer für die Freiheit seiner Vaterstadt kennen lernten. Gutenberg hatte Vorschüsse von ihm empfangen und dafür sein Werkzeug zu Pfande gesetzt. Während des gemeinsamen Betriebs des Geschäfts war ihm das Geheimniss der Kunst entlockt worden und Faust sah sich jetzt durch seine unauflösliche Verbindung mit dem sinnreichen und kunstfertigen Schöffer in Stand gesetzt, Gutenbergs fernere Mitwirkung entbehren zu können. Um sich die Vortheile einer Erfindung allein zuzuwenden, welcher Gutenberg ausser der ganzen Kraft seines Geistes alle irdischen Güter geopfert hatte, forderte er in dem Augenblicke, wo die endlich mit allen nöthigen Werkzeugen versehene Druckerei einträglich zu werden versprach, die Gutenberg dargeliehene Summe mit Zinsen von Zinsen zurück und liess sich, da dieser ihn, wie er vorausgesehen hatte, nicht befriedigen konnte, das zu Pfand gestellte Werkzeug eigenthümlich zusprechen.

Nach der Trennung von Gutenberg, der nun wieder von vorn anfangen musste, wusste Faust, in Verbindung mit P. Schöffer, sein schon an sich einträgliches Geschäft durch eine kleine List noch gewinnreicher zu machen. Er suchte nämlich seine Kunst in ein undurchdringliches Geheimniss zu hüllen und gab die Bücher, welche aus seiner Werkstatt hervorgingen, immer noch für geschrieben aus, was er um so leichter konnte, als wirklich bei den ersten Drucken sowohl die Feder als der Pinsel noch nachhelfen musste. Bei den ungeheuern Summen, womit damals Handschriften bezahlt wurden, konnte er durch diesen Kunstgriff unermessliche Reichthümer häufen. Weil aber so die unzähligen Abdrücke, die er in kurzer Zeit hervorbrachte, für eben so viele Abschriften gelten mussten, und Niemand, der den Schlüssel seines Geheimnisses nicht besass, die Möglichkeit solcher Leistungen begriff, gerieth er in den Verdacht der Zauberei, und veranlasste dadurch die berühmte Sage von dem Schwarzkünstler

Johannes Faust (auch der Buchdrucker hiess Johannes), die bis auf den heutigen Tag eine so wichtige Rolle in unserer poetischen Literatur gespielt hat. Aus dieser zweigte sich wieder die von Don Juan (der Name von Fausts Vornamen Johannes), dem Faust der Südländer, ab. Und dass sich Faust dem Bösen ergeben habe, ist wirklich in dem Sinne wahr, dass sein Verfahren gegen Gutenberg, und gegen die Welt, welche er fast aller Vortheile der Erfindung zu berauben trachtete, ihm von keinem guten Geist eingegeben sein konnte. Oben ist indess schon erwähnt, wie gerade Er durch den hartnäckigen Widerstand, welchen er bei der Einnahme von Mainz durch Adolf von Nassau diesem siegreichen Fürsten in jener Mordnacht leistete, die Veranlassung ward, dass die Kunst, welche er geheim zu halten gesucht hatte, sich über Europa, über die Welt verbreitete.

Wie könnten wir diesen Abschnitt besser beschliessen, als mit den schönen aus Ottfried Müllers Feder geflossenen Worten, welche an Gutenbergs Monument die Rückseite des Piedestals verzieren:

Artem, quae Graecos latuit, latuitque Latinos,
Germani sollers extudit ingenium.
Nunc, quidquid veteres sapiunt, sapiuntque recentes
Non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.

Jene den Griechen verborgene Kunst und den Römern verborgne,
Brachte der forschende Geist eines Germanen ans Licht.
Was jetzt immer die Alten, und was jetzt Neuere wissen,
Wissen sie sich nicht bloss, sondern den Völkern der Welt.

Frankfurt.

Das Marktschiff.

Von Mainz können wir nach Frankfurt zu Wasser und zu Lande gelangen. Zu Wasser, nicht mehr auf dem Dampfschiff, denn es hat seine Thätigkeit auf dem Untermain eingestellt; zu Lande noch nicht auf der Eisenbahn, denn die ihrige soll erst beginnen. Für die langwierigste Wassergelegenheit gilt die mit dem Marktschiff, doch mochten wir sie nicht geradezu die langweiligste nennen, wenigstens nicht zur Messezeit. Dem breiten Haupt-

schiffe werden alsdann noch drei bis vier ungeheure Kähne oder Schalden angehängt, deren Boden das Gepäcke der Reisenden und die Waaren, womit sie befrachtet sind, völlig überdecken. Auf diesem unebnen, von Kisten und Kasten, Fässern und Säcken, Ballen und Körben gebildeten Terrain rutschen und klettern die zahlreichen christlichen Passagiere hin und her, während die würdigen Söhne des betrügerischen und wucherischen dritten Erzvaters den innern Raum des Hauptschiffs durch ihre Atmosphäre verpesten. Nur der heftigste Platzregen könnte das unbeschnittene Volk vermögen hier eine Zuflucht zu suchen. Auch ist es draussen auf dem Gepäcke in jeder Beziehung lustiger. Menschen aller Nationen, Geschlechter, Lebensalter und Stände wuseln wie in einem Ameisenhaufen durcheinander. Ehe man sichs versieht, werden Geschäfte gemacht, Wein und Bier ausgeschenkt, Obst und Kuchen verkauft, Ellenwaaren abgemessen, Orgeln gedreht, Possen gerissen und Liebeshändel angezettelt. Es ist ein grosser schwimmender Jahrmarkt, der sich in den grössern Frankfurtischen zu verlieren eilt. Aber die Eile hat Weile, denn erbärmlich langsam treibt er dem Ziele zu, die Pferde, welche die schweren Schiffe dem Strom entgegen ziehen, schwitzen und keuchen, die antreibenden Halfen jo — o — o — ohen, und doch ist kein Fortkommen. Ehe Höchst erreicht ist, wo Mittag gemacht wird, sind alle Essenswaaren vergriffen und der Hunger geht wie ein Würgengel durch die Menge. Nach Tische streckt der Schlaf Hunderte darnieder; zum Glück ist dann Frankfurt nicht mehr fern.

Hochheim.

Die Strecke zwischen Mainz und Frankfurt wünschten wir auf der Eisenbahn zurückzulegen, weil die zwischenliegenden Ortschaften, mit Ausnahme von Hochheim und Weilbach, wenig Interesse bieten. Ersteres, dessen wir als Geburtsortes der heil. Bilhilde schon gedachten, gehörte ursprünglich dem Domkapitel zu Köln, von welchem es jenes zu Mainz erkaufte. Sein Wein, obgleich nicht im Rheingau gewachsen, ist so berühmt, dass er Engländern und Russen zur Bezeichnung aller edeln Rheinweine dient. Die Oenologen begreifen nicht recht, warum hier ein so vorzüglicher Wein gedeihe, da doch weder ein sonderlicher Schutz gegen die schädlichen Winde vorhanden, noch die Abdachung gegen den

Main bedeutend genug sei. Herr Bronner hat aber vergessen, die zeitigenden Nebel des Rheins und des Mains und die Vorrichtungen zur Bewässerung und Entwässerung der Weingärten in Anschlag zu bringen, die beide eine frühe Reife begünstigen, und in guten Jahren selbst die beliebte Fäulniss der Ueberreife herbeiführen. Es ist jetzt nicht mehr nöthig, Feuerspritzen an den Main zu bringen, wie es in den siebziger Jahren der zeitige Domdechant anordnete, um seinen Weingarten, die beste hochheimer Lage, damit begiessen zu lassen. Der Dechant pflegte die Sommermonate hier zuzubringen, wo ihn denn der Mainzer hohe Adel und selbst der Kurfürst nicht selten besuchte, weil dieses Prälaten Küche und Keller im besten Rufe standen. Jetzt ist die Domdechanei in ein herzogliches Jagdschlösschen verwandelt und auch die dazu gehörigen Weinberge sind des Herzogs.

Zwischen Castel und Weilbach ersteigt der Wanderer so gemach, dass er es gar nicht gewahr wird, die hochheimer Hügelvorhöhe des Taunus. Aber er sehe nur um, so wird ihn der Blick in das herrliche Rheinthal belehren, dass er eine Höhe erklommen hat. Das vielthürmige Mainz, halb auf seinem Hügel lagernd, halb an den Rheingolf niedergleitend, stellt sich besonders vortheilhaft dar, und jene Seite seiner Umgebung, welche früher der Weissenauer und Hechtsheimer Berg unsern Blicken entzog, die berühmten Weinlagen zwischen Laubenheim und Oppenheim, werden hier vollkommen deutlich.

Bäder.

Rechts von Wickert und Weilbach begegnet uns schon die erste jener Mineralquellen, woran Nassau und die Taunusgegenden so reich sind, dass es keines Mosesstabes zu bedürfen scheint, um aus jedem Stein, jeder Scholle eine Heilquelle hervorzulocken. Mit dem Weilbacher Schwefelbrunnen haben sich beide erwähnten Orte durch Alleen in Verbindung gesetzt. Auch das am Main liegende Flörsheim beherbergt einen Theil der Kurgäste. Am Brunnen hält ein bedeckter Pavillon das flüchtige Gas des Schwefelwassers zusammen, indem es zugleich den Gästen Schutz gegen Wind und Wetter gewährt. Die Aussicht vor demselben erstreckt sich über Mainz, Darmstadt und Frankfurt. Etwas oberhalb Weilbach mündet die Bäderstrasse in die unsere. Sie führt über

Wiesbaden, an Schlangenbad vorbei, über Langenschwalbach und Ems nach dem Koblenz gegenüber gelegenen Thal Ehrenbreitstein, das auch ein Badeort zu werden hofft. Bei Hattersheim fahren wir über die Kriftelbach, die einst die Königshundert von dem Niedgau schied, und jetzt auch Guldenbach oder schwarze Forellenbach heisst. Sie kommt von Eppstein herab aus der sogenannten nassauischen Schweiz, wo wir wieder mit ihr zusammentreffen. Nun ist das gewerbsame Höchst erreicht, das aber hier einen viel modernern Anblick gewährt, als vorher, da wir es vom Marktschiff aus sahen. Die Strasse führt uns nur durch seine Vorstadt, zu welcher der Handelspalast Bolongaros den Grund legte, eines reichen italienischen Tabaksfabrikanten, welchem Frankfurt das Bürgerrecht versagt hatte. Von Höchst führt die Taunusstrasse nach Limburg an der Lahn, welche auch eine Bäderstrasse heissen könnte, denn sie berührt zunächst Sodend und Neuenhaim, dem das quellenreiche Kronthal nahe liegt, jenseits der Höhe aber Selters, das mit den benachbarten Gesundbrunnen von Geilnau und Fachingen wiederum ein Kleeblatt bildet.

Teutschenburg.

Hinter Höchst mündet die aus der Wetterau, Deutschlands Kornkammer, herschlängelnde Nidda, und nun haben wir nicht weit mehr zur Galgenwarte, die einst die westliche Seite des Frankfurter Weichbilds beschützte, wie die Bockenheimer, Friedberger und Darmstädter Warte die übrigen. Dass sie Gallenwarte, wohl gar St. Galluswarte heisst, ist eine strafbare Zippigkeit des gebildeten Frankfurters, denn nur einem sehr bösen Gewissen geziemt die Scheu vor dem Galgen, und St. Gall hat hier nichts zu schaffen. Aus den Frankfurter Annalen ihres auch für die Geschichte der Stadt zu früh verstorbenen ersten Bürgermeisters Thomas († 1838), können sie lernen, dass das Galgenfeld, als der Gerichtsplatz, einst der vornehmste Theil der Gemarkung, und so auch das Galgenthor, welches sie nicht bloss abreissen, sondern so gut wie eingehen liessen, als das vornehmste Thor am schönsten und bedeutungsvollsten verziert war, nämlich mit dem grossen Wappen und den Standbildern der beiden Stadtpatronen, des heil. Karls des Grossen und Bartholomäus. Durch das Galgenthor pflegten die deutschen Könige ihren Einzug in die Stadt

zu halten. Hier lag also wohl auch das Wahl- oder Klapperfeld, von dem Schlagen auf die Schilde so geheissen, wodurch das Heer seinen Beifall zu erkennen gab. In dem Galgen- und dem anstossenden Streitfelde mussten sie oft geraume Zeit liegen. Seit der bestrittenen Königswahl Heinrich Raspe's des Landgrafen von Thüringen, und der Schlacht, die er gegen Konrad, den Sohn des gebannten zweiten Friedrichs, vor Frankfurt gewann, hatte sich nämlich das Herkommen gebildet, dass bei streitigen Wahlen der Neugewählte sechs Wochen und drei Tage vor Frankfurt liegen musste, um abzuwarten, ob sein Gegner ihm nicht den Einzug wehre. Dagegen war die Stadt bei unbestrittenen Wahlen bei Acht und Bann gehalten, den gewählten König unweigerlich einzulassen, wie das kaiserliche Landrecht dies gar hübsch ausdrückt.

Wie Dampfschiffe und Eisenbahnen überhaupt die Bestimmung zu haben scheinen, Deutschland und den Rhein in ihre alten Rechte wieder einzusetzen, so wird auch das Galgenthor die frühere Wichtigkeit wieder erlangen, wenn die Eisenbahn fertig ist, die vor demselben münden soll. Bis dahin lassen wir uns, da wir keine Könige sind, den Einzug durch das Bockenheimer Thor gefallen, obgleich wir nicht über so schöne Vorplätze nach der Zeile gelangen, wo sich jetzt alle Pracht und Herrlichkeit Frankfurts zusammendrängt. In der neuen Mainzer Strasse, auch wohl Millionärstrasse genannt, die wir gekreuzt haben würden, finden sich nur die Palläste reicher Privatleute, die eben so viel Aufwand machen, als ihnen bequem ist, während die Zeile jetzt die grossartigsten öffentlichen Anstalten, die glänzendsten Gasthöfe und die geschmücktesten Läden vereinigt, denn auch der elegante Detailhandel hat sich in den letzten Jahren zu grossem Nachtheil der neuen Kräme und des Liebfrauenbergs nach diesen Boulevards gezogen. Um vor dem Umfang, dem äussern Gepränge und der kostbaren innern Einrichtung der Gasthöfe nicht zu stutzen, muss man sich erinnern, dass sich in dieser Stadt die Hauptstrassen Deutschlands, mithin der Welt, sowohl nach der Länge als nach der Breite durchkreuzen, und daher nicht leicht anderswo ein so bedeutender Reiseverkehr gefunden wird. Das Fremdenblatt, das doch bei weitem nicht alle Durchreisende nennen kann, zählt ihrer jährlich an sechzigtausend, die wenigstens eine Nacht in der

freien Stadt zugebracht haben; und wie viele bleiben Wochen- und Monatelang! Dafür ist man auch nirgend besser bedient, speist und schläft nirgend üppiger und schwelgerischer als in den Gasthöfen Frankfurts, welche schon längst für die hohe Schule der deutschen Kellner und Wirthe bekannt sind. Auch den schimmernden Läden, welche sich neben ihnen angesiedelt haben, sind die Schwärme dieser Zugvögel willkommen, sie bieten alle blendenden Reize auf, einen oder den andern einzufangen, und selten zieht wohl Einer ungerupft von dannen, und dieser ist noch dazu sicher, zu Hause gescholten zu werden, denn in Frankfurt, glaubt man aller Enden, müsse Alles aus der ersten Hand, mithin wohlfeiler und besser als anderswo zu haben sein. Gern verweilen wir bei diesen Läden und staunen über die Riesenfortschritte des Luxus und der Ueberfeinerung; die Kunst- und Buchläden machen uns wie mit jeder neuesten Erscheinung, so mit manchem nie gesehenen Prachtwerk bekannt, und wenn wir uns an Kupfer- und Stahlstichen müde gesehen haben, ersucht uns ein Gemäldekabinet in den höflichsten Ausdrücken, einzutreten, wenn wir auch nichts zu kaufen beabsichtigen sollten.

Bei der neuerdings berühmt gewordenen Constabler-Wache treten wir jetzt durch die längst weggebrochene Bornheimerpforte in die volkreiche Fahrgasse, die uns aber, wunderlich genug, nicht nach dem Fahrthor, sondern gleich nach der Mainbrücke führt. Indem wir diese betreten und von dort zurückblicken, strahlt uns zunächst die schöne Häuserreihe entgegen, welche den Kay bis zum Obermainthor ziert, und oben mit der städtischen Bibliothek schliesst, einem Gebäude, das, wie die Anstalt selbst, schwerlich reicher ausgestattet wäre, wenn es ein Fürst gegründet hätte. Diese Strasse heisst die schöne Aussicht, weil sie ihren Bewohnern eine solche nach dem Odenwald und ins Obermainthal gewährt, vielleicht auch weil mit ihr der Anfang gemacht wurde, der Stadt nach dem Main hin ein moderneres Ansehen zu geben. Die Mitte der Flussseite nehmen noch ältere Gebäude ein, worunter sich der Saalhof, das Fahrthor mit dem Rententhurm und die Leonhardskirche befinden. Hinter dem Freihafen folgen dann wieder moderne, zum Theil palastähnliche Gebäude, ja der Kay des Untermainthores hat vor dem untern den Vorzug der Asphaltpflasterung, die sich sehr reinlich ausnimmt

und auch den Füssen wohlthut. Mir gedenkt noch wohl, wie die schöne Aussicht erst in der Anlage begriffen war, und wie sie in spätern Jahren, da sie bereits ausgebaut stand, gegen die untere, gar schwarz und düster drein schauende Hälfte gewaltig abstach. Damals überliess sich noch Niemand der Hoffnung, dass dies Missverhältniss je auszugleichen sei. Jetzt muss man schon fürchten, dass die Bau- und Verschönerungslust zuweit greifen und auch die genannten Gebäude des mittlern Theils wegreissen werde, deren historisches, auch wohl architektonisches Interesse durch Gebäude modernen Styls, wären sie noch so prächtig, doch nicht ersetzt werden kann.

Wie wir die Mainseite der Stadt verjüngt finden, so hat sie sich auch nach allen übrigen Richtungen hin gehäutet und das Mittelalter abgestreift. Die Mauern sind geschleift, die Thürme nicht geschont, die Wälle abgetragen und in die Gräben niedergezogen. Die Stelle dieser Festungswerke nehmen jetzt geschmackvolle Gartenanlagen und anmuthige Spaziergänge ein. In dieser neuen Schöpfung hat dem Urheber derselben, dem Senator Guiolett, die Dankbarkeit der Frankfurter ein schönes Denkmal gewidmet. Der städtischen Pflanzung schliessen sich zahlreiche Lustgärten und Villen reicher Privaten an, unter welchen wir nur die Bethmannsche Anlage erwähnen wollen, die sich in die öffentliche zu verlieren scheint, und wenigstens den Fremden nicht verschlossen ist. Die Zahl der Landhäuser wächst von Jahr zu Jahr, die schönsten findet man an beiden Mainufern, längs der Bockenheimer Strasse und auf den Höhen des Röder- und Mühlberges. Auch im Innern schafft die Baulust Düsteres in Heiteres um, und der Verschönerungstrieb wagt sich sogar schon an die schmutzigen Hallen und Buden des Marktes und des sogenannten Pfarreisens. Allerdings wär es zu wünschen, dass auch dieser Mittelpunkt des städtischen und bürgerlichen Verkehrs gesäubert und mit den glänzenden Aussenseiten der übrigen Stadttheile einigermassen in Einklang gebracht würde.

Dem Range, welchen Frankfurt unter den deutschen Städten einnimmt, scheint uns die Sorgfalt, welche es auf sein Aeusseres verwendet, wohl angemessen. Als Handelsstadt ist Frankfurt nur die zweite Deutschlands, denn Hamburg, an der Brust des deutschen Meeres belegen, duldet keine Rivalin. Aber Frankfurt

hat noch andere Quellen des Wohlstandes als den Handel. Wir haben gesehen, welche Menge von Reisenden seine glückliche Lage ihm zuführt. Für die Reichstage, die Königswahlen und Krönungen, welchen es im Mittelalter und bis in das laufende Jahrhundert einen Theil seiner Blüthe verdankte, entschädigen es jetzt die permanenten Sitzungen des Bundestages, und der Aufwand so vieler Gesandten, eines so beträchtlichen Personals, ist gewiss nicht ganz gering anzuschlagen. Alles zusammengenommen dürfte Frankfurt wohl für die reichste Stadt Deutschlands gelten, obgleich wir gerne gestehen, hierüber kein Urtheil zu haben. Weniger sollte es befremden, wenn wir Frankfurt die Hauptstadt Deutschlands nennen, und doch begegnen wir hier vielleicht noch grösserm Widerspruch. In dem Sinne, wie Paris und London Hauptstädte ihrer Länder sind, werden die Deutschen freilich nie eine Hauptstadt haben. Unter den Karolingern war Frankfurt bekanntlich Residenz und hierdurch zugleich Hauptstadt des mit Deutschland fast identischen östlichen Frankenreichs, und seine Eigenschaft als Wahlstadt, die freilich erst ziemlich spät zu ausgesprochener Anerkennung gelangte, konnte sich nur aus der noch immer fortwirkenden Ansicht, dass es die Hauptstadt des Reichs sei, hervorbilden. Da jetzt nach tausend Jahren Deutschland als Staatenbund ein neues, hoffentlich gesünderes Leben beginnt, dürfen wir die Stadt abermals sein Haupt nennen, welche den Mittelpunkt seiner Einheit ausmacht, da in ihr seine Fürsten, wenn auch nur durch Gesandte, beständig versammelt bleiben.

Von Frankfurt, als seiner Hauptstadt, hat Deutschland keine Art von geistigem Despotismus zu fürchten. Nicht als ob es nicht Geist genug hätte, um ihn zu üben, oder als ob es seinen Bewohnern am Besten gebräche; die Frankfurter sind vielmehr ein sehr geistreicher Menschenschlag, und selbst in den untern Classen findet man fast durchgängig belebte, wohlbegabte Gesichter. Ich hatte auf die bewegten Züge der Frankfurter, den schnellen Wechsel von Empfindungen, den ihr Mienenspiel ausdrückt, so oft mir dazu die Gelegenheit ward, ein achtsames Auge, und immer fand ich dabei Unterhaltung und Ergötzung, während man vielen norddeutschen Gesichtern gegenüber sich nicht leicht der Langeweile erwehrt. Mein Freund, der Maler S., dem ich diese Bemerkung mittheilte, bestätigte sie und zeigte

mir Köpfe gemeiner Frankfurter und Sachsenhausener, die er schon lange in seiner Mappe liegen hatte. Es waren gar stattliche Personagen darunter. Ich rieth ihm, einige derselben in gute Kleider zu stecken und mit Sternen und Ordenskreuzen zu behängen. Er that es, schrieb die Namen bekannter deutscher Staatsmänner darunter und jeder, der sie sah, sagte betroffen: Ich hätte nicht gedacht, dass dieser Mann eine so bedeutende Physiognomie hätte. Warum ich aber nicht glaube, dass Frankfurt, wenn es als deutsche Hauptstadt der Mittelpunkt deutschen Lebens wäre, einen geistigen Despotismus üben würde? Weil der von dort ausgehende Geist gewiss keine grelle provincielle Färbung haben, vielmehr alle landschaftlichen Schroffheiten und Härten, die zuletzt doch nur Beschränktheiten sind, vermitteln und versöhnen und so die Gegensätze des südlichen und nördlichen, westlichen und östlichen Deutschlands aufheben würde.

Man braucht mir nicht zu sagen, dass Frankfurt als deutsche Hauptstadt erst dann rechte Bedeutung erlangen könnte, wenn der Bundestag in dem öffentlichen Leben der deutschen Staaten und Völker tiefere Wurzeln schlüge; ich weiss dies sehr wohl, gebe aber die Hoffnung nicht auf, dass es noch dahin kommen werde.

Warum trägt dieser Abschnitt die Ueberschrift Teutschenburg? Man erinnert sich aus dem Artikel Mainz, welchen Unterschied wir zwischen Sage und blosser Fabel machen. Erstere hat ächten historischen Gehalt, während letztere, als müssige Erfindung unwissender Mönche, selten ein Körnlein Wahrheit verbirgt. Wenn z. B. Frankfurt das römische *Artaunum* gewesen sein, oder *Helenopolis* geheissen haben soll, weil es entweder der trojanische *Helenus*, oder jene Kreuzerfinderin, die Mutter Constantins, von der am Rhein so viel gefabelt wird, erbaut habe, so ist daraus schwerlich etwas zu lernen. Wenn ferner die Fabel berichtet, Frankfurt habe einst *Teutoburgum* oder Teutschenburg geheissen, so ist dies um nichts besser; vielleicht steckt aber doch die Vorstellung dahinter, dass diese Stadt ein den Deutschen vorzüglich wichtiger Ort, eine Hauptstadt der Deutschen sei.

Sagen von Frankfurt.

Die wichtigste Frankfurter Sage ist die von seiner Gründung; von ihr sprechen wir zuletzt, um ihr die Geschichte gegen-

über zu stellen. Eine andere in Frankfurt spielende Ueberlieferung: „Der Schelm von Bergen," habe ich in meinen Rheinsagen mitgetheilt. Dass ein Scharfrichter zum Ritter geschlagen worden, weil er die Kühnheit gehabt, unerkannt mit der Königin zu tanzen, die entehrt geblieben wäre, wenn der Ritterschlag den Schelm nicht ehrlich gemacht hätte, lässt sich nach den Begriffen der spätern Zeit wohl hören. Ein *Scelmo de Bergen* kommt aber schon in einer Urkunde von 1194 vor. Nun hat von Fichard nachgewiesen, dass die Vollziehung des peinlichen Strafurtheils vor Einführung des römischen Rechts, wo sie besonders dazu bestellten Nachrichtern übertragen ward, in Frankfurt den Verlust der bürgerlichen Ehre nicht nach sich zog, und bis zum Jahre 1219 der Vogt, welcher den Blutbann hatte, die Vollziehung der Todesurtheile Stellvertretern übertrug, die sehr wohl alten edeln Geschlechtern angehören konnten. Die Sage ruht also auf modernen Begriffen und jene Begebenheit kann den Ursprung der Schelme von Bergen nicht erläutern; vielleicht enthält sie aber ein Zeugniss, dass diese Edeln einst als Stellvertreter des Vogts mit Vollziehung der peinlichen Urtheile beliehen waren.

Eine andere Sage knüpft sich an den Eschenheimer Thurm, den einzigen der alten Stadtthürme, der nicht niedergerissen und durch Barrieren ersetzt worden ist. Es ist ein fünfspitziger Thurm, wie sie am Mittelrhein so häufig, besonders an Kirchen, vorkommen. Vier kleine Thürme sitzen wie die Kindlein an der Tulpenzwiebel an dem grössern Hauptthurme fest. Letztern ziert eine Wetterfahne, in welcher die Zahl Neun, oder wie die Frankfurter sagen, ein Neuner, ersichtlich ist. Das Weitere in der Sprache der Götter:

Hans Winkelsee, der Wilddieb, im Eschenheimer Thurm
Spricht zu der Wetterfahne, da sie bewegt der Sturm:
„Nun hast du neun Nächte mir den Schlaf geraubt
Mit deinem Drehn und Wirbeln immer über meinem Haupt.

„Für das Bisschen Schiessen ist die Qual zu lang,
Und am Ende lautet's wohl gar auf den Strang.
Pfui, das leidge Zappeln ist ein schlechter Scherz,
Ich gönn es keinem Thiere, ich treff es mitten ins Herz.

„Sie wissen nicht in Frankfurt, wie der Hänsel schiesst,
Dass man zum Gesindel in den Thurm ihn schliesst.
Würd ich heute ledig, ich liesse sie aus Gunst
Wohl eine Probe schauen meiner edeln Schützenkunst.

„Ich weiss schon, wie ichs machte: in schlafloser Nacht
Bei ewgem Fahnenschwirren hab ichs ausgedacht.
Ja, in diese Fahne, zum Gedächtniss meiner Pein,
Mit neun Kugeln schöss ich den schönsten Neuner hinein."

Das hört der Kerkermeister und bringt es vor den Rath.
Der Schultheiss spricht: Die Schützen, was nützen die dem Staat?
Er hat so viel geschossen! es ist wohl hängenswerth;
Jedennoch soll es gelten, wenn er die Rede bewährt.

Die Schöffen, Räth und Bürger lassen es geschehn.
„Und ist es denn beschlossen, so mag es gleich ergehn:
Bringt ihm seine Büchse und sagt ihm ohne Hehl,
Unfehlbar müss er hangen, geh eine Kugel nur fehl."

Der Hänsel nimmt die Büchse und küsst sie auf den Mund:
„Nun thu mir heute wieder die alte Treue kund.
Neun Tage nichts geschossen! so schiess nun eine Neun;
Ich hoff es wett zu machen, es soll dich nimmer gereun."

Hier standen die des Rathes, und welch ein Menschenspiel!
Er richtet seine Büchse und äugelt nach dem Ziel.
Ein Schuss, ein Schuss! Getroffen, und an den rechten Ort:
Seht ihr das runde Löchlein in der Wetterfahne dort?

Gieb Acht, da schiesst er wieder! und auch nicht abgeblitzt!
Ich seh ein zweites Löchlein, das bei dem ersten sitzt.
Ein drittes jetzt, ein viertes! der Hänsel blickt so frech:
Mit neun Kugeln schiesst er den schönsten Neuner in's Blech.

Die Menge jauchzt, die Räthe flüstern unter sich. —
„Hans Winkelsee, wir wissen ein schönes Glück für dich:
Uns fehlt ein Schützenhauptmann: willst du der sein, so sags;
Du solltest dich nicht weigern, es gereut dich eines Tags." —

„Stadtschützenhauptmann begehr ich nicht zu sein:
Ich geh durch die Wälder mit meiner Büchs allein.
Auf den Dächern klirren die Wimpel mir zu sehr;
Ade, hier war der Hänsel, her kommt der Hänsel nicht mehr."

Ein wenig verbreitetes, bisher ungedrucktes Volkslied hat eine dritte Frankfurter Sage erhalten, die in Frankfurt jetzt

ohne Zweifel so unbekannt ist, als das Lied. Es wurde ganz in meiner Nähe, in Poppelsdorf bei Bonn, aus dem Munde einer liederkundigen Frau von Studirenden aufgeschrieben. Unter diesen befand sich merkwürdiger Weise ein Frankfurter, der Sohn des schon erwähnten Bürgermeisters Thomas. Wir lassen es mit diplomatischer Treue hier abdrucken; der gebildete Leser wird über die Eigenheiten des Ausdrucks, namentlich das öftere überflüssige „sich“ hinweg auf den tüchtigen Kern sehen.

Zu Frankfurt an der Brücke,
Da zapfen sie Wein und Bier,
Da haben sie ein Mädchen betrogen,
Betrogen um ihre Ehr.

Der Vater ging über die Gassen,
Er ging nach der Weismutter hin:
„Könnt ihr meiner Tochter nicht helfen,
Dass sie als eine Jungfer besteht? —“

„Eurer Tochter kann ich wohl helfen,
Dass sie als eine Jungfer besteht,
So wollen wir das Kind umbringen
Und legen der Magd ins Bett.“

Die Magd war waschen und scheuern,
Sie kam sich des Abends spät heim,
Ihr Bettchen wollt sie schütteln,
Ein kleines Kind fand sie darein.

Die Magd war sehr erschrocken,
Sie rief sich die Tochter an;
Die Tochter war klug von Sinnen,
Sie rief sich den Vater an:
„Die Magd hat ein kleines Kind krieget,
Sie hat es umgebracht.“

„Hat sie ein kleines Kind krieget,
Und hat es umgebracht,
So wollen wir sie verklagen,
Zu Frankfurt am hohen Gericht!“

Die Magd hatt sich einen Freier,
Der kam sich alle Morgen daher,
Er thät sich nichts mehr als fragen,
Wo seine Herzliebste wär.

„Sie ist sich fürwahr da draussen,
Sie ist sich fürwahr nicht hier.
Sie hat ein kleines Kind krieget,
Sie hat es umgebracht.“ —

„Hat sie ein kleines Kind krieget,
Hat sie es umgebracht,
So nehm ich Gott zum Zeugen,
Dass ich nicht Schuld daran bin.“

Er gab dem Ross die Sporen
Und ritt nach dem Galgen zu:
„Schön Schätzchen, wie hängst du so hoche,
Dass ich dich kaum sehen kann!“ —

„Ich hänge fürwahr nicht hoche,
Ich sitze auf Gottes Bank,
Die Engel aus dem Himmel,
Sie bringen mir Speis und Trank.“

Er gab dem Ross die Sporen,
Und ritt nach der Obrigkeit:
„Ihr Herren, was habt ihr gerichtet,
Ihr Herren habt unrecht gethan.“ —

„Haben wir unrecht gerichtet,
Haben wir unrecht gethan,
So wollen wir sie abschneiden
Und hängen eine Andre dran!“

Der Vater kam auf dem Platze (?)
Die Tochter wurde geköpft,
Die Weismutter wurde geradbrecht
Zu Frankfurt am hohen Gericht.

Die steinerne Brücke, an welcher diese Begebenheit spielt, wird jetzt nicht mehr durch das Schandgemälde gegen die Juden entstellt, für dessen Wegschaffung diese einst grosse Summen geboten haben sollen. Vergebens sucht man auch nach der Hand, durch welche ein Beil ging mit der Unterschrift:

Wer dieser Brücke Freiheit bricht,
Dem wird sein' frevle Hand gericht't.

Die Freiheit der Brücke bestand nämlich darin, dass Keiner den Andern schlagen durfte; doch hatte er die Hand nur dann verwirkt, wenn er ihn blutig schlug. Noch immer steht aber auf

seiner Eisenstange der goldene Hahn, von welchem Grimm aus mündlicher Ueberlieferung Folgendes erzählt: „In der Mitte der Sachsenhäuser Brücke sind zwei Bogen oben zum Theil nur mit Holz zugelegt, damit dies in Kriegszeiten weggenommen und die Verbindung leicht, ohne etwas zu sprengen, gehemmt werden kann. Davon giebt es folgende Sage: Der Baumeister hatte sich verbindlich gemacht, die Brücke bis zu einer bestimmten Zeit zu vollenden. Als diese herannahte, sah er, dass es unmöglich war, und wie nur noch zwei Tage übrig waren, rief er in der Angst den Teufel an und bat um seinen Beistand. Der Teufel erschien und erbot sich, die Brücke in der letzten Nacht fertig zu bauen, wenn ihm der Baumeister dafür das erste lebendige Wesen, das darüber ging, überliefern wollte. Der Vertrag wurde geschlossen, und der Teufel baute in der letzten Nacht, ohne dass ein Menschenauge in der Finsterniss sehen konnte, wie es zuging, die Brücke ganz richtig fertig. Als nun der erste Morgen anbrach, kam der Baumeister und trieb einen Hahn über die Brücke vor sich her und überlieferte ihn dem Teufel. Dieser aber hatte eine menschliche Seele gewollt, und wie er sich also betrogen sah, packte er zornig den Hahn, zerriss ihn und warf ihn durch die Brücke, wovon die zwei Löcher entstanden sind, die bis auf den heutigen Tag nicht können zugemauert werden, weil Alles in der Nacht wieder zusammenfällt, was Tags daran gearbeitet ist. Ein goldener Hahn auf einer Eisenstange steht aber noch jetzt zum Wahrzeichen auf der Brücke.“

Besser als an diesen Sagen erbauen sich vielleicht unsere Leser an folgender Anekdote von dem beliebten Komiker Lux, der noch in Frankfurt im besten Andenken steht und in der kurzen Blüthezeit der deutschen Bühne das grösste Licht des dortigen Theaters war. Steinweg heisst bekanntlich die Strasse, welche von der Hauptwache am Paradeplatz nach dem Schauspielhause führt. Neben dem Gasthaus zum Weidenbusch, dem zum Schwanen gegenüber, liegt das Haus zum alten Schwaben, damals eine Weinschenke, in welcher sich die Freunde des Theaters und der Lebenslust zusammenfanden, und auch Lux seine Abende und einen Theil der Nächte zu verbringen pflegte. Er liess es sich wohl sein, hatte aber nicht die Gewohnheit, seine Zeche zu bezahlen. Der Wirth that, als bemerkte er es nicht,

fuhr mit höflicher aufmerksamer Bedienung fort, unterliess aber nicht, in der Stille fleissig zu buchen. Dies hatte er schon Jahre lang fortgesetzt, als er eines Tages die Gelegenheit wahrnahm, dem einsamen Gast die Bücher aufzulegen, damit er sich mit eigenen Augen von dem nicht unbedeutenden Betrage seines Guthabens überzeuge. Er that dies mit aller Achtung und Schonung für das Zartgefühl des trefflichen Mannes, ja er erklärte sich bereit, die Hälfte der Schuld zu streichen; und auch mit der andern Hälfte wolle er ihn nicht drängen, sondern ihm volle Zeit lassen, sie terminweise nach Bequemlichkeit abzutragen. Grossen Dank, Herr Wirth, versetzte Lux trocken, für Ihre Freigebigkeit. Sie streichen die eine Hälfte meiner Schuld und machen mich dadurch zu Ihrem beständigen Schuldner. Um Ihnen zu zeigen, dass ich Ihre Grossmuth zu schätzen weiss, streiche **ich** hiermit die andere Hälfte. Nun sind wir quitt und haben weiter nichts mehr mit einander zu theilen. Leben Sie wohl und lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. Ade! Hiermit hatte er Stock und Hut genommen und war, ehe Jener sich fassen konnte, zur Thür hinaus. Von Stund an mied er das Haus und die Abendgäste ebenfalls, denn es schmeckte ihnen nicht, wenn der Lux mit seinem gesunden Humor nicht Trank und Speise würzte. Als der Wirth die leeren Tische sah, kroch er zu Kreuz, veranstaltete ein grosses Versöhnungsfest, lud den Lux in Person dazu ein und war nur froh, wenn er ihm freie Zehrung gestatten durfte.

Frankfurts Gründung.

Einer unserer Quellenschriftsteller, Thietmar von Merseburg, erzählt den Ursprung Frankfurts in folgender Weise: „Als Kaiser Karl der Grosse, der Sohn Pipins, herrschte, war ein Krieg zwischen ihm und unsern Vorfahren, den Sachsen, in welchem die Franken von den Unsrigen besiegt wurden. Wie sie nun an den Fluss kamen, welcher Main genannt wird, und genöthigt waren, ohne irgend eine Kenntniss von der Furt zu haben, über denselben zu setzen, so erblickten sie eine Hirschkuh, die ihnen voranging, und ihnen nach göttlicher Barmherzigkeit gleichsam den Weg zeigte. Sie folgten ihr und erreichten glücklich das, sie sichernde, jenseitige Ufer. Hiernach ward der Ort Frankfurt genannt. Als der Kaiser sich in jenem Feldzuge über-

wunden erklärte, redete er seine Krieger folgendermassen an: Es ist mir lieber, den Vorwurf von den Völkern zu hören, ich sei hier geflohen, als dass sie sagen, ich sei hier gefallen, denn so lange ich lebe, lebt auch noch der Rächer meiner Ehre.“ Hiermit stimmen Otto von Freisingen, welcher den Namen der Stadt ausdrücklich mit *Vadum Francorum* (Furt der Franken) übersetzt, Günther im *Ligurinus* und Werner Rolewink. Letzterer bezieht auch den Namen Sachsenhausens auf diesen Vorfall.

Die Geschichtschreiber jener Zeit hatten keine Ahnung von historischer Kritik und wussten Geschichte und Sage so wenig zu unterscheiden, als unsere heutigen Theologen, einen de Wette und Strauss etwa ausgenommen. Sie würden sonst, wenn sie auch der epische Zug mit der Hirschkuh, welche die Furt durchwatet, nicht schon stutzig gemacht hätte, wenigstens den Umstand bedenklich gefnnden haben, dass die Sachsen auf der Südseite des Maines stehen, wo doch eher Schwaben- als Sachsenland zu suchen ist. Freilich lag dort Sachsenhausen, ein Umstand, der die Glaubwürdigkeit der Erzählung zu verbürgen schien. Dass Karl der Grosse vor den Sachsen geflohen sei, mochte die Annalisten oder ihre Gewährsmänner selber auffallend dünken: sie erfanden deshalb jene Ausrede Karls, es sei besser geflohen, als umgekommen.

Die Erzählung der Chronisten ist ein schlagendes Beispiel, wie wunderbar sich im Munde des Volks Wahres und Falsches, Geschehenes und Erdichtetes zu verschmelzen pflegt, und wie reich an historischem Gehalt eine Sage immer noch sein kann, wenn sie auch einer einzelnen Abweichung von der Geschichte überführt worden ist. Die Warnung, das Kind nicht mit dem Bade zu verschütten, ist daher bei der Sagenkritik sehr an ihrem Ort. Von den gerügten, schon an sich unwahrscheinlichen, Nebenumständen abgesehen, enthält Thietmars Erzählung die reine Wahrheit. Allerdings knüpft sich Frankfurts erstes Erblühen an Karl den Grossen und seine Sachsenkriege und die Furt durch den Main, welche durch dieselben Wichtigkeit erlangte, gab dem Ort, wie es die Sage andeutet, den Namen. Auch Sachsenhausen verdankt den seinigen, so wie den Ursprung, Karl dem Grossen, denn er war es bekanntlich, welcher die besiegten Sachsen mit Weib und Kind von den Ufern der Elbe wegführte, und

ihnen an verschiedenen Orten des Reichs, unter andern wohl auch hier, neue Wohnsitze anwies.

Das breitere Rheinthal, welches wir von Basel abwärts bis an den Main durchwandert haben, endigt bei diesem Flusse, indem sich jenseits desselben das Taunusgebirge bis an den Rhein vorschiebt. Die grosse Heerstrasse, welche jenes breitere Rheinthal durchzieht, indem sie sich dem Gebirge näher hält und zuletzt auch ausdrücklich den Namen der Bergstrasse führt, erreicht, wenn sie bis an den Main fortgeführt wird, diesen Fluss da, wo jetzt Sachsenhausen liegt. Dieser Umstand, der noch heute Frankfurts vortheilhafte Lage bedingt, gab durch sein glückliches Zusammentreffen mit einem andern zum Entstehen der Stadt Veranlassung. Gerade da, wo die Bergstrasse in den Main auslief, befand sich eine seichte Stelle im Flusse, die im Sommer durchritten und durchfahren und doch stets mit Kähnen überschifft werden konnte. Seit den Kriegen der Franken mit den Alamannen, die mit der Unterwerfung Letzterer endigten, musste diese Furt beim Uebergang der Heerschaaren über den Fluss grosse Wichtigkeit erlangen. Die den Alamannen abgewonnene Gegend von der Lahn bis gegen Badenbaden hin, und vom Rhein bis gegen den Ursprung des Mains, ward Tafelprovinz der fränkischen Könige, welche sie von ihren Meierhöfen aus bebauen liessen. Dieses Land schied der Main in zwei Hälften, welche die Frankenfurt, wenn sie damals schon bekannt und so benannt war, verband. Dies ist jedoch urkundlich so wenig zu erweisen, als dass schon unter den Merovingern ein königlicher Meierhof an dieser Stelle gestanden habe.

Durch die Sachsenkriege erlangte die Frankenfurt eine neue und höhere Bedeutung. Karl der Grosse pflegte sein Heer in Worms oder einer andern Stadt des südlichen und überrheinischen Deutschlands zu versammeln und von hier aus über die Frankenfurt durch die Wetterau und das jetzige Hessen nach Sachsen zu führen. Ward er so als Feldherr auf die Bedeutung der F r a n k e n f u r t aufmerksam gemacht, so musste sie auch dem Jäger anziehend scheinen. „Milder," sagt v. Fichard, „war hier die Gegend als in dem unzugänglichen Spechtshart, der Jagdgenuss nicht minder befriedigend, denn der Dreieicherhain begränzte das (linke) Ufer des Flusses, die grössere Nähe des Rheins und der

blühenden *Moguntia* erleichterte jede Zufuhr, und die Furt veranlasste den Sammelplatz der Truppen." Vermuthlich, denn ausdrücklich wird es nirgend berichtet, baute also Karl der Grosse ein kleines *Palatium* oder Jagdschloss an der Frankenfurt. Vorausgesetzt wird das Dasein desselben bei der ersten urkundlichen Erwähnung des Namens der Stadt im Jahr 794, wo Karl hier die Ostern feierte und im Juni „*in loco celebri qui dicitur Franconofurd*" die dritte Synode und ein Reichsconvent hielt, in welchem die Ketzerei einiger spanischen Bischöfe verdammt und dem reuigen Tasilo von Baiern verziehen wurde. Im Sommer dieses Jahres liess Karl je den dritten Mann aus Sachsen abführen. Die Gründung Sachsenhausens fällt also in dasselbe Jahr, wo Frankfurts zuerst gedacht wird, wenn nicht zehn Jahre später, wo Karl alle Sachsen, welche jenseits der Elbe und in dem Gau *Wihmuodi* wohnten, mit Frauen und Kindern nach Franken versetzte. Bis Karl im August des Jahres 794 den Feldzug gegen die Sachsen antrat, hatte er sich in Frankfurt aufgehalten, wo ihm auch seine Gemahlin Fastrada starb. Die Sage deutet an, er habe seitdem die Gegenden des Mittelrheins gemieden und sich lieber zu Achen aufgehalten. Dennoch finden wir ihn noch einigemal in Frankfurt, und im J. 802—3 brachte er den grössten Theil des Winters hier zu. Sein Sohn, Ludwig der Fromme, scheint sich die meiste Zeit hier aufgehalten zu haben, 822 baute er ein neues grösseres *Palatium*, in welchem er schon im folgenden Jahre eine grosse Reichsversammlung der austrasischen Franken, Sachsen und angränzenden wendischen Völkerstämme hielt. In demselben Jahre ward ihm auch sein Sohn Karl in dem neuen Palaste geboren. Unter Ludwig dem Deutschen ward das junge Frankfurt schon Hauptsitz von Ostfranken *(principalis sedes orientalis regni)*, welches hier im weitern Sinne zu nehmen ist und also Baiern, Schwaben, Thüringen und Sachsen mitbegriff, jenseits des Rheins aber nur den Speiergau und das Wormsfeld. Da auch nach Osten hin das Reich nicht soweit reichte als später, da die Marken hinzukamen, so war Ludwigs Residenz passend gewählt, denn sie lag nach allen Richtungen just in der Mitte seiner Staaten. Unter Ludwigs nächsten Nachfolgern ward Frankfurts Ehre nicht geniedert, ja ein Samenkorn neuer Würde für es ausgestreut, wenn wirklich, wie es jetzt fast gewiss ist, Kaiser

Arnulfs Wahl hier von den Fürsten vorgenommen ward. Als dies Samenkorn aufging, entschädigte es Frankfurt für den Stoss, den ihm derselbe Arnulf versetzte, indem er seinen Aufenthalt nach Regensburg verlegte. Auch die sächsischen Könige und die ihnen folgenden Salier wohnten nicht mehr in Frankfurt, und besuchten nur selten seinen Palast. Unter den Hohenstaufen erblühte ihm wieder eine bessere Zeit und seine Eigenschaft als Wahlstadt gelangte durch wiederholte Vorgänge allmälig zu nöthigender Anerkennung.

Der Saal.

Die seichte Stelle im Main, welche der Stadt den Ursprung gab, ist noch jetzt vorhanden. Sie befindet sich vor dem Fahrthore, welches von der Fähre den Namen hat, die gewiss schon frühe bei der Furt angelegt wurde, da nicht ein Jeder geschickt, noch in der Lage war, sie zu durchreiten.

Das Palatium Karls des Grossen, welches wohl nicht hauptsächlich der Jagd wegen erbaut wurde, weil sonst das jenseitige Ufer gewählt worden wäre, lag dicht am Strome, an der Stelle, welche jetzt die Leonhardskirche einnimmt. Es wird nicht sehr geräumig gewesen sein, weil schon sein Sohn ein grösseres zu erbauen sich veranlasst sah. Als Kaiser Friedrich II. den Platz, wo es gestanden hatte, der Bürgerschaft schenkte, um daselbst eine Kapelle zu erbauen, waren die schon früh in Verfall gerathenen Gebäude gänzlich verschwunden, woraus sich die Annahme widerlegt, dass der mittägliche Thurm mit dem sonderbaren steinernen Kreuz und den kleinen, durch Säulchen getheilten Fenstern noch von Karls Palatium herrühre. Die anfänglich der h. Jungfrau und dem Ritter St. Georg geweihte Kapelle ward hernach in ein Collegiatstift verwandelt und, als sie den Arm des heil. Leonhard erwarb, nach diesem genannt. Reisenden Maurern ward sonst ein künstlich hängendes Gewölbe in der Kapelle zur Linken als eine Merkwürdigkeit gezeigt. Allgemeinere Beachtung verdient der Reichsadler, mit welchem Ludwig der Baier die Spitze des nördlichen Kirchthurms verzieren liess, weil das Stift dem päbstlichen Bannfluch um seinetwillen getrotzt hatte.

Das neue Palatium Ludwigs des Frommen, auch der Saal genannt, lag gleich neben dem Fahrthor in der von ihm benannten Saalgasse. Auch von ihm ist heutzutage nichts mehr übrig,

denn auch die Kapelle im Saalhof, der jetzt an der Stelle steht, wird dem ersten Bau Ludwigs schwerlich angehört haben, sollte sie auch bis in die karolingische Zeit hinaufreichen.

Ludwig hätte seines Vaters Palast erweitern und einen Neubau vermeiden können; weil aber jener Ueberschwemmungen ausgesetzt war, so zog er es vor, an einer höher gelegenen Stelle des Ufers einen neuen ausgedehntern Bau zu unternehmen. Dieser war von der spätern Stadt durch keine Mauer geschieden, sondern bildete ein Ganzes mit ihr und ward in die spätern Ringmauern mit eingeschlossen. Unter Richard von Cornwallis erwarben die Bürger das ausdrückliche Versprechen, dass der kaiserliche Palast nie befestigt werden solle. Eine befestigte Burg würde Burgmänner aus dem umwohnenden Adel erhalten, und die Stadt einem Dynasten unterworfen haben.

Die Hauptfronte des Palastes, welche die Wohnzimmer des Kaisers enthielt, war gegen den Fluss gekehrt. Auf der nördlichen Seite befand sich ein beträchtlicher Vorplatz, von dem der jetzige Römerberg ein Ueberbleibsel ist. Gegen Osten lagen Nebengebäude und die Kapelle, gegen Westen ein Bogengang, der bei übelm Wetter zu Vereinigungen diente. Der Saalhof, (des Riches Sal, auch das höchste königliche Palatium genannt) wurde der Lieblingsaufenthalt der Karolinger. Ludwig der Deutsche und seine Gemahlin Hemma starben darin. Durch ihn wurde Frankfurt weltliche Hauptstadt (*metropolis civilis*), wie das benachbarte Mainz *metropolis ecclesiastica* des ostfränkischen Reichs war. Die sächsischen Könige besuchten ihn noch oft, seltener die rheinfränkischen, häufiger wieder die Hohenstaufen, ja der römische König Heinrich, Friedrichs II. Sohn, bewohnte ihn zehn Jahre lang. Von da an bis zu seinem gänzlichen Verfall hatte nur der kaiserliche Schultheiss seine Wohnung darin.

Wie Frankfurts erstes Entstehen sich an den Saalhof knüpfte, so blieben auch seine spätern Schicksale genau mit ihm verbunden. In der ältesten Zeit gab es nur dreierlei Bewohner der Stadt. Die angesehenste Classe bildeten die Ministerialen, Beamte, welche den persönlichen Dienst des Königs, wenn er in den Palast einkehrte, versahen, den Hoffesten beiwohnten, die Gefälle des Palastes und der Villa verwalteten und über die Untergeordneten Gericht hielten. Die Masse der Einwohner waren

hofhörige Handwerker und Gewerbetreibende, aus denen späterhin die zünftigen Bürger hervorgingen, In der Mitte standen wenige ansässige Freie, welche Freihuben in der Feldmark besassen und sich nicht in des Königs Dienst begeben hatten. Zu diesen kamen hernach die unter dem Namen der Königsleute begriffenen Freien, welche vom Lande in die Stadt ziehend sich dem Hofrecht unterwarfen, um des Königsschutzes theilhaftig zu werden. „Handel, das Wechseln der Münzen, Kunstfleiss, die Bearbeitung der edeln Metalle, viele über die gewöhnliche Handarbeit sich erhebende, später erst in Zünfte beschränkte Beschäftigungen, Anbau der Feldmark der Stadt durch Knechte, Garten- und Weinbau, waren die Quellen ihres Erwerbes und Wohlstandes.“ Sie hatten anfänglich, mit Ausnahme der Besitzer von Freihuben, nur nutzbares Eigenthum, das aber bald gegen Zahlung der Reichssteuer in volles überging. Von nun an bildete die Masse der Grundeigenthümer, zu welchen auch die Ministerialen wegen ihrer Besitzungen gehörten, die eigentliche Gemeinde, während die hörigen Zunftgenossen noch lange davon ausgeschlossen blieben. Nur die Geschlechter, aus welchen jene mittlere Classe bestand, rechnete man zur Bürgerschaft.

Die Karolinger hatten den Palast Frankfurt sehr reich dotirt. Weit umher auf beiden Mainufern war fast alles Land königliches Eigenthum, dessen Ertrag zur Unterhaltung des Palastes, zur Bestreitung aller öffentlichen Ausgaben, gelegentlich auch wohl zu den Bedürfnissen des anwesenden Hofes verwendet werden sollte. Da aber die Ministerialen, welche diese Einkünfte verwalteten, selbst mit ihrer Besoldung darauf angewiesen waren, so wurden sie bald von ihnen verschlungen. Die Könige, welche nur selten anwesend waren, kannten den Werth der Besitzungen nicht, die sie nach und nach theils sich entfremden liessen, theils durch Geldnoth gedrängt mit grenzenloser Verschwendung verschleuderten. Einiges ward den Ministerialen als Lehen zugetheilt, Anderes durch Verjährung aus nutzbarem in wirkliches Eigenthum verwandelt, Manches der Geistlichkeit zu frommen Zwecken überwiesen, Vieles gegen geringe Darlehen verpfändet, das Meiste ohne Zweifel veruntreut. „Die deutschen Könige erschienen immer geldbedürftiger und geneigter, die Fiscaleinkünfte für den augenblicklichen, selbst geringen Vortheil hinzugeben.

Von der Thronbesteigung Königs Rudolf von Habsburg an war das Verpfänden der Reichseinkünfte und die Erhöhung solcher Pfandschaften, wodurch zuletzt ihre Wiedereinlösung unmöglich ward, an der Tagesordnung, und liefert den Stoff zu einem bedeutenden Theil der in diesem Zeitraum ausgefertigten königlichen Urkunden. Schon in der Mitte des 15ten Jahrhunderts blieb beinah nichts mehr zu verpfänden übrig. So sank die Nationalstärke mit der Macht des Regenten dahin und es entstand der Krieg Aller gegen Alle, jene ewigen Fehden, die früher in Deutschland, wenigstens in solchem Grade unbekannt, alle Kraft des Landes aufzehrten und zuletzt die alten Grenzen des Reichs zur Beute den Nachbarn hingaben. — Die völlige Zersplitterung aller zu dem Palaste gehörigen Einkünfte brachte als nächste Folge hervor, dass dieser Palast nicht mehr in baulichem Stande erhalten werden konnte und verfiel.“

Da die Mittel fehlten, den verfallenen Palast wiederherzustellen, so ward auch er verpfändet, und zwar an einen Dynasten der Umgegend, Gerhard von Bruberg. Schon früher hatte die seltene Anwesenheit der Könige und die Unmöglichkeit, von der Reichsdienstmannschaft weitere Vortheile zu ziehen, den ersten Stand der Einwohnerschaft, die Ministerialen, der städtischen Gemeinde entfremdet. Nach der Verpfändung des Palastes verschwanden sie völlig. Während sie ihre befestigten Landsitze in der Nachbarschaft bezogen, kamen ihre Höfe in der Stadt grösstentheils in den Besitz des zweiten Standes der Bürger, der sich jetzt zum ersten erhoben sah.

Glücklicherweise war die Stadt selbst durch ein von König Wilhelm ertheiltes Privilegium vor jeder Veräusserung gesichert. Allein schon die Verpfändung des Palastes an einen Dynasten bedrohte sie mit Unfreiheit, zumal da durch die Auswanderung der Ministerialen die alte königliche Stadtverfassung, welche der Anmassung kräftigen Widerstand leisten konnte, theilweise zerstört und noch keine neue vorhanden war. „Doch die Kraft, welche die angesehensten Bürger, die alten Geschlechter der Gemeinde, als Führer derselben entfalteten, sammelte alle Hoheitsrechte, welche die Königskrone vergeudet hatte, unter der Mauerkrone der städtischen Herrschaft und leitete den emporstrebenden Freistaat einer beglückenden Zukunft entgegen.“

Der erste Schritt zur Gründung der reichsstädtischen Selbständigkeit Frankfurts war die Erwerbung der Befugniss, die veräusserten königlichen Rechte wieder einzulösen. König Ludwig der Baier, der Freund und Wohlthäter Frankfurts, ertheilte der Gemeinde Geheiss und Vollmacht, in seinem und des Reichs Namen alle Güter und Gülten in und bei Frankfurt, die von ihm oder seinen Vorfahren verpfändet oder wiederkäuflich verkauft worden, es sei Wage, Zoll, Juden, Ungeld, Bornheimer Gericht, Schultheissenamt, oder was es sei, einzulösen und bis zur Wiedererstattung durch das Reich zu behalten. Diesen wichtigsten ihrer Gnadenbriefe erwarb der Stadt, nebst vielen andern, einer der reichsten und angesehensten Bürger, Jacob Knoblauch, der bei Ludwig dem Baier in genauen Verhältnissen persönlichen Wohlwollens stand. Er that noch mehr, er löste selber die Ruine des Saals von den Pfandinhabern ein, liess sie sich zu Weiberlehen geben und baute sie wieder auf. Hierdurch befreite er seine Mitbürger von einer grossen, wohlbegründeten Furcht und sicherte ihnen die unbestrittene Herrschaft innerhalb der Ringmauern der Stadt.

Nicht geringeres Verdienst um Frankfurt erlangte, obwohl kein geborener Frankfurter, Jacob Knoblauchs Schwiegersohn, Siegfried zum Paradeis. Auch das Schultheissenamt, oder eigentlich das Recht, dasselbe zu besetzen, hatten die Könige verpfändet. Ulrich von Hanau, der gefährlichste unter allen benachbarten Dynasten, befand sich im Besitze dieses höchst wichtigen Rechts. Er selbst bekleidete jetzt die Stelle als Oberschultheiss und liess sie durch einen Unterschultheissen versehen. Dieser war Heinrich im Saal, nach dem Saalhof genannt, von dem er einen Theil besass oder in Anspruch nahm, was ohne Zweifel seine Abneigung gegen die Knoblauch verstärkte. Als Landvogt der Wetterau hatte Ulrich schon grossen Einfluss in die äussern Angelegenheiten Frankfurts, das Schultheissenamt sicherte ihm noch grössern in die innern, und das Ansehen, welches er vom kaiserlichen Hofe genoss, wendete er unablässig zur Vermehrung seiner Gewalt an. In der That gelang es ihm, durch kaiserliche Verfügungen auf die Besetzung des Schöppenstuhls einen Einfluss zu erwerben, der ihm den Weg zur Beherrschung der Stadt bahnte, ja es schien schon um ihre Freiheit gethan, als

ihm der Kaiser befahl, für sein und des Reiches Bedürfniss an allen Thoren Frankfurts einen Zoll zu erheben. Siegfried zum Paradeis war es, der durch seinen persönlichen Einfluss, und die energischen Bemühungen, welchen er sich unterzog, alle diese Schläge von der Stadt abwandte und so der Retter ihrer Freiheit ward. Er that es nicht ohne Gefahr seines Lebens, denn er musste vor den herrschsüchtigen Zünften fliehen, welche Heinrich im Saal durch die Aussicht, Antheil an der Gewalt zu erwerben, dem Unterdrücker aller städtischen Selbstständigkeit gewonnen hatte. Dennoch setzte er es durch, dass der Kaiser dem Landvoigt Ulrich von Hanau befahl, Heinrichen im Saal des Schultheissenamts zu entsetzen, und mit dieser Stelle seinen Widersacher Siegfried zum Paradeis zu bekleiden. Hierdurch war er jedoch erst Unterschultheiss, als Stellvertreter des Dynasten, welcher noch immer Oberschultheiss und Pfandherr des Schultheissenamts blieb. Seinen fortgesetzten Bemühungen am kaiserlichen Hofe gelang es indessen, auch den Besitz jener Reichspfandschaft den Händen Ulrichs zu entwinden, welcher von dem Kaiser gezwungen ward, sich der Auslösung zu unterwerfen. Hierdurch war nun Siegfried Pfandherr des Schultheissenamts und wirklicher Schultheiss zugleich. Aber Siegfried hatte nicht für sich und seine Familie, sondern für den Rath und in dessen Auftrag gehandelt, dieser erlegte die Einlösungssumme und erwarb die Reichspfandschaft, nicht Siegfried, der seinen Einfluss zum Wohl des Gemeinwesens geltend gemacht hatte, ohne sich irgend einen Vortheil zuzusichern. „Ihm hat Frankfurt in der Folgezeit seine Erhaltung und alle daraus auch für die jetzigen Tage entsprungenen Vortheile allein zu verdanken.“

Den beiden Ehrenmännern, welche Frankfurts Freiheit und Blüthe gründeten, verdient ein dritter beigesellt zu werden, der zunächst nur für den eignen Heerd kämpfend, ein Wohlthäter seiner Mitbürger ward. Nach einem Herkommen, das sich in den Zeiten der dinglichen Unfreiheit selbst der persönlich freien Königsleute gebildet hatte, konnten diese ihre Töchter einem Ministerialen nicht versagen. Hatte die Tochter eines Frankfurter Bürgers einem königlichen Dienstmann gefallen, so

trat, im Namen des Königs, dessen Marschall vor das Haus des Vaters und sprach etwa folgende Reime:

„Hört zu, ihr Herren überall,
Was gebeut der König und Marschall,
Was er gebeut, und das muss sein:
Hier ruf ich aus N. N. mit N. N's Töchterlein,
Heute zu Lehen, morgen zur Ehen,
Ueber ein Jahr zu einem Paar."

Johann Goltstein, ein reicher Mann und Schöffe, sollte seine Tochter wider seinen und vermuthlich auch wider des Mädchens Willen, einem Ministerialen hingeben, der sich auf das verhasste Herkommen des Ehezwangs berief. Zum Glücke war damals König Heinrich, Kaiser Friedrich II. Sohn, in Frankfurt anwesend. An diesen wandte sich der bedrängte Vater und erlangte von seiner Milde die Aufhebung des Ehegebots. Heinrich versprach den vier wetterauischen Städten: Frankfurt, Wetzlar, Friedberg und Gelnhausen, künftig keinen ihrer Angehörigen mehr zwingen zu wollen, dass er seine Tochter oder Enkelin einem von dem königlichen Hofgesinde zur Ehe gebe, sondern sich bei den Bürgern auf eine einfache Fürbitte zu beschränken. Insbesondere befreite er die Tochter seines Getreuen Johann Goltstein von der erzwungenen Ehe mit dem Hofdiener. „Es scheint," sagt Lersner, „dass von diesem Gebrauch das noch jetzt übliche Lehenausrufen der Kinder übrig geblieben, welche auf den ersten Mai in einem grünen Wägelchen von Haus zu Haus fahren und obige Worte, wiewohl etwas undeutsch und gebrochen, mit hellem Halse ausrufen". Ob diese Sitte noch in Frankfurt lebt, wissen wir nicht; am Niederrhein hat sich aber das Mailehen in den Dörfern erhalten, wo am ersten Mai die jungen Bursche alle mannbaren Mädchen für das ganze Jahr unter sich zu vertheilen pflegen.

Der Saalhof, auf welchen wir die wichtigsten Momente der Frankfurter Geschichte bezogen haben, zeigt heutzutage von dem ursprünglichen karolingischen Bau keine Ueberreste mehr, wenn nicht die Kapelle zu diesen Zeiten hinauf reicht. Der thurmartige Bau, welcher sie enthält, mag der von Jacob Knoblauch vorgenommenen Erneuerung angehören. Sonst ist auch von die-

ser wenig oder nichts übrig. Die Familie Knoblauch hatte einige ihrer Verwandten in den Mitbesitz des Saalhofs aufgenommen. Die Läden und Stände, welche die Ganerbschaft während der Messe im Saalhof vermiethete, warfen so reichliche Einkünfte ab, dass 1604 die Gebäude erweitert werden konnten. Dieser Neubau, der seitdem noch in Thüren und Fenstern verändert worden ist, betraf nur die nach der Saalgasse gehende Seite; die Gebrüder Bernus, welche den Saalhof gekauft hatten, erneuerten 1717 auch die Wasserseite zunächst dem Rententhurm, so dass jetzt auf den Saalhof und seine Kapelle das Sprichwort wohl passt: eine grosse Monstranz und wenig Heiligthum.

Nicolaikirche.

Die Kapelle im Saalhof ward bald für die erweiterte Hofhaltung der Kaiser zu klein befunden. Kaiser Konrad III. liess eine grössere auf dem Samstagsberge erbauen, die jetzt sogenannte Nicolaikirche. Näher bei dem Palaste gab es dafür keine Baustelle, da die Häuser, welche jetzt die Saalgasse bilden, mit zu dem Saal gehörten. Auch sie ist nicht in ihrer ältesten Gestalt erhalten, doch reicht sie in's fünfzehnte, ja mit beträchtlichen Theilen in's dreizehnte Jahrhundert hinauf. Der an alterthümlichen Gebäuden so arme Römerberg hat keine grössere Zierde, durch ihr Niederreissen könnte er nur an Leere gewinnen. Von 1570 an diente sie als Waarenlager, 1721 ward sie ihrer Bestimmung wiedergegeben, 1813 aber, sollte man es glauben? von Neuem in ein Lagerhaus verwandelt. Neuerdings scheint man an ihre Wiederherstellung zu denken, und den vandalischen Vorsatz ihrer Niederreissung aufzugeben. Im vorigen Sommer sah ich die daran geklebten Wacht- und Schröterhäuschen beseitigt, mit diesem aber auch die darin als Trophäen ausgestellten Hörner des letzten Krönungsochsen. Und auch ein Paar historische Ochsenhörner lassen wir uns nicht gerne nehmen.

Dom.

Den Titel einer königlichen Kapelle führte einst auch die jetzige Domkirche. Sie hiess laut der Schenkungsurkunde der

Rudtlint, worin ihrer, unter Ludwig dem Deutschen, zuerst gedacht wird, anfänglich *S. Maria in moenibus*, weil sie auf die älteste Stadtmauer gelehnt war. Maria und St. Karl (d. Gr.) blieben auch ihre Schutzheiligen. Warum sie schon 880 nicht mehr Marien-, sondern Salvatorskirche heisst, wissen wir nicht. Man hat auf die Exorcisirung Karls des Dicken als die Ursache gerathen. Mit dieser war es, nach den Berichten der Annalisten, wie folgt zugegangen: „Als Ludwig der Deutsche das Weihnachtsfest im Palast zu Frankfurt beging, wohin er eine Reichsversammlung ausgeschrieben, kam der Teufel in Gestalt eines Engels des Lichts zu seinem Sohne Karl und sagte ihm: weil sein Vater zu Gunsten Karlmanns ihn verderben wolle, habe er Gott beleidigt, und werde sein Reich, das Gott Karln bestimmt habe, verlieren. Derselbe entfloh erschreckt in die Kirche, wohin ihm der Teufel folgte und sprach: Weshalb fürchtest du dich und fliehst? Wenn ich nicht von Gott gesandt wäre, so würde ich dir in dies Haus des Herrn nicht nachfolgen dürfen. Auf diese Weise überredete er ihn, das ihm von Gott gesendete Abendmahl aus seiner Hand zu empfangen, und da solches geschehen, fuhr mit der Hostie der Teufel in ihn. Als er darauf in die Reichsversammlung kam, erhob er sich plötzlich besessen und schrie: er wolle der Welt entsagen und mit seiner Gemahlin in keiner Gemeinschaft leben. Er löste sich das Wehrgehenk mit dem Schwerte, schleuderte es zu Boden, riss den Gürtel los, und die Kleider wegwerfend, ward er heftig hin und her geschüttelt. Der Vater und alle Anwesenden erschracken; aber die Bischöfe ergriffen ihn und führten ihn in die Kirche. Der Erzbischof begann die Messe über ihn zu singen und als er an das Evangelium gelangte, fing Karl in der Muttersprache heftig an Weh! zu rufen und so schrie er Weh! bis zu beendigter Messe. Der Vater überliess ihn den Bischöfen, um ihn an die geweihten Stätten der Märtirer zu führen, bis er durch deren Verdienste und Gebet vom Teufel befreit, durch Gottes Barmherzigkeit geheilt ward." Denselben Karl den Dicken, dem allerdings das Reich auf kurze Zeit zu Theil wurde, entsetzten in Frankfurt die Fürsten.

Messen.

Jener St. Salvator, von dem die Kirche ihren zweiten Namen herleitete, war nicht etwa ein Heiliger dieses Namens, sondern der Heiland selbst. Ihm und dem heil. Bartholomäus, dessen Hirnschale sie erworben hatte, war sie auch 1239 wieder geweiht worden. Seitdem aber heisst sie nicht mehr nach dem Heiland, sondern nach dem Heiligen. Die Einweihung geschah am 24sten August; der Kirchweihtag, das heisst die jährliche Feier dieser Einweihung, ward aber auf den jedesmaligen Sonntag vor Mariä Himmelfahrt verlegt. Ueber den Grund dieser auffallenden Bestimmung ist gezweifelt worden; Thomas giebt ihn wie folgt an: Da die Kirche ursprünglich der Maria geweiht war, so begann das ältere Kirchweihfest zu Marien Himmelfahrt. Aus diesem hatte sich die Herbstmesse, die für Frankfurt so wichtig werden sollte, hervorgebildet. Sie währte von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Geburt, an welchen Tagen noch heute die Messe ein- und ausgeläutet wird. Man wollte also die Messe durch den neuen Kirchweihtag, der ohne die Verlegung mitten in sie hineingefallen wäre, nicht stören. Aus diesen Verhältnissen lässt sich zugleich auf das hohe Alter der Herbstmesse schliessen, die vor Ludwig dem Deutschen ihren Anfang genommen haben muss, da unter ihm die Marienkirche schon einen andern Patron erhielt. Die Ostermesse entstand bekanntlich erst unter Ludwig dem Baier. Obgleich nun das Ein- und Ausläuten ursprünglich Anfang und Ende anzeigen sollte, so fängt doch jetzt die Herbstmesse erst nach Mariä Geburt an, wenn sie schon ausgeläutet ist. Mit Recht erinnert also Faber auf Anlass der Messe an die Wichtigkeit des Herkommens bei den Deutschen, wie denn schon ein gewisser Franzose schreibe: „*esse singulare jus in Germania, quod vocant Hercoman.*“

Von dem Dom als Wahl- und Krönungskirche zu sprechen, enthalten wir uns, weil Goethe diese Dinge mit unsterblicher Feder geschildert hat und unser Vorsatz, das Bekanntere kurz abzuthun oder ganz zu übergehen, uns hier Stillschweigen auferlegt. Aus demselben Grunde meiden wir den Römer und das Pfeiffergericht, dem einst Goethes Grossvater als kaiserlicher Schultheiss vorsass, und so dem Enkel Veranlassung gab,

den Hergang dabei aus früher Anschauung zu beschreiben. Weniger bekannt ist das elsässische Pfeiffergericht, von welchem uns die Brüder Stöber Kunde gegeben haben. Es hat mit dem Frankfurter nur den Namen gemein, wenn man nicht darauf Gewicht legen will, dass beide um dieselbe Zeit, Mariä Geburt, gehalten wurden. Wenn aber bei dem Frankfurter die Pfeiffer nur für Nebenpersonen gelten konnten, so war jenes elsässische ein eigentliches Fest der Spielleute. Diese hatten dort das Loos der Verachtung, welche sonst überall die ganze Classe der Fahrenden traf, nicht ertragen mögen und zu dem Ende eine Brüderschaft gestiftet, deren Schutz und Obhut sie den reichen und kunstliebenden Herrn von Rappoltstein anvertrauten, welchen dann auch das Reich alle Spielleute, Bänkelsänger und Gaukler im Elsass unter dem gemeinsamen Namen Pfeiffer zu Lehen gab. Sie hiessen Pfeifferkönige, und trugen als solche eine eigne vergoldete Krone. So trug auch Kursachsen die Trompeter und Pauker der kaiserlichen Heere zu Lehen, so gab es in Oesterreich Spielgrafen, so waren die Pfalzgrafen mit den Pfannenflickern und Kesslern beliehen. Die Schutzpatronin der elsässischen Pfeiffer war die heilige Maria von Dusenbach, die in einer Wallfahrtkapelle bei Rappoltstein verehrt wurde. Darum waren es auch die Marienfeste, wo die Pfeiffertage und Gerichte zu Rappoltsweiler und Bischweiler gehalten wurden, welche noch jetzt die besuchtesten Jahrmärkte des Elsasses sein sollen. Das Gericht bestand ausser dem Pfeifferkönig in dem Schultheissen, vier Meistern, den Zwölfern und einem Weibel. Nach der Messe und mehrern feierlichen Aufzügen eröffnete der Pfeifferkönig das Gericht, mit Anhörung aller im ganzen Jahr vernommenen Klagen und Beschwerden, wobei nicht selten bedeutende Strafen gegen die Uebertreter der Zunftgesetze ausgesprochen wurden. Nachdem nun die neu angemeldeten Mitglieder aufgenommen und das Jahrrecht entrichtet worden, begannen beim Schwenken der Fahnen die Künste: Gaukler zeigten ihre Gewandtheit in Tänzen und Sprüngen, und die Tonkünstler begleiteten ihre Bewegungen mit Gesang und Spiel. Ein köstlicher Schmaus, und nach demselben ein Tanz mit den Weibern und Töchtern, führte das schöne Fest zu einem fröhlichen Ende.

Kaisersaal.

Von dem Römer wollen wir nur anführen, was Goethe nicht wissen konnte, da es eben erst die Zeitungen melden. In diesem städtischen Rathhaus befindet sich bekanntlich der sogenannte Kaisersaal, worin die deutschen Kaiser nach der Krönungsfeier, von den Kurfürsten umgeben und bedient, das erste festliche Mahl hielten. An den Wänden dieses Saals wurden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Brustbilder der deutschen Kaiser, von Konrad I. an, in Nischen angebracht, und durch einen gleichsam prophetischen Zufall erhielt der letzte Kaiser die einzig übrige Stelle.

Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum:
Kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildniss Raum.

Kopisch.

Allein die Ausführung der Bildnisse entsprach der Würde des Gegenstandes nicht. Es war mehr Weissbinder- als Malerarbeit, wie denn wirklich dabei der zünftige Maler Unsing von den Weissbindern Amand und Nicolai unterstützt worden war. Jetzt, wo in Deutschland so viele ausgezeichnete Künstler leben, wo in Frankfurt selbst eine Malerschule blüht, die mit jenen zu München und Düsseldorf bald um die Palme ringen wird, war es an der Zeit, diesem Uebelstande abzuhelfen. Auf Anregung der Administration des Städelschen Instituts und des Kunstvereins, deren patriotischem Anerbieten der hohe Senat mit gebührender Anerkennung entgegen kam, trat ein eigenes Comité für die Leitung und Durchführung des Unternehmens zusammen. In wenigen Tagen sah man dessen Vollendung gesichert. Ein Kaiserbildniss war bei Lessing in Düsseldorf bestellt worden, zwei andere übernahmen Director Philipp Veit und D. Passavant unentgeltlich. Ein und zwanzig Bilder wurden von verschiedenen Vereinen und Bürgern bestellt, von welchen mehrere schon in den hiesigen Ateliers ausgestellt sind, andere von auswärtigen Künstlern ersten Ranges, Overbeck, Lessing u. s. w. ausgeführt werden sollen. Der rheinische Kunstverein lässt auf seine Kosten vier Bilder malen, schon ist Stielke mit dem Bildniss Heinrich III. beschäftigt; ein Verein baierischer Vaterlandsfreunde hat für die drei Kaiser aus dem Wittelsbacher Hause Sorge getragen und Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich die Darstellung

von sechs Kaisern seines Hauses nach den vorhandenen besten Original-Abbildungen durch die vorzüglichsten Künstler Oesterreichs befohlen. Die Wahlsprüche der Habsburgischen Kaiser, von Fürst Metternich mitgetheilt, sollen, als die leitenden Gedanken ihrer Regierung, deren Bildnissen beigefügt werden. So werden wir auch hier das deutsche Reich in der Kunst schöner und seiner würdiger wieder aufleben sehen.

Dass der Name Römer mit dem römischen König und seiner Wahl irgend einen Zusammenhang habe, ist nicht wahrscheinlich. Erst 1405 kaufte der Rath das Haus zum Römer von einer aus Köln stammenden Familie, die allerdings erst von dem Hause den Beinamen Römer führte, ihn demselben nicht beigelegt hat. Welchen Bezug auf den römischen König konnte es aber als Privathaus haben? Der, welchen man angiebt, dass es einst die Pfalz Karl des Grossen gewesen sei, ist unhaltbar, da diese, wie wir wissen, auf der Stelle der heutigen Leonhardskirche stand. Das ältere städtische Rathhaus nahm die des jetzigen Pfarrthurms ein, dem wir jetzt den Besuch abzustatten eilen, der ihm vor dieser Abschweifung zugedacht war.

Pfarrthurm.

Zehn Jahre nach dem Ankauf des Römers ward der Grundstein zum Pfarrthurm gelegt; vermuthlich hatte man also an den Abbruch des alten Rathhauses nicht gehen können, bis ein bedeutender Bau zur Herstellung des neuen vorgenommen worden. Zum Ausbau des Pfarrthurms brauchte man gar an hundert Jahre, und hernach war er doch nicht fertig, wie er es heutzutage noch nicht ist. Nach dem ältesten Risse war ihm die Zierde einer Schlusspyramide zugedacht, von welcher Kirchner eine Zeichnung geliefert hat. Hierdurch würde seine Höhe, die jetzt schon 260 Werkschuhe beträgt, noch 60 Schuh gewonnen haben. Statt der Pyramide, die wohl der Kosten wegen unterblieb, setzte man ihm eine runde Kappe auf, welche die Wohnung des Thürmers enthält, der zugleich Thurmglöckner, aber nicht Domglöckner ist. Damit hat es nach des Mannes Erzählung, wenn ich recht behalten habe, folgende Bewandtniss. Die Kirche ist katholisch, aber der Thurm und sein Geläute nicht. Die Katholiken haben unten ihre eigenen Glocken. Lange Zeit hatten die Lutherischen diese Kirche inne gehabt; bei dem Interim musste sie den Katho-

liken zurückgegeben werden. Dies geschah auch, aber der Rath behielt sich den Pfarrthurm vor, weil der Thurm nicht Kirche sei. Man sieht, dass Goethe Recht hatte zu sagen, das Interim habe den Schalk hinter ihm. Fragt man, wozu der Rath den Thurm und seine Glocken gebrauche, so ist die Antwort: zum Ein- und Ausläuten der Messen. Auf diese bezieht sich in Frankfurt Alles; der Fremde muss sich daran gewöhnen, wozu er gute Gelegenheit hat, da er gleich im Römer auf Kramläden stösst.

Von der Gallerie, welche bei der Thürmerwohnung um den Pfarrthurm läuft, geniesst man eines Anblicks, welcher die Mühe des Ersteigens reichlich belohnt. Wir finden ein Panorama nicht bloss wie wir erwarteten, von Frankfurt und seinen Umgebungen, sondern von dem ganzen untern Mainthal, welches das schön gegliederte Taunusgebirge malerisch begrenzt, indem es sich aus der Nähe des Rheins und Mains herzieht, und allmählig ansteigend immer mehr von beiden Flüssen entfernt. Sobald es, Frankfurt grade gegenüber, im Feldberg und Altkönig seine Höhepunkte erreicht hat, senkt es sich, die gleiche Richtung fortsetzend, eben so allmählig in die Wetterau hinab. Wir haben den rechten Ort erwählt, die reizenden Formen des Maintaunus zu bewundern, an welche Humboldt selbst auf der entgegengesetzten Seite der Erde vergleichend zurückdenken mochte. Um den Gesammteindruck eines Gebirges zu gewinnen, darf man sich ihm bekanntlich nicht zu nahe stellen.

Soll sich dir die Ebne zeigen,
Musst du erst den Berg besteigen;
Das Gebirge recht zu sehn,
Rath ich dir ins Thal zu gehn.

Nur eine gewisse Entfernung gewährt den Ueberblick des Ganzen und jene sanften Umrisse, deren Wellenlinien in d. Nähe ins Eckige und Rauhe übergehen. Auch in dieser Beziehung darf man Frankfurts Lage glücklich preisen. Für den Mangel eigentlicher Berge in seiner nächsten ziemlich flachen Umgebung entschädigt es dies immer reizende und lockende Gebirge, das nicht zu nahe liegt, um an seinem Reiz zu verlieren, nicht zu fern, um vergebens zu locken. Man weiss, wie gerne die Frankfurter Partieen nach dem Feldberge veranstalten; sie können sich aber auch auf die nähern Vorberge beschränken;

man wird Kronenberg, Königstein und Falkenstein, die dort so freundlich von ihren Höhen herüberwinken, so wenig als das in seinen vier Thälern versteckte Eppstein besuchen, ohne überall auf Frankfurter zu stossen, ja sie haben an den schönsten Punkten ihre Lusthäuser und Landsitze.

Es ist das Taunusgebirge nicht allein, das auf dem Pfarrthurm den Horizont blau umsäumt. Während dies sich von Westen nach Norden zu ziehen scheint (seine wirkliche Richtung ist von Westen nach Osten), sehen wir im Süden die Höhen des Odenwalds in zwei Gipfeln, die wir für die des Melibocus und Oelbergs bei Schriessheim ansprechen, im Osten, wo der Main verschwindet, das Freigericht und das Vogelsgebirge, im Südwesten endlich den Donnersberg in der Pfalz, dessen sargartige Gestalt ihn auch hier nicht verkennen lässt. Nun ziehen die Schlangenwindungen des gelben Mains unsere Blicke nach sich und wie sie sich Sachsenhausen nähern, weilen sie gern bei seinen waldigen, nicht ganz flachen Ufern. Es ist der Frankfurter Wald, ein Theil des Dreieich, der hier den Strom begrenzt und Nieder- und Oberrad, mit den vielbesuchten Vergnügungsorten, Sandhof, Riedhof, Lovisa, das Wäldchen, einschliesst, die schattenreicher und darum mit Recht beliebter sind, als die auf der rechten Mainseite. Dahin kehren wir, nachdem wir das regsame Offenbach begrüsst haben, zurück, um die übrigen der Hoheit Frankfurts unterworfenen Ortschaften aufzusuchen. Den grossen Flecken Bornheim, der nach Kirchner besser ist als sein Ruf, daher von diesem nicht viel zu halten sein mag, finden wir ganz in der Nähe, Hausen mit seinen Niddamühlen ist aber durch das kurhessische Bockenheim von dem übrigen Frankfurter Gebiet getrennt; noch einsamer liegen Niederursel und Bonames, während Niedererlenbach und Dörtelweil sich wenigstens paarweise zusammenhalten. Das ist alles was Frankfurt noch von der Grafschaft des Bornheimer Berges besitzt, die zur Ausstattung seines Palastes gehörig, eine jener Reichspfandschaften war, zu deren Einlösung es ein Recht erworben hatte. Sie zu erzwingen, gebrach ihm aber die weltliche Macht; zwar das namengebende Bornheim, nicht aber der Hauptort, das dort zwischen Hügeln halb versteckte Bergen, ist ihm geblieben. V. Fichard meint indess, die Stadt habe zu ihrem Glücke in

dieser fruchtbarsten Gegend Deutschlands kein ausgedehnteres Gebiet erworben, weil sie dadurch früher oder später manchem Zwist mit den umgebenden Landesherrn ausgesetzt worden wäre, ohne an eigentlichem Wohlstand zu gewinnen. Immer noch bleibt sein Territorium gross genug, den Vergleich mit manchem deutschen Fürstenthum auszuhalten, wie denn gleich das benachbarte Hessenhomburg, dessen weissen Thurm wir dort schimmern sehen, diesseits des Rheins kein grösseres Gebiet besitzt. — Zwischen Hausen und Niederursel liegen Praunheim und Heddernheim, beide aus Trümmern des römischen *novus vicus* gebaut, welchen jetzt das nahe Heidenfeld bedeckt. Das minder lebhafte Grün der Saat, die über den gegossenen Strassen der Römerstadt wächst, zeichnet in trockenen Sommern einen Grundriss derselben auf die Flur, der aus der Vogelperspective gesehen, deutlich genug ins Auge fallen müsste. Von der Saalburg bei Homburg, wo Drusus nach seinem Rückzug von der Elbe gestorben sein soll, lief eine Strasse durch dieses von Einigen sogenannte *Castrum Hadriani*, und verband Mainz mit den Befestigungen am Taunus. Auch hier waren dem Mithrasdienst Tempel und Altäre geweiht; das Museum zu Wiesbaden bewahrt letztern, wie den zu Neuenheim gefundenen die Heidelberger Bibliothek. Habel und Kreuzer haben sie beschrieben, wir verweisen dahin. Bekanntlich enthalten die Reliefs auf den Mithrasaltären immer dieselbe Darstellung: wer einen gesehen hat, hat sie alle gesehen, auch diejenigen, welche die Erde etwa noch birgt. Dies ist nicht so seltsam, als wenn Neuenheim bei Heidelberg eine Uebersetzung von *novus vicus* bei Frankfurt wäre.

Indem wir uns zu diesem zurückwenden, begegnen uns noch zwei seiner grössten Sehenswürdigkeiten: die Rothschildsche Villa auf dem Wege nach Bockenheim, und der neue Kirchhof zwischen dem Eschenheimer und Friedberger Thore. Das schöne Portal des letztern könnten wir von unserm Standpunkte auch mit Hülfe des besten Fernrohrs nicht sehen, weil es uns nicht, wie jenes des dahinter liegenden jüdischen Begräbnissplatzes, die Fronte zukehrt. Das schönste Denkmal des christlichen würde uns doch kein Fernrohr zeigen, weil es die Bethmannsche Familiengruft verbirgt. Wem die Gelegenheit versagt ist, in diese hinabzusteigen, bediene sich der 1837 erschienenen Zeichnun-

gen *). Leider begleitet sie kein Sterbenswörtchen Text, und so wird uns die Aufgabe gestellt, Thorwaldsens unsterbliche Gedanken zu errathen. In dem Mittelbildnisse ruht ein Sterbender auf einem Marmorblocke, den Rücken an den abgewandten Genius mit der umgekehrten Fackel gelehnt, dessen rechte Hand, die Mohnhäupter haltend, über die Schulter des Schlummernden herabhängt, indem der Arm zugleich dessen Kopf zu stützen scheint Vor dem Entschlafenden schreitet mit fliegendem Gewand eine kräftige Gestalt heran, welche dessen Rechte aufhebt, um ihm den Kranz des Nachruhms, aus Eichenblättern gewunden, in die Hand zu drücken. Die Gruppe auf dem Bilde zur Rechten besteht aus drei Figuren, in welchen wir die trauernden Hinterbliebenen zu erkennen glauben. Die mittlere Figur, welche sitzend die Hände zum Himmel streckt, möchten wir für die Gattin, die beiden Mädchen für die Töchter halten. Die eine kniet vor der Mutter und lässt den Kopf in ihrem Schoosse ruhen, die andere, aufrecht hinter ihr, legt ihr die Rechte wie beschwichtigend auf den Rücken, mit der Linken den eigenen Kopf nachdenklich stützend. Schwieriger möchte das dritte Bild zu erklären sein. Die Muse der Geschichte, wenn nicht hier schon unser Irrthum beginnt, setzt den rechten Fuss auf das Rad der Zeit; auf ihrem Schenkel ruht die steinerne Tafel, welche sie mit der Linken hält, während die Rechte den Griffel führt. Vor ihr giesst ein Flussgott Wasser aus einer Urne; in der Rechten scheint er ein Ruder zu halten, womit wohl auf die Schifffahrt gedeutet wird. Da ihn kein Weinlaub, sondern Aehren und Feldblumen krönen, so wird der Main, nicht der Rhein gemeint sein. Hinter Clio blickt ein Löwe, das Symbol der Kraft, hervor. Die Muse scheint also männliche Thaten, die dem Handel am Mainstrom zu Gute gekommen sind, in den Stein zu graben. Wir sind mit der Familie Bethmann zu wenig bekannt, um zu wissen, welchem ihrer Mitglieder dieses schöne Denkmal gilt. Moritz von Bethmann war es aber, der nach den Schlachten von Leipzig und Hanau Frankfurt aus einer grossen Gefahr befreite. Schon hatte es

*) *Bas-reliefs exécutés en marbre dans le caveau de la Famille Bethmann par le chevalier Thorwaldsen. Trois planches, lithographés par F. Leuchtweiss. Francfort s. M. Publiés par Charles Jugel, Libraire.*

den an der Spitze des deutschen Heeres einrückenden Herzog Karl von Baiern jubelnd begrüsst, als plötzlich der Kaiser erschien, um mit dem Rest seiner Truppen den Rückzug über Frankfurt zu nehmen. Der Donner des Geschützes hallte verderblich von Sachsenhausen herüber, welches die Baiern besetzt hielten, die Brückenmühle loderte durch französisches Feuer auf, während Napoleon in Bethmanns Landhause am Friedberger Thor den Abgeordneten der Stadt die Gründe auseinandersetzte, warum sein Handelsgesetzbuch den Bankerott mit solcher Strenge ahnde. Endlich benutzte der Herr des Hauses einen Ruhepunkt im Gespräche, um Schonung für die Stadt zu erbitten, und vorzustellen, wie zwecklos für das französische Heer und wie verderblich für Frankfurt die Fortsetzung des Geschützfeuers sei. *Berthier, faites cesser le feu!* war die Antwort des Kaisers, der nun um die Stadt herum seinen Abzug nahm.

In dem Häuser- und Giebelmeer der Stadt selbst zieht nichts so sehr den befremdeten Blick an sich, als eine doppelte Reihe schmaler, schwarzer Häuser, deren schmutziges Ansehen der nähern Betrachtung wenig Sinnengenuss verspricht. Es ist die Judengasse, die doch ja Niemand, der Frankfurt besucht, zu sehen versäumen möge, eine Frau ausgenommen, denn das schöne Geschlecht vermeidet mit Recht alles Unschöne, wär es auch noch so charakteristisch. Goethe sagt von ihr in seinem Leben: „Zu den ahndungsvollen Dingen, die den Knaben und auch wohl den Jüngling bedrängten, gehörte besonders der Zustand der Judenstadt, eigentlich die Judengasse genannt, weil sie kaum aus etwas mehr als einer einzigen Strasse besteht, welche in frühern Zeiten zwischen Stadtmauer und Graben wie in einen Zwinger mochte eingeklemmt worden sein. Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Accent einer unerfreulichen Sprache, Alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Thore vorbeigehend hineinsah.“ Zur Vollständigkeit des Bildes fehlt der Zug, dass die hohen, schmalen, schmutzigen Häuser von oben bis unten mit hölzernem, nicht ganz unzierlichem Schnitzwerk bedeckt sind, das aber auch durch Schmutz, Rauch und Russ an der allgemeinen Widerwärtigkeit der ganzen Gasse Theil nimmt. Was übrigens jetzt von ihr noch übrig ist, mag der kleinste Theil sein, denn bei der Bombardirung von 1796

gingen 150 Häuser in Flammen auf, an deren Stelle nur 23 wieder aufgebaut wurden. Unter diesen ist auch das Rothschildsche Haus, das noch jetzt von der Familie bewohnt wird. Freunde von Merkwürdigkeiten dieser Art werden es zu grösserer Befriedigung aufsuchen, als das Goethesche Haus in der Hirschgasse, welches seit dem Bau, welchen Goethes Vater während der Kindheit des Dichters vornahm, einen völligen Umbau erlitten haben muss, durch welchen es wesentlich verändert wurde. Die drei Leiern auf dem Wappen über der Thüre, welche in Wilhelm Müllers Schreibtafel als von dem heimgegangenen Dichter gewählte Gegenstände poetischer Bearbeitung aufgezeichnet waren, und seitdem von Andern wirklich so behandelt worden sind, verlieren also ihre prophetische Bedeutung. In dem von Goethes Vater erneuerten Hause sprang bekanntlich jedes obere Stockwerk über das untere vor, welches in dem gegenwärtigen nicht der Fall ist.

Indem wir hiermit den Artikel Frankfurt abschliessen, fühlen wir wohl, wie unendlich viel Wichtiges wir unerwähnt lassen mussten. Daran ist aber Frankfurts Reichthum und die grosse Beschränktheit des Raumes Schuld. Bei einem so viel besprochenen Gegenstande wünschen wir uns Glück, wenn wir nur einiges Neue beigebracht haben.

Taunusgegenden.

Die Höhe.

Der Name Taunus, welcher jetzt das gebirgige Land zwischen Rhein, Main, Lahn und der ebenen Wetterau bezeichnet, ist uns von den Römern überliefert. Welches germanische oder celtische Wort ihm zu Grunde liegt, getrauen wir uns nicht zu entscheiden; die Ableitung von Dun, Höhe, hat wenigstens für sich, dass der deutsche Name des Gebirges die Höhe zu sein scheint. Denn nicht nur die höchsten Theile desselben, die beiden Feldberge und die ihnen zunächst liegende Strecke (von Eppstein bis zum Herzberg hinter Homburg) nennt das Volk, wie v. Kriegk meint, die Höhe, sondern auch im Rheingau hat sich diese Benennung in der Ueberhöhe erhalten, indem die einst

zum Rheingau gehörigen Orte, welche jenseits des Gebirgskammes liegen, über der Höhe heissen, wie im Mainthal die diesseits des Gebirgs belegenen durch den Zusatz an der Höhe oder vor der Höhe von andern gleichnamigen unterschieden werden. Heirich oder Einrich (*Heinrichii silva*) wird nur der untere Theil des Gebirges von Rüdesheim bis zur Mündung der Lahn genannt. Der Taunus war ein Theil des grossen hercynischen Waldes (*hercynia sylva*, nicht Harzwald, sondern Hauptwald, allgemeiner Wald, Herchenwald nach H. Müller), welcher das südliche und nördliche Deutschland scheidend, unser Vaterland von Osten gegen Westen in der Mitte durchzog. Er reichte von den Karpathen bis an den Rhein, ja ursprünglich über diesen hinaus, ehe nämlich der Strom den Durchbruch bei Bingen vollbracht, das grosse rheinische Schiefergebirge zwischen Rüdesheim und Koblenz in der Mitte gespalten und den Hundsrücken vom Taunus abgerissen hatte. Bis dahin hatte die untere Mainebene und das breite Thal des mittlern Rheins von Speier bis Bingen unter Wasser gestanden, und einen grossen See gebildet, dem erst jener Durchbruch einen Abfluss nach Norden verschaffte.

Von Homburg an der Höhe bis Rüdesheim behält der Hauptstrang des Taunusgebirges seine Richtung von Osten nach Westen. Aber nur bis Wiesbaden schützt die Höhe das Mainthal vor den nördlichen Winden, denn weiterhin tritt der Rhein an die Stelle des Mains, dessen südlichen Lauf er, wie dem neuen Gefährten zu Gefallen, von Biberich bis Bingen fortsetzt. Von Frankfurt bis Rüdesheim fliessen also Main und Rhein an den südlichen Abhängen des Taunus hin, dessen sonnige Hügel, wie man glauben sollte, überall einen trefflichen Wein erzeugen müssten. Dies ist auch, wo der Rhein diese Hügel bespiegelt, der Fall, keineswegs aber über der Mainebene. Zwar gedeiht bei Hochheim, wo das Gebirge sich dem mündenden Flusse genähert hat, ein trinkbarer Wein; höher hinauf aber, wo Fluss und Gebirge weiter auseinander liegen, hat man die Reben, die nur ein saures Getränk lieferten, längst ausgeworfen und Obstbäume dafür gepflanzt, deren süsse Früchte bis nach Holland versandt werden.

Hier soll uns nur der Maintaunus, von Homburg bis Wiesbaden, beschäftigen; die andere Hälfte des südlichen Gebirgsrandes, von Wiesbaden bis Rüdesheim, bildet den Gegenstand des

folgenden Artikels. Von Wiesbaden aus werden wir die ihm benachbarten Taunusbäder, Schlangenbad auf der Höhe und Langenschwalbach auf der Ueberhöhe besuchen.

Homburg.

Bad Homburg vor der Höhe, die Hauptstadt des obern Maintaunus, ist zugleich Hauptstadt und Residenz des landgräflichen Hauses Hessenhomburg, welchem auch jenseits des Rheins die Herrschaft Meisenheim und einige Aemter in Niedersachsen gehören. Sein berühmter, 180 Fuss hoher weisser Thurm, den wir schon auf dem Pfarrthurm herüberschimmern sahen, ist noch von der alten Burg übrig, die ursprünglich den Dynasten von Eppstein, als kaiserlichen Waldgrafen oder Waldboten über die Seulberger und *hohe Mark* gehörte. Der jedesmalige Besitzer dieser Burg „wer Homburg mit Recht inne hat," war geborener Vogt oder oberster Märker, Markrichter dieses uralten kaiserlichen Reichsforstes, hohe Mark oder auch Oberurseler Mark genannt, weil auf der grossen Aue bei Oberursel das Haingericht oder Markgeding, so wie acht Tage später zu Homburg das Rügegericht gehalten wurde. Dreissig Ortschaften auf dem rechten Ufer der Nidda hatten Theil an der hohen Mark, welche 26,161 Morgen Landes zwischen Homburg, Oberursel und Reifenberg umfasste. Ausser dem Könige hatte nur der Herr von Homburg das Jagdrecht darin. Fürchterlich sind die Strafen, welche das Oberurseler Weisthum den Waldfrevlern droht: Wer die Mark freventlich ansteckt oder verbrennt, denselben soll man in eine rauhe Kuh- oder Ochsenhaut thun, und ihn drei Schritt vor das Feuer, da es am allerheftigsten brennet, legen, bis das Feuer über ihn brennet und das soll man zum zweiten- und drittenmal thun an dem Ort, da es am heftigsten brennet, und wenn dies geschehen, und bleibt lebendig oder nicht, so hat er gebüsset. Und wo der begriffen wird, der einen stehenden Baum schälet, *dem wäre Gnad nützer denn Recht*, *und wenn man dem soll Recht thun*, soll man ihm seinen Nabel bei dem Bauch aufschneiden und einen Darm daraus thun, denselben an den Stamm nageln und mit der Person herumgehen, so lange er einen Darm in seinem Leibe hat. Die Worte: dem wäre Gnad nützer, denn Recht u. s. w., weisen aber schon darauf hin, dass diese Strafen nur gedroht wurden, wie denn von ihrer wirklichen Vollziehung kein

Beispiel nachzuweisen ist. Bei der 1813 vorgenommenen Theilung dieses grossen Gemeinwaldes bekam der Landgraf von Hessenhomburg als oberster Märker ein Sechstel voraus, und ausserdem einen beträchtlichen Antheil, welcher den Gipfel des Feld bergs mit einschliesst.

Von den Eppsteinern kam Homburg an die von dem benachbarten Falkenstein (ursprünglich von Hagen im Dreieich, jetzt Dreieicherhain zwischen Frankfurt und Darmstadt) ausgegangenen Grafen von Hanau-Minzenberg, von welchen es Landgraf Wilhelm von Hessen in der baierischen Fehde 1504 eroberte. Seitdem blieb es zwar bei dem Hause **Hessen**, fiel aber an die Hessendarmstädtische Linie, in welcher Ludwig V. 1662 das Recht der Erstgeburt und Untheilbarkeit einführte, und seinen Bruder Friedrich, den Stifter der Hessenhomburger Seitenlinie, mit Homburg unter Bedingungen abfand, welche die jetzt anerkannte Souveränität seiner Landgrafen noch lange in Zweifel stellten. Eine Reihe von Helden ging aus dieser hessischen Nebenlinie hervor. Der Name der Prinzen von Hessenhomburg strahlt ruhmvoll in der deutschen und preussischen Geschichte. Dies Heldengeschlecht beginnt mit Friedrich II., dem Sieger bei Fehrbellin, wo der Prinz von Hessenhomburg, mit der Vorhut, die er befehligte, gegen den Willen des grossen Kurfürsten, den Feind rasch angriff und einen Sieg erfocht, welcher den Ruhm der schwedischen Waffen auf die preussischen übertrug.

„Ziehet, Prinz von Hessen-Homburg, unserm kleinen Heer vorauf,“
Sprach der grosse Friedrich Wilhelm, „nehmt den besten Reiterhauf,
Spähet nach den Feindesscharen; aber lasst euch nicht verleiten,
Schnell und wagend, wie ihr immer, mit der Uebermacht zu streiten.“

An der Spitze seiner Scharen treibt er durch das grüne Feld,
Ueber Berg und Wiesenthalen, und erspäht des Feindes Zelt.
Hei! da blickt es ihm herüber und die hellen Waffen blitzen,
O wie winkt es ihm hinüber lockend mit den Schwerterspitzen!

Fern herüber fliegt verwegen mordbegieriges Geschoss,
Und es streift des kühnen Helden kampfbegierig Schlachtenross;
Und der Ritter spornt den Rappen, und es folgen ihm die Scharen,
Und vermessen stürzen Alle in die tödtlichen Gefahren.

Schwingen sie behend die Schwerter, fällt auch mancher Heldenstreich,
Sinkt auch mancher kühne Schwede auf die Wiese todt und bleich,

Zehne fechten gegen Tausend, die an ihrem Blut sich letzen,
Ihres Ruhmes junge Scharten an den Siegern auszuwetzen.

Armer Prinz von Hessenhomburg, arme nothgedrängte Schar,
Mitten unter Feindeskugeln aller Hülf und Rettung baar!
O wer möchte da die Streiche, die an ihre Panzer schlugen,
Und die rothen Wunden zählen, so die tapfern Streiter trugen.

Armer Prinz von Hessenhomburg, arme nothgedrängte Schar,
Jetzo bist du überwunden und verloren immerdar. —
Doch den Donner des Geschützes hört der Kurfürst in der Weite,
Und er ahnet was geschehen und er fliegt zu Kampf und Streite.

Wie die graugepeitschte Woge an die Felsgestade braust,
Wie der Sturmwind in den Wipfeln alter Eichenwälder saust,
Flog herbei mit seinem Volke Friedrich Wilhelm wohlgerüstet,
Wie Orions Sterne funkeln, wenn er durch die Nacht sich brüstet.

Und der Feinde dichte Rotten sehn den starken Helden nahn,
Sehn die tapfern Brandenburger und ein Zittern fasst sie an.
Tausend heisse rothe Quellen fliessen plötzlich nach dem Sande:
Flieht, ihr kühnen Schweden, fliehet, fliehet schnell in eure Lande.

„Grosser Kurfürst Friedrich Wilhelm, der den grossen Sieg gewonnen,
Der das Werk zu Ende brachte, das bei Rathenau begonnen,
Sei gepriesen, Landesvater, Landesretter immerdar!“
Ruft ihm jubelvoll entgegen seine Brandenburger-Schar.

„Lebt der Prinz von Hessenhomburg?“ fragt er ernst, und voller Bangen
Kommt der Ritter schuldig, reuig, todtenbleich herbei gegangen.
„Prinz, ihr habt den Tod verdienet für die übereilte That.“
Tod verdient von seinen Brüdern, ruft der ganze Kriegesrath.

„Aber soll mich Gott behüten, diesen Tag, der Feinde Schrecken,
„Mit dem Blute eines Prinzen meines Stammes zu beflecken.
„Tretet her und dankt dem Himmel, dass der Sieg der unsre war!“
Und es knieten Alle nieder, und es dankte Gott die Schar. *)

In dem Schauspiel unseres trefflichen Heinrich von Kleist: Prinz Friedrich von Homburg, dessen psychologische Wahrheit wir oft verfochten haben, wenn man meinte, ein Held dürfe den Tod auch durch das Richtschwert nicht fürchten, ist der ernstliche Vorsatz des Kurfürsten, den Prinzen einen solchen Tod sterben zu lassen, nicht die einzige Abweichung von der Geschichte,

*) Der grosse Kurfürst, Romanzen von Julius Curtius.

obgleich wir dem Dichter weder diese noch jene zum Vorwurf machen. Der geschichtliche Friedrich von Homburg, geb. 1633, war in der Schlacht von Fehrbellin 1675 kein Jüngling mehr, wahrscheinlich auch in die Nichte des Kurfürsten nicht schwärmerisch verliebt, da sie schon seit fünf Jahren seine zweite Gemahlin war; ein Nachtwandler soll er gleichfalls nicht gewesen sein, überhaupt mochte ihm das Wandeln schwer werden, da er bei der Berennung von Kopenhagen das linke Bein bis an den Schenkel eingebüsst und den rechten Schenkel schon als Jüngling von funfzehn Jahren im Schlossgarten gebrochen hatte. Freilich hinderten ihn diese Umstände nicht, jene beiden Ehen und noch eine dritte einzugehen und in den beiden letzten funfzehn Sprösslinge zu zeugen. Das verlorene linke Bein ersetzte er durch ein hölzernes, welches er übersilbern liess, weshalb er auch unter den Landgrafen von Homburg Friedrich mit dem silbernen Bein genannt wird. Er war nicht bloss Held, sein Land pries auch seine Regententugenden. Er nahm viele Familien waldensischer und picardischer Flüchtlinge auf, welche Dorn-Holzhausen, das bedeutendere Friedrichsdorf und die halbe Neustadt Homburg erbauten. Er selbst baute Fabriken, Glashütten, Salzsoden und Meierhöfe, erneuerte den mehrerwähnten Burgthurm und legte den Grund zu dem jetzigen Schlosse, welches sein Nachfolger vollendete. Seine in Stein gehauene Reiterstatue prangt über dem Schlossthor und über der Thüre des rechten Flügels sein metallenes Brustbild, von demselben Meister, der seinem Oheim, dem grossen Kurfürsten, das bekannte Standbild auf der langen Brücke zu Berlin gegossen hat.

Die grünen, meist in den Wald gehauenen Anlagen und Spaziergänge um Homburg rühren grösstentheils von Friedrich V. her, dem gemüthlichen Menschenfreund, dem die Liebe zu seinen Kindern und Unterthanen, die er auch als seine Kinder betrachtete, für die untergeordnete Thier- und Pflanzenwelt noch Empfindung genug übrig liess.

Neuerdings ist Homburg durch seine Soolquellen auch als Badeort bedeutend geworden. Die Anlagen um den Kurbrunnen sind zwar noch in der Kindheit begriffen, aber die grüne Wald- und Gebirgsnatur am Saum des gebauten Landes entschädigt die Gäste, welche bald die Nähe der höchsten Gipfel des Taunus zu

genussreichen Wanderungen, bald die Nachbarschaft Frankfurst zu Ausflügen in ein geräuschvolleres städtisches Leben lockt. Für den Freund des Alterthums enthält das Schloss die Ergebnisse vielfacher Ausgrabungen an der Saalburg, eine Stunde von Homburg, an der Landstrasse nach Usingen. Hier will man das von Drusus im Lande der Katten erbaute, von Arminius zerstörte Römercastell *Arctaunum* wiederfinden, wo Drusus, nachdem er in der Wetterau mit dem Pferde gestürzt war und den Schenkel gebrochen hatte, am dreissigsten Tage gestorben sein soll. Was hierüber der Artikel Mainz berichtet hat, mögen die folgenden Zeilen dem Leser ins Gedächtniss zurückrufen:

Drusus Tod.

Drusus liess in Deutschlands Forsten
Goldne Römeradler horsten;
An den heilgen Göttereichen
Klang die Axt mit freveln Streichen.

Siegend fuhr er durch die Lande,
Stand schon an der Elbe Strande,
Wollt hinüber jetzt verwegen,
Als ein Weib ihm trat entgegen.

Uebermenschlich von Gebehrde
Drohte sie dem Sohn der Erde:
„Kühner, den der Ehrgeiz blendet,
Schnell zur Flucht den Fuss gewendet!

„Jene Marken unsrer Gauen
Sind dir nicht vergönnt zu schauen,
Stehst am Markstein deines Lebens;
Deine Siege sind vergebens.

„Säumt der Deutsche gerne lange,
Nimmer beugt er sich dem Zwange,
Schlummernd mag er wohl sich strecken,
Schläft er, wird ein Gott ihn wecken.“

Drusus, da sie so gesprochen,
Eilends ist er aufgebrochen,
Aus den Schauern deutscher Haine
Führt er schnell das Heer zum Rheine.

Vor den Augen sieht ers flirren,
Deutsche Waffen hört er klirren,

Sausen hört er die Geschosse,
Stürzt zu Boden mit dem Rosse.

Hat den Schenkel arg zerschlagen,
Starb den Tod nach dreissig Tagen.
Also wird Gott Alle fällen,
Die nach Deutschlands Ehre stellen.

Schwerlich ist diese Sage, welche uns römische Geschichtschreiber als historische Thatsache berichten, jenseits der Alpen entstanden. Genauerer Betrachtung verhehlt sie ihren deutschen Ursprung nicht. Römer würden sie nicht erdacht haben, da sie weniger zu ihrer, als zur Ehre der Deutschen gereicht. Vermuthlich waren es deutsche Kriegsknechte im römischen Solde, welche sie aus der Heimat mitbrachten, und zu deren Verherrlichung erzählten. Wir begegnen also hier einer unserer ältesten Ueberlieferungen.

Der Feldberg.

Das Taunusgebirge fällt gegen den Main am schroffsten und schönsten ab, gegen die Lahn hin lehnt es sich an das nassauische Hochland zwischen Main und Lahn, von dem Rhein und der Wetterau, seinen äussersten Enden her, hebt es sich sanft und allmählig empor, bis es etwa in der Mitte seine Höhepunkte in drei Gipfeln erreicht, von welchen der Feldberg der höchste und somit die Krone des Ganzen ist. Die beiden andern, kleiner Feldberg und Altkönig genannt, lassen ihm wenig nach. Der Feldberg mit 2700 Fuss absoluter Höhe ist der höchste Berg des mittlern Deutschlands, und, obgleich nur ein Zwerg gegen seinen gleichnamigen Bruder im Schwarzwald, und selbst dem Brocken, dem König des Harzes, bei Weitem nicht gewachsen, gewährt er doch von seinem Gipfel einen viel schönern und anziehendern Umblick als jene, deren Ersteigung lange nicht so lohnend gefunden wird. Wenn wir überhaupt zugeben müssen, dass die Aus- und Fernsichten, deren man auf höhern Gebirgen geniesst, den Charakter des Schönen selten an sich tragen, und dass es dem Auge keinen Genuss gewährt, weit zu sehen, oder gar durch Fernrohre nach noch entlegenern Punkten zu spähen, für die wir schon ein Interesse mitbringen, ihre Entfernung berechnen und erwägen müssen, um dann über den weitreichenden Gesichtskreis

in Erstaunen zu gerathen, so sind dies doch Betrachtungen, die man etwa auf dem Brocken anstellen wird, die uns aber auf dem Feldberg so wenig als auf dem Rigi in den Sinn kommen. Auf dem Rigi freilich sind sie nicht einmal wahr, denn so hoch er ist, stellt er uns doch einer Doppelkette mit ewigem Schnee bedeckter Gebirge gegenüber, mitten in die erhabene Alpenwelt, deren Panorama, ohne alle Rücksicht auf Entfernung und Höhe, einen unauslöschlichen Eindruck gewährt. Auf dem Brocken begegnet der Blick nirgend einem bedeutenden Gegenstande, er verliert sich nach allen Seiten in das endlose Nichts, und es ist gar nicht befremdend, wenn das personificirte Nichts, der Geist, der stets verneint, eben hier seine Walpurgisfeste feiert. An der Aussicht, deren wir auf dem Feldberg geniessen, würde ich nicht hervorheben und rühmen, dass sie so weit reicht, von Strassburg bis zum Siebengebirge und so nach allen Richtungen; wichtiger scheint mir zu ihrer Empfehlung, dass sie nicht ein einzelnes Gebirge überschauen lässt, sondern die grossen Massen aller bedeutendsten Bergzüge um Rhein und Main sich von diesem Standpunkte vollkommen deutlich gegen einander abheben, und um so besser übersehen lassen, als die breiten Thäler beider Flüsse sie auseinander halten. Die Gegenstände, welche man deutlich und bestimmt sieht, sind nach Kriegk folgende: im Süden der Main und der Rhein mit den Städten Frankfurt, Mainz, Worms, Mannheim und Speier; die Ebene des letztern Flusses entlang verliert sich das Auge nach Karlsruhe und Strassburg hin im Horizont; links erblickt man die Bergstrasse mit dem Melibocus und dem Oelberg als besonders hervorstechenden Punkten an ihr, und weiter nach Süden den Königstuhl bei Heidelberg und die zum Schwarzwald gehörenden Höhen der Gegend von Baden-Baden. Im Südosten der Odenwald mit seiner höchsten Höhe, dem Katzenbuckel, bis in das Fränkische hinein, der Main mit Hanau und Aschaffenburg bis über letztere Stadt hinaus, der Spessart und das nordwestlich von ihm liegende Freigericht. Im Osten die Wetterau, der Vogelsberg und etwas nach O. S. O., hinter dem Letztern, das Rhöngebirge, sowie etwas nordöstlich ein Theil des Thüringer-Waldes. Gerade im Nordosten die Hochebene des Taunus und die Gebirge von Niederhessen bis zum Meissner hin; die Gegend von Kassel bleibt durch die Hö-

hen bei Hilsenberg und Fritzlar verdeckt. Im Norden die Hochebene des Taunus, die in der Gegend von Giessen, Wetzlar und Weilburg dies- und jenseits der Lahn liegenden Höhen, die Gebirge zwischen Dill und Lahn, die Grafschaft Wittgenstein links der obern Lahn und das zu Westphalen gehörende Rothhaargebirge, welches sich von Winterberg über Ostenberg und Berlenburg gegen die obere Sieg und Bigge hinzieht. Etwas im Nordwesten der Taunus, der Westerwald und hinter ihm das Siebengebirge bei Bonn. Westlich der Taunus und die Gebirge der untern Mosel jenseit des Rheins. Südwestlich die West-Hälfte des Maintaunus, der Hundsrücken, der Donnersberg und mehr im Süden die Haardt und in blauer Ferne die Vogesen.

Wie das Taunusgebirge kuppenförmige Bergspitzen liebt, einige Berge sogar in kleine Ebenen endigen, so bildet eine hundert Morgen grosse Fläche den Gipfel des Feldbergs, dessen Name von dieser feldartigen Gestalt seines Gipfels abgeleitet wird. Letzterer trägt keine Bäume, sondern wie die Brockenhöhe nur Haide-, Haidelbeer- und Preisselbeersträucher. Ein mächtiger, zerklüfteter Quarzfelsen, dreizehn Fuss hoch, zwanzig Schritt im Umkreise haltend, ragt auf der Nordostseite hervor als das einzige ausgehende Gestein. Er ist nach allen Seiten vom Rauch der Feuer geschwärzt, durch welche die Besuchenden, indem sie dem Aufgang der Sonne entgegenharrten, der Kälte der Nacht und des Tagesanbruchs zu trotzen hofften. Der Name dieses Felsen Brunhildenstein oder Brunhildenbett (*lectulus Brunihildae*, wie er schon in einer Urkunde von 1043 heisst) ragt aus dem frühesten Alterthum herüber, wenn er nicht einen mythischen Ursprung hat. Der Name wird nämlich bald auf die historische, bald auf die mythische Brunhild bezogen. Von der ersten, jener unseligen Frankenkönigin, deren wir bei Worms gedachten, behauptet man, wiewohl ohne Erweis, sie habe oft die Nacht auf diesem Felsen zugebracht, und von da, bei Sonnenaufgang, einen Theil von Ostfranken, ihr und der Ihrigen Reich, überschaut:

Den Feldberg klimmt eine Schar hinan,
Durch finstern Wald auf felsiger Bahn,
Zwölf Reisige sind es, in Waffen rauh,
Und auf weissem Ross eine hohe Frau.
Sie trägt eine goldene Kron im Haar,

Ihr Aug blickt hell und falkenklar,
Bald schaut es hinab in die Waldesnacht,
Bald zum Himmel auf nach der Wolkenpracht.
„Hinan! so lang noch die Sonne blinkt,
Und wenn auch mein Ross zusammensinkt,
Im Abendstrahl will ich schauen Burgund
Da droben vom luftigen Bergesrund" u. s. w. *)

Wenn man aber hier erst ein Bette erfinden muss, so ist bei dem Bezug auf die mythische Brunhild dieses Bette durch die Sage gegeben. Nach dieser hatte nämlich Odin, der oberste Gott, Brunhilden wegen ihrer Kühnheit in die Zahl der Schildmädchen oder Walkyrien gewählt:

Viel ist in deutschen Zungen von Brunhild der Maid
Gesagt und gesungen, wie kühn sie war im Streit.
Sie ging von Haupt zu Füssen gehüllt in blanken Stahl:
Da kührte sie Odin in seiner Schildmädchen Zahl.
Walkyrien reiten bewehrt durch Luft und Meer,
Auf kühnen Wolkenrossen stürmen sie einher,
Licht strahlt von ihren Spiessen und Funken sprühn aus Nacht,
Wenn sie die Helden kiesen, die blutgen Opfer der Schlacht.
Von den Mähnen ihrer Rosse befruchtend träufelt Thau,
Doch oft zerschmettern Schlossen die Hoffnung der Au:
So weben sie Geschicke und ihre Spuhle rauscht,
Verborgen jedem Blicke, von keinem Ohr noch belauscht.
Wer aber Odins Mädchen im Grimm der Schlacht gefällt,
Dem küsst sie die Wangen und schön erliegt der Held.
Sie führt ihn gen Walhalla zu hoher Väter Schar,
Sie reicht mit holdem Grusse den Meth im Becher ihm dar.
Als Odin Brunhilden zur Kriegsnorne kor,
Da that sie es an Kühnheit den Schwestern all zuvor.
Sie fuhr unersättlich von Krieg daher zu Krieg
Und Königreiche zitterten, wenn sie das Schlachtross bestieg.

Es scheint aber, dass der Gott des Krieges und Sieges, beides war Odin, Brunhilden um ihre Siege beneidet habe, denn nicht lange währte diese Freundschaft. Folgendes war die Veranlassung zu offenem Bruche:

Helmgünther hiess ein König, dem Odin Sieg beschied,
Und Agnar ein Andrer, den lang das Kriegsglück mied;

*) Rheinische Sagen und Lieder von Adelheid von Stolterfoth. Frankfurt 1839. S. 183.

Doch jetzo half ihm Brunhild wider Odins Macht,
Helmgünther fiel bezwungen und Agnar siegt' in der Schlacht.
Das liess nicht ungerochen Odin an seiner Magd,
Dem er Sieg verheissen, dass sie dem Sieg versagt.
Da sollte sie nicht länger Walkyrie sein:
Das Loos ward ihr beschieden, das allen Frauen gemein,
Eines Mannes Bett zu theilen und sein Geheiss zu thun.
Sie sprach: „Du magst gebieten; doch hier gelob ich nun,
Mich Keinem zu vermählen, der Furcht empfinden kann,
Ja lieber wollt ich sterben, als dass er würde mein Mann."
Da stiess ihr Allvater den Schlafdorn ins Haupt.
In voller Waffenrüstung sank sie machtberaubt
Dahin zu tiefem Schlafe. Und Alles schlief mit ihr,
Es schlief was Odem holte auf Segard *), Mensch oder Thier.
Die Kühe im Stalle bogen die Kniee und nickten ein,
Die Jagdhunde streckten sich auf ihr Nagebein,
Die Tauben auf den Zinnen, die Fliegen an der Wand,
Sie hatten alle Sinne zu süssem Schlummer gewandt.

Und also schliefen sie funfzig Jahre und Niemand konnte sie erwecken, denn die Webeglut (Wafurloga), die immer auf und nieder wallte, war um das Schloss geschlagen und liess Niemand heran. Aber Allvater hatte gesprochen:

Wer durch das Feuer reite zu Brunhildens Saal,
Und ihr den Harnisch löse, der sei ihr Herr und Gemahl.
Viel Königssöhne kamen dahin von Zeit zu Zeit,
Die alle freien wollten die königliche Maid;
Doch als sie Segard sahen von Webeglut umloht,
Da scheuten ihre Pferde und Mancher fiel in den Tod.

Das währte bis Siegfried dahin kam. Denn als er den Drachen getödtet und den Schmied Mime erschlagen hatte, trug ihn das schnelle Ross Grani,

Es trug den Unverzagten Brunhildens Burg so nah,
Dass er das Zauberfeuer um Segard weben sah
Und auf dem Thurm bewegungslos das Königsbanner stehn.
Der Drachentödter konnte der Vögel Stimmen verstehn.
Da klang es in den Lüften wie Nachtigallenschlag:
„Nun lodert funfzig Jahre die Glut und einen Tag,
Der sie löscht ist nahe. Wer zu Brunhildens Saal
Durch Webelohe reitet, der wird ihr Herr und Gemahl."
Der theure Degen hörte, was ihm der Vogel sang;

*) Name von Brunhilds Burg.

Doch wie er durch die Flammen den wilden Grani zwang,
Da war es eine Schildburg, beglänzt von Sonnenschein:
Die Schilde schoben willig sich auf und liessen ihn ein.
Da fand er in der Veste die allertiefste Ruh,
Die Sonne schien vom Himmel, doch Alles schlief noch zu.
Die braunen Jagdhunde schnüffelten im Traum,
Die Schlagtauben hatten das Köpfchen unter den Flaum
Des Flügels verborgen, und als er kam ins Haus
Da streckte noch die Rechte der Koch — — —
Noch sass die Magd, als rupfe sie an dem schwarzen Huhn,
Noch schien der Küchenjunge die schwere Arbeit zu thun.
Und in den Kammern neigten die Häupter schlummerschwer
Der Truchsess und die Schenken und der Diener zahllos Heer.
Die Fliegen an den Wänden schliefen süssen Schlaf,
Und wie er weiter eilte schlief Alles fest, was er traf.
Und rings blieb es stille, kein Lüftchen regte sich,
Er hörte seinen Athem, das däucht' ihn wunderlich.
Nun kam er zu dem Saale: da schlief im Waffenkleid
Ein Mann, so voll gerüstet, als käm er eben vom Streit.
Dem band er von dem Haupte den Helm: da wars ein Weib:
Wie angewachsen fugte der Stahl dem schönen Leib.
Ihn aufzuschlitzen dacht' er mit klugem Schwertesschwang:
Vom Haupt bis zu den Füssen und an den Armen entlang
Zerschnitt der Held die Rüstung und ritzte nicht die Haut;
Dann schält' er aus dem Eisen die wonnigliche Braut.
Sie war so schön geschaffen, o Wunder, Glied für Glied!
Da musste sie erwecken mit einem Kusse Siegfried.
Der Kuss war ergangen, sie schlug die Augen auf,
Mit Staunen lehnte Siegfried auf seines Schwertes Knauf.
Er sah die blauen Augen und senkte Blick in Blick.
Sie frug: „Das Odin fügte, hat sich erfüllt das Geschick?
Kam hieher der kühne Siegfried, Siegmunds Sohn?
Fiel in der Grüne der Wurm der Haide schon?
Durch Webeglut zu reiten, wer hatte sonst die Macht?"
Er sprach: „Der ist ein Volsung, der dieses Werk hat vollbracht."
Da erhob sich von dem Pfühle die schöne Königin
Und schritt an Siegfrieds Seite durch die Gemächer hin.
Der Truchsess und die Schenken, der Diener zahllos Heer
Erstanden aus dem Schlafe und Leben ward um sie her.
Da regten wiederkäuend die Kühe sich im Stall,
Die Jagdhunde sprangen empor mit lautem Schall,
Die Fliegen von den Wänden summten durch den Raum,
Die Taube zog das Köpfchen hervor aus wärmendem Flaum.
Die Magd rupfte weiter an ihrem schwarzen Huhn,
Der Küchenjunge eilte die Arbeit zu thun,

Das Feuer flammte wieder, so ward an seinem Ort
Der Bratenwender munter, der Braten brutzelte fort. u. s. w. *)

So wird Siegfrieds Verlobung mit Brunhilden eingeleitet, welche in den Nibelungen vergessen und doch gewissermassen vorausgesetzt ist. Der Name Brunhilden-Bette, welchen der Quarzfelsen führt, spielt offenbar auf diese Sage an, und bezeichnet ihn als den Ort ihres funfzigjährigen todesähnlichen Schlummers. Wenn die Wilkinasage den Schauplatz an das Friesenmeer, in die alte Heimat der Franken, setzt, so hält sie dabei nur die ursprüngliche Gestalt der Sage fest. Als hernach diese mittelrheinischen Gegenden fränkisch wurden, ja den Namen des Frankenlandes vorzugsweise zu führen begannen, konnte Brunhildens Bette und Odins Zauberfeuer auf keinen erhabenern Ort als auf den Gipfel des Feldbergs verlegt werden.

Diesen ziert kein Gebäude, noch immer müssen die Wanderer hinter Brunhildens Bette Schutz suchen. Friedrich V., Landgraf von Hessen-Homburg, wollte zum Andenken seines Amts als oberster Märker und Waldbote, wenn der Gipfel des Feldbergs bei der Theilung der Mark in sein Loos fiele, was auch geschah, ein Gebäude zum Schutz der Besuchenden errichten lassen; warum es unterblieb, wissen wir nicht. Neuerdings ist davon die Rede, einen Thurm wie jene auf dem Königsstuhl bei Heidelberg und auf dem Melibocus errichten zu lassen, welcher dem Zwecke nicht ganz entsprechen würde, weil er zum Uebernachten wenig Bequemlichkeit darböte.

Am nördlichen Abhange des Feldbergs läuft der römische Pfahlgraben vorbei. Man bemerkt die Spuren eines Römercastells und ein anderes längliches Viereck, die Heidenkirche genannt. Tiefer am Fusse liegen auf einem Felsen die Ruinen des Schlosses Reifenberg, welches nach dem Aussterben des fehdelustigen Geschlechts an die Walbott-Bassenheim kam. Die Reifenberger erstürmten 1374 Königstein; die Limburger Chronik erzählt es etwa mit folgenden Worten: „In demselben Jahre waren die von Reifenberg feind Junker Philippsen, Herrn zu Falkenstein, und der war genannt der Stumme von Falkenstein, nicht, dass er ein Stummer wäre von Reden, dann er war ein Stummer von Wer-

*) Vergl. meine Rheinsagen, S. 52

ken. Und dieselben von Reifenberg erstiegen und gewannen Königstein jenseits der Höhe und fingen ihn mit seinen vier Kindern und führten sie auf ihr Schloss Reifenberg. Da starb derselbe Junker in den nächsten acht Tagen, denn er war gar sehr gefallen zu Königstein, und wäre gern geflohen, da das erstiegen ward.“ Gleich hinter Reifenberg auf einem waldigen Hügel liegt auch Hattstein, das den Frankfurtern so viel zu schaffen machte, dass sie es 1379 eroberten, und 1432 wegen erneuten Strassenraubes mit Hülfe von Mainz und Isenburg zerstörten.

Altkönig.

Der Altkönig, obwohl niedriger als beide Feldberge, wird doch öfter als der Lütgefeldberg besucht, der drei kolossalen Steinwälle wegen, welche ihn am Fuss, in der Mitte und am Gipfel umgürten. Wer diese Felsenmassen gethürmt habe, ist noch immer unausgemacht, doch räth man jetzt nicht mehr auf die Römer, welche Berggipfel nicht zu befestigen pflegten. Auch traut man ein solches Heldenwerk gleich den bekannten cyklopischen Mauern, lieber der ungeschwächten Kraft eines Naturvolks zu. Aehnliche Befestigungen finden sich auch auf dem benachbarten Thalwegsberge und bei Wiesbaden, wo aber die Steine theilweise zu Bauten verwendet worden sind, während sie auf diesen Höhen unangetastet blieben. Die auf dem Altkönig werden bald dem Ariovist, bald dem Alemannenkönig Rando zugeschrieben, welcher die Beute von Mainz hier geborgen habe. Hiermit bringt man auch den Namen Altkönig in Verbindung, wiewohl derselbe nach Dahl Altring (von den Ringwällen), statt Altking geheissen haben soll. Dass der Königstuhl des Niedgaus hier gestanden habe, ist unerwiesen.

Kronenburg.

Wie Reifenberg und Hattstein hinter der Höhe, so liegen vor derselben drei Schlösser beisammen, Kronenburg, Falkenstein und Königstein. Ein viertes, Eppstein, hält sich mehr für sich. Zuerst begegnet uns am Fusse des Altkönigs Kronenburg, über dem gleichnamigen Ort, dessen Lage man oft mit Tivoli verglichen hat, ob es gleich keinen Wasserfall hat. Gerning, der hier begütert war, hat den nicht sehr treffenden Vergleich

aufgebracht. Von seinen Obsthainen ist schon die Rede gewesen. Zu den Kastanien, die besonders gepriesen werden, soll in den Kreuzzügen ein Ritter von Kronberg den Samen aus Palästina mitgebracht haben.

Der Stammsitz der Kronenburger ist das benachbarte Eschborn, wo noch Trümmer der alten Burg zu sehen sind. Die Ritter von Eschborn theilten sich in den Kronen- und Flügelstamm; ersterer scheint Kronenburg gegründet und benamet zu haben. Berühmt ist das Treffen bei Eschborn, wo Frankfurt den Kronenburgern und der ihnen verbündeten Ritterschaft unterlag. Es war in der Zeit des aufstrebenden Bürgergeistes, welcher die Bündnisse der Städte am Rhein und in Schwaben, gegen den raubsüchtigen, noch heute dem reichsstädtisch denkenden Rheinländer verhassten Adel, hervorrief. „Doch begleitete das Glück," sagt v. Fichard, „die Heerzüge der deutschen Städte nicht. Wenn die Söhne der Alpen 1386 bei Sempach und 1388 bei Näfels unsterblichen Ruhm erwarben, so erlitt der schwäbische Bund bei Döffingen 1388 eine völlige Niederlage, der in demselben Jahr das für den rheinischen Bund unglückliche Treffen bei Worms folgte," und im nächsten jenes bei Eschborn, welches den Frankfurtern bloss zur Auslösung der Gefangenen 73,000 Gulden kostete, die sie nicht aufbringen konnten, ohne für einige Zeit ihre Verfassung zu ändern. Die gleichzeitige Limburger Chronik, die sonst deutsch geschrieben ist, schaltet hier die Worte ein: *Proditorie, ut creditur, Francofurtensis occubuerunt.*

Ein Gemälde, das diese Niederlage darstellt (eine Kopie befindet sich auf der Frankfurter Bibliothek), wird auf der verfallenen Kronenburg gezeigt. Was von dieser übrig ist, dient jetzt als Schulhaus, den Thurm aber bewohnt der Nachtwächter von Kronberg. Malerisch zieht sich dies Städtchen zwischen Obstbäumen den Hügel hinan; unter ihm liegt Kronthal mit seinem Gesundbrunnen und dem neu erbauten Kurhause, etwas tiefer Neuenhain mit den drei Linden und seiner Sauerquelle, und schon ganz in der Mainebene das oben erwähnte ehemalige Reichsdorf Soden, eine Kolonie des benachbarten Sulzbach, das gleichfalls ein Reichsdorf war. Beide Namen deuten auf die mineralische Beschaffenheit ihrer Wasser.

Falkenstein.

Wir wenden uns von Kronberg, dessen Hartmuthe (denn diesen Vornamen führten seine Ritter) uns an der Nahe wieder begegnen, nach Falkenstein, das höher als seine Schwesterburgen auf einer Abdachung des Altkönigs liegt. Wie die Burg mit der unermesslichen Aussicht ins Main- und Rheinthal sich hoch über alle nachbarlichen erhebt, so waren auch die von ihr ausgegangenen Ritter die mächtigsten Dynasten dieser Gegend, ja der ganzen Wetterau. Einen derselben, jenen Ulrich von Hanau, welcher der Freiheit Frankfurts so gefährlich wurde, haben wir schon kennen gelernt. Zuerst finden wir hier Grafen von Nuring, wie auch das unter Falkenstein gelegene Dorf bis ins siebzehnte Jahrhundert hiess; aber der Name, Neuring, deutet schon auf eine ältere Burg, die vor Nurings Gründung bestand. Vielleicht lag diese an der Stelle des heutigen Königstein, das den Nuringern, als Gaugrafen des Niedgaus und der Königshundert, gehörte. Als der Mannsstamm der Grafen von Nuringen erlosch, fielen die Güter durch die Töchter auf Werner von Bolanden und Kuno von Minzenberg. Philipp von Bolanden, Werners Enkel, dem der grösste Theil der Grafschaft Königstein zu Theil geworden war, baute sich in derselben ein neues Stammschloss, das er nach dem ältern am Donnersberg, Falkenstein nannte. Den andern Theil der Nuringischen Erbschaft, der an die von dem Schloss Hagen (Dreieicherhain) stammenden Minzenberger gekommen war, brachte er auch an sich, denn als mit Ulrich II. 1255 dieses Geschlecht gleichfalls erlosch, erwarb Philipp von Falkenstein, Namens seiner Gemahlin Isengard, einer Minzenbergerin, fünf Sechstheile der Erbschaft, während nur ein Sechstheil auf Hanau fiel. Seine Schwester Beatrix oder Guda vermählte er, wie wir bei Kaub hören werden, dem deutschen Könige Richard von Kornwall. Aus seinem Geschlecht entspross jener gewaltige Kuno von Falkenstein, Erzbischof von Trier, welcher seinem Neffen Werner das Erzbisthum abtrat. Mit diesem erlosch aber 1418 der Mannsstamm, und von den Häusern Solms, Eppstein, Sayn, Isenburg und Virneburg, welchen die Besitzungen zufielen, führte letzteres den Namen Falkenstein fort, bis der Letzte der neuen Linie 1683 als Domherr zu Mainz verstarb. Die Verschwägerung der Häuser

Sayn und Falkenstein setzt auch eine Taunussage voraus, welche wir nach der glücklichen Behandlung Adelheids von Stolterfoth hier einrücken.

Traurig empor zum Falkenstein
Schaut ein Ritter im Abendschein;
War einst der Kühnste vor Saladins Heer,
Schwang mit Gesang seinen deutschen Speer,
Aber nun klagt er: „Alles dahin,
Einsam muss ich von dannen ziehn.

Fluch dir da droben, du falscher Wicht,
Gabst mir die Tochter und gabst sie nicht!
Soll diese Felsen mit menschlicher Macht
Ebnen zum Weg in einer Nacht —
Ja! könnt ich hexen und zaubern gar,
Diente von Gnomen mir eine Schar!“

„„Kuno von Sayn, Kuno von Sayn!““
Tönt eine Stimme hell und fein,
„„Schwör's, zu verschütten den Silberschacht,
Den deine Knappen im Thal gemacht:
Morgen dann reitst du zu deiner Braut
Ueber die Felsen, der Weg ist gebaut.““

Kuno von Sayn ein Ritter war,
Aber leise sträubt sich sein Haar;
Langsam hat er das Haupt gewandt
Und schlägt drei Kreuze mit kalter Hand,
Denn ein Bergknapp drei Spannen lang
Steigt empor aus verschüttetem Gang.

War schon ein Männlein weiss und alt,
Mit langem Bart und verschrumpfter Gestalt,
Aber die Augen glänzten ihm hell,
Schien auch sonst ein guter Gesell:
Hatte nicht Pferdefuss noch Schweif
Und war gepudert mit silbernem Reif.

Als da Kuno den Schwur gethan,
Hebt tief unten ein Poltern an:
Aus allen Spalten und Ritzen dringts,
An allen Felsen hämmerts und klingts,
Der alte Taunus widerhallt,
Und Nebel umhüllen Berg und Wald.

Dem Ritter grauts — doch Niemand sieht,
Wie schnell er in seine Burg entflieht,
Von Hoffen und von Fürchten krank,
Vergisst er selbst den Abendtrank,
Bleich lauscht er in der Sturmesnacht
Und betet bis der Tag erwacht.

Nun schaut er aus und lobet Gott,
Denn der Weg ist gebahnt, es war kein Spott;
Da schwingt er sich jubelnd auf sein Ross,
Und reitet hinauf aus Taunusschloss! —
„Hier bin ich, Ritter von Falkenstein,
Und nun schön Irmgard auf ewig mein!“

Der Weg, den die Berggeister gebahnt haben sollen, heisst noch heute Teufelsweg, war aber nach Gerning ein Theil der römischen Heerstrasse, die von Hädernheim nach dem Kastell am Feldberg zum Pfahlgraben lief. Dass die Römerwerke dem Teufel zugeschrieben werden, werden wir noch öfter erfahren.

Königstein.

Vom Falkenstein ist wenig übrig; desto grossartiger sind ihm zu Füssen die Ruinen der ehemaligen Reichsburg, zuletzt kurmainzischen Festung, Königstein. Der Weg dahin führt an dem sogenannten Falkensteiner Häuschen vorbei, welches einem Frankfurter Kaufmann gehört, welcher auch um die Trümmer vor Königstein einen Garten angelegt hat. Aus der Falkensteinischen Erbschaft kam es an die Eppsteiner, und nach dem Tode Eberhards von Eppstein, der zum Grafen von Königstein erklärt worden, an die Stollberge, welchen es Mainz *per fas et nefas* zu entreissen wusste. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ward es erst von den Preussen, dann von den Franzosen belagert und genommen, letztere schleiften 1800 die noch in den Trümmern gewaltige Festung. Von einem gewissen Joseph Kohwald, der bei der letztern Belagerung als ein doppelter Verräther, Deutschen und Franzosen zugleich zum Spion diente, wird erzählt, er habe nach der Zerstörung die Fremden in den zerfallenen Gängen und Kasematten umhergeführt, und so sein Leben gefristet, bis einst ein Stein, auf den er deutete, herabfiel und ihn erschlug.

Nassauische Schweiz.

Den Rücken des Maintaunus durchschneidet das Thal der Kriftel, oder schwarzen Forellenbach, welche bei Waldkriftel entsprungen, nach langem Schlangenlauf zwischen Wiesen, Wäldern und Felsen bei Hofheim in die Mainebne tritt und bei Okriftel mündet. Es ist schon erwähnt worden, dass sie einst die Königshundert von dem Niedgau schied. Oberhalb Eppstein führt dieser tiefe Bergeinschnitt den Namen des Fockenhäuser, unterhalb den des Lorsbacher Thals. Da nun auch bei Eppstein zwei andere Thäler mit ihren Bächen in die Kriftel münden, so begegnen sich hier vier Thäler, Lorsbach-, Fockenhäuser-, Fischbach- und Bremthal, in deren Mitte das verarmte Eppstein mit dem nicht ganz zerstörten Sitz seiner Dynasten liegt. Zwei der bedeutendern Taunushöhen, Rossert und Staufen, welche das waldgrüne Fischbachthal in die Mitte nehmen, geben auch den anmuthigen Thälern Eppsteins romantische Wildheit, obgleich der Name der nassauischen Schweiz immer ein anmasslicher bleibt, wie denn alle deutsche Schweizen denen lächerlich vorkommen, welche die helvetische gesehen haben.

Eppsteins Ursprung hat die Zeit in Fabeln gehüllt. Ein Riese, der diese Bergschluchten unsicher machte, indem er, nach Einigen, den Jungfrauen nachstellte, nach Andern, sich jedem Burgbau widersetzte, ward von einem Ritter, Namens Eppo, in einem eisernen Netz gefangen und vom Felsen herabgestürzt. Natürlich heirathete nun Eppo die von ihm befreite Jungfrau, und gründete Eppstein; die Knochen des Riesen, die sich aber näherer Betrachtung als Mammuths- oder Wallfisch-Rippen zu erkennen geben, wurden über dem Thor angeschmiedet. Wir wissen nicht, in welchem Zusammenhang hiermit die andere Ueberlieferung steht, die sich an den Mannstein, einen menschenähnlichen Felsen am südlichen Abhange des nahen Staufen, knüpft. Ein fremder Ritter soll hier mit dem Bergriesen, der ein Fräulein von Falkenstein entführt hatte, gekämpft haben. Der Riese verstand sich aber auf Zauberei und versteinerte den Ritter; die Schöne jedoch, die das Ungethüm nicht bezaubern konnte, brachte ein Engel in ihre Burg zurück. Dem Ursprung dieser Sagen ist noch wenig nachgeforscht, eine auffallend ähnliche kommt aber

bei *Saxo Grammaticus* vor, wo die Schöne Sirytha und der Ritter, merkwürdig genug, *Ebbonis filius* heisst. Sollte die Sage von Eppstein gelehrten Ursprungs und dem Geschichtschreiber Dänemarks entliehen sein?

Näher dem Lorsbacher Thal, erzählt Gerning, am hohen Felsen Waltherstein, von welchem sich ein Ritter Walther einst herabgestürzt haben soll, ist der Fräuleinborn, wo, nach einer andern süssen Erzählung, die reizende Gisela von Eppenstein mit ihrem Buhlen und nachherigen Gemahl Philipp von Falkenstein oft heimlich zusammenkam. Endlich in dem Kloster Retters, welches Gerhard von Nuringen hinter Fischbach am Eichkopf gründete, soll der Teufel eine Nonne betrogen und entführt haben; aber (schon wieder) ein Engel rettete sie. Nach Andern bezieht sich dies auf die Felsenparthie am waldigen Abhang des Rossert, welche den Namen des Teufelsschlosses führt. Die übereinander gethürmten Felsen waren einst ein Kloster, die einzeln stehenden Säulen Schwestern, und zwei grössere Steinblöcke müssen das schuldige Paar vorstellen.

Doch kehren wir von diesen Sagen zu der Geschichte der Eppsteiner zurück. Vermuthlich waren sie mit den Grafen von Nuring ursprünglich verwandt, von welchen auch ihre ältesten Besitzungen zu Lehen gingen, und die sie, gleich ihren Nachfolgern, den Falkensteinern, beerbten. Das Waldbotenamt am obern Taunus, und der langjährige Besitz des Erzstuhls von Mainz erhöhte ihre Macht. Fünf Erzbischöfe, nämlich drei Siegfriede, ein Werner und ein Gerhard, derselbe, der sich rühmen durfte, die deutschen Kaiser in seiner Tasche zu haben, waren Eppsteiner. Als die eppsteinischen Linien ausstarben, kamen ihre Besitzungen theils durch Kauf an das Haus Hessen, theils, wie schon erwähnt, erst an die Stollberge, dann an Mainz.

Wiesbaden.

Einst nur der Hauptort der Königshundert, jetzt Hauptstadt und Residenz des Herzogthums Nassau, welche letztere eben erworbene Würde ihm die Aussicht eröffnet, noch neue bisher ungeahnte Blüthen zu treiben. Wenn der geistvolle Verfasser der *Bubbles from the Brunnens of Nassau by an old man*, nach seiner ausgesprochenen Vorliebe für Schlangenbad und Schwal-

bach, an der eleganten, ja luxuriösen Bauart Wiesbadens darum keinen Geschmack findet, weil die Wiesbader diese Häuser doch nur für Fremde gebaut hätten, weshalb sie ihm vorkämen wie Kinder in Mannsschuhen, worin ihre Füsse zehnmal Raum hätten; so ist diese Blase geplatzt, seit sich ihnen die Aussicht eröffnet hat, für die im Winter entbehrten Sommergäste durch den Hof, den Adel und die ganze hof- und tanzfähige Nachbarschaft entschädigt zu werden. Auch die Eisenbahn wird Wiesbaden mehr Fremde zuführen, als den übrigen von dem Netz umschlungenen Städten, und so dürfte die Baulust in Wiesbaden noch nicht so bald abnehmen. Unmittelbar am Rhein giebt es, den ganzen Strom auf und ab, keinen Kurort*); auch hierin wird Wiesbaden, sobald seine Entfernung von Biberich, dem Hafen Wiesbadens, durch Dampfwagen aufgehoben ist, einzig sein, wenn nicht etwa gar Thal Ehrenbreitstein seine Absicht noch erreicht.

„*Fontibus Mattiacis,*" diese Aufschrift des berühmten Kursaals spielt auf eine Stelle des Plinius an: *Sunt et Mattiaci in Germania fontes calidi, quorum haustus triduo fervet.* In der That ist eine Hitze, die drei Tage zum Erkalten gebraucht, in der die meisten eingetauchten Schöpfgläser zerspringen, erstaunlich genug, um heute wie vor zweitausend Jahren zu der belebenden Kraft dieses Wassers Zutrauen einzuflössen. Wenn wir den Naturkundigen glauben, so kommen die Quellen, je wärmer sie sind, je tiefer aus dem Schooss der Erde herauf, auch erkalten die in unterirdischen Klüften geheizten Wasser langsamer als andere von gleicher Temperatur, was Alles bestimmen könnte, ihnen geheime, dem Thermometer unmessbare, der Scheidekunst unergründliche Kräfte zuzutrauen. Wenn es endlich wahr ist, was man in Wiesbaden den Fremden so gerne versichert, dass es gar keinen Kirchhof dort giebt, indem alle Kranken geheilt werden, so sollte alle Welt Kochbrunnen trinken, auch wenn er nicht so köstlich schmeckte, wie die beste Hühnerbrühe. Uebrigens hält man auch den Namen Wiesbaden

*) Allenfalls wäre der Dinkholder Brunnen bei Braubach und das Sironabad bei Nierstein auszunehmen. Letzteres ist so gut als Wiesbaden römischen Ursprungs. Die Göttin Sirona, welcher Julia Frontina zum Dank für ihre Genesung den 1803 aufgefundenen Weihaltar widmete, könnte nach Grimm d. M. 157 die Freia sein.

für eine Uebersetzung von *fontes Mattiaci*, da Wiesen und Matten im Deutschen gleichbedeutend seien, und *fontes* in =baden sich wiederfinde. Dass sich die Bürger von Wiesbaden auf einem Votivstein *cives visinobates* nennen, ist oben erwähnt.

Wiesbadens Umgebungen, mit denen wir es eigentlich mehr als mit seinen Quellen und Prachtgebäuden zu thun haben, sind theils schon bei Mainz besprochen, theils handeln davon die zunächst vorausgegangenen und nachfolgenden Abschnitte. Jenen Badenbadens, mit dem sonst Wiesbaden wetteifert, scheinen sie uns nicht zu vergleichen, obgleich sie den Spaziergänger meist in Laubwälder führen, während dort Nadelholz vorherrscht. Die zunächst gelegenen Punkte leiden an Unbedeutenheit, die entferntern liegen schon zu fern. Wer freilich anspannen lassen kann, hat nach dem herrlichen Rheingau nicht weit, die Platte liegt ihm nicht zu hoch, er bringt den Morgen in Schlangenbad, den Mittag in Schwalbach, den Abend auf der eppsteiner Oelmühle zu und kommt noch zeitig genug nach dem Kursaal zurück, um die Nacht zu vertanzen oder zu verspielen. Frankfurt, Mainz und Darmstadt stehen mit allen ihren Naturschönheiten, wenn dies Wort auf Darmstadt Anwendung findet, freilich auch zu Gebot; aber dazu wird man künftig nicht einmal Equipage bedürfen. Wir gedenken nachstehend nur derjenigen Ausflüge, die uns ein besonderes Interesse abgewonnen haben. Dahin würden wir Sonnenberg rechnen, wenn es nicht gar zu besucht wäre, denn alles was Beine hat, geht, reitet oder kriecht, wie schon Jemand gesagt hat, nach Sonnenberg. Neuerdings hat man es ganz in den Garten des Kursaals hineingezogen und die mit Sand überfahrenen Wege führen unmittelbar an die viereckige Warte des einst bedeutenden Bergschlosses, das nur höher liegen sollte. Im engen Thale des Selzbachs versteckt, kann es die umfassende Uebersicht des mittlern Rheinthals nicht gewähren, die man weiter oben bei der sogenannten alten Kirche findet. Eine Sage hat Sonnenberg nicht, und die man ihm andichten wollte, findet weder Glauben noch Beifall. Für einen Sonnentempel wäre der Platz in dieser Verborgenheit übel gewählt, und der alamannische Fürstensohn Sunno hat der Burg nicht den Namen gegeben, sondern ihm die Burg. Was jener bei Mainz erwähnte Engländer als *Saw of Sonnenberg* einschwärzen möchte, verkennt den

Unterschied zwischen Dichtung und Lüge. Die Geschichte meldet von der Sonnenburg nichts Belangreiches, als etwa, dass sie Kaiser Adolf von Nassau erneuert und bewohnt hat. Dass dem Dörfchen zu ihren Füssen Stadtrecht und gleiche Marktrechte, wie Mainz und Frankfurt verliehen wurden, wird man nicht ohne Lächeln vernehmen.

Wie willkührlich die Mode in Bädern schaltet, die freilich ganz von ihr abhängig sind, sieht man wieder recht deutlich an Sonnenbergs grosser Frequenz, während das nicht viel entferntere Frauenstein selten ein Badegast besucht. Und doch bietet seine Ruine, und die neuerdings berühmt gewordene Riesenlinde kein geringeres Interesse dar. Eine Zeichnung letzterer findet man vor den erwähnten *Bubbles*, auch hat unser *Old man* eine Sage (*Legend of the great planetree of Frauenstein*) mitgetheilt, die uns zwar, so weit sie die Linde betrifft, aus der Luft gegriffen scheint, während ihr ächter Gehalt sich auf den nahen Groroder Hof bezieht. Von der Linde wird nur beiläufig erwähnt, sie sei in Blut gepflanzt, indem sie an der Stelle stehe, wo der adelstolze Burgherr von Frauenstein den Geliebten seiner Tochter erschlagen habe. Diese pflanzte den Baum, eh sie ins Kloster ging, und so lange sie das Opfer ihrer Liebe beweinte, vergoss auch die Linde aus jedem abgebrochenen Zweige blutige Thränen. Die Bewohner Frauensteins, welche ich befragte, wussten nichts von alle dem, und da die Linde nach der gemeinen Sitte deutscher Dörfer in der Mitte des Orts vor der Kirche steht, so scheint es damit keine andere als die gewöhnliche Bewandtniss zu haben. Dem starken Baum, den vier Mann kaum umspannten, ist früh Gewalt geschehen, man hat seine Aeste nicht in die Höhe wachsen lassen, sondern so gezogen, dass sie wasserrecht in beträchtlicher Länge hinlaufen; doch fände der grösste Mann unter ihnen Raum. Man kann die Aeste mit Brettern belegen und so über ihnen ein ganz ebenes Stockwerk gewinnen, wodurch sich die Rathsversammlung der Frauensteiner von selbst in ein Ober- und Unterhaus abtheilen würde. Denn hier pflegte die Gemeinde zu dingen, und noch versammelt sie sich hier nach dem Gottesdienst, um ihre Angelegenheiten zu besprechen.

Der Linde gegenüber steht noch ein Pförtchen, das zur

Burg führte. Ausser einigen Trümmern der Ringmauer zeigt sie nur noch eine vierkantige mit Zinnen gekrönte Warte. Im dreizehnten Jahrhundert von einem Frowin von Schierstein erbaut, gab sie einem Zweige dieses Rittergeschlechts Namen und Wohnung. Da die von Frauenstein das Erbhofmarschallamt von Mainz bekleideten, entzogen sie sich nach und nach der Hoheit der sonst hier in der Königshundert übermächtigen Nassauer, und kamen unter Mainz, dem schon das dicht angrenzende Rheingau gehörte. In der Fehde gegen Erzbischof Gerhard von Mainz zerstörte König Albrecht die Burg, die aber bald wieder aufgebaut ward.

Folgendes ist der Hauptinhalt der in den *Bubbles* erzählten Legende. Ein Graf verstiess seinen Sohn, weil er ein Mädchen niederer Herkunft geheirathet hatte. Hierauf starben ihm seine übrigen Angehörigen und im Gefühl der Verlassenheit ergriff den schwachen Greis Reue. Er zog aus, seinen Sohn zu suchen und fand ihn endlich bei Frauenstein in einer Hütte wieder, von der aus er die nächsten Felsen mit der Hacke urbar gemacht und mit Reben bepflanzt hatte. Diese allerdings ächte Sage scheint der Name des „Grawenroder" Hofes und die häufige Verwechslung von „Grauen" und „Grafen" veranlasst zu haben. Es gab eine adlige Familie, die sich nach diesem Rittersitz nannte. Ihr Helmkleinod zeigte einen graubärtigen Mann im schwarzen Kleide, auf der Schulter eine silberne Rodehaue tragend. „Ein wegen Missheirath verbannter Sohn eines gewissen Grafenhauses soll," wie Bodmann meldet, „eigenhändig mit seiner Geliebten den Hof angerodet und zum Andenken jenes Helmkleinod seinem neuerkorenen Geschlechtsschilde übergesetzt haben." Das 1650 erloschene Geschlecht hatte in der alten Kirche zu Schierstein sein Erbbegräbniss.

Noch zwei andere benachbarte Höfe verdienen Erwähnung. Zunächst der zur armen Ruhe, auch Armada genannt, einst ein lindauischer Rittersitz, bei dem das auf dieser Seite der Waldaff einst reich begüterte Geschlecht eine Kapelle zom Armode d. h. zur Armuth stiftete. Jetzt besitzt ihn Herr Kindlinger, ein ausgezeichneter Oeconom, der Neffe (?) des berühmten in dem benachbarten Neudorf gebürtigen Archivars. Dann der sogenannte Nürnberger Hof, zu dem die Mainzer so gerne wallfahrten, nicht

allein wegen der Talente seines Besitzers, der in Diensten des letzten Herzogs die Kochkunst ergründete, auch der unvergleichlichen Aussicht auf den Rhein, Schierstein, Biberich und Mainz zu Liebe.

Biberichs herzoglichen Sommerpalast zu schildern ist weniger das Geschäft der Feder als des Grabstichels, der es oft genug versucht hat, die reizendste Fürstenwohnung am Rhein im glatten Spiegel des Stroms sich beschauen zu lassen, oder die schönen alten Kastanien und Trauerweiden des Parks um die haushohe Wassersäule des Springbrunnens im Bilde zu wiederholen. Niemand versäume doch in diesem Schlossgarten die zierliche Ritterburg zu besuchen, schon der Aussicht auf dem Thurme wegen, die das Rheingau bis Rüdesheim umfasst und auch das jenseitige Ufer beherrscht. Mit Unrecht bezeichnen sie einige Reisebehelfe als eine künstliche Ruine: sie stellt eine völlig erhaltene Burg vor, und ist auf den Trümmern und starken Grundmauern einer wirklichen aufgeführt, der Burg Penzenau bei Mosbach nämlich, von der sich die Penze von Penzenau schrieben. Die erste Nachricht von ihr kommt 1630 vor, damals gehörte sie der hohenstein-penzenauischen Linie, ein noch erhaltenes Glasgemälde am Fenster zeigt die Worte: *Philippus von Hoenstein* Ritter. Da Hohenstein katzenellenbogisch war, so scheint es doch nicht so unpassend, dass der Herzog, als er die Burg von der Familie von Holzhausen zur Erweiterung seines Gartens an sich brachte, bei Erneuerung derselben katzenellenbogische Grabmäler aus der Abtei Eberbach dahin bringen und am Eingang wie im Hofe einmauern liess. Zwei andere Denkmale katzenellenbogischer Grafen aus der St. Klarakirche zu Mainz findet man im Museum zu Wiesbaden eingemauert, namentlich das jenes Diether III., von dem bei St. Goar noch die Rede sein wird, so wie hier das Philipps des Jüngern, des letzten Sprösslings des Heldengeschlechts, dessen früher Tod beide katzenellenbogischen Grafschaften an das Haus Hessen brachte. Gewiss sind uns hier die ächten Gesichtszüge jener geschichtlich höchst bedeutenden Fürsten erhalten. Die Burg, von welcher Biberich (*Biburc* oder *bi der burc*) genannt ist, war nicht diese mosbachische, sondern die etwas höher am Rheine gelegene Amelnburg oder

Amöneburg, von welcher nur schwache Ueberreste römischer Substructionen erhalten sind.

Schwalbach und Schlangenbad.

Um Wiesbadens Nachbarbäder zu besuchen, müssen wir über den Rücken des Gebirgs, an dessen Fuss es gelegen ist. Die Taunushöhe, an welcher die Landstrasse vorbeiläuft, heisst die hohe Wurzel, die nächste bedeutende Nachbarin des Trompeters, bei welchem die Platte liegt. Wenn die Volkssage den Namen dieses Gipfels auf einen Trompeter deutet, der, von Räubern überfallen, so stark in das Horn blies, dass ihn sein Freund auf der Brücke zu Mainz hören und ihm zu Hülfe kommen konnte, so scheint sich hierin eine Erinnerung an König Rother erhalten zu haben. Auf der Brücke zu Mainz war auch der Scharfhörigste zu entfernt, um dem auf der Taunushöhe von Räubern bedrängten Freunde noch zeitig Hülfe zu bringen. Der herbeigerufene Beistand muss also, wie im König Rother, näher im Walde versteckt gewesen sein, um auf das gegebene Zeichen hervorzuspringen, da der Hinzurichtende von der ihm gewährten Erlaubniss, noch zum letztenmal ein Stückchen zu blasen, Gebrauch macht. Einen Zusammenhang des Trompeters mit den Buccinobanten, zu denen der alemannische König Macrian getragen wurde, als ihn Valentinian bei Wiesbaden vergebens zu fangen versuchte, sollten wenigstens die nicht vermuthen, welche die Buccinobanten für Buchonier halten, die bekanntlich im Fuldischen wohnten. Freilich wird man auf diesen Höhen durch die ewig tönenden langen Hirtenhörner an jene wunderliche Deutung des Volksnamens erinnert.

Das herzogliche Jagdschloss, die Platte, wird weit und breit im Main-, Rhein- und Nahthal gesehen und muss daher auch ein umfassendes Panorama ihrer Prachtgefilde vor uns aufrollen. Von dem zinkbedeckten Dache des Schlosses geniesst man des unbeschreiblichen Anblicks mit voller Sicherheit, und selbst der Schwindlige fühlt sich hier behaglich. Auch das Innere des Palastes wird man gerne sehen. Zwei bronzene Hirsche hüten des Eingangs, Hirschgeweihe zieren Flur, Treppen und Thüren, Jagdgeräthschaften hängen an allen Wänden und in den reichen

Gemächern sind alle Tische, Stühle, Spinden, Leuchter, Spiegelrahmen u. s. w. aus Hirschhorn künstlich gearbeitet.

Noch umfassender als auf der Platte ist die Aussicht auf der hohen Wurzel, an welcher die Strasse von Wiesbaden nach Schwalbach links vorbeiführt. Zu dieser kehren wir zurück und haben bald das nassauische Hochland zwischen Main und Lahn erstiegen. Es gewährt durchaus den Eindruck eines ganz ebenen Landes, einer unübersehlichen Feld- und Waldfläche. Erst näherer Betrachtung ergiebt es sich, dass dies Hochland von tiefen Thälern durchschnitten wird, in welchen klare Wiesenbäche gehen und Mühlräder sich umschwingen. Steigt man in eins dieser Thäler herab, so starren seine Wände von schroffen Felsen oder grünen Wäldern und der Bauer in dem verborgenen Dörflein unten glaubt mit Recht im Gebirge zu leben. Fänden sich auch Dörfer auf der Höhe, so würden diese in der Fläche zu liegen scheinen. Das Thal ahmt hier gleichsam dem Gebirge, das Gebirge dem Thale nach. Kaum haben wir, von Wiesbaden aus, die Hochebene erreicht, so zeigen sich uns zwei solcher tiefen Thäler. Das erste, das sich links hinabsenkt, würde uns über Wambach nach Schlangenbad führen. Es ist das Thal der Waldaff, von der beim Rheingau ausführlicher die Rede ist, auch gedenken wir es sogleich, Schlangenbads wegen, zu besuchen. Das andere thut sich weiterhin, gerade vor uns, auf; es ist von der Schwalbach gebildet, die unterhalb Langenschwalbachs in die Arde fliesst, denn diese soll ihre Wasser der Lahn zuführen. So geschwinde ist hier (denn die Waldaff rauschte noch dem Hauptstrome zu) die Wasserscheide zwischen dem Rhein und seinem Nebenfluss überschritten. Man erreicht einen schön angelegten Felsenvorsprung, wo ein Blick in das Wiesenthal der Schwalbach vergönnt ist, in welchem wir die Kurgäste schon umherwandeln sehen. Die Strasse wendet sich rechts und alsbald sehen wir Schwalbach in seiner ganzen, schon im Namen ausgesprochenen, Länge um den Berg herumliegen, von welchem wir herabkommen. Die blauen Schieferdächer und die mehr ländliche als städtische Bauart der Häuser machen einen freundlichen Eindruck. Hier ist nichts von Wiesbadens Pracht, selbst das Badehaus mit der Kolonnade ist höchst einfach, und nur neuerdings scheinen einige neue Gasthöfe höher hinaus zu wollen.

Gleich beim Eingang liegt der Weinbrunnen, der wirklich wie Wein schmeckt, höher hinauf im Wiesengrunde der Paulinenbrunnen, der erst 1829 zu Ehren der Herzogin angelegt und höchst reich und elegant gefasst ist. Zu beiden Seiten führen Treppen hinab, Alles ist mit rothem Sandstein ausgemauert, ein Zelt schwebt über der Rotunde. Noch weiter aufwärts liegt der Ehebrunnen, mit dem es aber nicht die sonst in Bädern gewöhnliche hoffnungsvolle Bewandtniss hat, sondern nur die, dass eine Eiche sich in seiner Nähe einer Buche vermählt hatte. Die übrigen Quellen, worunter der Stahlbrunnen als der wichtigste am besten gefasst und mit schattigen Promenaden umgeben ist, liegen tiefer im Thal, der Brodelbrunnen fast wieder am Ausgang des Orts. Von hier haben wir nur ein Viertelstündchen nach Adolfseck, das die Schwalbacher Gäste so fleissig besuchen. Der Weg geht auf dem Höhenzuge, der erst die Schwalbach, und nach deren Mündung die Arde begleitet. Unten der feuchte Wiesengrund beider Wasser, durch welchen der Weg gleichfalls genommen werden kann. Bei dem Dörfchen Adolfseck geht die Arde zwischen zwei hohen Felsen, die eine Brücke verbindet, hindurch und fällt hernach tief herab; welchen Wassersturz sich eine Mühle zu Nutze macht. Von Kaiser Adolfs Schloss sind nur die Ringmauern übrig. Die Sage berichten wir mit N. Vogts einfachen Worten: Dort, wo die Schwalbach sich in ein Wiesenthal ergiesst, hangen an zackigen Felsen die Trümmer jener Burg, wohin Kaiser Adolf von Nassau seine Geliebte aus einem Kloster entführte, als sie ihm nach einer Schlacht die Wunden so zärtlich geheilt hatte. Sein Oheim aber, der Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppstein, welcher ihn auf den Thron erhoben hatte, sah diese heimliche Liebe als Kirchenraub an. Er that ihn in den Bann und entsetzte ihn des Thrones. Als Adolf in dem darum entstandenen Kriege bei Gelheim gefallen war, kam sein Hund traurig zurück nach der Burg und zupfte die Geliebte bis zu dem Schlachtfelde fort, wo sie ihn unter den Leichen der Erschlagenen fand. Sie baute sich hierauf ein einsames Hüttchen, lebte aber, vom Schmerz erdrückt, nicht mehr lange. Der Hund grämte sich zu Tod auf ihrem Grabe.

Nach Schreiber hiess Adolfs Geliebte Imagina. Aber dies ist der Name seiner rechtmässigen Gemahlin, mit welcher er

sechs Söhne und drei Töchter zeugte. Unter letztern war wieder eine Imagina. Nach Andern hiess jene Geliebte Amalgunde, und Rosenthal das Kloster bei Strassburg, aus welchem er sie entführte. Die abgeschiedene Lage des Orts im Winkel der Arde mag die Sage von dieser heimlichen Liebe veranlasst haben. Tiefer im Thal der Arde, die von Wehen und Bleidenstadt, dem ältesten Kloster dieser Gegenden, herabkommt, liegt Hohenstein, eine katzenellenbogische Burg, deren gewaltige Trümmer drohend über der Arde hängen. Die weitläufigen noch ziemlich wohl erhaltenen Ruinen würden einen reinlichen, freundlichen Eindruck gewähren, wenn man da nicht von Hexenthürmen und Folterkammern vernähme, von welchen schon Bodmann nichts wissen wollte. Der Thurm des Haupt-Thores hat gegen innen keine Mauer, aus dem ersten Hofe gelangt man durch ein zweites Thor in den eigentlichen Schlosshof, eine Wendeltreppe führt auf den Thurm und aus diesem in die innere Burg, wo der tiefe in den Felsen gehauene Brunnen und ein Gemach mit gemalten Wänden auffällt. Seine Glanztage sah dies Felsenschloss als die Grafen von Katzenellenbogen bald dort, bald auf Hohenstein Hof hielten, als die jüngern Söhne den Namen von Schloss Hohenstein führten, als es bei Diethers und Eberhards Theilung beiden Linien gemeinschaftlich blieb. Burgmänner von Hohenstein haben wir schon bei Biberich kennen gelernt. Unter Hessen war es die Wohnung des Kellners, dann des Amtmanns; als dieser nach Langenschwalbach zog, ward es vergessen und verfiel. Man pflegt den Weg dahin nicht in dem vielfach gewundenen Ardethal, sondern über die Höhe zu nehmen. Wer sich dabei der Esel bedient, dem ist zu rathen, dass er den Thieren mehr als ihren Treibern glaube, denn letztere sind des Weges selten so kundig.

Ehe wir von Schwalbach Abschied nehmen, müssen wir noch einen etymologischen Irrthum berichtigen. Mehrere Reisebücher denken bei seinem Namen an Schwalben, mit welchen es nichts zu schaffen hat. Er kommt von seinen Mineralquellen, die man sonst Schwalborn nannte. Schlangenbad, zu dem wir uns jetzt begeben, ist allerdings von Schlangen genannt, nicht als ob es deren dort, auch ausser der sogenannten Saison, so viele gäbe, wie der *old man* in den *Bubbles* glauben machen

möchte. Nicht Schlangen waren es, die seine Entdeckung herbeiführten, sondern eine kranke Kuh, die sich von der Heerde verirrt hatte und an der laulichen Quelle Genesung fand. Es ist von der Schlangenglätte der Haut genannt, welche dies Schönheitsbad seinen von allen vier Enden der Welt herbeiströmenden Nixen verleiht. Schwalbachs Gäste pflegen hier eine Nachkur zu gebrauchen, um den Oker des Stahlwassers abzuspülen. Wenn sie dies eine Zeitlang gethan haben, wer darf dann noch mit Kirchner sagen: Schlangenbad leite den Namen von nicht gefährlichen Schlangen her, die im Dickicht der nahen Wälder hausen sollen?

In einer Bucht des engen, waldigen Thals der Waldaff klösterlich einsam gelegen, ausser der sogenannten warmen Mühle nur aus Kur- und Gasthäusern bestehend, sagt Schlangenbad den wenigsten Geschmäcken zu. Waldeinsamkeit, Abgeschiedenheit von der Welt haben ihre Liebhaber, aber schwerlich wünschen sie solche in Gesellschaft zu geniessen. Es wird uns daher wie der Landstrasse ergehen, die erst in und durch den Ort zu wollen scheint; sie hat ihn aber kaum erreicht, als sie wie mit gesättigter Neugier umwendet und wieder hinausläuft. Wen freilich Noth oder Eitelkeit zwingen, hier seinen Aufenthalt zu nehmen, dem bietet die Nähe des Rheingaus und der Nachbarbäder Ausflüge genug, auf der Höhe jenseits der Waldaff winkt ihm Georgenborn mit unermesslicher Aussicht, und will er wie der *old man* im Walde hinter Schlangenbad auf eine Eiche klettern, so kann er bei durchsichtiger Luft zwischen Bingen und Mainz das Dampfschiff stromauf klimmen und auf Rheinstein die Fahne wehen sehen. Solche Vergnügungen müssen ihn für die Langeweile in den langen, öden, altfränkischen Säulen der Kurhäuser entschädigen, wenn er nicht etwa, wie der Jäger in dem nachstehenden Volksliede, das Glück hat, ein Kronschlänglein zu erlösen:

Der Jäger längs dem Weiher ging,
Die Dämmerung den Wald umfing.

Was plätschert in dem Wasser dort?
Es kichert leis in einem fort.

Was schimmert dort im Walde feucht?
Wohl Gold und Edelstein mich deucht.

Kronschlänglein ringelt sich im Bad,
Die Kron sie abgeleget hat.

„Jetzt gilt es wagen, ob mir graut;
Wers Glück hat, führet heim die Braut.“ —

O Jäger, lass den goldnen Reif,
Die Diener regen schon den Streif.

O Jäger, lass die Krone mein,
Ich geb dir Gold und Edelstein.

Wie du die Kron mir wieder langst,
Geb ich dir Alles, was du verlangst. —

Der Jäger lief, als sei er taub,
Im Schrein barg er den theuern Raub.

Er barg ihn in dem festen Schrein:
Die schönste Maid, die Braut war sein.

Das Rheingau.

Das Taunusgebirge, das von Homburg bis Rüdesheim in westlicher Richtung streicht, setzt dem Rhein bei Biberich einen Damm entgegen, der ihn nöthigt, seinen bisherigen nördlichen Lauf zu verlassen, und mit dem westlichen des Gebirges zu vertauschen, bis es ihm bei Rüdesheim gelingt, dasselbe zu durchbrechen, und den Hunsrücken vom Taunus losreissend, seine alte Richtung zu verfolgen. Von Basel bis Biberich war das rechte Rheinufer nach Westen gewandt, von Biberich bis Rüdesheim giebt ihm jetzt die Wendung des Stroms eine südliche Lage, die den Ruhm seiner Reben bedingt. Der glühenden Mittagssonne gleichsam dargeboten, vor schädlichen Winden durch eine hohe Gebirgswand gedeckt, die zwischen Schierstein und Rüdesheim einen Halbkreis zu ihrem Schutze bildet, von der Wärme, die von dem schiefrigen Boden wie von dem Spiegel des Rheines zurückstrahlt, doppelt und dreifach angeglüht, leben sie im Rheingau das freudigste Leben und bringen die süsseste, köstlichste Frucht. Noch ein anderer Umstand trägt dazu bei, das Rheingau zum Paradies der Rebe zu machen. Einst, so

meldet die Sage, und die Naturkundigen finden sie bestätigt, ehe der Rhein das Gebirge bei Rüdesheim durchbrochen und den Weg zum Ocean gefunden hatte, bildeten das Rheinthal zwischen Landau und Bingen, und das Mainthal zwischen Mainz und der Wetterau, einen grossen See, dem erst ein gewaltsames Naturereigniss einen Abfluss nach Norden verschaffte. Als sich darauf das Wasser in seine heutigen Schranken zurückzog, liess es auf dem Boden des alten Sees einen kalkigen Niederschlag zurück, der theils von den Wassern des Jura, theils von den Gehäusen kleiner Schnecken herrühren mag. „Da diese Schnecken, sagt Goethe, nach der neuesten Ueberzeugung, Ausgeburten des süssen Wassers sind, so wird die ehemalige Restagnation des Flusses zu einem grossen See immer anschaulicher.“ Da indessen, nach den allerneusten Ueberzeugungen, in den Kalkbrüchen des Rheingaus und seiner Nachbarschaft, auch Meerschnecken vorkommen, so müssen wir mit Steininger vermuthen: „dass das schöne Thal, so weit es durch ebenes Land, von Bingen aufwärts, gebildet wird, der Boden eines alten Sees war, welcher anfangs mit salzigem Wasser gefüllt, Meerschnecken nährte, bis es spät nach dem Rückzuge des Meers von dem gegenwärtigen Festlande, als das salzige Wasser durch süsses ersetzt war, der Aufenthalt von Flussschnecken wurde.“ Glücklicherweise ist es jetzt der Aufenthalt froher Menschen, um so froherer, als der von den Häusern früherer Bewohner gebildete Kalkniederschlag ihren Reben üppiges Wachsthum schenkt. Diese Reben sind des Rheingauers Stolz, und mit Recht, denn er verdankt sie nicht dem Clima und dem Boden allein, als eine freiwillige, sondern eben so sehr seinem Fleisse und seiner Kunst, als eine mühsam errungene, noch täglich mühsam zu erringende Gabe. War das Rheingau schon ursprünglich das Paradies der deutschen Rebe, so ist es durch die Einsicht und die Thätigkeit seiner Bewohner die Hochschule des deutschen Weinbaus geworden.

Das Rheingau wurde sonst in das obere und niedere eingetheilt; letzteres reichte vom Niederthal zwischen Kaub und Lorcherhausen bis an den Main, jenes aber vom Main bis gegen Weinheim an der Bergstrasse, wo das Lobdengau begann. Hier haben wir es nur mit dem niedern zu thun, und auch dieses müssen wir noch enger begrenzen. Wie wir es eben bestimmt

haben, begriff es auch die uns schon bekannte Königshundert zwischen Waldaff, Main und Kriftel, und das dahinter liegende Niedgau, zwischen Kriftel, Main und Kinzig. Als sich diese abgelöst hatten, ging es am Rhein nur bis an die Waldaff, landeinwärts aber noch weit über „die Rabenköpfe" seines Gebirges hinaus bis jenseits der Höhe, so dass es ausser dem heutigen Schlangenbad auch Langenschwalbach mit vielen andern übergebirgischen Orten umschloss. Aber auch dieser überhöhische Theil löste sich unter dem Namen des hintern Rheingaus von dem vordern, das sich jetzt allein des Namens erfreut. Bis zu den neuesten Zeiten stand es unmittelbar unter der Mainzer Inful, deren edelste Perle es bildete, während die Ueberhöhe an die niedere Grafschaft Katzenellenbogen und mit dieser an Hessen kam. Wie erwarb aber das Erzstift diese Perle? Gewöhnlich erzählt man, K. Otto I. habe seinem Nebensohne, Erzbischof Wilhelm von Mainz, zum Lohn für die auf dem Reichstag zu Worms durchgesetzte Wahl seines Sohnes Otto II., den Comitat des vordern Rheingaus mit den Städten Mainz und Bingen geschenkt. Es ist aber urkundlich erwiesen, dass die westliche Hälfte des untern Rheingaus von der Elsbach bei Oesterich bis an das Niederthal unter Lorcherhausen, erst dem Erzbischof Willigis von Otto II. geschenkt ward, während die östliche, von der Waldaff bis zur Elsbach, schon unter Otto I. mit dem Mantel des heiligen Martin bedeckt worden war. Wahrscheinlich ward sie dem berufenen Erzbischof Hatto zur Entschädigung für die bei der Gründung des Erzbisthums Magdeburg ihm entzogenen Suffraganstifter verliehen.

Rheingrafen.

Bis zur Verleihung an Mainz hatte das Rheingau als königliche Fiscalprovinz unter Gaugrafen gestanden, die dem Könige allein gehorchten und nicht bloss den Blutbann und die bürgerliche Gerichtsbarkeit als oberste Richter übten, sondern auch den Heerbann anführten, und alle Zügel der Verwaltung handhabten. Nach jenen Schenkungen bestand zwar das Gaugrafenamt fort, auch sollten die Rheingrafen, welchen es belassen ward, indem sie einem geistlichen Fürsten untergeordnet wurden, ihren Heerschild nicht geniedert haben; sie verloren aber natürlich an Ge-

walt und Ansehen und die Erzbischöfe waren unablässig darauf bedacht, um die eigene Macht zu mehren, die ihrige zu beschränken und zu schmälern. Der erste Schritt hierzu war die Bestellung eines Vicedominus, welchem anfänglich nur alle Verwaltungssachen übertragen wurden, so lange die Rheingrafen noch den Blutbann von den Königen und von den Erzbischöfen die oberste bürgerliche Gerichtsbarkeit zu Lehen trugen. Die Gelegenheit, sich ihrer ganz zu entledigen, gaben die Rheingrafen selbst, indem sie sich, vermuthlich im Unmuth über schon erlittenen Druck, in der bekannten Spanheimer Fehde mit den Feinden des Erzbisthums verbanden und diesem von ihrer Burg Rheinberg im Wisperthal aus grossen Schaden thaten. In der unglücklichen Schlacht bei Sprendlingen ward aber auch Rheingraf Siegfried gefangen, worauf Erzbischof Werner Rheinberg als ein Raubschloss schleifte, und der Friede nur unter der Bedingung zu Stande kam, dass die Rheingrafen den Rheingau bei Verlust ihrer Grafschaft, aller Lehen und ihres ganzen Allodialbesitzes nicht mehr betreten sollten. Da Siegfried diese Bedingungen nicht halten wollte oder konnte, so machte der Erzbischof seine vertragsmässigen Rechte in ihrer ganzen Strenge geltend, die Rheingrafen verloren Alles, was sie im Rheingau besessen hatten, verliessen die alten Stätten ihres Glanzes und Ruhmes und verlegten ihre Residenz nach Rheingrafenstein, ihrer neugebauten Burg im Nahgau, wo wir ihnen wieder begegnen werden. Am Rheine retteten sie aus dem Schiffbruch ihres Glücks nur wenige Splitter. So sollen sie den für das Geleit durch das Binger Loch ihnen zuständigen Geisenheimer Pfefferzoll nach Eichhof auf ihre Nachkommen, die Fürsten von Salm, gebracht haben; auch war das fürstlich-rheingräfliche Gesammthaus noch in den jüngsten Zeiten im Besitz des Bannrechts über das Wildgefährt bei Bacharach, ein Reichslehn, das die Erzbischöfe den Rheingrafen nicht nehmen konnten, weil es ausserhalb des Rheingaus geübt wurde, obgleich es ursprünglich ein Anhang des geisenheimer Zolls sein mochte. Es lagen nämlich diese wilden Wasser zu Verhütung des Unglücks im Bann, d. h. sie durften ohne Geleit des Königs, oder der mit dem Geleit beliehenen Rheingrafen nicht befahren werden. Jedes Schiff oder Floss musste sowohl bei der Berg- als Thalfahrt einen von den Rheingrafen

bestellten erfahrenen Steuermann aufnehmen und sich seiner Leitung vertrauen, wofür ein Goldgulden zu entrichten war. Die gefährliche Stelle im Rhein begann unterhalb des Binger Lochs bei dem sogenannten Rheingrafenstein und endigte in dem mehrerwähnten Niederthal an dem zweiten Rheingrafenstein, Bacharach gegenüber.

Die planmässige Verdrängung der Rheingrafen aus ihrem alten Erbe liess die Geschichte nicht ungerochen. Wenn wir jetzt nach Auflösung des Erzstifts Mainz den schönen Garten des Rheingaus unter Nassaus Scepter wiederfinden, so muss es uns überraschen zu vernehmen, dass die Geschichtsforschung nach langem Schwanken und Suchen endlich dahin gelangt ist, den Ursprung des nassauischen Hauses von den ältesten Rheingrafen herzuleiten. Unter diesen erscheint nämlich gleich nach den Hattonen Drutwin I. (992), dessen Söhne Drutwin II. und Embricho I. sich in die Grafschaft des Niederrheingaus theilten, wobei ersterem die Königshundert, diesem der untere Rheingau zufiel. Drutwin stiftete die Nassauische und Embricho die rheingräfliche Linie. Diese war schon 1223 im Mannsstamm erloschen, die von Mainz verdrängten Rheingrafen waren nur von der Kunkellinie, indem sich die Rheingräfin Lucarde mit Siegfried, Herrn von Stein, im Nahgau, vermählt hatte, welcher die neue Linie der Rheingrafen stiftete. Die Nassauer aber, deren Mannsstamm fortblüht, geniessen jetzt die Früchte jener Verdrängung ihrer weiblichen Seitenverwandten.

Das Gebücke.

Die Natur hatte das Rheingau scharf begrenzt und geschlossen, und so seiner Vertheidigung vorgearbeitet. Von zwei Seiten schützte der Rhein, das Thal der Waldaff im Osten und das Wisperthal gegen Westen liefen bei Schwalbach hart zusammen, wo hohe Gebirge mit dichten Waldungen die Lücke, wie jene beiden Flanken deckten. Aber diese natürliche Schutzwehr genügte den Rheingauern nicht; eine künstliche schufen sie sich in dem sogenannten Gebücke, welches das ganze Gau nach der Landseite mit einem lebendigen Verhag umgab. Der treffliche Pater Bär, des Klosters Eberbach Priester und Bursirer, beschreibt es wie folgt: „Man warf die in diesem Bezirk stehenden Bäume

in verschiedener Höhe ab, liess sie neuerdings ausschlagen und bog die hervorgeschossenen Zweige zur Erde nieder. Diese wuchsen in der ihnen gegebenen Richtung fort, flochten sich dicht in einander und brachten in der Folge eine so dicke und verwickelte Wildniss hervor, die Menschen und Pferden undurchdringlich war.“ In dieser Weise hätten die Deutschen, meint Bodmann, das ganze Taunusgebirge gegen die Römer befestigt, wovon entweder die Reste oder doch Nachrichten auf die Rheingauer gekommen seien. Diese Befestigung ward noch durch einen Landgraben und mancherlei Bollwerke verstärkt. Das erste derselben, bei Niederwalluf, hiess der Stock, aber das Hauptwerk war der sogenannte Backofen, der aus sechszehn, durch starke Mauern verbundenen, Thürmen bestand, die von Niederwalluf bis an die Klinge liefen. Hier ging ein Felsen quer ins Thal bis an die Waldaff. Schon frühe war es zur Anlegung der Strasse nach der warmen Mühle (Schlangenbad) und Schwalbach durchbrochen worden. Diesen engen, leicht zu vertheidigenden Pass versah man mit Thor und Thürmen, die erst vor wenigen Jahren bei Anlegung der Schlangenbader Chaussee weggebrochen wurden. Der Name Klinge (goth. *hlaina*, engl. *linch*) bedeutet ein enges Thal.

Von der Klinge lief das Gebück, von mehrern Bollwerken, deren Thorbogen den Durchgang öffnete oder schloss, unterbrochen, in westlicher Richtung fort, an dem sogenannten Busenhan, Mapperhof, und weissen Thurm vorbei nach dem Wisperthal, dessen unersteiglich hohe Felsenufer weitere Bollwerke unnöthig machten. Auch der letztgenannte schöne gothische Thurm ist vor etwa funfzehn Jahren weggebrochen und nichts davon übrig, als ein mit dem vereinigten Wappen von Geisenheim und Rüdesheim nebst der Jahrzahl 1425 geschmückter Stein, den man an einem kleinen Häuschen beim Kuhthor zu Geisenheim eingemauert findet.

Diese Landwehre, welche den ganzen Rheingau in eine grosse Festung verwandelte, schützte ihn vor den Verwüstungen des Faustrechts und that auch in grössern Fehden und Kriegen gute Dienste. In dem berüchtigten Streit der beiden mainzer Erzbischöfe Diether und Adolf, standen die Rheingauer zu letzterm und umsonst versuchte es Diether und im folgenden Jahre sein gewaltiger Bundesgenosse, der siegreiche Friedrich von der

Pfalz, in einem zweitägigen Sturm, ihre Verschanzungen zu gewinnen. Auch Herzog Bernhard von Weimar konnte an der Spitze des Schwedenheers nichts gegen den Backofen ausrichten und nur durch Ueberrumpelung der obern Bollwerke, die sich keiner Gefahr versahen, gelang es ihm, in das Rheingau zu dringen.

Rheingauer Freiheit.

Obgleich die Rheingauer den Erzbischof von Mainz als ihren Herrn erkannten, durften sie sich doch freie Männer nennen. Sie waren weder leibeigen noch hörig, auch Niemand zu Besthaupt, Leibzins oder Frohndienst verpflichtet. Sie hatten nicht, wie die Bewohner der katzenellenbogischen Ueberhöhe, von welcher der Rheingauer mit Verachtung sprach, ihr Haupt unter ein knechtisches Joch gebeugt. Nach dem Sprichwort: die Luft im Rheingau macht frei, liessen sie sich nicht einmal eine fremde Henne über ihre freie Mauer fliegen, sondern der nachfolgende Herr, dem der Vogel gehörte, hatte binnen Jahresfrist sein Recht verwirkt, und schon während des Jahrs fand der Einzögling Schutz und Begünstigung. Von Niemand empfingen sie Gesetze, und keinem Herrn gehorchten sie, bevor er ihre Freiheiten beschworen hatte. Auf ihren Landtagen (Gaudingen) gaben sie sich Gesetze und Ordnungen und ihre selbstgewählten Schöffen fanden in peinlichen und bürgerlichen Sachen das altgebräuchliche Recht. Sie wurden auf der Lützelau, einer Rheininsel bei Winkel, unter freiem Himmel jährlich dreimal gehalten. Den Vorsitz führte der Rheingraf, später der Vicedom oder der Erzbischof selbst, dem auch hier gehuldigt, sein Recht gewiesen und die Beschwerden des Landes vorgetragen wurden. Das Geding wurde feierlich, unter Königsbann gehegt, der Vorsitzende eröffnete es mit blossem Schwert und nach der Sonne gewendetem Antlitz. Hier war es endlich, wo sie über Markrecht und Haingeraide theidigten. Jeder, der stätige Wohnung und einen rauchenden Heerd im Rheingau, oder nur so viel Grundeigenthum hatte, dass er einen dreibeinigen Stuhl darauf setzen konnte, war als Markgenosse zu freiem Gebrauch der herrlichen Waldungen berechtigt, die vor und über der Höhe zum Lande gehörten. Schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts waren zwar die vordern Wälder

unter die einzelnen Gemeinden und Aemter, die nun auch noch ihre besondern Haingerichte hielten, getheilt worden, aber noch blieb der Hinterwald allen Bundesorten gemein. Der Landesherr hatte seinen eigenen Kammerforst.

Die Rheingauer Weisthümer und Landrechtsbücher sind durch mancherlei schöne Formeln berühmt. So wird des neugewählten Erzbischofs, der das Land in Besitz zu nehmen kam, feierliches Einreiten in die Burg zu Eltvill, deren Schlüssel ihm der Vicedom übergab, anschaulich geschildert. Der Erzbischof ritt daher als ein gewaltiger Herr, prächtig geharnischt, den rothen Hut mit Pfauenfedern geziert. Mit ihm ritten vier Domherren, der Marschall, Truchsess, Kanzler und viele Ritter und Knechte. Wie weit sein Gericht und Gebiet in den Rhein reichte, sollte der Erzbischof durch den Hufhammerwurf bestimmen. Der Bischof ritt auf einem Ross in den Rhein, so fern er konnte, und so weit er dann mit einem Hufhammer in den Strom werfen, oder mit einem Speer schiessen mochte, so weit reichte seine Freiheit und Gerechtigkeit.

Die rheingauer Kriegsverfassung können wir nicht besser als mit den Worten einer Dame*) schildern, der wir uns in diesen Blättern noch vielfach verpflichtet bekennen: „Bei Erledigung des erzbischöflichen Stuhles wurde den tapfern und mannhaften Rheingauern, welche den Erzbischöfen in ihren Fehden mit der Mainzer Bürgerschaft und auch auswärts immer treu beigestanden hatten, die Bewachung der Martinsburg übertragen. War aber das Rheingau gefährdet durch innere oder äussere Feinde, durch Aufruhr oder feindlichen Einfall, so ertönten die Sturmglocken von Ort zu Ort, die Hörner der Gemeinden und das Waffengeschrei riefen die Fähigen zu eilender Hülfe und ehrlos ward erklärt, wer aus dem Kampf entfloh. Ja das Gesetz verlangte von dem Vicedom, dass er, um die Seinen zu schirmen, noch auf den Knieen stehend streiten sollte. Bei auswärtigen Fehden standen die Rheingauer in dem Heerbanne des Erzbischofs unter ihren eigenen Hauptleuten. Diese wurden immer aus dem inländischen Adel erwählt und ihr Anführer und

*) Adelheid von Stolterfoth rheinisches Album, oder der Rheingau mit dem Wisperthale und den Nachbarstädten Mainz und Wiesbaden. Mainz 1838.

Landeshauptmann war der Vicedom des Rheingaus. Seine Scharen, in Rotten abgetheilt, kämpften unter ihrem eigenen, mit dem Bilde des heiligen Martinus geschmückten Panier und waren als tapfere Streiter gefürchtet.“

Im gesammten Erzstift Mainz hatte das Rheingau Landstandschaft. Es verlor sie aber, und alle seine Landesfreiheiten, als es im J. 1525 an dem Bauernkriege Antheil genommen, und in den Versammlungen auf dem Wachholder seine Forderungen allzuhoch gespannt hatte, was die damalige allgemeine Aufregung wohl entschuldigt, während Erzbischof Adolfs strenge Ahndung jener Ausschweifung wenigstens ungrossmüthig heissen muss, denn er zog nun alle Gewalt allein an sich und besetzte Aemter und Gerichte nach moderner schrankenloser Willkühr. Darum mochten die Rheingauer wohl singen:

Als ich auf dem Wachholder sass,
Da trank man aus dem grossen Fass.
Wie bekam uns das?
Wie dem Hunde das Gras,
Der Teufel gesegnet uns das.

Waldaffthal.

Die Waldaff, mit deren Thale wir unsere Wanderungen beginnen, scheidet das Rheingau von der Königshundert. Ihr Name bedeutet Waldwasser, *affa* steht für *aha*, der Lippenlaut für den Gaumenlaut. Zweien Ortschaften, Ober- und Niederwalluf, hat sie den Namen gegeben. Die Lage des letztern „unter einem Rheinbusen, wie auf einer Landzunge“, nennt Goethe „schön und gefährlich.“ Diese Bemerkung fand ich vor einigen Jahren, in der Nacht nach dem Gutenbergsfeste, bestätigt. Ein furchtbar schönes Gewitter, dem ich nur mit Entzücken zuschauen konnte, hatte, wie sich am Morgen ergab, die sonst unbedeutende Waldaff in einen wüthenden Waldstrom verwandelt, der Brücken, Mühlen und Dämme wegriss, und ganz Niederwalluf in den Rhein zu schwemmen drohte. Die „Kapellenruine, die auf grüner Matte, ihre mit Epheu begrünten Mauern wundersam reinlich, einfach und angenehm erhebt“ (Goethe), ist die ehemalige Johanniskirche, eine der ältesten des Landes, da sie schon im achten Jahrhundert in Urkunden vorkommt. Sie liegt jenseits

der Waldaff, nach dem obstreichen Schierstein hin, wie einst auch Walluf, dessen älteste Pfarrkirche sie war. Die Grundmauern stehen noch, es fehlt nichts als das Dach. Beide Seiten zieren zwei gothische Fenster, nach Schierstein hin zeigt sich ein mächtiges Portal, gegen Walluf ein kleines Pförtchen. Die von Lindau, welche das Patronatrecht hatten, processirten mit den gleichfalls hier eingepfarrten Neudorfern, als sie sich eine eigene Kirche zu bauen unterstunden. Nach der Aussage der Leute sollen die Schweden die Johanniskirche zerstört und den Priester am Altar ermordet haben.

An der Waldaff hinauf, dem schönen Gonthardschen, ehemals gräflich Stadionschen Landgut vorbei, gelangen wir über Oberwalluf nach Neudorf, einst Martinsthal genannt, wo uns Kindlingers Geburtshaus merkwürdig ist. Auch im Engel zu Niederwalluf wohnen seiner Verwandten. In Neudorf tritt die Landstrasse, die sich bis dahin auf der linken Seite des Bachs hielt, mittels einer Brücke auf die rechte; ein Fusssteig führt den Berg hinauf nach Rauenthal, während die Strasse Kloster Tiefenthal erreicht, welches ich in eine Papiermühle verwandelt, und in sehr übelm Zustande fand. Man hat im Kreuzgang und sonst hin und wieder, die Bruchsteine, welche Thüren, Fenster und Bogen bekleideten, zu anderweitigen Zwecken herausgebrochen. Dies Schicksal mag nicht ganz unverdient sein. Nach Bodmann haben die Schwestern, welche hier wohnten, auch Brüder bei sich gehabt, ja es war der Stiftung gemäss, nach welcher Brüder und Schwestern aus Einem Topfe speisen, Ein Hirt und Eine Heerde sein, sich in Kleidern wie in Sitten und Gewohnheiten gleich halten sollten u. s. w.

Rauenthal.

Bei Rauenthal verlassen wir die mühlenreiche Waldaff, die uns sonst wieder nach Schlangenbad führen würde, und besuchen die drei Waldflecken, Rauenthal, Kidrich und Hallgarten, welche sich hoch über den Rheinorten, von welchen sie durch die Weinberge geschieden werden, am Saum des Waldes in dem Rhein gleichlaufender Linie gelagert haben. Von den Reizen dieses Weges, der allen Ausbiegungen des vielgegliederten Gebirges folgt, bald in dunkeln Laubschatten taucht, bald wieder

ans Licht vor Aussichten blendender Schönheit tritt, hat der Reisende, der unten auf der breiten Rheinstrasse fährt, schwerlich eine Ahnung. Auch wird er dort vom Rheingau nicht den rechten Begriff gewinnen. Er hält es vielleicht für ein ganz ebenes, nur von fernen Höhen begrenztes Land, und seine Rebenberge, wenn er sie vor den nächsten Weingärten bemerkt, sind ihm wohl nur sehr sanfte Hügel. Und so ist es wirklich mit denjenigen, die sich dem Rheine zunächst in die Fläche verlieren, aber sie werden höher hinauf immer steiler, und wo sie den Wald erreichen, zeigen sie sich oft so jähe, dass man den Haingerichtsschlüssen beistimmen muss, welche weiteres Rotten verboten. So hat Rauenthal, das man am Rheine gar nicht bemerkt, weil es sich der Waldaff zuneigt, den Namen von der Schroffheit seines Berges, welchen Mainz, als wuchernde Rottsucht schon Alles umher urbar gemacht hatte, gegen einen Weinzins armen Leuten überliess, die bald reiche Leute wurden, denn dieser rauhe Berg, den sie beim Anrotten wohl manchmal verflucht hatten, wie die Flurbenennungen Geierstein und Wisshell (gewisse Hölle) noch zu sagen scheinen, lieferte ein treffliches Gewächs, von dem sich die Mainzer Domherrn den Zehnten *in natura* ausbaten, und jetzt kostet hier der Morgen Weinberg an dritthalbtausend Gulden. Rauenthal ist den Schwalbacher und Schlangenbader Kurgästen durch die verfallene Baben - oder Bubenhäuser Kapelle wohl empfohlen, bei der man eine Aussicht über beide Ufer des königlichen Stroms geniesst, wie sie Fee Morgana nicht zauberischer schaffen könnte. Das dunkle Waldgebirge mit seinen gewaltigen Eichen bildet einen prächtigen Gegensatz mit den lichtgrünen, so schön ins Thal auslaufenden Rebenhalden. Und dies Thal von Mainz bis Bingen, von Kassel bis Rüdesheim in aller Fülle der Fruchtbarkeit prangend, mit blühenden Ortschaften und leuchtenden Palästen übersäet, sanft angespült von dem schön gewundenen, auenreichen Strom, umkränzt von weintriefenden, anmuthig thronenden Hügeln, überwacht von höhern, aus blauer Ferne herüberblickenden Gebirgen und zuletzt bei Bingen durch ein mächtiges Felsenthor geschlossen, wer ist Mann solch ein Paradies zu schildern? Aber wie auch diese Aussicht das Erhabene mit dem Schönen, Grossartiges und Liebliches verbindet, das Rheingau wird doch hier wie auf dem benachbarten Boss

am Steinberge nur im Profil, nur von einer Seite gesehen, wie der Tempel des Niederwalds es von der andern zeigt. Ein Blick über das Ganze lässt sich im Rheingau selber nicht gewinnen und wir müssen den Leser auf den folgenden Artikel (Nahgau, Ingelheim) verweisen.

Kidrich.

Unser Weg führt uns dem Waldhügel Himmelrech vorbei, von dessen räthselhaftem Gemäuer, die alte Burg genannt, auch wir keine Kunde zu geben wissen. Bald erscheint Kidrich, ein volkreicher zu Ehren des heil. Valentin viel besuchter Wallfahrtsort. Wie ein Kind bei der Mutter steht die gepriesene Michelskapelle neben der grössern Pfarrkirche, und doch ist das Verhältniss eher das umgekehrte. Die Kapelle mit dem gothisch durchbrochenen Thurmhelm und der künstlichen Schneckenstiege, deren Mittelpunkt drei dünne Säulchen bilden, zeigt den vollendeten Styl des vierzehnten Jahrhunderts. Auch das reiche Blätterwerk am Thurm wie die Spitzbogen der Fenster wird bewundert und vielfach nachgebildet. An der grössern Kirche lobt man Portal, Façade und das kunstvolle Gewölbe des Chors. Eigenthümlich ist das Schnitzwerk der Stühle, deren Meister, Erhart Salnecker von Abensberg 1510 die mannigfaltigsten Formen aus flachem Grunde herausgearbeitet hat. Beide Gotteshäuser liegen am Markte, wo man auch das Amthaus mit zwei Erkern und das Wirthshaus zum Engel findet, dasselbe vermuthlich, das aus den Steinen einer zweiten, gleich alten, der heil. Margarethe geweihten Kapelle gebaut ward.

Der Name Kidrichs ist der Vermuthung seines römischen Ursprungs, auf die sein Hadenbrunn geführt hat, der überdies kein Heidenbrunnen zu sein braucht, nicht günstig. Auch er deutet nur, wie der Kedrich (Teufelsleiter) bei Lorch, und der Kadrich bei Bingen beweisen, auf die steile Lage des Orts. Auch Scharfenstein, seine Burg, nehmen wir für Schroffenstein. Sie war eine der vier erzstiftischen Landesburgen im Rheingau, welche Mainz erst mit Burgmännern besetzte, hernach zu Lehen ausgab, endlich wohl gar in Allodialbesitz übergehen liess. Die raubsüchtigen Scharfensteiner trieben es aber so bunt, dass der Erzbischof Peter eine zweite Burg Neuenhaus daneben bauen und im Thal eine Karthause (Petersthal) anlegen musste, um

„die bösen Gesellen mit weltlichen und geistlichen Waffen zugleich zu bekämpfen", welche letztern diesmal nicht fruchteten. Die Lage von Scharfenstein gleicht denen von Frauenstein und Sonnenberg, die auch beide in einem Thalwinkel versteckt liegen; aber der Bergkegel, den Schroffenstein krönt, hebt sich viel höher, auch ist sein runder, mir unersteiglich gebliebener Thurm ansehnlicher, wie auch die noch stehenden Ringmauern auf beträchtlichen Umfang deuten. Die Aussicht, deren ich aus dem Ritterschen Schauhäuschen genoss, war beschränkt, reichte aber doch bis an die Thürme von Mainz, die hier überall eine grosse Rolle spielen. Eine französische Gouvernante, die ich nach der Rittersruhe fragte, fand diesen Namen nur allzupassend. Der freundliche Landsitz lag nebst jenem der Freifrau von Nauendorf zu meinen Füssen. Den Freiherrn von Rittern gehört auch der grösste Theil des Gräfenberges, ein berühmter nur wenige Morgen haltender Weinberg, der seinen Namen von den Rheingrafen herleitet.

Abtei Eberbach.

Von Kidrich nach Eberbach hätte ich mich, von einem Eichkätzchen verlockt, beinah im Walde verirrt; aber ein junges Reh mit klugen Augen brachte mich wieder auf den rechten Weg. Gewiss wollte es aus der kleinen Eberbach trinken, die den Namen wohl eher hergeben mochte, als der Saurüssel, welcher dem heiligen Bernhard nach der nicht sehr sinnigen Legende den Grundriss des Klosters vorgezeichnet hat. Noch steht vor demselben eine kleine Kapelle, Bernhardsruhe genannt, zur Bezeichnung des Orts, wo der Heilige, auf einem Stein ausruhend, jene Erscheinung hatte. Der am Rhein grade unter der Abtei liegende, niedliche Flecken Erbach, urkundlich eigentlich Eberbach geheissen, war lange vor den Zeiten des eifrigen Kreuzpredigers gegründet. Nicht Er selbst, sondern die Mönche, die er auf Verlangen Erzbischofs Adelbert schickte, legten in dieser Wildniss das Kloster an, dessen Lage ganz jener von Clairvaux glich. „Es war ein öder Platz zwischen dichten Wäldern, von Bergen eingeschlossen; wer von den Bergen herabkam, hörte hier, wo Keiner müssig sein durfte, sondern mit dem ihm übertragenen Werke beschäftigt war, mitten am Tage die Stille der Nacht, nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeitenden und die

Lobgesänge auf die Gottheit. Diese Stille erregte eine solche Ehrfurcht bei den vorübergehenden Laien, dass sie sich scheuten, andere als heilige Dinge hier zu reden." Es befremdet vielleicht, hier von Arbeit, und gar von schallender zu hören, da man sich in Klöstern nur faule Bäuche denkt. Aber die Cistercienser legten die Hände nicht in den Schooss. Ihre Losung war Feldarbeit und Anbau des Landes, wodurch sie geistiger Cultur vorarbeiteten. Ihre Pflanzschule Eberbach hat um die frühe Blüthe des Rheingaus und den Ruf seiner Weine die grössten Verdienste. Diese frommen Väter, die in der strengsten Klosterzucht lebten, kasteiten doch ihren Leib nicht durch unfruchtbare Geisselungen, sondern durch nährenden Fleiss und erspriessliche Thätigkeit. Sie waren treffliche Haus- und Landwirthe und in vielen bürgerlichen Gewerben der ganzen Nachbarschaft Muster und Vorbilder. Den Weinbau lehrten sie zuerst gründlich; sie begnügten sich aber nicht mit der Erzeugung eines edeln Gewächses, sie wussten es auch zu Markt zu bringen. In Köln, wohin damals der Handelszug der Rheinweine ging, hatten sie ihre Niederlage, und die Stadt schenkte ihnen eine eigene Rheinpforte. Auch den Gewinn der Schifffahrt wandten sie sich zu, bauten Fahrzeuge, nahmen Schiffleute unter ihre Laienbrüder auf, erwirkten sich von Kaisern und Fürsten Freiheit von allen Zöllen und liessen ihre eigenen Geschirre den Rhein auf und nieder gehen. Sie schickten auch das feine oberländische Mehl ins Niederland, richteten Mehl- und Walkmühlen, Gerbereien und Tuchmanufacturen ein. Was sie im Bauernkriege von den aufrührerischen Rheingauern litten, die über dem Kloster auf der Wachholder-Haide versammelt ihr grosses Fass nebst 80 Stück Wein in vierzehn Tagen austranken, ist schon berührt worden.

Die Wiege der rheingauischen Cultur dient jetzt als Correctionshaus und Irrenanstalt. Beider Einrichtung ist wahrhaft musterhaft; ich würde aber den Leser nicht hineinführen, wäre es nicht, um ihm die zehn kurzstämmigen, schön mit Laub verzierten Säulen des Dörmters, oder das auf einer einzigen ruhende Kapitelhaus, oder die Kirche mit ihren vielen für Kunst und Geschichte gleich wichtigen Denkmalen zu zeigen. In den vielen Kapellen ruhen meistens Aebte, der Chor zeigt die Epita-

phien dreier Erzbischöfe von Mainz und eine Auferstehung Christi in sehr altem Styl. Von Denkmalen der Katzenellenbogner, die hier ihr Erbbegräbniss hatten, finden sich noch einige, andere hat das Ritterschloss zu Biberich der Zerstörung entrissen, von noch andern Wenk wenigstens die Inschriften erhalten.

Aber welches Aroma füllt diese heiligen Hallen? Weihrauch und Myrrhen, als Rauchopfer am Altare verbrannt, duften so köstlich nicht. Aus dem Abendmahlskelch kann diese Fülle des würzreichsten Lebensduftes nicht aufgestiegen sein. Und doch ist es Weingeruch, die Blume der edelsten rheinischen Reben. Das Räthsel löst sich, wenn wir erfahren, dass ein Theil der Kirche jetzt als Keller für die herzoglichen Domanialweine dient. Da es uns selber nicht so gut ward, mit den Eberbachischen Weinkellern in nähere Berührung zu kommen, so müssen wir unsere Nachrichten von Andern entleihen. Was uns am meisten anzieht, ist das Kabinet und gerade dieses scheint sich neben der Kirche zu befinden, während zu dem grossen Keller und seinem Kelterhause eine ältere Kirche verwendet worden ist. Das Gewölbe derselben wird durch eine schöne Colonnade getragen; rings an den Wänden, wo früher die Altäre standen, stehen jetzt zehn kolossale hölzerne Schraubenkeltern, daneben Zuber, Bütten und anderes Kirchengeräthe. Aehnlich ist auch das Kelterhaus des Kabinets beschaffen. Dieses ist nur eine Fortsetzung der Halle seines Kelterhauses, aber durch doppelte Mauern, und aussen angebrachtes Buschwerk vor dem Eindringen der äussern Wärme geschützt. Auch ist in demselben ein laufender Brunnen, womit im Nothfall der ganze Keller begossen werden kann. Die weissen Fässer sind gar zierlich mit Blechnummern und blanken Messingkrahnen versehen. Ein runder steinerner Tisch um einen gewaltigen Pfeiler soll wie der Altan des Heidelberger Fasses zum Tanzen eingerichtet sein, wofern dies nicht eine Entheiligung dünkt. „Zur Zeit des Abstichs werden die Weine, welche nicht ins Kabinet kommen, stückweise versteigert und zwar unter sehr freigebigen Verhältnissen. Es wird nämlich allen Fremden, welche am Tage der Versteigerung hier erscheinen, sie mögen Steigerer sein oder nicht, ein Gastmahl *gratis* gegeben, wobei an guten Weinen nicht gespart wird und sogar Kabinetsweine zum Dessert gespendet werden. Dieser Versteigerungs-

tag ist für die Rheingauer, so wie für die Umgebung, besonders für die Weinhändler von Frankfurt und Mainz ein Freudentag, indem sich immer ein grosser Zusammenfluss von Freunden und Bekannten findet. Diese gastliche Freigebigkeit der Regierung, welcher natürlich Speculation zu Grunde liegt, giebt indessen durch den Zusammenfluss vieler Weinliebhaber dem Ganzen bedeutenden Aufschwung und erhöhet oft sehr die Steigerungspreise. Die Kabinetsweine werden nur aus der Hand oder in Bouteillen um hohe Preise verkauft.“

Unweit von Eberbach liegt

der Steinberg,

wo jene geistreichen Kabinetsweine reifen. Eine Uebersicht der Anlage, die nicht bloss ihres Products wegen, sondern auch als Garten sehenswerth ist, gewinnt man auf dem sogenannten Boss, einer nahen Höhe, wo ein Waldtempel, aus unentrindeten Baumstämmen gefügt, die Aussicht bietet, welche wir schon der bei Rauenthal verglichen haben. Den Garten verbindet eine Mauer mit dem unten liegenden Neuhof, einer von Mennoniten trefflich bewirthschafteten Meierei, welche den nöthigen Dünger zu erzeugen hat. Reinliche Fahr- und Fusswege durchziehen dies Weingelände und theilen es in mehrere Fluren, deren Namen, goldener Becher, Rosengarten u. s. w. sehr wohl lauten. Das Ganze, im Oval etwa 80 Morgen umfassend, ist mit zwei Pavillons geschmückt, welche als Ruhepunkte Nähe und Ferne übersehen lassen.

Mit dem nächsten Waldflecken, dem weitgesehenen Hallgarten, verlassen wir den Weg am Saume des Waldes und wählen den Rhein zum Begleiter. Dem Steinheimer Hofe vorbei, gelangen wir von Walluf nach

Ellfeld oder Eltvill,

der Hauptstadt des Rheingaus. Sein lateinischer Name, *alta villa*, verbürgt ihm römischen Ursprung nicht, und wenn auch das Beiwort deutsch wäre, so würde dies Alter doch nicht über die karolingische Zeit reichen. Der Ort beginnt mit dem Freihof, auf dessen schön durchbrochenem Kamin ein Storch sich ein Nest aus Reisern gebaut hat. Hierauf folgt der feste gothische Thurm der alten, von Schweden und Franzosen zerstörten erzstiftlichen Burg, worin die Erzbischöfe von Mainz, ehe diese

Stadt ihre Freiheit verlor, ein Jahrhundert lang residirten. Hier ward nach der Limburger Chronik ein deutscher König, Günther von Schwarzburg, vergiftet: „Und das that ein Arzt, der war genannt Freidank, und dem sollte darum geworden sein das Bisthum zu Speier. Als aber er dem König den Trank zu sehr gelobet, musste derselbige Freidank antrinken und starb er mit dem König.“ Die Burg erbaute der kühne Balduin, der auch Ellfeld Stadtrecht verschaffte, und den Handel von dem widerspenstigen Mainz dahin zu ziehen gedachte. Schon bald darauf ward sie ein Raub der Flammen, welche zugleich eine unschätzbare Sammlung merovingischer Urkunden verzehrten. Ellfelds Kirche ist sehr alter Stiftung, ihr Baustyl deutet aber auf das vierzehnte Jahrhundert. Aussen vor dem Chor ward der versunkene Grabstein Jacobs von Sorgenloch, genannt Genssfleisch, eines Verwandten Gutenbergs, ausgegraben. Dieses Vetters Vermählung mit der Tochter Heinrichs Bechtelmünze von Ellfeld, ward dem Erfinder Veranlassung sich am Abend seines Lebens daselbst niederzulassen. Bechtelmünz, dessen Grabstein man an derselben Stelle zu finden hofft, druckte mit Gutenbergs ihm überlassenen Werkzeuge mehrere nun höchst seltene Werke. Das Druckhaus soll die jetzige Frühmesserei gewesen sein, die man für eins der ältesten Gebäude hält.

Der nächste ausnehmend freundliche, mit schönen Landhäusern geschmückte Ort

Erbach

reiht sich dichter an den Rhein. In der erst neuerdings mit reicher Vergoldung wieder hergestellten Kirche hängen an den Gewölberippen der Abseiten die Wappen ihrer ersten Wohlthäter. Unter mehrern alten Denkmälern fällt eins, ohne Inschrift, durch das lebensvolle Gesicht des Ritters auf. Ein anderes, halbverdecktes, spricht von dem Geschlecht derer von Allendorf, das hier seinen Sitz hatte. Aus ihm entspross eine geistreiche Frau, des Vicedoms Adam von Allendorf Gemahlin, welche die Alten las und deutsch und lateinisch dichtete. Jetzt wohnen die Dichterinnen in Geisenheim.

Marcobrunn.

Zwischen Erbach und Hattenheim hat man links an der Strasse nur Weiden- und Wiesengrund. Eine vorliegende Insel soll dem

Ufer verbunden werden. „Rechts rücken die Rebhügel ganz an den Weg heran, von starken Mauern getragen, in welchen eine vertiefte Blende die Aufmerksamkeit an sich zieht. Der Wagen hält still, man erquickt sich an einem reichlich quellenden Röhrwasser.“ Goethe. Die Nische ist aus rothem Sandstein gehauen, vier dorische Pfeiler verzieren sie. Ein Becken verschlingt das Wasser und führt es unter der Strasse dem Weidicht zu. Im Fries liest man die Inschrift *Marcobrunnen*, ein Name, der nicht auf Markt, vielmehr auf Mark, Grenze, zu deuten ist; denn hier schieden sich die Gemarkungen. Doch nicht durch sein Wasser ist dieser Brunnen berühmt. Die bekannte Weinlage hält nur 23 Morgen, von welchen 14 herzoglich sind, die übrigen dem Grafen Schönborn gehören. Der Berg heisst Strahlenberg. Näher gegen Hattenheim sprudelt eine zweite Quelle, Nussbrunnen genannt, der gleichfalls einer guten Weinlage den Namen giebt.

Hattenheim

liegt unter Eberbach; dessen wasserarmes Bächlein schleicht aber Erbach zu. Die geräumige, dem heil. Vincenz gewidmete Kirche ist mit Darstellungen aus dessen Leben geschmückt. Ihr gegenüber fallen die hohen Schornsteine an dem Stammsitze der Edeln Langwerth von Simmern auf, die von der langen Rheininsel, die pleonastisch Langwerther Au heisst, genannt scheinen. Gleich hinter dem Ort beginnen schon die zu

Schloss Reichartshausen

gehörigen Prachtgärten, welche den ganzen Raum zwischen dem Rhein und der Strasse einnehmen. Vergitterte Oeffnungen an der Gartenmauer verstatten wenigstens dem Blick den Eingang. Eine Erhöhung zwischen Weinpflanzungen trägt eine Säulenrotunde mit der Marmorstatue des Bacchus, des Gottes, der im Rheingau, seinem Lieblingssitze, würdige Priester genug zählt. Die Aussicht bei diesem Tempelchen, das auch das Auge des Vorüberfahrenden lebhaft anzieht, wird als eine der lieblichsten gerühmt. Nicht weniger preist man die im Schloss aufgestellte Gemäldesammlung, die nur aus Werken neuerer Meister besteht. Overbecks heil. Familie, durch Felsings Kupferstich bekannt, bildet die Krone. Im Gartensaal sollen auch Bildwerke berühmter Meister, worunter Thorwaldsen, aufgestellt werden.

Der kunstsinnige Schlossherr stammt aus der erlauchten Familie der Schönborne, die Mainz zwei hochverdiente Erzbischöfe gab.

Winkel.

Gedrängter reihen sich jetzt die Ortschaften um den Johannisberg. Zunächst Oestrich mit dem vorspringenden Rheinkrahnen, eigentlich wie Mittelheim nur ein Theil von Winkel. Von Oestrich aus pflegt man Ingelheim und Karls des Grossen Palast zu besuchen. Man lässt sich nach dem jenseitigen Weinheim treiben, dessen erträumten Bezug auf Winkel, als ein Weinlager jenes Palastes, Bodmann durch den ursprünglichen Namen Wigenheim widerlegt hat. Geneigter ist er, Winkels lateinischen Namen *Vinicella* von einem Weinlager der Römer herzuleiten, auf die er das „Heidenloch" und die „Heidenthalsgasse" deutet, welchen der „Götzenberg" und der „Opferberg" noch beizufügen wäre. Gewiss ist Winkels Name aus sich unerklärlich, schon Goethe konnte nichts Winkelhaftes erkennen. Einer der ältesten Mainzer Bischöfe, Rhabanus Maurus, ein umgekehrter Hatto, hatte hier, nicht seine Residenz (denn damals war das Rheingau noch nicht mainzisch), aber doch ein Bethaus; auch soll er in Winkel, seinem öftern Aufenthalt, gestorben sein. Reste seiner Wohnung und den, wo nicht römischen, doch ältesten rheingauer Keller, will man in einem uralten Gebäude erkennen. „Die Erde, oder vielmehr der Schutt, aufgerafft an der Stelle, wo der Altar gestanden, soll Ratten und Mäuse vertreiben." Goethe. Die Sage berichtet nämlich, der Heilige habe die leidigen Gäste, weil sie sein Messbuch benagt hatten, auf ewig aus Winkel verbannt. Aehnliches wird in Augsburg von St. Udalrich erzählt; der heil. Bernhard, von dem wir wissen, dass er einem Marienbilde Stillschweigen auferlegte, soll, wie wir hören werden, die Nachtigallen verbannt haben, und St. Benno, Baierns Patron, verbot den Fröschen zu quaken und erlaubte es ihnen wieder. Doch genug von wunderlichen Heiligen. Gleich unter Winkel lag das ausgegangene Klingelmünde, von der Mündung des Klingelbachs benannt, der aus dem Johannisgrunde kommt. Noch sind einige Häuser übrig, St. Bartholomäi genannt, von einer Kapelle, die Rheingraf Richolf erbaute. Denn hier lag auch, dem Ufer nah, die Lützelau, wo die Rheingauer tagten. Der Strom hat sie verschlungen, wie der Strom der

Zeit die Freiheiten des Rheingaus. Wenige Schritte weiter verhüllt ein Weidicht das Ufer; hier war es, wenn nicht Alles trügt, wo Fräulein von Günderode endete, die Freundin Bettinens, deren Briefe an Goethe die rührende Episode von der Unglücklichen enthalten. Auch Bettinens selber müssen wir gedenken: aus dem brentanoschen Landhause am westlichen Ende von Winkel sandte sie ihre Naturbegeisterung athmenden Hymnen nach Weimar. Wer das Rheingau bereist, wähle diese Briefe zu lieben Begleitern.

Vollraths.

Hinter dem Johannisberge versteckt liegt Schloss Vollraths, das Bodmann die einzige noch erhaltene Privatburg des Rheingaus nennt, wie von allen rheingauischen Geschlechtern das der Freiherrn von Greifenklau zu Vollraths einzig noch blüht. Der letzte Sprössling wohnt aber nicht hier, sondern zu Winkel, die Güter werden für seine Rechnung verwaltet, und es ist Hoffnung vorhanden, dass der alte Glanz des Hauses wie des Schlosses noch einmal aufleben werde. Letzteres, wie es jetzt dasteht, verräth kein hohes Alter, selbst der Thurm mit dem schief aufsitzenden Glockenhaus scheint neuern Datums. Es ist ganz in den Winkel des Schlossgrabens gebaut, während die übrigen Gebäude ganz freistehen und keine Befestigung verrathen. Doch Goethe hat Schloss Vollraths ausführlich beschrieben.

Johannisberg.

Anders verhält es sich glücklicherweise mit Schloss Johannisberg, das durch Abwerfen des hohen Klosterdaches und die geschmackvolle und gleichwohl einfache innere Einrichtung, die ihm Fürst Metternich geben liess, seines stolzen Namens, Krone des Rheingaus, erst recht würdig geworden ist. Der Weg führt von Geisenheim aus durch den von der Klingelbach gewässerten Johannisberger Grund, wie auch die Ortschaft, Weitzels Geburtsort, heisst, die sich darin angesiedelt hat. Dorf Johannisberg liegt dagegen auf der Höhe, nach Geisenheim gewendet, während das reizende Mumm'sche Landhaus nach Vollraths und Langenwinkel blickt. Der Eingang zum Schlosse, das die Mitte des Berges einnimmt, wird von zwei einzeln stehenden Häusern bewacht, dann folgen zwei Flügel, die den Schlosshof umschliessen. Durch gebohnte mit Läufern belegte Gemä-

cher tritt man in den Balkonsaal und heraus auf den Altan unter das goldstrahlende Metternichsche Wappen mit der Fürstenkrone, das jetzt an der Stelle des bischöflich Fuldaischen prangt. „Ueberrascht wird man aber doch, wenn man auf den Altan des Johannisberger Schlosses tritt. Denn wollte man auch alle schon genannte Orte und Gegenstände wiederholen, so würde sich doch nur dasjenige allenfalls in der Folge dem Gedächtnisse darstellen, was man hier auf einmal übersieht, wenn man auf demselben Flecke stehend den Kopf nur rechts und links wendet. Denn von Biberich bis Bingen ist Alles einem gesunden oder bewaffneten Auge sichtbar. Der Rhein, mit den daran gegürteten Ortschaften, mit Inselauen, jenseitigen Ufern und ansteigenden Gefilden, links oben die blauen Gipfel des Altkönigs und Feldbergs, gerade vor uns der Rücken des Donnersbergs! Er leitet das Auge nach der Gegend, woher die Nahe fliesst. Rechts unten liegt Bingen, daneben die ahnungsvolle Bergschlucht, wohin sich der Rhein verliert.“ In dieser kurzen Schilderung Goethes vermisst man nur die Rochuskapelle auf ihrem langen Bergrücken jenseits.

Unter dem Balkon ist die Terrasse mit Orangenbäumen besetzt. Hier zeigen sich die Oeffnungen des alten Klosterkellers, der jetzt nur im Nothfalle, den Gott bald sende, d. h. in sehr ergiebigen Jahren gebraucht wird, denn unter dem ganzen Schlosse zieht ein anderer her, der 500 Stückfass hält. Gewöhnlich sieht man aber in der grossen Felsenhalle nur einige hundert Stückfässer, mit Blechnummern bezeichnet, in drei Reihen nebeneinander liegen. An ihren Inhalt reicht keine Beschreibung und nur wenigen Gaumen ist ein Urtheil vergönnt. Es genügt zu sagen, dass ein Stückfass 1822r um 12,500 Gulden an den preussischen Hof verkauft wurde. Was dem Johannisberger diese Güte giebt, ist nicht der Boden allein, nicht die geschützte Lage an den sonnigen Abhängen der deutschen Alpen, die unsern Süden vom Norden scheiden, nicht der Spiegel des Rheins, nicht die rheingauer Erziehungsart, nicht die edle Rieslingrebe, nicht Bau und Dung, sondern mehr als das Alles die späte Lese, auf deren Vortheile man durch einen Zufall aufmerksam wurde, da durch die Vergesslichkeit des Fürstabts von Fuld die von ihm erbetene Erlaubniss zur Lese erst eintraf, als die Trauben schon ganz faul ge-

worden waren. Seitdem wurde die Spätlese eingeführt und selbst noch bei dieser die faulen von den gesunden Trauben gesondert, denn jene geben die erste und feinste, die andern eine geringere Sorte Wein.

Doch wir treten aus Metternichs Schatzkammern wieder ans Licht, und werfen noch einen Blick auf die lachendsten, anmuthigsten aller deutschen Gefilde. Gleich unter der Terrasse beginnen die etwa 60 Morgen haltenden Weinberge. Die beste Lage, der Oberberg, wird durch das Schloss vor jedem Luftzug, der die Wärme verwehen könnte, geschützt. Tiefer unten liegt die Klause, wohin die Johannisberger Nonnen, die anfangs auch hier mit den Mönchen unter einem Dache hausten, später versetzt wurden. Gesegnete Fluren bespühlt dann der breit ergossene Rhein, in dem vier grüne Auen sich spiegeln, eine fünfte ist im Werden begriffen. Dazu ist er oft mit Dampf- und Segelschiffen und unabsehbaren Flössen so bedeckt, dass man trockenes Fusses hinüber zu können vermeint. Auch das jenseitige weniger fruchtbare Uferland beleben doch zahlreiche Dörfer und Höfe, theils ans Ufer, theils an zwei gestreckte Vorhügel gebaut. Diesseits drängen sich die schon besprochenen Flecken und weiter unten Geisenheim, Eibingen und Rüdesheim so nahe zusammen, dass man wohl fühlt, hier sei von jeher ein Eldorado und gut Hüttenbauen gewesen. Wenn nun die Abendsonne die Höhen vergoldet und die Glocken so vieler Kirchthürme Feierabend läuten, der Rhein sich mit Kähnen Lustfahrender oder Heimkehrender belebt, hier und da gejochte Ochsen hohe Fruchtbarme heimwärts ziehen, weilen die buntgekleideten Schnitter noch gern auf dem Felde, denn sie wissen wohl, wem sie binden. Ein andermal bevölkert ein Jahrmarkt die Strasse, eine Procession zieht mit flatternden Fahnen durch das Gewühl, den Bergen und Saaten Gedeihen zu erflehen, blasend und fidelstreichend schreiten muntre Burschen voraus; aber andre nützen die Verwirrung und necken die wohlbekannten, jetzt frommblickenden Mädchen, bis der Herr Frühmesser im weissen Chorhemd den Wader tiefer ins Weihwasser taucht und statt der Rebstöcke das übermüthige Mannsvolk bespritzt. Oder wenn in der Weinlese sich Alles geschäftig regt, Fässer und Bütten hin und wieder fahren, in guten Lagen mit Musik in die Berge gezogen wird,

wo die fröhlichen Winzer hangen und aus dem falben Rebenlaub die alten Volksweisen schallen: Es kann ja nichts Schöners erfreuen, oder: Es waren drei Junggesellen; während der rationelle Weinproducent Gesang und Traubengenuss verbietet und nur mit wenigen Leuten sorgfältige Vorlese hält, damit man hernach bei seinem Gewächs desto besser singen und fröhlich sein könne: wenn dann unerwartet eine Wolke den nassen Schooss zu öffnen droht, die Helfleute lachend, doch ohne Schadenfreude, mit Kesseln und Schlottern Reissaus nehmen, während die Betheiligten rathlos hin und her laufen und das liebe Gut vor dem überflüssigen Segen nicht zu bergen wissen: solche Momente mag der Künstler gerne festhalten und mein anderthalber Vetter, der Maler Simmler zu Geisenheim, hält hier reichliche Aernte.

Den Weingarten Deutschlands, diese sanft geschwungenen Hügel, diese Gefilde voll ionischer Weiche bewohnen gesunde, lebensfrohe Menschen: wer unter ihnen weilt, überzeugt sich bald, dass sie ein mehr als idyllisches Leben führen, dass sie noch Mark im Gebein und das Herz auf dem rechten Flecke haben, dass auch der Spruch ihnen nicht veraltet ist: die Luft im Rheingau macht frei. Treu hängen sie an der Sitte der Väter, ohne sich gegen Besseres zu verstocken, dem alten Glauben bleiben sie zugethan, den Heiligen streuen sie Blumen und bekränzen die Bilder, der Mantel des heil. Martin hat sie so lange warm gehalten; aber Kreuzigung des Fleisches, Selbstgeisselung, Wachen und Fasten verträgt sich mit der Landesart nicht. Erzbischof Ruthart von Mainz, der das Kloster Johannisberg stiftete, und sein Schwager, Rheingraf Richolf, der es ausstatten half, sie thaten es zur Büssung einer schweren Schuld oder zu Vermeidung kaiserlicher Ungnade, als Theilnehmer des von den Kreuzfahrern an den Juden zu Mainz verübten Raubes: immerhin, wenn sie dadurch ihr Gewissen erleichtert fühlten; aber unnatürlich war es doch, Andere, Unschuldige, Männer und Frauen, Anfangs unter einem Dache, zu bussfertiger, unthätiger Entsagung mitten in einer Natur zu verdammen, deren Triebe allzuüppig wucherten. Es hat auch nie gut gethan, nicht als Kloster, Abtei, noch Probstei; St. Benedict erlebte wenig Freude an seinen Jüngern, nach jeder Reformation brach das alte Sittenverderbniss wieder aus. Hätten hier wie zu Eberbach Cister-

cienser gehaust, die sich tüchtig tummelten, und mehr als Rosenkranz und Brevier Hacke und Schaufel handhabten, es wäre viel Aergerniss erspart worden. Den sechs übrigen Klöstern des Rheingaus ging es nicht viel besser; aber sie thaten frühzeitig dazu, bekehrten sich zu dem heil. Bernhard und nahmen die Regel von Cisterz an.

Das von dem Fürstabt von Fuld erbaute Schloss schenkte Napoleon mit dem Gute dem Marschall Kellermann (*Duc de Valmy*). Im Jahr 1811 verkaufte dieser den ganzen bevorstehenden Herbst dem bekannten Kaufmann Mumm für die Summe von 32,000 Gulden. Das geschah im Sommer, als noch Niemand wissen konnte, ob der Wein auch nur reif werden würde. Es folgte der berühmte, in diesem Jahrhundert noch unübertroffene Eilfter Jahrgang, und Hr. Mumm hatte ein Geschäft gemacht, wie es in Wein wohl auch nur alle hundert Jahre vorkommt. Es waren 65 Stück, und ein einziges ward um 11,000 Gulden verkauft. Der alte, sachverständige Pater Keller, ein Benedictiner, war der Unterhändler gewesen. Aus freien Stücken gab der Marschall auch noch die Fässer her. Das erwähnte Mummsche Landhaus am Johannisberg dankt wohl diesem Kaufe den Ursprung.

Als im Jahre 1813 die alliirten Mächte diese Besitzung dem Kaiser von Oesterreich übertrugen, und dieser den Fürsten von Metternich gegen den Weinzehnten damit belehnte, da schien sich das deutsche Reich allein noch im Johannisberg und seinem Wein erhalten zu haben. Worin könnte es wohl, nächst dem Herzen des deutschen Volks, besser aufbewahrt sein? Ist uns doch auch der Hort der Nibelungen nur im Rheinwein erhalten:

> Zerronnen in den Wellen des Stroms, der drüber rollt,
> Lässt er die Trauben schwellen und glänzen gleich dem Gold.

Wir aber, wie Emanuel Geibel singt:

> Wir aber füllen die Römer und trinken in goldnem Saft
> Uns deutsches Heldenfeuer, uns deutsche Heldenkraft.

Wenn freilich der edelste Johannisberger nur auf fürstlichen Tafeln prangt, so wünschen wir, dass nie ein Tropfen davon über Deutschlands Gauen hinaus wandre, damit er unsern Fürsten allein verbleibe, sie mit deutschem Sinn und überschwänglicher Liebe ihres Landes und Volkes zu tränken.

Marienthal und Geisenheim.

Ueber dem Johannisgrund öffnet sich links das mühlenreiche Wiesenthal der Klingelbach, dessen einsame Schönheit um so tiefer empfunden wird. An seinem engen Schluss, neben einem Pächterhause, liegen, in dichtes Laub versteckt, von tausend Nachtigallen umsungen, die Ruinen einer ehemaligen Kloster- und Wallfahrtskirche. Das Dach ist eingestürzt, aber noch stehen die hohen Giebel- und Seitenwände. Das Portal mit der eingemeisselten Jahrzahl 1326 zeigt in zwei Feldern Figuren sehr alten Styls. In dem obern Gott Vater und Sohn sitzend, zwei kniende Engel rechts und links. Im untern Maria und der Engel Gabriel, dazwischen der heil. Geist schwebend und eine Lilie dem Boden erspriessend. Zwei Heilige zur Seite, der eine trägt das Schwert (St. Paulus?), der andere den Stab mit der Schelle an der Krücke (St. Wendelinus?). Diese Darstellung der unbefleckten Empfängniss ist noch dadurch bemerkenswerth, dass die Strahlen des heil. Geistes Mariens Ohr und Schläfe treffen, denn, wie Walther von der Vogelweide singt:

dur ir ôre empfienc si den vil süezen,

eine ganz consequente Vorstellung, wie ich schon anderswo bemerkt habe: „Da der Heiland das Wort der Worte ist, so konnte er nur durch das Ohr empfangen werden." Mitten aus dem Schiff hebt eine Linde das Haupt hoch über die Kirchenwände. Hinter ihr steht der Hochaltar noch an seiner alten Stelle, und die Volkssage versichert, den geweihten Altarstein hätten die Zerstörer des Gotteshauses mit Hebeln und Winden nicht von der Stelle schaffen können. Unter den verblichenen Frescogemälden der Wände ist eine Flucht aus Aegypten erkennbar. Daneben das halb versunkene Grabmal eines *Henne von Hohenweisel* mit einer deutschen Inschrift und der Jahrzahl 1485. Er war Oberschultheiss zu Geisenheim und sein Sohn Bruno Vicedom des Rheingaus. Doch mehr als dies Alles sind die Marienbilder merkwürdig. Zwei derselben enthält eine neu aufgemauerte Nische, vor welcher unter der Linde mehrere Bänke stehen. Von diesen ist Eins reich gekleidet und mit Glas verdeckt. Eine Lampe, frisch mit Oel getränkt, hängt davor. Es ist aber nicht das wunderthätige, welches die Erbauung der Kirche und des Klosters veranlasste, denn dieses befindet sich

jetzt in der Kirche zu Geisenheim. Dennoch bestätigt Alles, dass dieser Ort noch heute heilig und gläubiger Andacht geweiht ist. Jeden Dienstag und Freitag, ward mir gesagt, sei hier Gottesdienst, wozu die Leute keines Priesters bedürften. Noch ist eines schweren hölzernen Kreuzes zu gedenken, welches ein Büssender zu Ehren des heil. Bluts nach Waldürn im Odenwald getragen und nachmals mit der Bitte an jeden katholischen Christen hier aufgestellt hat, sieben Vaterunser und sieben Ave Maria für ihn zu beten. — Die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst lässt Marienthals Namen nicht ungenannt. Das aus den Niederlanden stammende Institut der Kogelherrn, welche Marienthal damals bewohnten, hatte sich Unterricht der Jugend und Vervielfältigung guter Bücher zum Ziel gesetzt. Letztere hielten sie über alle Schätze der Erde werth. Als durch Gutenbergs Erfindung der Preis geschriebener Bücher fiel, wussten sie sich zu helfen. Vermuthlich hatten sie den Erfinder und Bechtermünzes Werkstätte in Eltvill kennen gelernt. Da legten sie selbst nach jenem Muster eine Druckerei an, und machten ihr kleines Klösterlein „zum Sitz und zur Officin der Gelehrsamkeit.“ Mehrere seltene Werke gingen daraus hervor.

Geisenheim, der volkreichste Ort des Rheingaus, und doch nur ein Flecken, ist von den beiden Giesen genannt, zwei Rheinarmen, von Inseln im Strome gebildet, der hier die seltene Breite von 2500 Fuss hat. Von dem Pfefferzoll der Rheingrafen, deren ältester Sitz hier gesucht wird, ist bereits gehandelt. Er sowohl als der Name deuten darauf, dass der Ursprung Geisenheims, der schon im siebenten Jahrhundert vorkommt, sich an die Rheinschifffahrt knüpft. Jetzt ist es durch Weinbau und Weinhandel bedeutender. Sein Rothenberg, gleich dem Johannisberg ein kegelförmiger Vorsprung des Hauptgebirges, wird zu den bessern Lagen gezählt. Ein rother Thonschiefer giebt ihm den Namen. Ich weiss nicht, wem jetzt der Weinkeller der aufgelösten Firma Lade und Dresel gehört, den ich für alle Entbehrungen in Eberbach und Johannisberg völlig entschädigt verliess. Er hat zwei Stockwerke übereinander; die breiten Gewölbe, wo zwei Reihen Stückfässer noch einen geräumigen Weg frei lassen, laufen im Viereck zusammen. Nie machte ich an einem Abende so viel geistreiche Bekanntschaften. Da war Feuer

und Stärke bei Geist und Milde. Menschen selten, nur Schöpfungen der Kunst können so edle, feine Genüsse bereiten. Wer Schwelgereien des Gaumens verschmäht, der komme hieher, sich bekehren zu lassen. Er wird begreifen lernen, warum unsere Sprache den Sinn für das Schöne Geschmack nennt.

Gleich am östlichen Eingang Geisenheims liegt ein Haus, dem der Wanderer mit Ehrfurcht nahen sollte. Hier war es, wo der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, dessen Werk der westphälische Friede war, das *Instrumentum pacis* entwarf. Hier auch arbeitete er mit Leibnitz und andern vorzüglichen Männern, die er an seinen Hof gezogen hatte, an Vorschlägen, wie die katholische und evangelische Kirche zu vereinigen. Graf Schönborn zu Reichardshausen, der dies Haus ererbt hat, beabsichtigt es seiner historischen Bedeutung würdig wiederherzustellen. Ein dazu bestimmtes steinernes Portal habe ich in der Werkstätte des trefflichen J. Scholl in Mainz gesehen.

Unter den vielen schönen Landsitzen, die Geisenheim zieren, ist der des Freiherrn von Zwierlein auch durch die ausgezeichneten Glasmalereien, ältern und neuern Ursprungs, bemerkenswerth, welche an den Fenstern angebracht sind. Die so erhellten Räume bewohnt auch unsere rheinische Nachtigall, deren klangvolle Kehle alle Ufer des Stroms und seiner Nebenflüsse mit Wohllaut füllt.

Schluss des breitern Rheinthals.

„Wer sich in der Folge bemühte, den Niederwald besser darzustellen, müsste im Auge behalten, wie das Grundgebirge von Wiesbaden her immer näher an den Rhein heranrückt, den Strom in die westliche Richtung drängt, und nun die Felsen des Niederwalds die Grenzen sind, wo er seinen nördlichen Lauf wieder antreten kann.“ Wir bemühen uns nicht, den Niederwald besser als Goethe darzustellen, wir gehen geflissentlich jeder Vergleichung aus dem Wege, die uns allzu nachtheilig sein müsste, vermeiden Eibingen, Nothgottes, und Rüdesheims Brömserburgen, auf die Schilderung des Meisters verweisend; sein obiger Wink ist uns aber nicht unbenutzt geblieben. Wir sahen das Taunusgebirge von Homburg bis Rüdesheim von Osten nach Westen streichend den Rhein von Biberich abwärts zu gleicher Richtung zwingen. Wir hörten, dass es dem Jahrtau-

sende lang zum See zurück gestauchten gewaltigeu Strome bei Rüdesheim endlich gelang, die ursprünglich zusammenhängenden Gebirge des Taunus und Hunsrückens zu scheiden, und sich ein Bett durch Felsen zu wühlen. Indem nun der Rhein Bingens Bergschlucht durchbricht, tritt er seinen alten nördlichen Lauf wieder an und bespült, einen Winkel bildend, von zwei Seiten das vom Niederwalde gekrönte westlichste Ende des Taunus. Mit einem Fuss steht also der rüdesheimer Berg noch im breitern, mit dem andern schon im engern Rheinthal.

Diejenige Seite nun, welche dem breitern Thale, zunächst dem Rheingau, zugekehrt ist, trägt den luftigen, runden Säulentempel des Niederwalds, wo sich dem Blick Alles wiederholt, was wir im Rheingau gesehen haben, im Nahgau noch sehen werden, und nur die Fernen in Glanz und Duft verschweben. Was aber die Nähe noch anziehender macht, ist die jenseitige Mündung der braunen Nahe, die Brücke, die ihre Bogen über sie wölbt, die bedeutenden Felsen, die ihr Thal erschliessen, und die waldigen Gebirge, die sie begleiten; dann Bingen im Winkel zwischen beiden Flüssen, über ihm die Ruine Klopp auf dem runden Hügel, höher der langgestreckte, tief ins Rheingau vorgeschobene Rochusberg mit der Wallfahrtskapelle und auch diesen noch überragend, viele blaue Höhen des Nahgaus. An lieblicher Schönheit übertrifft diese Aussicht jede andere; aber erhabener, schauriger ist die von der Rossel, einer künstlichen Ruine, welche die Zeit in eine natürliche verwandelt hat. Hier blickt man in jenes engere Thal, das Werk des Rheins, und fühlt die Brust beklemmt von den überhängenden Felsen, deren schöne Formen, deren zierliche Burgen uns über die siegreiche Gefangenschaft, das geheimnissvolle Verschwinden des Stroms nicht trösten können. Blicken wir unter uns, so sehen wir in der Hälfte des Berges Schloss Ehrenfels liegen, aber in der Tiefe schäumt der Rhein mit vernehmlichem Brausen über dem Felsenkessel des Bingerlochs, der märchenhafte Mäusethurm hebt sich gespenstisch aus der Brandung, während jenseits die reizenden Nahmündungen das Bild an ein bekanntes anknüpfen. Kein Wort hier über die Zauberhöhle, das unbedeutende Echo bei dem Jagdschloss und andere Spielereien, die den mächtigen Eindruck stören.

Der Mausthurm.

Gewöhnlich räth man den Niederwald bei Asmannshausen zu erklimmen, und bei Rüdesheim herabzusteigen, welches wir aber nur denjenigen empfehlen, die aus dem engern Rheinthal kommen; die Andern würden einen unnöthigen Umweg machen, um ein verworrenes Bild zu gewinnen. Von Rüdesheim durch das Bingerloch nach Asmannshausen oder Burg Rheinstein in einem Nachen zu fahren, ist freilich hinreissender Zauber; oder man fahre von Bingen nach dem Mäusethurm, lasse den Fährmann an den Quarzfelsen harren, welche die Insel bilden und betrete das Innere der einsamen Warte. Bei einem solchen Besuch überzeugte ich mich, dass diese Felsen und festgefügten Quadern niemals Mäuse bewohnten, Mäuse mithin dem verlassenen Thurm den Namen nicht gaben, noch die Anknüpfung der auch sonst vorkommenden Sage veranlassten. Wir müssen zu der Ableitung von Muserie, Waffen und Geschütz, greifen, womit man freilich Musketen nicht zusammenbringen darf. Mushaus hiess auch ein Zeughaus bei Mainz und ein Theil des alten braunschweiger Schlosses. Er war also ein Waffenthurm, gleich jener Pfalz im Rhein, zu Durchsuchung und Anhaltung der vorüberfahrenden Schiffe erbaut, die bei Burg Ehrenfels, dem Mausthurm gegenüber, zollpflichtig waren. Seine mit Ehrenfels gleichzeitige Entstehung fällt in die Zeit der deutschen Könige Philipp und Otto. Wenn aber die Sage, die Trithemius zuerst berichtet, sie an Hattos unbarmherzige Härte knüpft, so sollten die Geschichtsforscher, statt die Zeit an ihre Widerlegung zu verschwenden, sich lieber ihren historischen Gehalt aneignen. Vergebens hält man ihr entgegen, welch ein trefflicher Erzbischof Hatto gewesen, in welchem Ansehen er schon als Abt zu Fuld bei Otto dem Grossen gestanden, welche Verdienste er um Reich und Kirche erworben u. s. w. Nicht im entferntesten, meint Dahl, passe dies Märchen auf diesen braven, allgemein verehrten Prälaten. Allein wer sagt denn, dass von Hatto II. die Rede sei? Der Name Hatto, aus *Harto* entstellt, scheint überhaupt nicht beliebt. Auch Hatto I. war ein trefflicher Erzbischof, und hiess seines Königs Herz; aber das eben ist aus der Sage zu lernen, dass er keineswegs allgemeiner Verehrung genoss, dass Strenge und Härte ihm den Hass des Volks zugezogen hatten, welches

noch nach Jahrhunderten sein Andenken schmähte. Sang doch auch das Volk Lieder von der Hinterlist, mit der er sich seines Gegners, Adalberts von Babenberg, entledigte. Wir dürfen die Geschichte, da sie am Rheine spielt, wohl erzählen. Adalbert wurde von dem König, gegen den er sich schwer vergangen hatte, in seiner Burg belagert. Gleissnerisch ermahnte ihn Hatto, des Königs Gnade zu suchen, und versprach eidlich, ihn sicher und heil in die Burg zurück zu bringen. Unterwegs sprach der Bischof, der früher eine Mahlzeit ausgeschlagen hatte: „Fürwahr, oft begehrt man, was man erst abgelehnt: ich bin wegemüd und nüchtern.“ Da beugt der einfältige Adalbert sein Knie vor dem Prälaten, und bittet demüthig, sein Haus nicht zu verschmähen. Sie kehren zurück und treten nach eingenommenem Mahl die Reise wieder an. Als sie aber zu Tribur, im Lager des Königs anlangen, wird Adalbert ergriffen und als Hochverräther zum Tode verdammt. Da mahnt er Hatto seines Wortes; aber der Verräther versetzte: „Mein Wort hab ich gelöst, da ich dich zum Imbiss ungefährdet in deine Burg zurückführte.“ So ward Adalbert, weil er auf Hattos Treue zuviel getraut, enthauptet. Noch ein anderes Stückchen erzählen von ihm Wittekind und Dietmar von Merseburg: „Den Herzog Heinrich zu Sachsen, nachmaligen König Heinrich den Vogler, hatte er mit grossen Ehren zu Gast geladen, und gedachte ihn in einer silbernen Kette zu erwürgen, was er auch vollbracht hätte, wenn nicht der Schmied, bei dem sie bestellt war, den Verrathenen gewarnt hätte: da liess ihm Heinrich sagen, er habe keinen härtern Hals als Adalbert, und lieber wolle er zu Hause bleiben, als ihn mit vielem Gefolge belästigen.“ Wer solcher Dinge fähig war, der könnte wohl auch zur Zeit der Hungersnoth arme Leute, die ihn um Korn ansprachen, in einer Scheuer versammelt und verbrannt, ihr Gewimmer aber dem Pfeifen der Kornmäuse verglichen haben. Dass er dafür von Mäusen lebendig aufgefressen worden, diesen so oft wiederkehrenden, sagenhaften Zug erst noch widerlegen zu wollen, ist lächerlich. Wendet man ein, dass auch jene Geschichten von Adalbert und Heinrich nur Fabeln seien, so stimmen wir bei; glauben aber, dass drei von einander unabhängige Sagen denselben Mann nicht in ganz gleiches Licht stellen würden, wenn sie damit nicht seinen wirklichen Cha-

rakter beleuchteten. Die Anknüpfung an Hatto ist also gerechtfertigt: die an den viel später erbauten Mäusethurm erklärt sich aus dem Namen und der Lage mitten im Rhein, die der Mäuseverfolgung erst recht den Anstrich des Wunderbaren gab. Wenn wir übrigens der viel gewanderten Sage ins tiefste Herz blicken, so sehen wir sie aus einer sehr einfachen Wahrnehmung hervorgehen. Wer viel Korn aufspeichert, der lädt sich die Mäuse gleichsam ins Haus und gierig verschlingen sie, was hülfloser Armut unbarmherzig versagt wurde. Ist das Korn aufgezehrt, so fallen sie über andere Lebensmittel her, benagen selbst Unessbares, und so ist es nicht einmal sehr kühn gesagt, dass Kornwucherer von Mäusen geplagt, verfolgt und aufgefressen würden. Diesen bildlichen Ausdruck nun hat die Phantasie ergriffen und zum Märchen erhoben.

Mühlstein.

Vom Mausthurm musste mich der Schiffer an den Mühlstein fahren, einen mächtigen Quarzfelsen, der wenige Schritte vom rechten Ufer im Strome liegt. Ein eisernes Kreuz bezeichnet die Stelle, wo eine Kapsel in den Felsen gelassen ist, die das Herz eines Dichters bewahrt, des gemüthlichen rheinischen Geschichtschreibers Nic. Vogt. Was sonst von ihm Irdisches übrig ist, ruht, das Haupt gegen Mainz, seine Vaterstadt, gerichtet, an der Schlosskapelle des Johannisberges, wo Fürst Metternich seinem Lehrer ein Denkmal aus Marmor dankbar errichten liess. Sein Herz sollte, so bestimmt es sein letzter Wille, noch im Tode der Strom überspülen, dem es im Leben so heiss geschlagen. Ist es Zufall, dass unfern des Mühlsteins das bekränzte Bild seines Patrons, St. Nicolaus, in einer Nische steht? Schiffer, die durch das Bingerloch fahren wollen, versäumen nicht, den Beistand des Heiligen anzurufen. Von einem Frevler wird erzählt, er habe ihm eine Kerze wie seines Schiffes Mast gelobt, nach glücklich überstandener Gefahr aber betheuert, nicht ein Stümpfchen fingersgross solle vor dem Bilde flammen: welche Vermessenheit der Heilige alsbald durch nachträglichen Schiffbruch ahndete.

Ehrenfels.

Gleich neben dem Mühlstein läuft ein Fahrweg den Berg hinauf dem Ehrenfels zu. Niemand versäume ihn zu gehen: er

gewährt eine der herrlichsten, und am Ziel vielleicht die erhabenste Ansicht, die das Rheinland bietet. Ueberhaupt rathen wir zu Spaziergängen in den Weinbergen: man findet hier häufig Standpunkte von ungemeiner Schönheit, besonders auf den sogen. Rosseln, Steinhaufen, welche die Winzer aufgeschüttet haben. Diese pflegen nämlich die Steine, welche sie beim Rotten herausschaffen, auf einen unrottbaren Felsen zu bringen, der gewöhnlich schon an sich über den geschlachtern Boden des benachbarten Gehänges bedeutend hervorragt, durch den Aufschutt aber noch sehr an Höhe gewinnt. Die erwähnte Rossel auf dem Niederwald hat keinen andern Ursprung. Am Niederrhein pflegen solche Steinhaufen im Weingelände Köppelchen zu heissen.

Die Weinlage, welche unser Weg durchschneidet, gilt für die beste Lage von Rüdesheim. Das dem Orte zunächst liegende „Hinterhaus", so wie das anstossende „Rottland" haben geringere Abdachung, als diese „Berg" genannte Lage. In der Nähe von Ehrenfels erreicht sie 40 Grad, die steilste, die, mit geringen Ausnahmen, in deutschen Weinbergen gefunden wird. Aber gleich hinter Ehrenfels, wo der Rhein seinen nördlichen Lauf wieder angetreten hat, die Exposition also westlich ist, wachsen geringere Weine. Hier geht mithin für den Oenologen das Rheingau zu Ende.

Den gesammten rüdesheimer Berg mit seinen drei Lagen hat man bezeichnend einen ganz gemauerten genannt. Er ist nämlich in unzählige Terrassen gebrochen, welche eben soviel Mauern und Mäuerchen zu stützen dienen. Je steiler der Berg, je mehr Terrassenmauern waren nothwendig, um den grösstentheils auf den Felsen getragenen Baugrund, der sonst vom Regen hinabgespühlt würde, zu halten. In der Nähe von Ehrenfels sind der Mauern so viel, dass man glaubt, auf Treppen den Berg hinansteigen zu können. Wenn der Riese Wate oder Widolf mit der Stange wieder auferstehen, werden sie diese Stiege zum Niederwald ganz bequem finden.

Der Sage nach soll Karl der Grosse von seinem Palaste zu Ingelheim aus, beobachtet haben, dass alljährlich im ganzen Rheingau der Schnee nirgend früher als auf dem rüdesheimer Berge geschmolzen sei, worauf er Befehl gegeben, Reben aus Orleans kommen und hier anlegen zu lassen. Es ist zwar urkundlich er-

wiesen, dass erst Erzbischof Siegfried I. den rüdesheimer Berg Winzern zur Bepflanzung überliess, obgleich schon vor Karls des Gr. Zeit Weinbau im Rheingau getrieben wurde; die Orleanstraube herrscht aber noch heute im rüdesheimer Berge vor. Auch findet man den sogen. Grünfrensch, vermuthlich ein Ueberrest jener Franztraube, die meist mit der hunnischen den Hauptrebsatz bildete, bis beide durch die edle Rieslingrebe, ein Kind des rheingauischen Himmels, verdrängt wurden. Dass der Grünfrensch weissen Wein giebt, würde dann gegen Bodmann zeugen, der jenen Franzwein für roth hielt. Den hunnischen beziehe ich weder auf Hunnen, noch Ungarn, sondern nehme ihn, da *Hûn* Riese heisst, für eine grossbeerige Traube.

Doch solchen Untersuchungen, so sehr sie am Orte sind, giebt sich nicht hin, wer im Rüdesheimer Berge wandelt. Lieber blickt er hinab in den Strom und nach der jenseitigen Nahmündung und zurück in das liebliche Rheingau, dessen sanfte Schönheit er mit der wilden Erhabenheit des engern Thals so plötzlich vertauschen soll. Der Felsen, in dem die Burgruine wie ein Schwalbennest hängt, ist der Thürpfosten des mächtigen Bergthors, das sich der Rhein nach dem Schauplatz seiner männlichen Thaten gebrochen hat. In diesem Durchbruch selbst hat er sein Meisterstück gemacht, die vollgültigste Probe gereifter Heldenkraft abgelegt. Und doch ist das Werk nicht ganz vollendet, noch hat sich der Rhein sein Bette nicht völlig geebnet, noch stürzt er über Felsen brausend dahin, und sein Rauschen tost erschreckend herauf zu dem Wanderer, der jetzt aus den epheubekleideten Fensteröffnungen des Ehrensteins niederschaut. Glücklicher hätte er seinen Standpunkt nicht wählen können, um das Bingerloch kennen zu lernen: bei der Durchfahrt ist er dem Nächsten zu nah, von dem Fernern zu entfernt, um das Ganze zu überblicken, und oben hängt die Rossel zu hoch über dem Ehrenfels: das Bild verjüngt sich und der Donner des zürnenden Stromes verhallt. Wenn irgend eine der alten Burgen in den Uferfelsen des Rheinthals Wiederherstellung verdiente, so wäre es diese; auch könnte es ohne grossen Aufwand geschehen, da die zierlich gekrönten Thürme noch ganz wohl erhalten sind. Die Reisenden würden dann diesen Punkt nicht übersehen, den wichtigsten am ganzen Rheinstrom, gleichsam den Eckstein, der das obere und untere, weitere

und engere Rheinthal verbindet; sie würden einen Begriff von dem Bingerloche gewinnen und den noch jetzt unter dem Strome sichtbaren Zusammenhang der Gebirge beider Ufer erkennen.

Das feste Gestein im Flussbette, das so manch Jahrtausend dem unablässigen Anschlage der ergrimmten Flut widerstand, ist ein Quarzfels, der quer durch den Rhein streichend, gleichsam ein Wehr bildet. Die Klippen treten mehr oder weniger sichtbar über den mittlern Wasserspiegel hervor. Hattos Insel und Vogts Mühlstein sind nur hervorragende Trümmer dieses Felsenriffs. Andere Ueberbleibsel desselben sind der Farrenstein, der oberste von allen, die wilde Broh (zwischen ihr und dem Mühlstein fahren die Schiffe), die Brohbänke, die Fidel, der Scharfestein, die hohe Broh, der grosse und kleine Wegstein, der grosse Lochstein und der Concordienstein. Der gefährlichste von allen aber war der grosse Lochstein. Zwischen ihm, den immer die Flut bedeckte, und den seichten Stellen oder Bänken des rechten Ufers, ging der Fahrweg des Rheins in einer schmalen Rinne her, welche das Bingerloch hiess. Vor diesem brauchte sich also niemand zu fürchten; nur die Klippe links und die Bänke rechts drohten Gefahr. Doch auch diesen hat die neueste Erweiterung des Bingerlochs fast alle Zähne ausgebrochen: die Durchfahrt ist auf 210 Fuss, das Zehnfache der frühern Weite, verbreitet, welches nicht geschehen konnte, ohne den Lochstein ganz hinwegzusprengen. Dennoch sprechen die Schiffer noch gerne von den Gefahren des Bingerlochs, und noch immer bekränzen Blumen das Bild des heil. Nicolaus.

Lorch mit dem Wisperthal.

Asmannshausen ist nur seines Rothweins wegen merkwürdig, den es von Burgunderreben gewinnt, die früher als die Rieslinge zeitigend, die Ungunst der durchschnittlich westlichen Lage verbessern. Doch bietet das Gebirgsthal, das nach Aulhausen oder Düppenhausen, einer Colonie geschickter Töpfer, und dem ehemal. Nonnenkloster Marienhausen führt, eine reinsüdliche Wand, auf der sich die Rebe in ihr vortaunisches Paradies hinüber träumt.

Von Asmannshausen bis Lorch zeigt das rebenbebaute rechte Felsenufer keine Burg noch Ortschaft, während das jenseitige reich daran ist. Lorch ist, wie so viele tiefer liegende Flecken und Städte, als Bacharach, Wesel, Boppard, nur eine Ruine sei-

nes ehemaligen Glanzes. Als noch der Handelszug der Rheinweine nach Köln ging und Bacharach deren Stapel und Niederlage war, hob die Nähe dieses Orts seinen Culturfleiss und Wohlstand zu einer seitdem nie wieder erreichten Höhe. Wer hat, dem wird gegeben: ein gut- und zahlreicher Adel liess sich in Lorch nieder, dessen „Schuljunkerschaft" gleichsam für die Universität der edeln rheingauischen Jugend galt. Auf der linken Seite der Wisper stand über Lorch zum Schutz der rheingauer Grenzen die längst verschwundene Burg Fürsteneck, deren Burgmänner aus den vielen Zweigen der alten Ritter von Lorch gewählt wurden. Ihr gegenüber erblickt man noch die gewaltige Warte Nollingen genannt, die vielleicht zur Befestigung des Fleckens gehörte. Am lautesten zeugt von der ehemaligen Blüthe Lorchs die mit vielen bedeutenden Denkmalen gezierte Kirche. Das von Philipp Hilchen von Lorch hat die Jahrzahl 1215; jünger, aber wichtiger ist das des Reichsfeldmarschalls Johann Hilchen von Lorch, der ein Freund und Waffenbruder Franzens von Sickingen beide Erbfeinde, die Türken und Franzosen besiegt hat.

Das bei Lorch mündende Wisperthal ist wegen seines scharfen Nordostwindes bei Schiffern und Winzern verschrieen. Auch sollen allerlei Unholde darin gespenstischen Spuk treiben: doch kann ich dem widersprechen, da ich selbst erfahren habe, dass es nur von holden Geistern bewohnt wird. Ob der Kedrich, jener auch als Teufelsleiter bekannte steile Fels, den einst ein verliebter Abenteurer hinaufgeritten sein soll, im Rhein- oder Wisperthal zu suchen sei, liess sich nicht ausmitteln. Nach Sattel und Zaum des Pferdes mag, wer gern ausgelacht ist, am Rathhaus fragen. Uebrigens wird die mit jener von Falkenstein verwandte Sage sehr abweichend erzählt. Seines wildromantischen Charakters wegen verdient das Wisperthal mit seinen Zweigen, Sauer- und Werkerthal, häufigern Besuch. Bei der heil. Kreuzkapelle sprudelt die Tiefenbach aus dem Sauerthal, wo über dem schwefelhaltigen Brunnen des gleichnamigen Dörfchens die weitläufigen Trümmer der einst sickingischen Sauerburg auf waldigem Bergkegel thronen. Seltsame Gerüchte gehen über diese Ruine, die mehr einer Festung als einer Veste anzugehören scheinen, im Schwange. Der Letzte der Sickingen, der in Armut verstarb, und vielen Mitlebenden persönlich bekannt war, beging hier, nach der neuerdings

selbst in Zeitungen besprochenen Landsage, eine That, die in der deutschen Literatur eine furchtbare Berühmtheit erlangt hat: er hielt seinen Vater, den die Welt gestorben glaubte, in einem Verlies der zerstörten Burg oder im Keller des alten Pfarrhauses gefangen. Als der Frevel ruchtbar ward, und der Kurfürst von Mainz bewaffnete Mannschaft ausschickte, um den unglücklichen Vater zu befreien, hatte der unnatürliche Sohn ihn bereits weggebracht und in den Kellern der Burg Dalberg bei Kreuznach verborgen, wo er aber durch die Freiherrn von Dalberg ans Licht gezogen und dem Leben zurückgegeben ward. Von den Dalbergen soll Schiller diese Begebenheit, die er in seine Räuber verflocht, erfahren haben. Letzteres ist wohl nicht möglich, da, so viel bekannt ist, das Schauspiel in den Grundzügen fertig war, ehe Schiller Dalbergs Bekanntschaft machte. Es wird hinzugefügt, jene Familie habe an Schillers Verfolgung mit Schuld getragen.

Wo die Werkbach, die von Lipporn herabkommt, in die Wisper mündet, liegen auf steilen Felsen die zerstörten Burgen Rheinberg und Kammerberg, erstere uns schon aus der Geschichte der Rheingrafen bekannt, die andere einst ein erzstiftliches Jagdschloss im Kammerforst. Nicht weniger merkwürdig ist Lipporn (Lichtborn) am Werkbach, wo sich die ältesten Spuren des nassauischen Hauses verlieren. Hier, wo noch ein Mauerwerk auf dem Ring heisst, hatte jener Drutwin I. seinen Sitz, hier wohnte noch sein Geschlecht, ehe es in die Königshundert hinüberzog und die jüngere Linie Lauremburg im Lahnthal erbaute. Von hier aus gründeten sie das benachbarte Benedictiner-Doppelkloster Schönau, bekannt durch die Visionen der heil. Elisabeth.

Oberhalb der Kammerberger Mühle wird das Wisperthal immer enger, wilder und schauerlicher. Ein Fahrweg führt rechts den Berg hinan nach dem Forsthaus Weissenthurm und dem Walddorf Presberg (*Brensbur*), von dem sich die bekannten Brömser von Rüdesheim schrieben; von der Laukenmühle aufwärts lässt sich aber die Wisper nur noch zu Fusse bereisen. Auch hier finden sich Reste eines Schlosses, das Einige Heichelheim, Andere nach der Mühle nennen; bedeutender sind aber weiter oben die fast unzugänglichen Ruinen von Geroldstein, ursprünglich Gîrstein, d. i. Geierstein, wegen der Adlerhöhe des Raubnestes. Wollten wir die Wisper noch weiter verfolgen, so würden wir über

Wisper, das bei ihrer Quelle, wie Waldkriftel bei jener der Kriftel liegt, wieder nach Langenschwalbach gelangen.

Das Nahgau.

Das Gau.

Das meist ebene Land, das der Rhein von Worms bis Bingen im Halbkreis umschliesst, wird ohne nähere Bezeichnung das Gau *(Gaugia)* genannt. Der bekannte Cosmograph Sebastian Münster, der als Ingelheimer im Gau gebürtig war, nennt es das Altzheimer Göw, „von der Stadt Altzheim, die mitten darin liegt.“ Es ist zweifelhaft, ob er damit das sonst nirgend von ihm erwähnte Alzei, oder Alsheim zwischen Bechtheim und Guntersblum meine. Auch im baierischen Rheinkreis werden die Gä-Bauern, als Bewohner des ebnern östlichen Landes, denen des gebirgigen „Westrichs“ entgegengesetzt, ganz so wie man in Rheinhessen manche Ortschaften, z. B. Gau-Algesheim, Gau-Odernheim, durch das vorgesetzte Gau- von andern gleichnamigen, dem Gebirge nähern, unterscheidet. Das liebliche, wein- und getreidereiche Gau war einst ein Theil der fruchtbaren Pfalz, von der das Sprichwort sagt:

Hätte die Pfalz Wiesen und Holz,
So wär sie aller Länder Stolz.

Ursprünglich bildete es den untern Nahgau; als aber dieser, nach der vandalischen Verwüstung von Mainz, eine Zeitlang unter den bischöflichen Sprengel von Worms kam und zum Wormsfelde gezogen wurde, mochte „das Gau“ denjenigen Theil des Wormsfeldes bezeichnen, der nicht eigentlich diesem, sondern dem Nahgau angehörte.

Die Flüsschen, welche das Gau wässern, kommen vom Donnersberg herab. Diesen nennt noch der rheinische Antiquarius Thorsberg, was seinen Bezug auf den Stärksten der Asen, Thor oder Donar, bestätigt. Plutonische Kräfte haben diese grösste Bergmasse des Rheinlands zu keiner ungewöhnlichen Höhe gehoben; nur seine isolirte Lage erklärt die grenzenlose Aussicht auf seinem Gipfel, dem Königstuhl. Sein Gebirge ist Porphyr und Mandelstein, der sich auch längs der Appel bis nach Kreuznach zieht, und sich jenseits der Nahe dem rheinischen Schiefergebirge

verbindet. Das übrige Gau füllt der grobe Flusskalk des Rheinsees, der Hügel von geringer Erhabenheit bildet. Dem Rheine zunächst folgt dann das tiefer liegende Alluvialland. Von Guntersblum (Gunthers Wiese) an ziehen sich die Kalkhügel näher an den Rhein; auch beginnt hier die Pfahlerziehung der im Kalkboden üppiger wachsenden Reben, den weiter oben auf angeschwemmtem Boden herrschenden Bockschnitt und niedern Rahmenbau zu verdrängen.

Ingelheim mit dem Selzbach.

Das erste jener Flüsschen ist die Selz, die schon bei Alzei Mühlen trieb und unterhalb Ingelheim in den Rhein fällt. Auf dem Stein zu Alzei (s. oben), der alten Hauptstadt der Pfalz auf dieser Seite des Rheines, verlieh der Pfalzgraf nach dem schon erwähnten alten Alzeier Weisthum fünfzehen Grafschaften: „Bergen, Kleve, Sain, Wied, Virneburg, Nassau, Katzenellenbogen, Sponheim, Veldenz, Leiningen, Zweibrücken, Rheingrafen, Wildgrafen, Raugrafen, Falkenstein halb." Die meisten derselben werden wir bald näher besprechen. Von Essenheim abwärts bildet die Selz den Ingelheimer Grund, eine überaus fruchtbare Landschaft, welche unsere Kaiser mit vielen Privilegien und dem Titel: „des heil. römischen Reichs Thal" begnadigten. Zuletzt kam sie an die Pfalz und gehörte zu deren Oberamt Oppenheim. Die Seitenthäler ziehen sich rechts nach Mainz, links nach Kreuznach hin. Ueber Ingelheim wenden sich die Kalkhügel des Gaus, welche bisher das Rheinthal begleiteten, allmählig dem Nahthal zu. Zwischen ihnen und dem Rochusberge, der noch dem rheinischen Schiefergebirge angehört und gewiss ursprünglich mit dem Hunsrücken zusammenhing, liegt ein reiches, beiden Flüssen gemeinsames Thal, durch welche der Rhein ehemals die Wasser der Nahe aufnahm. Der Hügel über Ingelheim, da wo die Selz die Kalkhügel durchbricht und ins Rheinthal tritt, ist durch eine herrliche Aussicht berühmt; wir geben indess der Fintener Höhe, auf der Landstrasse von Ingelheim nach Mainz, den Vorzug. Die Stelle bezeichnet ein Obelisk mit der Inschrift:

Strasse Karls des Grossen,
Vollendet im 1. Jahre der Regierung Napoleons, Kaiser der Fransosen.

Hier und nirgend anders gewinnt man, wie schon angedeutet, den vollkommensten Ueberblick des Rheingaus. Das Bild hebt sich

allmählig vom Anmuthigen zum Schönen, Ernsten und Grossen. Anmuthig nennen wir die im Strom gespiegelten Gärten und Lusthäuser der Rheinflecken, schön das rebengegürtete, mit blinkenden Ortschaften besäete, waldgekrönte Gebirge mit seinen Vorsprüngen und auslaufenden Halden, ernst und gross seine Rabenköpfe und den gewaltsamen Thorschluss des Rheingaus. Weil aber jede Beschreibung lahmt, wenden wir uns zu Karl dem Grossen, der wohl wusste, das empfinden wir nun, warum er Ingelheim zu seinem Lieblings-Aufenthalt wählte. Angenehm überrascht uns auch hier wieder der Schönheitssinn, der schon vor tausend Jahren unsre Altvordern leitete. Nur zu oft verschreien die Bewunderer des Rheingaus das jenseitige Uferland als kahl und öde, weil sie nicht wissen, welche Reize es von drüben erborgt. Ausser der Fintener Höhe könnte sie die bei Blödigheim, die Gonsenheimer Einsiedelei oder der Thurm auf dem Lendenberg, dem Waldrücken jenseits Niederwalluf, bekehren.

Was von Karl des Grossen hundertsäuligem Palast übrig ist, hat Goethe, nebst dem Wege dahin von Freiweinheim aus, erschöpfend beschrieben. Uns bleibt nichts, als auf das benachbarte Algesheim aufmerksam zu machen, dessen ältester Name urkundlich *Alegastesheim* lautet: ein historisches Zeugniss für das frühe Dasein einer Mythe. Alegast ist aus Elbegast entstellt: so nennt die deutsche Heldensage den „schlauen, berüchtigten Dieb", den Bruder Elberichs. Das mittelniederländische Gedicht von Karl und Elegast, das bei Ingelheim spielt, hat ihn in die fränkische Sage aufgenommen, und mit Karl d. Gr. in Verbindung gebracht, in dessen Fabelkreis er ursprünglich nicht gehört. Ich muss deshalb auf meine Rheinsagen verweisen, wo ich diese sonderbare Dichtung nach der ältern lateinischen Aufzeichnung behandelt habe. Hier nur die ersten Strophen:

Eines Abends, da der Kaiser schlief
Auf seiner neuen Pfalz am Rhein,
Da weckt' ein Engel ihn und rief:
Auf, Kaiser Karl, ein Dieb zu sein!

„Auf, Karl, und stiehl, es ist Gottes Gebot,
Auf, grosser Kaiser, werde zum Dieb,
Und stiehlst du nicht, es ist dein Tod,
Geschwinde stiehl, wenn das Leben dir lieb."

und die Schlusszeilen:

> Von dem Engel, der ihm zu stehlen gebot,
> Hiess Karl die Pfalz nun Ingelheim.

Appel und Alsenz.

Das zweite Flüsschen, die Appel, entspringt bei den Trümmern des Wildensteins, am grausig wilden Abhang des Donnersbergs. Von Münsterappel aufwärts bildet sie das romantische Münsterthal, windet sich dann durch lachende Fluren und fällt Bretzenheim gegenüber in die Nahe. Zwischen Wonsheim und Fürfeld liegt das alte Raubschloss Iben an der Appel mit der wunderschönen gothischen Kapelle, die ich beinah gewonnen hätte. Der Sohn des wackern Landstandes und Bürgermeisters von Fürfeld besorgte eben in den Kellern der Ruine den Abstich, und war so gastfrei uns einige Gläser zur Erfrischung herauf zu holen. Der Wein war gut und ächt, nur der freigebige Spender zog ein saures Gesicht, als ich ihn für „Appelwein" erklärte. Er behauptete mit Entschiedenheit das Gegentheil und erbot sich zur Wette, deren Preis die von uns so höchlich bewunderte Kapelle sein sollte. Sie wäre mein unbestreitbares Eigenthum, wenn nicht ein vorlauter Dritter mein Geheimniss verrathen hätte. Denn der Wein war wirklich an der Appel gewachsen. Die Kapelle bildete ursprünglich nur den Chor einer Kirche, welche weggerissen werden musste, als die Kapelle erbaut ward, weil beide nicht nebeneinander Platz hatten. Die Burg erbauten die Raugrafen, von denen sie lehnweise an die Marschälle von Waldeck zu Lorch kam, deren Stammburg im Sauerthal liegt; von der Sauerburg sieht man ihre Ruinen. Vermuthlich waren es die Waldecker, welche Iben in den Ruf eines Raubschlosses brachten. Nachmals scheint sie mit andern raugräflichen Besitzungen an die von Cronberg gekommen zu sein, deren Wappen noch vorhanden sind.

Zwischen der Appel und der Selz ist Flohnheim durch seine Steinbrüche merkwürdig. In der Nähe liegt Armsheim mit schöner altdeutscher Kirche. Auf dem Kirchhof steht ein Grabstein mit eingehauenem Pflug, auf dem eine Taube sitzt. Lange vor dem letzten Kriege lebten hier zwei junge Leute in sehr glücklicher Ehe. Ein zahmes Täubchen war noch aus dem älterlichen Hause her der jungen Frau Liebling, es sass auf ihren Schultern

und nahm ihr die Speise aus dem Munde. Eines Morgens bat sie den Mann, nicht aus dem Hause zu gehen, weil sie eine unerklärliche Bangigkeit fühle. Es war gerade ein schöner Tag zur Saat, den der fleissige Landmann nicht versäumen wollte. Doch versprach er sein Werk so schnell als möglich zu fördern. Er hatte etwa zwei Drittheile Samen untergebracht, als das weisse Täubchen ihn ängstlich umflatterte und weil ers nicht merken wollte, sich auf den Pflug setzte und die Flügel schlagend ihn wie bittend anblickte. Endlich flog sie ihm auf die Brust, pickte ihm schmerzlich ins Kinn und schwang sich schnurgerade dem Dorf wieder zu. Der Mann gedachte der Bitte seiner jungen Frau, spannte schnell los und ritt eilends heim. Da lag sie, weil das ganze Dorf im Felde war, hilflos im Bette und hielt zwei lebende, gesunde Kinder in den Armen; sie selbst war hinüber gegangen. Seine Trauer war unsäglich, er blieb ehelos und suchte Ersatz in den Kindern. Zum Andenken liess er jenen seltsamen Stein, der auch ihr Bild bewahrt, von einem frommen Flohnheimer Meister fertigen. Oft hat man ihn, selbst um Mitternacht, auf dem Grabe betend gefunden.

Höher im Westen, als die Appel, entspringt die Alsenz, die nach langem Lauf durch ein herrliches Thal, das aber schon nicht mehr zum Gau, sondern zum obern Nahgau gehört, an der schönsten Stelle des Nahthals, zwischen Rheingrafenstein und Ebernburg, mündet. In der Reihe der Flüsse, deren Wasser die Nahe dem Rhein zuführt, sollten wir jetzt den Glan folgen lassen, den wir aber nicht bereist haben. Ueberdies würde er uns zu weit vom Rheine verlocken. Auch

das obere Nahthal

kennen wir nur von Oberstein an, doch pflegt man es nicht höher hinauf zu verfolgen. Im Walde Homerich, bei dem oldenburg-birkenfeldischen Grenzorte Selbach, unweit des Hochwaldes entsprungen, hat die Nahe schon manche Wildniss durchlaufen, als ihr oberhalb jenes durch seine Achatschleifereien berühmten Städtchens der Idarbach zufällt, der aus dem Idarwald kommt. Die Wälder haben hier Namen, so schaurig wie sie wirklich sind. Jener der Winterhauch, eines rauhen Waldgebirges bei Oberstein, begegnet auch im Odenwalde. Die grösste Merkwürdigkeit des Orts ist die in die hohe steile Felswand eingehauene

Kirche, nach der Sage zur Büssung eines Brudermords in den harten Stein gemeisselt. Ueber ihr auf dem Gipfel des Berges erblickt man die Trümmer der alten Burg, und noch höher das sogen. neue Schloss. Die Kirche hat eine lebendige, dem Felsen entrieselnde Quelle. Die Brüder werden Wirich und Emich genannt, Namen, die wirklich dies Grafengeschlecht führte. Nach den Inschriften der Grabmäler war es den Wildgrafen verwandt. In welcher Leidenschaft der Brudermord begangen wurde, darüber findet man nur modern entstellte Angaben, nirgend aber eine naivere Auskunft, als die mir der Küster gab: „Der eine Bruder konnte die Katzen nicht leiden; der andere steckte ihm einen alten Kater in den Stiefel, der grausam kreischte und spauchte, als der Graf mit dem Bein hineinfuhr: das war die Ursache.“ Von den Zinnen der alten Burg, die senkrecht über der Kirche stand, schleuderte der Ergrimmte den Bruder hinab, so dass gerade da, wo der Unglückliche vorbeifiel, die Kirche in den Felsen gehauen ist.

Von Oberstein bis Kirn erweitert sich allmählig die enge Thalschlucht. Vier mächtige Felsenstücke haben sich gelöst, das erste liegt vereinzelt, drei andere so beisammen, dass zwischen den beiden grössern ein drittes oben eingeklemmt ist, wodurch unten eine Lücke entsteht, die arme Leute zu einer Hütte benutzt haben. Eine alte Frau sass davor und spann. Weiterhin die Trümmer der ältesten sponheimischen Burg des Nahgaus, deren Namen Naumburg (Neuenburg) doch wieder eine ältere voraussetzt. Von der Kirburg bei Kirn, das bis zur Revolution Residenz der rhein- und wildgräflichen Linie Salm-Kirburg blieb, sind wenig Ueberreste; Kirn hält aber das Andenken seiner Fürsten in Ehren, namentlich das Johann Dominiks, nach dem noch ein Haus auf dem Markt heisst, wo er wie ein Privatmann wohnte und seine Einkünfte zum Besten des Landes sparte. Der letzte Fürst ward 1794 in Paris erst guillotinirt, dann für unschuldig erklärt.

Kirn wird von der Hahnenbach durchflossen. In ihrem Thale liegen auf steilen Felsenkämmen die seltsam gebrochenen, halb spukhaften Trümmer der drei Schwesterburgen Steinkallenfels, die einst weit umher Schrecken verbreiteten. Unter ihren Gemeinern findet sich auch der Name Sickingen. Die Franzosen sprengten sie 1686 in die Luft. Unweit davon prangt das neue Warten-

steiner Schloss auf den Ruinen der alten Burg. Höher hinauf in dem wilden Felsenthal wollte ich die gewaltige Schmittburg, das älteste Besitzthum der Raugrafen, besuchen, aber ein Gewitter, in diesen Schlünden doppelt furchtbar, hätte uns fast in die Hahnenbach geschwemmt. Wir mussten in dem gleichnamigen Dorfe zwei Stunden lang schauern und doch zuletzt, weil der schmale Pfad am waldigen Saum des Gebirgs unter Wasser stand, unsern Vorsatz aufgeben. Nach dem Alzeier Weisthum musste ein Raugraf des Pfalzgrafen Vogt sein und mit zwei freien Männern bei dem Schultheissen zu Gericht sitzen, um des Pfalzgrafen Bresten zu hören. Der Raugraf Heinrich von Schmittburg scheint aber seine Zeit besser benutzt zu haben: leider warf er dadurch den Schatten eines Verdachts auf die Pfalzgräfin Maria von Brabant, welche Ludwig der Strenge, wie bei Heidelberg erwähnt wurde, unschuldig hinrichten liess.

Die Wild- und Raugrafen leiten ihr Geschlecht von den alten Grafen des Nahgaus ab. Der angebliche Stammvater Nortpolt tauschte mit seinen Brüdern einen Felsen am Bach Kyre (Hahnenbach) ein, um darauf eine Veste (Kirburg) zu bauen. Hierauf erscheint ein Emich von Schmittburg, von dessen zwei Söhnen Gerlach die erste Linie der Grafen von Veldenz an der Mosel gründete; der andere, Emich, hatte wieder zwei Söhne, Emich und Conrad. Jener nannte sich zuerst Raugraf *(comes hirsutus)*, dieser sich zuerst Wildgraf *(comes silvestris)*. Der Raugraf erhielt die Besitzungen um Alt-Simmern und Stromberg und im Alsenzthal; der Wildgraf jene an der obern Nahe. Wildgraf Konrads gleichnamiger Sohn stiftete durch seine Söhne zwei neue von Kirburg und Dhaun genannte Linien. Von des Kirburgers Söhnen Konrad III. und Gottfried Raup nahm Ersterer Schmittburg zu seinem Loose, welches sein Sohn Heinrich Trier zu Lehen auftrug, wodurch er den Grund zu langen verderblichen Fehden legte. Die Wildgrafen wurden von den Rheingrafen beerbt, deren Ursprung uns schon bekannt ist. Nach Verschmelzung der Wild- und Rheingrafen mit dem Hause Salm entstanden wieder neue Linien, von welchen noch einige blühen: die Grumbachsche, welche 1803 für den Verlust ihrer Erbgüter durch das Amt Horstmar im Münsterischen entschädigt ward, und die fürstlich-rheingräflichen Häuser Salm-Salm und Salm-Neu-Kirburg.

Dhaun, der erwähnte dritte rheingräfliche Sitz, liegt hoch über der Simmerbach, die zwischen Altsimmern und Kastellaun auf dem Hunsrücken entsprungen bei Simmern unter Dhaun der Nahe zufliesst. Von unten sieht es einer durchbrochenen Krone oder einem griechischen Säulentempel ähnlich. Das grossartige Fürstenschloss, aus ältern räumlich beschränktern und weitläufigen neuen Gebäuden bestehend, die noch nicht hundert Jahre zählten, wurde in den letzten Jahrzehenden muthwillig abgebrochen und die traurigen Ueberreste als „Monument von unsrer Zeiten Schande" für einen Spottpreis verkauft und in den öden Sälen wachsen jetzt Kartoffeln. Diese Bestimmung hat denn auch der alte Rittersaal *(Palas)*, über dessen Thürbogen von rothem Sandstein ein Basrelief, das berühmte Wahrzeichen Dhauns, folgende Sage darstellt:

Der Affe zu Dhaun.

„Die Wiege leer, des Grafen Kind
Hinweg, ich arme Frau!
Der Vater schlägt mich lahm und blind,
Der Raugraf ist so rauh.

Zigeuner wohl, da kurze Frist
Ich nickte, trugens fort;
Und wo der Wald am tiefsten ist,
Da sei mein Zufluchtsort."

Und wo der Wald am tiefsten war,
Im eichenstarren Soon,
Des Grafen Affe pflegt fürwahr
Geschickt den Grafensohn.

Er bringt ihm Aepfel, die er fand
Dort vor des Waldes Saum,
Und süsser Beeren allerhand
Und Honig aus dem Baum.

Wiegt ihn in Schlaf auf seinem Schooss
Ganz nach der Amme Brauch,
Macht ihm ein Bett aus weichem Moos,
Sitzt dann und schlummert auch.

Da nimmt die Frau den Knaben froh
Und trägt ihn heim geschwind.
Im Schlosse war schon ein Halloh
Um das verlorne Kind!

„Hier ist der Jung', er war im Wald;
Der Affe, der ihn stahl,
Er kehrt wohl auch, der Schläfer, bald,
Erwacht er erst einmal.

„Er hat mir Alles nachgemacht
Genau wie ers geschaut;
Nur halt ich immer bessre Wacht
Und schnarche nicht so laut."

Des Grafen und der Gräfin Pein
War da in Lust verkehrt;
Dem Affen setzten sie in Stein
Ein Mal, das heut noch währt.

Hier hält er vor dem Saal zu Dhaun
Dem Kind den Apfel hin;
Doch warum ward nicht ausgehaun
Die fleissge Wärterin?

In der Fehde, welche Wildgraf Heinrich veranlasste, indem er Schmittburg aus Hass seiner Verwandten Trier auftrug, ward Dhaun mit einem Kranz von Vesten und Bollwerken umgeben. Martinstein und Johannisberg, wo die Wildgrafen später ihre Erbbegräbnisse hatten, befestigten die Kurfürsten Balduin von Trier und Heinrich von Mainz; Johann von Dhaun setzte ihnen Brunkenstein und Rothenburg entgegen. Aber die kriegerischen Erzbischöfe thürmten die dritte Burg auf die Geierslei, eine Dhaun beherrschende Höhe. Doch konnte die Fehde nur durch Vergleich beendigt werden. Von Martinstein und Brunkenstein sind noch bedeutende Ueberreste vorhanden. Die Terrasse vor dem Rittersaal gewährt einen herrlichen Ueberblick des Nahthals bis zum Lemberge; im Schlossgarten, der links unter der Burg herlief, sieht man ins Simmerthal und die Schluchten des Soonwalds, dessen Höhen die Warte von Koppenstein, dem Sitz eines sponheimischen Nebenzweiges, überragt.

Von Martinstein abwärts begleiten sanftere Hügel die muntre Nahe, um die sich blühende Ortschaften reihen. Auch der Weinbau, der bisher nur vereinzelt vorkam, tritt nun entschiedener auf. Berühmt ist die Rebe von Monzingen durch feurigen Wein, der selbst die Linie zu kreuzen erträgt, wie Versuche bewiesen haben. Merkwürdig ist die höchst einfache Erziehung dieser s. g. Heckenwingerte: die Reben werden nicht gepfählt, sondern kriechen am Boden

hin, auch überlässt man sie den Sommer über ihrem freien Wachsthume. Auf anderm Boden als diesem reinlich trockenen grünen Thonschiefer, wäre ein solches Verfahren wenig anwendbar; und auch hier wird über den Erdgeschmack des jungen Weines Klage geführt, der aber dem firnen, wie die Monzinger versichern, vergeht. Nach dem Flecken führt ein Nebenthal, das zu beiden Seiten mit Reben bepflanzt ist. Ueber Sobernheim, das durch Tabaksbau, eine schöne alte Kirche und einige bei der Pfalzvergiftung verschonte Häuser, eins sogar mit Inschriften aus dem Freidank, merkwürdig ist, gelangen wir an die Mündung des Glans bei dem hessenhomburgischen Staudernheim, wo auf waldigem Berggipfel zwei Seitengiebel und eine einzeln stehende hohe Mauer als die einzigen unten sichtbaren Ueberreste des einst berühmten Klosters Disibodenberg emporragen. Oben findet man des Gemäuers noch mehr, man erkennt einen Rittersaal und den Grundriss der Kirche, deren Hochaltar gestanden haben mag, wo jetzt die hohe Eiche den Triumph des ältesten deutschen Gottesdienstes zu verkünden scheint; es ist aber um so schwerer, die Bestimmung der vielfältigen Gebäude heraus zu finden, als man nur mühsam von einer Stelle zur andern gelangt, so struppig mit Dornen und Brombeersträuchen verwachsen ist der überdies höchst ungleiche, überall verschüttete Boden. Von Irland, das uns so viele Bekehrer zusandte, war auch Disibod, einst Bischof Erins, herübergekommen, um im wilden Thal der Nah das Licht des Christenthums und der Cultur zu verbreiten. Wo jetzt der Klosterhof steht, am nordöstlichen Abhang, hatte er zuerst sich und seinen Gefährten Hütten gebaut, aber auf dem Scheitel des Berges erhoben sich bald Kloster und Kirche. Bonifacius, der Deutschen Apostel, säumte nicht die Gebeine seines im Ruf grosser Heiligkeit vorangegangenen Landsmanns feierlich in die Gruft unter dem Hochaltar zu übertragen. Die Verheerungszüge der Normannen und andere Zeitstürme unter den letzten Karolingern hatten auch dieses Kloster verödet; unter Kaiser Otto I. hoffte man seine Wiederherstellung, aber Hatto II. von Mainz, welchen die Neuern, um ein armes Märchen zu widerlegen, so hoch preisen, zog die Güter vollends ein und erst Willigis ward sein zweiter Gründer, ja er fügte eine Frauenklause hinzu, die doch späterhin mancherlei Anstoss gab. Die heil. Hildegard, aus dem

benachbarten Böckelheim stammend, verlegte dieselbe, da sie nach Jutta von Sponheim Aebtissin ward, auf den Rupertsberg bei Bingen, wohin ihre Freundin, Hiltrudis von Sponheim, ihr folgte.

Bis Schloss Böckelheim ist uns nur das Dörfchen Boos merkwürdig, von dem sich die noch fortblühenden Boose von Waldeck schreiben. Jenes Schloss lag auf einem von drei Seiten unzugänglichen Felsen, der auch die Nah zwingt, sich südlich zu wenden; die vierte Seite schützte der Schlossgraben, den jetzt, gerade da, wo einst die Zugbrücke gestanden haben muss, ein Bauernhaus füllt. Ueber den Giebel dieses Hauses hinweg schritt einst der unglückliche Kaiser Heinrich IV., als ihn sein Sohn Heinrich V. hier bewachen liess, damit er in Ingelheim auf Reich und Krone verzichte. Böckelheim, einst Reichsburg, veranlasste, da sie sponheimisch geworden, die berühmte Sponheimer Fehde gegen Mainz, welche die Sprendlinger Schlacht zum Vortheil des Letztern entschied, später war sie der Zankapfel, der Mainz und Pfalz entzweite; letztere blieb bis auf die neuesten Zeiten in Besitz des Amtes; die Burg aber hatten 1688 die Franzosen zerstört.

Kreuznach und seine Umgebungen.

Wir nähern uns jetzt schon Gegenden, die Kreuznachs Badegäste im Gefühl neuer Gesundheit durchschwärmen, Gegenden, die durch ihre Kühnheit, Schönheit und Fruchtbarkeit wohl nicht minder belebend wirken, als jene heilsamen Soolquellen. Bis Oberhausen am Fuss des Lembergs dringt zwar nur selten ein Badegast vor und das ganze Dorf lief verwundert zusammen, als wir angefahren kamen, seine verfallene Kapelle zu schauen. Noch grösser aber war unsere Verwunderung, als wir den unbedeutenden Gegenstand sahen, dem zu Liebe diese halsbrechende Fahrt unternommen worden. Doch mussten wir dem Talent des Zeichners huldigen, dessen Bild uns verlockt und mit so viel Todesverachtung ausgerüstet hatte.

Der Lemberg, der hier an die Nahe tritt, wird gewöhnlich vom Alsenzthal aus bestiegen, welches er vom Nahthal scheidet. Er ist der König des Nahgaus, der jüngere Bruder des Donnersberges, dessen sargähnliche Gestalt er nachahmt. Ein trigonometrisches Signal bezeichnet den Gipfel, dessen weitreichendes Panorama durch die gewaltigen Felsenmassen des Rothenfels, der

Gans und des Rheingrafensteins den imposantesten Vordergrund erhält. Ins obere Nahthal sahen wir bis Kirn und Oberstein zurück, vorwärts reicht der Blick weit über das liebliche Rheingau hinaus, rechts hebt sich der befreundete Donnersberg, links die langgeschweiften Linien des Hunsrücks. Der Schooss des Lembergs birgt wie der benachbarte Moschellandsberg und Stahlberg Quecksilber- und Kohlenminen, welche englische Kapitalisten neuerdings wieder in Betrieb gesetzt haben. Drei Züge, Geiskammer und Ernestiglück heissen die Gruben des Lembergs, Backofen und Gottesgabe jene des Landsberges, Erzengel und frische Muth die verbundenen Werke des Stahlbergs. Zur Erläuterung dieser Namen wären mancherlei Sagen zu erzählen.

Ueberall wird man hier, am Lemberg durch die drei Weiher bei Hallgarten, an Schinderhannes erinnert, der in diesen Bergen und Schluchten seine vertrautesten Schlupfwinkel hatte. An seinem Angedenken haftet kein Fluch, er schonte wie ein anderer Elbegast Bürger und Bauern, nur der reiche Filz und der wucherische Jude entgalt seiner Verwegenheit. Ein lustiges Stückchen erzählt man, wie er den von Kreuznachs Viehmarkt zurückkehrenden Schacherjuden die Schuhe auszog und durcheinander warf, den aber mit ausgespannter Büchse mit dem Tode bedrohte, welchen er nach fünf Minuten noch baarfuss betreffe. Dem vordersten Juden aber hatte er seine Büchse zu halten gegeben, ein Amt, dessen sich dieser mit Zittern und Zähneklappern entledigte. In den Schluchten des Lembergs verborgen, lauscht die Ruine Montfort, deren fremdklingenden Namen mitten im deutschen Lande keine Ueberlieferung erläutert. So tief im Schlunde sie, von der Höhe gesehen, zu liegen scheint, so hoch überragt sie doch von ihrem Felsenkegel das unheimliche Thal. Denn lange vor Schinderhannes Zeiten war Montfort das Schrecken dieser Gegenden. Noch immer hat die menschenscheue Waldeinsamkeit des Burgschlosses etwas Schauerliches, ja noch heute wäre hier einer Räuberbande nicht so leicht beizukommen. Doch verliessen sich ihre verrufenen Gemeiner nicht auf ihr abgeschiedenes Versteck, feste Mauern und starke Bollwerke thürmten sie dem Rächer der Gewaltthat entgegen. Vergebens: Friedrich der Siegreiche von der Pfalz liess im Bunde mit Mainz das Raub-

schloss niederbrennen. Der Montforter Hof mit der Jahrzahl 1607 über dem Waldeckschen Wappen ist jüngern Ursprungs; doch zeigt auch er Spuren der Befestigung, obgleich die Weiher, die ihn umgaben, längst ausgetrocknet sind. Die junge Frau des Hofmanns, die seit sieben Jahren zu den Füssen der Ruine wohnt, hat sie nicht einmal bestiegen; ich aber kam dem Leser zu Liebe so viele Meilen weit her, um Falken und Schuhue aus ihrer furchtbaren Oede zu schrecken. Hab' ich gleich den Schatz nicht entdeckt, den die hallenden Gewölbe verbergen, so ist doch das Glück, auf diesen Schutt- und Geröllhaufen kein Bein gebrochen zu haben, nicht geringer anzuschlagen. In besserm Rufe als Montfort stand das erst 1689 von den Franzosen zerstörte Schloss Landsberg bei Obermoschel, welches Friedrich der Siegreiche in der Fehde mit Ludwig dem Schwarzen von Zweibrücken gleichfalls belagerte, aber nicht gewinnen konnte. Noch stehen bedeutende Ueberreste der umfangreichen Burg über den Quecksilbergruben, aus welchen hier und da ein zinnoberrothes Bergmännchen emportaucht. Die Aussicht reicht nicht weit, aber der schöngewölbte Rücken des Donnersbergs erscheint ganz nahe und tief unten liegen die einst gewaltigen Burgschlösser Randeck bei Mannweiler im Alsenzthal und Lewinstein im Moschelthal, letzteres der Sitz eines mächtigen Geschlechts, doch sehr unscheinbaren Ansehens.

Oberhausen, von dem wir ausgingen, gehörte einst als Pfand und Lehen von Veldenz den kampflustigen Montfortern, die sich darin, wiewohl vergebens, verschanzten. Vermuthlich ward in dieser Fehde, welche Montfort mit dem Verlust des Dorfes bezahlte, die bewusste gothische Kapelle zerstört. Wichtiger als diese ist die benachbarte Trumbacher Klause, von Schwiker von Sickingen erbaut, von seinem Sohn Franz von Sickingen sogar zum Nonnenkloster erhoben und mit sieben Nonnen besetzt. Aber das Klösterchen erfuhr den Unbestand menschlicher Dinge an seinem Stifter, der es bald wieder verfallen liess, als dieser berühmte Beförderer der Reformation zehn Jahre später von Ulrich von Hutten gelernt hatte, vom Klosterleben verächtlich zu denken.

Die Nahe, welcher von dem pfälzisch-saarbrückischen Trapp- und Kohlengebirge rechts, links vom Hunsrücken Wasser zurauschen, hält sich nicht immer unparteiisch auf der gemeinsamen

Grenze dieser Gebirge und wenn gleich tiefer unten ein altes Sprichwort sagt:

Zu Kreuznach auf der Brück,
Da wendet der Hunsrück.

so giebt sie doch in ihrem oberen Lauf den prächtigen Kämmen des pfälzischen Trappgebirges mehrmals den Preis vor den traurigen Schieferschichten des Hunsrücks. Gerade diesem Umstand verdanken die Nahgegenden ihren entschiedenen Vorzug selbst vor dem engern Rheinthal zwischen Bingen und Koblenz, wo der Strom mächtige Thon- und Kieselschieferlager zerrissen hat. Dies gilt besonders von dem Theile des Nahthals, welches wir jetzt erreichen. Der Porphyrzug des Donnersbergs, welcher die Alsenz begleitete, setzt bei deren Mündung über die Nahe und thürmt ihr auf beiden Seiten gewaltige Bergrücken entgegen. Unterhalb Norheim prallt sie von der breiten, senkrecht emporsteigenden Felsenwand des Rothenfels ab und wendet sich südlich an der Ebernburg vorbei, wo sie, von den Wassern der Alsenz erquickt, an dem Wolkenstürmer, wie Maler Müller den Rheingrafenstein bezeichnend nennt, ein neues unüberwindliches Hinderniss findet. Nun nimmt sie zwar ihren alten östlichen Lauf wieder an, aber nicht mehr frei, sondern zwischen himmelhohen Porphyrfelsen gefangen und gezwungen, Kreuznachs Salinenwerke zu treiben. Denn rechts hebt sich die Gans, der höchste Kamm des Bergrückens, welchen die Felsen des Rheingrafensteins bewachen, links der Hirtenfels und die waldige Hardt, Abhänge und Fortsetzungen des herrlichen Rothenfels; in der Mitte aber ächzen und krächzen die Maschinen, welche das Salzwasser auf die hohen Gradirhäuser treiben, statt des Flusses, der im Vorgefühl baldiger Befreiung muntrer dahin rauscht. Wirklich wendet sich bei der Salinerbrücke der Bergrücken der Gans landeinwärts und verliert sich allmählig, ja unmerklich im Gau, das sich bei Kreuznach öffnet, und dem breitern untern Nahthal verbindet. Die Hardt begleitet aber den Fluss bis nach Kreuznachs Kurinsel, über welcher sie sich in den Schlossberg abdacht.

Rothenfels, Ebernburg, Rheingrafenstein: von welchem soll ich zuerst sprechen? Den Preis gebe ich unbedenklich dem erstern: eine Felswand, die aus dem Flusse senkrecht zu einer Höhe von 900 Fuss emporsteigt, hat kaum in der Schweiz ihres Gleichen.

Und wie schön sind diese emporstarrenden Porphyrfelsen; wie vielfach gezackt und zerklüftet, von Roth zu Grün in wie mannigfaltigen Tönen spielend; wie gefährlich die Vorsprünge, von welchen man schaudernd hinab in die gähnenden Schlüfte, vom äussersten gerade hinab in den Flussspiegel sieht; wie wird das Herz gehoben und die Brust geweitet, indem sie sich einer so grossen, riesenhaften Natur vertraut machen. Doch bald ist dies Vertrauen errungen, der Fuss wandelt sicher über Abgründen hin, während das Ohr den widerhallenden Tönen des Hirtenhorns lauscht, und das Auge von den muntern Ziegen und Lämmern, die an den Abhängen weiden, zu der herrlichen Gebirgslandschaft emporschwebt, die sich im Halbkreis umher legt. Der Vorzug des Rothenfels dünkt uns so entschieden, dass wir ihn zum Standpunkt wählen und die benachbarten Thäler und Höhen von ihm aus beschreiben.

Der Rothenfels ist gleich der gegenüberliegenden Gans, einer jener gewaltigen Bergrücken, welche dem Porphyrgebirge eigenthümlich sind. In weiterer Entfernung erkennt man an beiden jenes Elephantenmässige der Gestalt wieder, welches den Donnersberg wie den Lemberg auszeichnet. Es ist eine Familie isolirter plutonischer Massen, die unterirdische Titanenkraft emporgehoben hat. Wenn der Donnersberg allein steht, so scheinen sich seine drei mindern Geschwister am entgegengesetzten Ende des Porphyrzuges gegen die Uebermacht des Bruders verbündet zu haben.

Mit seinen Fortsetzungen der Hardt und dem Schlossberg kann der Rothenfels ganz umgangen werden, denn jenseits fällt er ins Thal des Ellerbachs ab, der in Kreuznach der Nah zufliesst. Gleich unterhalb Norheim steigen jähe Felsen aus dem Flussbette, die immer höher und höher gehoben sich plötzlich mit der Nah südlich wenden und zugleich ihre staunenswürdige Höhe erreichen. Auf jene ansteigenden Felsen Norheims blicken wir von unserm schwindelnden Vorsprung herab und sehen das obere Nahthal von fruchtbaren Hügeln umkränzt. Rechts liegt Dreisen freundlich am Fuss der anschwellenden Hardt, weiterhin das einst boosische Hüffelsheim über dem weinberühmten Norheim, links hebt das waldige Haupt der Lemberg empor, von dessen Bergstocke das fruchtbare Gelände herabgeflösst scheint, das in schönem

Bogen das jenseitige Ufer der gewundenen Nah umgiebt. Mit Entzücken weilt das Auge auf dem bunten Flurteppich, dessen Abtheilungen den gekrümmten Lauf des Flusses, concentrische Halbkreise bildend, im Kleinen wiederholen. Wo der Vorgrund des Lembergs sich höher über die Nah hebt, spiegeln sich im Flusse die klassischen Ruinen der Ebernburg, Franz von Sickingens Veste, der ihr durch den Schutz, welchen er Männern wie Ulrich von Hutten, Oecolampad, Bucer u. A. gewährte, den schönen Namen einer Herberge der Gerechtigkeit verdiente. Die Burg fiel mit ihrem Herrn, der nach dem verwegenen Zuge gegen Trier, dessen weltlicher Kurfürst er zu werden getrachtet, auf seiner gegen drei Fürsten verzweifelt vertheidigten Veste Landstuhl, von einem Balken getroffen sein glorreiches Leben verhauchte. Die Sache des Lutherthums war damals die der Freiheit und des Lichts, der Pips des Pietismus und der Muckerei hatte sich im Schooss der neuen Kirche noch nicht entwickelt, und so durfte Herder von ihm sagen, er sei wie Brutus gefallen, nicht um ein Phantom politischer Freiheit, sondern um Wahrheit, Licht, Recht, Billigkeit, den Gebrauch und Genuss der edelsten Güter des Menschengeschlechts. Dem Fränzchen von Sickingen, wie ihn das Landvolk seiner kleinen Statur wegen nannte, gebührte mehr als dem schwachen Kaiser Max der Namen des letzten Ritters; mehr als einer seiner Freunde, Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz, von welchen jener Max ausrief: „Heiliger Gott, was ist das? der Eine hat nur Eine Hand, der Andere nur Ein Bein: wenn sie erst zwei Beine und zwei Hände hätten, was wollten sie dann thun?“ verdiente Sickingen von Goethe als der Repräsentant des abscheidenden Mittelalters hingestellt zu werden. Aber Sickingen war mehr als der letzte Held der alten Zeit, er war der Herold, der Vorfechter der neuen, welcher seine Kraft, sein begeisterter Sinn gewaltsam die Bahn gebrochen hat. Man hat oft geklagt, dass es der deutschen Tragödie an einem Helden fehle; in der That fehlt ihr nur ein tragischer Dichter: in Franz von Sickingen, seinem hohen Streben, kühnen Thaten, grossartigen Entwürfen und furchtbarem Ausgang wäre ihm ein Held gefunden, wie ihn kaum eine andere Nation aufweisen mag. Der schlichte Ritter von Ebernburg und Nanstein (Landstuhl) erhob sich von geringen Anfängen durch die

Kraft seines Geistes zum gefürchtetsten Helden seiner Zeit, der dem Kaiser und des Reichs Acht und Aberacht trotzen durfte, dem Reichsstädte, ja die Mächtigsten des Reichs zitterten, um dessen Gunst und Fürsprache König Franz von Frankreich durch eine Gesandtschaft buhlte, der nach Maximilians Tode die deutsche Kaiserkrone zu verschenken hatte, der in der gewaltigsten geistigen Bewegung seiner Zeit den entscheidenden Ausschlag gab, der endlich der Reformation eine allgemeine Bahn gebrochen hätte, wenn sein letzter Anschlag, an den er das Leben setzte, nicht durch die Lauheit seiner Verbündeten gescheitert wäre.

Jenseits der Alsenz, die unter der Ebernburg in die Nahe mündet, zieht sich ein enges Waldthälchen zwischen hohen Bergwänden hin, nur im Winter, wenn der Schnee schmilzt, von dem Kehrenbach durchrauscht. Man nennt es das Huttenthal, denn hier soll Ulrich, als er auf der Herberge der Gerechtigkeit Schutz gefunden, auf jene beissenden Schriften wider die Papisten und Verfinsterer gesonnen haben, unter welchen wir die *epistolae obscurorum virorum* noch heute mit Ergötzung lesen. Ausser andern hervorragenden Männern schreibt man auch Sickingen Antheil daran zu. Ueber dem Huttenthal liegt eine Höhe, die Spreit, auch Schäferplacken genannt, welche eine der seltsamsten Ansichten gewährt, die mir je vorgekommen ist. Selbst in diesen Gegenden, wo jeder Schritt ein neues überraschendes Bild liefert, bleibt sie noch einzig und wunderbar. Durch die Lücke zwischen den beiden freistehenden Felsen des Rheingrafensteins sieht man die Kirchthürme von Kreuznach. Rechts hebt sich die Gans hoch über die „Kegelbahn“, den Felsengipfeln des Rheingrafensteins, links wendet sich die Steinwand des Rothenfels unter dem Namen der Hardt dem Salinenthal zu. Doch diese Ansicht kann nicht beschrieben werden. Wir kehren zu unserm Standpunkt auf dem Rothenfels zurück.

Zu den Füssen der Ebernburg, welche nach ihrem theilweisen Wiederaufbau durch Sickingens Söhne von den Franzosen im pfälzisch-orleansschen Kriege zum zweitenmal zerstört wurde, liegt das gleichnamige Dörfchen, über dessen Thor ein Eber eingemauert ist. „Einst,“ so erzählt die Sage, „wurden Ort und Burg von einem übermächtigen Heere belagert, und der Hunger hätte sie zur Uebergabe gezwungen, wenn dem Burgherrn nicht

zur rechten Zeit eine Kriegslist beigefallen wäre. Ein mächtiger Eber, der Hungernden letzte Hoffnung und Zuversicht, ward im Angesichte des Feindes hervorgeführt und zum Schlachten niedergeworfen; zum Schein doch nur: er kam lebendig wieder in seinen Stall, um zur Wiederholung des Spiels aber- und abermals hervorgeholt zu werden. Da verzweifelte zuletzt der getäuschte Feind, die Veste auszuhungern, hob die Belagerung auf und zog ab.“ Von ähnlichen Täuschungen der Belagerer sind alle Geschichts- und Sagenbücher alter und neuer Zeit voll; mir fällt aber bei dem oft geschlachteten Eber jener Wallhallas ein, von dessen immer erneutem Fleisch sich Asen und Einheriar nähren.

Ueber dem Bergstock, dem der Rücken des Lembergs entsteigt, doch näher der Alsenz, zeigen sich scharfem Blick einige Spitzen, welche der schon besprochenen Moschellandsburg angehören. Weiter links öffnet sich das Alsenzthal, und in kaum halbstündiger Entfernung von der Mündung werden die grossartigen Ruinen der Altenbaumburg sichtbar, wo schon die alten Grafen des Nahgaus und die ersten Raugrafen wohnten. Raugraf Rupert hatte 1242 zwei Stunden näher gegen Alzei die neue Baumburg erbaut, welche bald den Ruhm der alten Wiege seines Hauses verdunkelte; Otto verkaufte sie sogar an die Pfalz. Von dieser kam sie lehnweise an die von Kronberg, das am Taunus heimische Geschlecht, aus welchem jener Hartmuth von Kronberg hervorging, der Sickingen verschwägert, in der Begeisterung für die Grundsätze der Reformatoren so alle Schranken der Mässigung überschritt, dass er sich an den „Statthalter Christi“ mit der Aufforderung wandte, sein Haus, das auf losem, faulen Grund gebaut sei, zu verlassen und von Petri Stuhl herabzusteigen. Noch vor Sickingens tragischer Katastrophe ereilte ihn das Verderben; doch kam seine Familie wieder in Besitz der Schlösser und blieb es bis zu ihrem Erlöschen. Die Altenbaumburg zerstörten, wie alle Burgen der Nähe und Ferne, die nicht schon im Schutt lagen, die Pfalzvergifter. Neben ihren hochragenden, einer kleinen Stadt ähnlichen Trümmern heben sich jene des Treuenfels, der als ein Vorwerk der Altenbaumburg ihre Schicksale getreulich theilte. Unter Schreibers Sagen spielt eine, die Ermordung des heil. Engelbert, Erzbischofs von Köln, betreffend, auf dem Treuenfels, „in der Nähe des Siebengebirges“, wo Niemand

von einem Treuenfels weiss. Tombleson und viele Andere hat dies irre geleitet.

Wir verlassen das reizende, fruchtbare Alsenzthal, über welchem, vom Rothenfels gesehen, sich der Donnersberg wölbt, und wenden uns nach dem Rheingrafenstein, der über Dorf und Saline Münster am Stein senkrecht emporsteigt. Der Felsen ist röther selbst als jener des Rothenfels, und lebhafter färbt ihn der rothe Strahl der scheidenden Sonne, deren letzter Blick gerne bei diesem schönen Wunder weilt. Die Augenblicke sind kostbar, wenn die kräuselnden Wellen der Nah ihren ewig bewegten Widerschein auf das entbrannte Porphyrgestein werfen, und nun die grünen, grauen, röthlichen Töne hin und her schwanken und durcheinander spielen.

Man hat mich gefragt, woher ich wisse (vgl. m. Rheinsagen), dass Bürgers Ballade vom wilden Jäger gerade am Rheingrafenstein spiele? Ich berufe mich auf die Anfangszeile:

Der Wild- und Rheingraf stiess ins Horn.

Wo anders hausten die Rheingrafen, welche, wie wir wissen, als Erben der Wildgrafen, deren Titel und Würden an sich brachten? Und könnte ein passenderer Schauplatz gefunden werden?

Das alte Dynastengeschlecht der Herrn vom Stein *(de lapide)* hatte lange schon im Nahgau geblüht, ehe Siegfried vom Stein Lucarden, die Erbin des erlöschenden ersten rheingräflichen Geschlechts freite. Ihr Sohn Wolfram ward der Stifter des zweiten Geschlechts der Rheingrafen, die nach der Schlacht bei Sprendlingen aus dem heimatlichen Rheingau verwiesen, nun von der alten im eilften Jahrhundert als ein Wunder der Kühnheit erbauten Burg Stein, jetzt Rheingrafenstein, aus, im Nahthal Macht und Besitzungen mehrten. Von ihren Verbindungen mit den Wildgrafen und dem Hause Salm, so wie von den noch fortblühenden Zweigen der gräflichen und gefürsteten Linien ist schon die Rede gewesen. Die Ruinen der von den Franzosen 1689 in die Luft gesprengten Burg hat neuerdings ein Rheingraf von Salm wieder an sich gebracht, von welchem man wenigstens eine theilweise Erneuerung des Schlosses hofft. Es war doch ein anderer Anblick, als die schlanken Thürme des Rheingrafensteins von der Felsenhöhe noch in die Lüfte stiegen, als Ebernburg aus mächtiger Untermauerung noch hoch emporragend das Salinenthal be-

herrschte, als die Altenbaumburg mit Warten, Wichhäusern und Palästen aus dem Alsenzthal herüberblickte, als über Kreuznach die sponheimische Kauzenburg noch herrlich prangte, die alte Werthkirche noch in ihrer Schönheit dastand, und auf dem Martinsberg Kloster und Kapelle weit ins Thal leuchtend das Bild rundete und abschloss.

Die höchste Felsenkuppe des Rheingrafensteins, die weit über die Ruinen, von denen sie doch rings umgeben ist, emporragt, wagen nur Wenige zu erklettern. Nachdem ich den Stein so oft besucht hatte, lernte ich es erst in diesem Jahre von Philipp Kaufmann, dem Uebersetzer des Shakespeare. Sein Vater, der als gemüthvoller Mensch und Dichter allgemein beliebte J. H. Kaufmann, in dessen Hause ich viele frohe Stunden verlebte, war vermuthlich der Kreuznacher, von dem A. Stork auf dieser „Kegelbahn" die Geschichte des Ritters Boos von Waldeck erzählen hörte, wie er mit dem Rheingrafen wettete, er wolle einen Courierstiefel voll Wein austrinken, und damit das Dorf Hüffelsheim gewann. Boos von Waldeck soll zwar an den Folgen des Trunks noch in derselben Nacht gestorben sein, das Dorf aber verblieb seiner Familie bis auf die neuesten Zeiten. Ad. Stork war es, so viel ich weiss, der diese durch Gustav Pfarrius seitdem so beliebt gewordene Sage zuerst veröffentlichte. Pfarrius, dessen im Rheinthal wohl empfohlenes „Nahethal in Liedern" ich weitern Kreisen empfehle, hat um die Sage wesentliche Verdienste, indem er den traurigen Ausgang mit einem glücklichern vertauschte. Ich setze die Romanze, zuerst in meinen Rheinsagen mitgetheilt, hieher:

Da droben sassen sie allzumal
Und zechten im alten Rittersaal;
Die Fackeln glänzten herab vom Stein
Und schimmerten weit in die Nacht hinein.

Es sprach der Rheingraf: „Ein Kurier
Liess jüngst mir diesen Stiefel hier;
Wer ihn mit einem Zug wird leeren,
Dem soll Dorf Hüffelsheim gehören!"

Und lachend goss er mit eigner Hand
Voll Wein den Stiefel bis an den Rand,
Und hob ihn mitten wohl in den Kreis:
„Wohlan, ihr Herren, ihr kennt den Preis!"

Johann von Sponheim hielt sich in Ruh
Und wünschte dem Nachbarn Glück dazu,
Und dieser, Meinhart wars von Dhaun,
Zog scheu zusammen die dunkeln Braun;

Verlegen den Bart sich Flörsheim strich
Und Kunz von Stromberg schüttelte sich,
Und selbst der muthige Burgkaplan
Sah den Koloss mit Schrecken an.

Doch Boos von Waldeck rief von fern:
„Mir her das Schlückchen! Zum Wohl, Ihr Herrn!"
Und schwenkte den Stiefel und trank ihn leer
Und warf sich zurück in den Sessel schwer,

Und sprach: „Herr Rheingraf, liess der Kurier
Nicht auch seinen andern Stiefel hier?
Wasmassen in einer zweiten Wette
Auch Roxheim gerne verdienet hätte."

Des lachten sie Alle und priesen den Boos
Und schätzten ihn glücklich als bodenlos;
Doch Hüffelsheim mit Maus und Mann
Gehörte dem Ritter Boos fortan.

„O dass ich so lange von dir geschwiegen, du meine geliebte, theure Vaterstadt! wo ich geboren ward, zuerst das Leben, des Seins erstes Gefühl einsog! Wie herrlich schwebst du mir Flüchtling immer noch vor der Seele, rufst oft mich zurück aus dem Gedränge lärmender Welt, verfolgst liebreich mich bis an die prachtvollen Mahle, bis in die Prunkzimmer der Grossen, warst freundlich mein Tröster in öden selbst peinigenden Stunden, wo das Herz leck wird, alle Freude, alle Liebe zum Leben versiegt. Da träufelst du Balsam in die Wunde, giessest neue Wonne, neues Leben in mein zerschlagenes Gebein, gewährst meinem Herzen neue Freuden. Wann sehe ich dich wieder, Theure, Theure!" —

Ja vorzüglich vom Himmel geliebt bist du, schöne Vaterstadt, gesegnet vor tausend andern Städten! Freude und Ueberfluss wohnen bei dir, du bist auf Liebe gegründet. Der Bauherr, der den ersten Eckstein zu deinem Thore gelegt, war ein Günstling des Himmels; ihn jagte nicht Vaterfluch, ihn drückten nicht Wittwenklagen, und Waisenthränen verfolgten ihn nicht. Denn ge-

öffnet von Gott war ihm das Auge zu schauen der Lieblichkeit Heimat, zu ruhen am Herzen der Schönheit.

Vorzüglich geliebt vom Himmel bist du, schöne Vaterstadt! Verrath befleckt nicht deine Mauern, Treue und Redlichkeit sitzen dir zur Seite, du lehnst dich lächelnd über sie hin und aus deinen ernährenden Brüsten springen Ströme auf deine Kinder herab. Fremde ehren dich, deine Söhne tragen dich in Gedanken, wo du sie auch hinsendest über Land und Meer!

Kreuznach! Geburtsort! Wie selig bist du! Dir nach hebt sich im Fluge meine Seele, ich sehe dich, vor mir stehst du jetzt in deiner Feste! Deine bewachsenen Thürme, verfallene Mauern steigen neu vor mir empor; ich höre das Rauschen deines dich theilenden Stroms, das Wehen deiner Winde vom Berge herüber. O süsse Luft! Ach Wolkenstürmer! Kühner Rheingrafenstein! Ihr Wellen der Nah! Gesänge des Hartwalds!“

Nicht zu viel wahrlich hat der geniale Maler Müller in Sehnsucht und Heimweh von seiner Vaterstadt gerühmt, und nicht zu viel rühmen wir von ihren Umgebungen, wenn wir sie die schönsten nennen, deren sich eine deutsche Stadt erfreut. Was wir bis jetzt von ihnen besprochen haben, sind nur einzelne Punkte des obern Nahthals, und wie Weniges war uns auch von diesen nur zu sagen vergönnt. Nun aber eröffnet sich grade vor Kreuznach das lachende schön gehügelte Gau, neben ihm thut sich das Ellerthal mit den Zweigthälern Fischbach und Gräfenbach auf, jenes nach Sponheim und Winterburg, dieses nach Gutenberg und Dalberg führend; unter ihm dehnt sich zwischen den südlichen Abhängen des Hunsrücks und den Kalkhügeln des Gaus das gesegnete breitere Nahthal aus; jenes der Güldenbach, des goldenen Namens würdig, kommt anmuthschwellend von Stromberg geflossen, und wohin wir uns wenden, wohin wir blicken, ist Lieblichkeit, Schönheit und Fülle. Ist es doch, als ob von allen Seiten sich Hügel und Berge gegen Kreuznach neigten, und ihm seine Bäche zuschickten. Das Paradies bewässerten nur vier Flüsse, Kreuznach zählt die Hälfte mehr: Nah, Alsenz, Appel, Güldenbach, Gräfenbach und Fischbach, und ein jeder hat sein Thal.

Die Lage Kreuznachs hat eine gewisse Aehnlichkeit mit jener von Koblenz und Bingen. Hier wie dort tritt der Fluss aus

einem engen Thal in eine weite Ebene; hier, wie dort, mündet ein Nebenthal, in welches die Stadt halb hineingebaut ist, Nahe- und Ellerthal verbindet der Kauzenberg mit seiner Ruine, wie Berg und Burg Klopp bei Bingen Rhein und Nahe zusammengiebt. Doch hat Kreuznach den Vorzug auf beiden Seiten seines Flusses zu liegen. Die Gegend von Kreuznach war schon den Römern beliebt: wo noch jetzt die Heidenmauer übrig ist, hatten sie ein Kastell, vielleicht auch nur ein befestigtes Winterlager. Aber erst die fränkische Zeit gab der Stadt den Ursprung. Ihr Name ist räthselhaft, doch scheint *Aucinaha* (Kreuz im Wasser) die älteste Form. Ein Kreuz auf einer Insel, von Bekehrern aufgerichtet, soll die erste Ansiedelung veranlasst haben:

Da kamen sie zur Insel gepilgert durch den Wald:
Bekehrt durchs Kreuz, bekehret zum Kreuz ward Jung und Alt.
Und eine Stadt erhob sich wo einst die Hütte stand:
Vom nahen Kreuz der Insel ward Kreuznach sie genannt.

Es war aber nicht die Insel, die so vielen Tausenden Genesung spendet; die schöne Wörthkirche bei der Brücke, deren Ruinen nun leider zur Scheune dienen, hat keinen Zusammenhang mit dem ältesten Heiligthum Kreuznachs. Ein Arm der Nah ging sonst von der Saliner Brücke an längs dem Hasenrech und vereinigte sich mit dem andern, der indess die Ellerbach aufgenommen hatte, erst wieder bei rothen Lei. Auf dieser Insel, die auch das römische Gemäuer trug, wurden die ersten Ansiedler um das Kreuz versammelt. Als die Nah ihre Wasser vereinigte und jener Arm versiegte, drängten sich die Wohnungen näher an den fischreichen Strom. Die sogenannte Neustadt, die sich ins Ellerthal zieht, entstand schon im 12ten Jahrhundert. Sie scheint die Hand des Krieges nicht so schwer empfunden zu haben, als die Altstadt, die ein viel jüngeres Ansehen hat. Wo der fränkische Königspalast, die Osterburg, einst gestanden habe, meldet kein Stein mehr; ich würde auf jene Flur der Gemarkung rathen, die den Namen Firnsaal (alter Saal) trägt. Bald nach dem Erlöschen der Gauverfassung finden wir Kreuznach im Besitz der benachbarten Grafen von Sponheim, welche auch die Rechte an sich brachten, die K. Heinrich IV. Speier geschenkt hatte. Bei der Theilung der Brüder Johann und Simon

ward es die Hauptstadt der dem letztern zugefallenen vordern Gratschaft. Simons Sohn Johann I., auch der Lahme genannt, weil er an einem Schenkel hinkte, wollte seinen Bruder Heinrich an der väterlichen Erbschaft verkürzen. Im Unmuth darüber verkaufte dieser zwei Drittheile seines Schlosses Böckelheim dem Erzbischof Werner von Mainz. Johann wollte sich diesen ohne seine Einwilligung abgeschlossenen Kauf nicht gefallen lassen und dies veranlasste die mehrerwähnte Fehde zwischen Mainz und Sponheim, welche die Schlacht bei Sprendlingen 1279 zum Nachtheil des letztern entschied. Johann, durch seinen hinkenden Fuss an der Flucht behindert, wäre gefangen worden, wenn Michel Mort, ein Metzger von Kreuznach, ihm nicht mit Aufopferung des eigenen Lebens, zum Entrinnen Zeit und Gelegenheit erkämpft hätte. Man lese bei Maler Müller die Schilderung der Schlacht und der Grossthat des beliebten Helden der Kreuznacher. Bis auf die letzten Zeiten erfreute sich die Metzgerzunft der Freiheiten, welche Johanns Dankbarkeit ihnen verliehen hatte. Als mit Johann V. beide sponheimische Linien erloschen (eine dritte blüht in den Fürsten von Sain-Wittgenstein fort), kam Kreuznach mit der vordern Grafschaft zu einem Fünftel an das Kurhaus Pfalz, zu zwei Fünfteln an Baden, zu zweien an Pfalzsimmern, während Baden und Simmern die hintere Grafschaft, Starkenburg an der Mosel, gemeinschaftlich besassen. Diese Dreiherrschaft löste sich allmälig in die Alleinherrschaft der Kurpfalz auf; das sogenannte spanische Rathhaus der Neustadt, das leider in Privateigenthum übergegangen ist, zeigt aber noch heute die Wappen der Dreiherrn, während man den schönen Pfalzsimmernschen Palast, der die ganze nach dem Ellerthal gekehrte Stadtseite deckte, nur noch auf Merians Bilde von Kreuznachs Bestürmung durch die Schweden bewundert. Im orleansschen Erbfolgekriege zerstörten ihn, gleich der Kauzenburg und der herrlichen Wörthkirche, die Vandalen.

Sponheim.

Der Kauzenberg, der letzte Ausläufer der Hardt, steht mit dem einen Fusse im Thal der Eller, die der Kiskis Insel gegenüber in die Nah mündet. Das Flüsschen, das höher hinauf Fischbach heisst, kommt von Sponheim herab. Gar lieblich sind seine Ufer in der sogenannten Lohr, wo Maler Müller als Knabe die Kühe

seiner Mutter weidete, wo der Jüngling in seligen Gefühlen wandelte: „Ihr Pappeln, Erlen, Weiden der grünbewachsenen Ufer des lieblichsten Stromes, an deren Schatten ich zuerst in Jugend-Inbrunst hing, sich zuerst mein Herz aufschloss dem Dranggefühl allmächtiger Natur.“ Von dem Lohrköpfchen, am nördlichen Abhang der Hardt, sieht man Burg Sponheim deutlich in der Bergenge liegen, weit umher aber ist die Aussicht reizend. Jede andere Stadt würde ihre Umgegend für überreich ausgestattet halten, wenn sie dies Nebenthal Kreuznachs besässe.

Sponheims Ursprünge, der Burg wie des Geschlechts, sind dunkel. Berthold von Vianden und Ravenziersburg, der in der ersten Hälfte des 11ten Jahrhunderts eine Gräfin Hedwig, angeblich von Sponheim, heirathete, gilt für den Stifter des zweiten sponheimischen Geschlechts. Von dem ersten, das mit jener Hedwig verblühte, wissen wir indess nicht mit Gewissheit, ob es den Namen Sponheim führte und eine Burg dieses Namens besass. Was von Burg Sponheim übrig ist, der unüberwindlich feste Thurm, dessen zehn Fuss dicke Mauern aus doppelten Quaderwänden bestehen, zwischen welchen den mittlern Raum eine Art Guss ausfüllt, verräth kein höheres Alter als das 11te Jahrhundert. Hören wir nun, wie die Thalbauern Sponheims den Ursprung des Namens und Geschlechts erklären. Nachstehende Zeilen gründen sich auf mündliche an Ort und Stelle vernommene Erzählung.

Sponheims Gründung.

„Herr Graf von Vianden, ich musst' euch versagen,
Ihr habt mir den nächsten Verwandten erschlagen;
Zur Busse nun zieht ihr ins heilige Land:
So bringt mir vom Willen des Himmels ein Pfand.

„Viel Schätze des Glaubens sind dort zu erwerben,
Und wär' es ein Span nur, ein Nagel, ein Scherben.
Ja, kehrt ihr gewürdigt so köstlichen Guts,
So bin ich die Eure gar willigen Muths.“

Die Gräfin des Nahgaus hat es gesprochen,
Frau Hedwig: wie fühlt ers im Busen sich pochen!
Da fuhr er erfreut mit der reisigen Schar
Und focht mit den Feinden des Heils wohl ein Jahr.

Nun ruhten die Waffen, da griff er zum Stabe
Und zog als ein Pilger zum heiligen Grabe.
Da bietet ein Jude zu kaufen ihm an
Vom Kreuze des Herrn den gediegenen Span.

Da liess er den besten der Schmiede sich giessen
Die goldene Truhe, den Schatz zu verschliessen,
Der Name der Gräfin erglänzte darauf;
So segelt' er heim mit beschleunigtem Lauf.

Doch wehe, wie thürmen sich zornig die Wellen
An lauernder Klippe das Schiff zu zerschellen.
Doch hielt er sich oben im Wogengebraus
Und brachte das Leben, das nackte, nach Haus.

„Frau Gräfin, mir liess es der Herr nicht gelingen:
Ich hofft euch in goldener Truhe zu bringen
Vom Kreuze des Heils ein gediegenes Stück:
Das schlangen die Wellen, und schlangen mein Glück.“ —

„Und war auf der Truhe mein Name geschrieben?“ —
Ja, Herrin, aus flüssigem Golde getrieben.
„So schauet, Herr Graf, ist wohl dieses die Truh?“ —
Sie ists, doch gehöret ein Wunder dazu. —

„Wohl hat uns der Himmel ein Zeichen gesendet;
Ich wusste nicht, wer mir die Gabe gespendet.
Es hat sie ein Jüngling dem Pförtner gebracht,
Erst heut in der Frühe, und freundlich gelacht.

„Nun darf ich, mein Graf, euch nicht länger versagen,
Der Himmel gebietets, wie könnt ich noch fragen?
Bei jeglichem Heilthum ist Zweifel erlaubt;
Dies hat uns ein sichtliches Wunder beglaubt.“

Sie liessen ein herrliches Schloss sich erheben
Und bauten dem Himmel die Kirche daneben.
Weit ward ihr Geschlecht in den Landen bekannt;
Vom Span in der Truh ist es Sponheim genannt.

Geschichtlich stiftete die Kirche auf dem Feldberg, bei der Burg, erst Eberhard, ihr Sohn. K. Heinrich IV., der ihm zwei Dörfer und einen Wald dazu schenkte, nennt den Grafen noch nicht von Sponheim. Sein Sohn und Nachfolger, Graf Stephan,

verwandelte die Kirche in ein Kloster, Graf Meinhard fügte ein Nonnenkloster hinzu, das aber nicht im Geruch der Heiligkeit stand und 1224 dem Rupertskloster in Bingen verschmolzen wurde. Als die spätern Sponheimer das Karmeliterkloster in Kreuznach stifteten, schenkte diesem das Kloster Sponheim, das sich indess viele andere Reliquien verschafft hatte, vier Stückchen des heiligen Kreuzes, welche prächtig gefasst sich noch in der Karmeliterkirche befinden. Einige leiteten sogar Kreuznachs Namen von diesen vier Kreuzpartikeln ab, ja vielleicht erklärt sich daraus sein holländischer Name *Cruishoute* (Kreuzholze).

Die Grafen von Sponheim zeichneten sich durch Frömmigkeit aus. Berthold von Vianden, der allerdings noch keinen Kreuzzug, wohl aber eine Reise nach dem gelobten Lande gethan haben kann, stiftete mit Hedwig das schöne Kloster Ravenziersburg bei Simmern; Hedwig gründete mit ihrem Sohne Eberhard das Kloster Schwabenheim im Gau, Eberhard baute die Kirche auf dem Feldberge, Stephan das Kloster daselbst, Meginhard liess es weihen; sein Bruder Hugo war Erzbischof von Köln, seine Schwester Jutta, Aebtissin auf dem Disibodenberg, verwandelte Wasser in Wein und ging trockenes Fusses über den Glan; Meginhards Sohn Graf Krafto ward Mönch und hernach Abt zu Sponheim, weil seine Geliebte Clementia von Hohenberg das Gelübde ewiger Jungfrauschaft abgelegt hatte; seine Schwester Hiltrude vertauschte, ihrer Freundin Hildegard zu Liebe, Kl. Disibodenberg mit Kl. Rupertsberg, an dessen Stiftung der heilige Graf Meginhard gleichfalls Antheil nahm. Der Sponheimer, die mit dem Kreuz bezeichnet, ins heilige Land zogen, nicht zu gedenken.

Die Grafen von Sponheim waren gegen das Kloster zu milde gewesen: mit dem Reichthum zog Habsucht und Weltlust in die einsamen Zellen. Es ist bekannt, wie schon 1212 ein Ackersmann bei Sponheim erkrankte, starb und wieder erwachte, um eine schaudererregende Schilderung der Höllenqualen zu entwerfen, die er in der kurzen Zeit seines Todes habe vorkosten müssen, nur weil er einst von dem Kirchenzehnten eine gute Garbe heimlich weggenommen und eine schlechtere dafür hingelegt habe. Der berühmte Trithemius selbst, Abt von Sponheim, dessen *Chronicon Spanheimiense* der Geschichte des Rheinlands als Quelle

gilt, aus der man freilich nur behutsam schöpfen darf, schildert die Ueppigkeit und Zuchtlosigkeit der Sponheimer Mönche vor seiner Zeit mit den grellsten Farben. Erst als die Abtei ganz verarmt und verschuldet war, konnte eine Reform zu Stande kommen. Trithemius war bestimmt, nicht bloss ihr voriges Ansehen wieder herzustellen: durch den Glanz seines Namens, und die unschätzbare Bibliothek, die er in dreiundzwanzig Jahren zusammenbrachte, erwarb er ihr allgemeinen Ruhm. Aber die Blüthenzeit des Klosterlebens war vorüber, die Persönlichkeit eines Trithemius konnte wohl entartete Mönche noch im Zaume halten, aber die Grundübel nicht heben, die sicheres Verderben hervorriefen. War doch Trithemius selbst, als er seinen Freund und Gönner, den Kurfürsten Joachim von Brandenburg zu besuchen, das Kloster verlassen hatte, zur Rückkehr dahin nicht zu bewegen. Bald nach seinem Tode bewirkte die Reformation, welcher die Grafen von Sponheim beifielen, auch die Aufhebung des Klosters. Der letzte Abt Spirn vermählte sich mit Beatrix, der Aebtissin von Brauweiler, und ihre Ehe war, nach langer Entbehrung, so gesegnet, dass der Name Spirn jetzt in diesen Gegenden sehr häufigen Vorkommens ist. Von der Abtei finden wir wenig übrig; aber die Kirche auf dem Feldberge bewahrt noch viel Alterthümliches und Sehenswerthes.

Winterburg.

> Ja, soll Er noch vergessen, der aus seiner Winterburg wie eine Nachtigall hinter dichten Zweigen sang, in seiner Sprache die zierlichsten Kränze flocht, und sich in Reimen und ohne Reim, in jedem angenehmen Sylbenmasse, an jedes niedliche Sylbenmass versuchte?
>
> *Herder.*

Der Fischbach, der uns nach Sponheim geführt hat, heisst eigentlich Winterbach, denn bei dem Dorfe dieses Namens entspringt er den Schluchten des Soons. Eine halbe Stunde tiefer liegt auch Winterburg, schon zur hintern Grafschaft Sponheim gehörig. Von Burg Sponheim führte der Weg dahin durch herrliche Wälder, grünen Wiesengründen vorbei; am Ziel überraschte die schöne schlanke Warte des zerstörten Schlosses, neben welchem das Amthaus sich stattlich ausnahm. Aber nicht diesem galt unser Besuch, sondern dem Pfarrhause, das wir an den hölzernen Säulen erkannten, die den Eingang nach Knebels

Angabe verzieren. Denn hier lebte, als badischer Superintendent der bescheidene Joh. Nicolaus Götz, einer der Mitstifter unserer Literatur, und verbarg aus Furcht vor den Amtsbrüdern und leicht beleidigten Gönnern die göttliche Gabe in anscheinender Unbedeutenheit. So lange er lebte, ward der Name des Verfassers vieler allgemein bekannter Lieder nicht genannt, selbst Friedrich der Grosse, der seiner Mädcheninsel unter allen deutschen Gedichten allein Beifall geschenkt hatte, erfuhr ihn nicht. Zwanzig Jahre lang hatte Götz mit Ramler in Berlin über die Herausgabe und Ausfeilung seiner Gedichte correspondirt, der treffliche Freund setzte alle seine Feinheit und Geschmacksbildung daran, ihnen die höchste Vollendung zu geben; als sie endlich nach des Dichters Tode in Ramlers Ausgabe erschienen, hatte die deutsche Literatur Riesenschritte vorwärts gethan und die Epoche der Ramler und Götze war vorüber. Aber noch 1809 richtete J. H. Voss kritische Briefe über Götz und Ramler an Herrn von Knebel in Weimar, die ein ganz anderes Licht über Ramlers Verbesserungen aufstecken, als in unsern Literaturgeschichten zu leuchten pflegt. Knebel hatte Götzen kurz vor dessen Tode in Winterburg besucht und zwanzig Jahre nachher in Herders Adrastea Ramlers Ausgabe in 3 Bänden eine verstümmelte genannt, weil Stoff zu sieben Bänden vorhanden gewesen. Die Aenderungen seien ihm öfters misslungen, und indem er der Poesie eine kalte grammatikalische Bestimmtheit aufdringen wollen, habe er ihren Reiz und Nachdruck vermindert und entstellt. Dagegen wies Voss nach, dass Ramler nur durch Knebels Einmischung veranlasst worden war, drei Bände statt eines herauszugeben, dessen Werth und Wirkung gewiss grösser gewesen wäre; dass Götz bis an sein Ende Ramlers gewissenhaftes und behutsames Verfahren gebilligt hatte, und ein Freund wie Ramler das grösste Glück war, das einem Dichter, der so mühsam und dabei so unsicher arbeitete wie Götz, begegnen konnte. Weit entfernt dem Dichter unglückliche Veränderungen aufzudrängen, bot er ihm nur Verschönerungen, die sich von selber aufdrangen, lies den Hauptgedanken, die Seele des Gedichts, klar und von Nebenschimmer gereinigt heraustreten, und sich frei und bestimmt in anschliessender Aetherhülle bewegen.

Wenn es mir rührend war, in einer Zeit, wo die deutsche

Muse ihre Keuschheit verloren hat, und sich auf Messen und Märkten prahlerisch feilbietet, die ganz erhaltene vieljährige Wohnung des verschämten Götz zu betreten, so musste mich ihre ländliche Beschränktheit noch lebhafter an unsere verlorene Unschuld mahnen. Noch beschränkter als das Haus fand ich das Gärtchen, in das man aus dem zweiten Stockwerk trat, so hart liegt jenes an dem steilen Berge. Seine Tiefe beträgt nur wenige Schritte, ja der Raum zu einem Bienenhause musste in den Felsen gehauen werden. Seitwärts, den Berg hinan, entdeckte ich eine Laube, die eine überraschende Aussicht auf Schloss und Amthaus gewährte: gewiss das Lieblingsplätzchen des Dichters. Aber ausser diesem Garten besass Götz, nach Knebels Zeugniss, noch einen andern, viel geräumigern, den ich nicht ausmitteln konnte. Auch er lag am Fusse des Berges, „schwerlich über 50 bis 60 Schritte lang, mit Küchengewächsen und Obstbäumen wohl versehen, ein Theil des Ganzen mit schönen Erlen an einem vorbeifliessenden Bache besteckt.“

Als ich im folgenden Jahre Kreuznach wieder besuchte, vernahm ich mit grossem Bedauern, dass der unvergleichlich schöne Thurm der Winterburg, den mir ein junger Maler auf Götzens Lieblingssitze ins Taschenbuch gezeichnet hatte, im vergangenen Winter zusammengestürzt war.

Dahlburg.

Wir vertauschen das schattige Thal der Winterbach mit jenem der Gräfenbach, dessen eigentlicher Name mir Reichenbach scheint, weil es wenig oberhalb des Reichenbacher Hofes beginnt. Es ist offener und heiterer als jenes, auch wohl ergiebiger: da sind Fruchtbäume, Aecker und Wiesen, und die ansteigenden Hügel bekleidet die Rebe. Gleich bei der Gutleutmühle ist der sanft gerundete Kronenberg bis zum Gipfel mit Wein bepflanzt und Hargesheim liegt mitten im Rebengelände, das sich noch weit über Gutenberg hinzieht. Auch dieses Thal zieren zwei Burgen, Gutenberg und Dahlberg. Letztere ist es, von welcher das berühmte Geschlecht der Kämmerer von Worms den Beinamen Dahlberg empfing. Gleich hinter Wallhausen, wo die Dahlberge noch jetzt eine bedeutende Schaffnerei haben, zeigt sich die Burg, die beim ersten Blick noch völlig erhalten scheint. Zwei Thürme von ungleicher Breite schliessen das Mittel-

feld des Frontgebäudes ein, links aber heben sich hochgegiebelte Wohngebäude über den Burggraben, aus dem die Pfeiler einer Wasserleitung hervorragen. Man muss näher hinzutreten, um zu erkennen, dass die Franzosen auch hier ihr Zerstörungswerk gründlich genug betrieben haben.

Von dem Geschlechte der Kämmerer von Worms, welche mit den Besitzungen der Dahlberge auch deren Namen und Wappen ererbten, ist oben gehandelt. Die alten Dahlberge stammen von den Herrn von der Leien ab, deren Stammschloss bei Sarmsheim wir auch bald kennen werden. Godebold, der dritte Herr von Weierbach im obern Nahthal, erbaute Schloss Dahlburg um 1170. Sein Sohn Gottfried war Pfarrer zu Wallhausen und stiftete mit seinem Vetter Udo, Pastor zu Mandel, das Katharinenkloster daselbst. Beide trifft der Verdacht, die bei Sponheim erwähnte Auferstehungsgeschichte angezettelt zu haben. Der dritte Sohn Godebold IV., Herr von Weierbach, führte das Geschlecht fort; aber sein Sohn Johann I. schrieb sich Herr zu Dahlburg, während dessen Bruder Godebold V. den Namen der Herrn zu Weierbach auf seinen Sohn Johann II., den letzten dieser Herrn, vererbte. Anton, der Enkel Johanns I., mit dem auch das Geschlecht der Dahlberge noch vor dem ersten Viertel des 17ten Jahrhunderts erlosch, brachte Namen und Herrschaft Dahlberg auf seinen Schwiegersohn Johann Kämmerer von Worms, welchem Emich, Bischof von Speier, laut eines Lehenbriefs von 1318 Dahlburg und Wallhausen das Dorf mit Mannschaft, Leuten, Gerichten, Wildbahnen, Kirchensätzen, Zehenden, Zinsen und Gülten u. s. w. bestätigte. Diese wenig bekannten Nachrichten sind theils aus Bodmann, theils aus den „Briefen zur historischen Erforschung des uralten Schlosses Kropsberg," die einen Dahlberg zum Verfasser haben, genommen. Humbrachts Angaben in seiner „höchsten Zier Deutschlands" sind unzuverlässig, ebenso die in Cramers Nebenstunden, wo aber das Weisthum von Wallhausen merkwürdig ist.

Stromberg.

Unter den Nebenthälern der Nah, die bei Kreuznach münden, ist wohl jenes der Güldenbach das reichste und fruchtbarste. Den Namen verdankt es dem gediegenen Golde, das er nicht selten in Stufen von dem Gewicht einer Unze bei sich führt, ohne

dass die Lagerstätten, aus denen es ausgewaschen sein muss, bis jetzt entdeckt wären. Von dem sogenannten Heideparker Hof, bei dem freundlichen Winzenheim, übersieht man seine gesegnetere Hälfte, während der Blick zugleich das ganze Rheingau beherrscht, ja tief ins Mainthal schweift. Gerade unter diesem Standpunkt ist eine Eremitage mit einer Kirche in den rothen Felsen gemeiselt, die in den Zeiten ihres Glanzes wohl erträglich gewesen sein mögen. Von dem Eremiten aber berichtet ein Augenzeuge, er habe alle Illusion gestört. „Wenn man sich einen Anachoreten erwartet, wie ihn die fromme Schwärmerei und eine lebhafte Phantasie schildern, dann ist man bald enttäuscht, wenn man einen ehemaligen Klosterbruder in der gewöhnlichen Landestracht hier sein Wesen gemächlich treiben sieht, dessen Aeusseres durchaus nichts von Kasteiungen verräth; der zwar in seinem Felsenzimmer, aber auf Federbetten schläft und von den Gewohnheitsalmosen der Umwohnenden eben nicht so schlecht lebt, wie vielleicht die Meisten der Spendenden!"

Höher hinauf an der Güldenbach liegt Stromberg mit den mächtigen Ruinen der ehemaligen Reichsfeste, die den Umwohnenden noch jetzt als der Saal bekannt ist. Der häufiger vorkommende Name, der eigentlich Stramberg lauten sollte, bedeutet einen schroffen Berg. Was die Geschichte von Stromberg meldet, ist nicht interessant genug, um hier erwähnt zu werden. Der Leser verlangt aber Auskunft über jenen Fust von Stromberg, welchen der Hofgerichtsrath Maier in der bekannten Sturm- und Drangperiode zum Helden einer einst beliebten Tragödie gemacht hat. Alle darin vorausgesetzten Verhältnisse sind durchaus ersonnen und im handgreiflichsten Widerspruch mit der Geschichte, und wenn gleich der Verfasser viele gelehrt scheinen sollende Noten beigefügt hat, so verräth er doch überall völlige Unkenntniss des Locals sowohl als der Landesgeschichte. Nur der Name Fust von Stromberg, nach welchem die Burg neuerdings wohl Fustenburg heisst, ist keine Erfindung Maiers, wie Storck gemeint hat. Ein Fust von Stromberg kommt z. B. im Jahre 1395 unter den Wohlthätern des Karmeliterklosters zu Kreuznach vor.

Das Städtchen Stromberg liegt mitten zwischen zwei sich kreuzenden Thälern. Eine andere der vier Bergecken ziert die

Ruine eines zweiten gleichfalls pfälzischen Schlosses, dessen Namen Goldenfels mit jenem des Thales verwandt ist, aber doch schwerlich die Lagerstätte des Schatzes angiebt. Höher hinauf an der Güldenbach sind Marmorbrüche, auch wird Eisen gewonnen und in Saalers und Puricellis sehenswerthen Hüttenwerken verarbeitet.

Die untersten Nahgegenden, von Bretzenheim abwärts, sind noch immer anmuthig und lieblich, aber romantisch von geringem Interesse. Wir machen nur auf das Thal des Laienbachs aufmerksam, das sich zwischen Sarmsheim und Labenheim öffnet. Es kommt von der Ruine des Laierschlosses, wo die Vorfahren der Dahlberge wohnten. Das dabei liegende Dörfchen Rümmelsheim besass Fust von Stromberg in Gemeinschaft mit dem Rheingrafen Wolfram; später war es sogar dreiherrisch, indem Bretzenheim, Dahlberg und Elz mit der Regierung wechselten. Ein anderes Dörfchen Thorsheim oder Donrsheim, wie es 1481 genannt wird, enthält in seinem Namen ein Zeugniss für die Identität der nordischen und deutschen Mythologie. Auch kommt es mit Rümmelsheim in einem Kinderreim vor:

Eia popeio,
Thorsheim liegt bei Laio,
Rümmelsheim liegt auch dabei,
Sind der schönen Dörfer drei.

Kurz vor dem Ausfluss der Nah theilt sich ihr Thal, indem rechts zwischen den Kalkhügeln des Gaus, die sich aus dem Nahthal ins Rheinthal wenden, und dem Rochusberge eine breite Ebene lagert, durch welche die Wasser der Nah ursprünglich mit dem Rhein in Verbindung standen, während sie ihm jetzt durch die enge Schlucht zwischen dem Rochusberge und dem Hunsrücken zufliesst. Wir haben schon oben vermuthet, dass es der Rhein gewesen sei, welcher sich vor der Bildung des engern Rheinthals hier einen Ausweg gesucht und den Rochusberg vom Hunsrücken losgerissen habe. Dieser steht nämlich jetzt, obgleich offenbar mit dem Hunsrücken gleichen neptunischen Ursprungs, ganz isolirt und kann rings umgangen werden. Auch ist er nach allen Seiten, selbst nach Norden, nur hier nicht so hoch hinan, mit Reben bepflanzt; aber nur die Südseite spendet den köstlichen Scharlachberger. Den Namen trägt dieser Nah-

rheinwein, denn beide Flüsse haben an ihm Theil, von dem röthlichen Thon des Schiefers. Roth ist überhaupt die herrschende Farbe des Gesteins, die auch Porphyr und Sandstein theilen und die rothe Erde des Nahthals gehört mit zu seinen Reizen. Der ganz terrassirte Scharlachberg gewährt denen, die höher aus dem Nahthal kommen, einen herrlichen Anblick; ebenso berühmt ist die Aussicht von seiner Höhe, dem Scharlachkopf. Hier muss man stehen, um sich zu überzeugen, dass der Rochusberg ein gewaltsam abgerissener Ausläufer des Hunsrückens ist. Die entgegengesetzte Seite des Berges trägt die berühmte Rochuskapelle, die so tief ins Rhein- und Nahgau blickt. Unmittelbar vor dieselbe hat Bingen Akazien pflanzen lassen, die wohl einst im Sommer Wallfahrern willkommenen Schatten spenden, dem Touristen aber schon jetzt alle Aussicht benehmen. Er gehe daher weiter vor, bis an den Abhang des Berges! Da erst erscheint der Rhein in seiner lieblichen Seenatur und das Rheingau in seinen sanftesten Umrissen. Doch über die Rochuskapelle muss man Goethe und Bettinens Briefe lesen.

In der engen Schlucht, welche die Nah noch vom Rheine trennt, wölbt sich eine Brücke über sie, deren ersten Bau man ohne Grund dem Drusus zuschreibt. Auch den Draissbrunnen nennen sie Drususbrunnen, da doch Draiss im Rheingau, bei Godesberg, in der Eifel u. s. w. durch aufsprudelnde Quellen versumpftes Land bedeutet. Wo des Drusus Brücke und das römische *Bingium* stand, ob diesseits oder jenseits der Nah, ist noch unermittelt. Die Wahrscheinlichkeit und die älteste von der heiligen Hildegard erhaltene Nachricht spricht für die Stelle, welcher sie den Namen des Rupertsberges erwarb. Das römische Kastell mag aber auf dem Vorsprung des Rochusberges gestanden haben, welcher späterhin die unüberwindliche Veste Klopp trug. Unüberwindlich hiess sie, weil Kaiser Albrecht sie in der Fehde gegen den ehrgeizigen Erzbischof Gerhard von Mainz, der nicht bloss Kaiser, sondern auch neue Zölle machen wollte, nicht hatte einnehmen können. Aber den stolzen Titel büsste sie im dreissigjährigen Kriege, und im orleansschen sprengten sie die Franzosen. Den Fremden, welchen die Liberalität des Besitzers die Ruine und die umgebende schöne Gartenanlage zugänglich macht, pflegt der Führer zu berichten, dass in diesem Thurme K. Hein-

rich IV. als Gefangener seines Sohnes geschmachtet habe. Auch melden dies einige Reisebücher, während andere versichern, nicht hier, sondern auf Böckelheim sei die Scene dieser schwarzen That des Undanks. Es scheint aber, der Kaiser ward wirklich auf Klopp gefangen genommen und von da nach Böckelheim geführt, wo er längere Zeit sass. Klopp ist mit Recht wegen herrlicher Lage und entzückender Aussichten berühmt; aber hier an der Schwelle des Rheingaus, an der Pforte des engern Rheinthals findet man auf jeder Höhe, in jedem Weinberg Wunder der Anmuth und Schönheit.

Das engere Rheinthal.

Allgemeines.

Zwischen Koblenz und Bingen fliesst der Rhein durch eine lange enge Schlucht, die von gewaltigen Felsen umstarrt wird. Er scheint in die Gebirge seiner Heimat zurückgekehrt. Oft hat man den freien Sohn der Alpen beklagt, dass er so weite Räume durchmessen, um hier zwischen Taunus und Hunsrück in schmählicher Gefangenschaft einherzufliessen. Aber der Rhein vernahm die unverständige Rede, erhob sich, seine Ehre zu retten und sprach: „Diese Felsen, die ich gesprengt habe, wären mir ein Kerker? Siehe doch, ob sie mich halten. Der Bergkessel, den ich mir wühlte, darin als ein See von der Arbeit zu ruhen, ich verlasse ihn, wenn es mir beliebt: hinter jenem Felsen entschlüpfe ich. Einst, vor Jahrtausenden, wär ich dem Vorwurf erröthet, den ich jetzt verlache. Damals vertrat mir ein mächtiger, zwölf Stunden breiter Damm den Weg zum Ocean, dass ich als ein ungeheurer Landsee zurückgestaucht die üppigsten Fluren überschwemmen musste. Aber ich sammelte meine Wasser, schwoll an, zerriss das hemmende Gebirge und floss jauchzend dem Vater zu. Die du meine Kerkerwände nennst, diese Felsen sind mir Triumphsäulen und Ehrenpforten.“

Frei floss der Rhein, wie es dem Sohn der Alpen geziemt, durch das selbstgeschaffene Thal. Da kamen gepanzerte Männer, klommen die Felsen auf, verbanden Steine mit Mörtel und schlugen Burgen auf. Die da unten vorbeigingen, oder den Strom

befuhren, mussten ihnen Geleit und Zoll bezahlen. Aber der Rhein hauchte seine Söhne mit dem Geiste der Freiheit an, der Städtebund entstand und gebrochen fielen die Burgen.

Im Gegensatze zu dem idyllischen Rheingau hat man dies engere Thal episch genannt, als von dem Geiste der Geschichte erfüllt. Ich würde es lieber dramatisch nennen, denn wir sehen die handelnden Personen, den Rhein und die Felsen in dem Drama der Natur, die harmlosen Kaufleute und die gefürchteten Schlösser der Wegelagerer in dem Drama der Geschichte, greiflich und persönlich vor uns.

Der Damm, welchen der Strom durchbrach, war das rheinische Schiefergebirge. Wir haben in den „Taunusgegenden“ den Charakter dieses neptunischen Gebildes kennen gelernt. Hochliegende Ebenen von tiefen Thälern durchschnitten, deren Wände von Wald und Felsen starren, während über ihnen der Pflug über den magern Acker geht. Das breiteste, tiefste Thal, dem unzählige Nebenthäler zufallen, hat der Rhein in die Hochebene des Schiefergebirges geschnitten. Die Felsen, die er entblösste, sind dem Thonschiefer verwandtes Gestein, Grauwacke, Quarz, Hornfels und Kieselschiefer. Von letztern streichen mächtige Lager quer durch das Flussbett, und ihren pralligen Felsen schreibt Steininger die malerischen Ansichten zu, welche diese Stromstrecke berühmt gemacht haben. Während sonst das Schiefergebirge einen traurigen Charakter hat, besonders für denjenigen, den die schönen Porphyrfelsen der heitern Pfalz verwöhnt haben, steigert es sich hier zum Schaurigen, Wilden, Erhabenen. Jede Wendung des Stroms führt in einen neuen Felsenkessel und der Scenenwechsel würde noch lebhafter sein, wenn die Richtung des Stroms auf das Streichen der Gebirgsschichten eine andere wäre. Bei der Mosel, die sich mit viel grössern Krümmungen durch den Schiefer windet, ist die Richtung des Stroms mit der Streichlinie beinah parallel. Der Rheinlauf fällt senkrecht auf die Streichlinie und der feste Hornfels, die leichter zerstörbare Grauwacke müssen durchbrochen werden. So verdankt der Strom seiner Kraft einen kürzern Lauf, gewiss zur Freude des Geschäftsmanns, zum Bedauern des genusssüchtigen Wanderers.

Was die Wirkung verstärkt, ist die Enge der Schlucht. Die Berge treten so nahe heran, dass der Fussreisende fast nur von

den jenseitigen Felsen einen Eindruck empfängt, während der Passagier, der auf dem Dämpfer seine Zeit nützen wollte (ein seltener Fall), sich keine Schönheit rechts noch links entgehen zu lassen brauchte. Auf dieser zwölfstündigen Strecke, welche die Dampfkraft freilich bedeutend verkürzt, jagen sich bei der Thalfahrt Genüsse und Ueberraschungen so sehr, dass man dem Schiff in die Räder greifen möchte. Selbst bei der Bergfahrt wird der Reisende immer noch Unterhaltung genug finden, auch wenn er die Reise schon öfter gemacht hat; kommt er aber zum erstenmal, so mag er sich in Acht nehmen, dass ihm die furchtbare Schönheit dieser Schlünde nicht die Brust zusammenpresse und den Athem versetze. Mir wenigstens erging es so, als ich, ein vierzehnjähriger Knabe, die erste Rheinreise machte. Es war als wollten die Berge über mich fallen, als müsste ich mich zusammennehmen, dass sie mich nicht erdrückten. Und bei diesem Bestreben, das Grosse zu tragen, von dem Gewaltigen nicht überwältigt zu werden, erweiterte sich mir die junge Brust, die von schaurigem Entzücken durchklungen, sich bei jeder Schwingung dehnte, bis sie allmählig Raum in sich fand, so viele hereinstürmende neue Gefühle und Entschlüsse zu beherbergen. So wanderte ich weiter und weiter, den Ausgang zu finden, und als ich ihn gefunden hatte und das liebliche Rheingau mich hätte anlächeln sollen, liess es mich kalt und unerquickt: jener übermässigen Anspannung folgte Erschlaffung und das Gefühl unendlicher Leere. Jetzt ist es anders, das engere Rheinthal ergreift mich nicht mehr so gewaltsam, das Rheingau könnte mich länger fesseln und der Mannigfaltigkeit des Thals zwischen Andernach und Bonn, wo sich die Schönheiten beider obern Stromstrecken verschmelzen, und die vulkanischen Kämme der Eifel, des Maifels und des Siebengebirges sich viel kühner und malerischer gestalten, gäbe ich vor beiden den Preis.

Rupertsberg.

Der erste merkwürdige Gegenstand, der uns unterhalb der Binger Brücke begegnet, sind die wenigen Ueberreste von Kloster Rupertsberg, die man dicht bei dem neuen Zollhause über dem Naheufer erblickt. Wir haben schon erwähnt, dass es die heilige Hildegard mit Hülfe der Grafen von Sponheim erbaut hat. Die von ihr erhaltene Legende des heiligen Rupert, dem zu Eh-

ren es gegründet wurde, findet man in meinen Rheinsagen; sie steht aber mit aller Geschichte im schneidendsten Widerspruch. Die Heilige selbst war eine geistreiche Frau und mehr als Schwärmerin, das bezeugen ihre Schriften, das bezeugt das Ansehen und der Einfluss, deren sie bei den Mitlebenden genoss. Kaiser und Päbste, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte empfahlen sich ihrem Gebete und suchten Rath und Beistand bei ihr. Bekannt ist, wie der heilige Bernhard sie besuchte und für den Kreuzzug, den er predigte, gewann. Ihre Gefühle und Prophezeihungen beurtheile man aus dem Geiste jener Zeit. Dass sich so viele ihrer Vorhersagungen erfüllten, ist freilich kein Wunder, aber das innere Licht, auf das sie sich beruft, das Licht der Vernunft, leuchtete ihr heller als den meisten ihrer Zeitgenossen. Ein vollständiger Codex ihrer Schriften ist von Eubingen, das später ein Priorat von Rupertsberg ward, nach Wiesbaden gekommen; aber Bernhards Geschenk, der Ring mit der Inschrift: Ich leide gern, bleibt spurlos verschwunden.

Neu-Rheinstein, Reichenstein, Sooneck.

Auf der linken Rheinseite, die uns zunächst allein beschäftigt, da die rechte noch zum Rheingau (s. d.) gehört, wohnten in römischer Zeit die Ubier bis an die Nahe hinauf, die wohl auch erstes und zweites Germanien schied. Damit übereinstimmend beginnt in fränkischer Zeit von Bingen abwärts das Herzogthum Ripuarien, während jenseits noch mehrere Gauen zu Rheinfranken gerechnet wurden. Da Köln die Hauptstadt des uferfränkischen Landes war, so erklären sich vielleicht hieraus die Besitzungen der kölnischen Kirche in diesen entlegenen Gebieten, da z. B. Bacharach und Bretzenheim an der Nah von Köln zu Lehen gingen. Das Kurgebiet von Mainz reichte zwar noch von Bingen bis zum Heimbach, was sich daraus erklärt, dass als die eigentliche Grenze nicht die Nah galt, sondern ihre Schneeschmelze, der Soon, der mit dem Idar zusammenhängend sich von Trier bis unter Bingen erstreckt, wo noch Burg Sooneck deutlich genug von ihm spricht. Aber dies Sooneck und Reichenstein nebst dem Dorfe Trechdingshausen kaufte Mainz erst spät von dem Stift Corneli-Münster bei Achen, seine alte Grenze lag also diesseits des Soonwalds viel näher an Bingen. Hier erbaute es damals zum Schutz seines Gebietes die Burg Vogtsberg

oder Fautsberg, dieselbe, wie versichert wird, die jetzt nach ihrer Wiederherstellung durch einen preussischen Prinzen den Namen Neu-Rheinstein führt. Da Bingen ein überrheinischer Aussprung des Rheingaus war, dessen oberster Herr und Vaut (Vogt) der Erzbischof von Mainz hiess, so könnte der Name Vogtsberg sich auf diesen beziehen; er geht aber wohl nur auf die Rheinboten oder Vögte von Bingen, Unterbeamte des uns schon bekannten rheingauischen Vicedoms. Einer dieser Vögte scheint Vogtsberg erbaut zu haben, das nach dem Aussterben des Geschlechts der Rheinboten Burgmannen übergeben ward.

Die Schirmherrschaft der benachbarten Burgen Sooneck und Reichenstein übertrug Cornelimünster den mächtigen Dynasten von Bolanden am Donnersberg. Diese konnten sie bei ihren ausgedehnten Besitzungen nicht selbst verwalten, sondern übergaben sie ihren Vasallen, den uns bei der Sauerburg schon bekannt gewordenen Rittern von Waldeck, die, mit den Boosen von Waldeck nicht zu verwechseln, aber jenen von Iben und Montfort verwandt, auch hier ihr wildes Räuberleben führten, Saumthiere und Schiffe plünderten. Da entstand der Städtebund, die wackern Patricier beschlossen die Zerstörung der rheinischen Raubnester, Sooneck fiel unter den ersten und der stolze Dynast, Philipp von Hohenfels, musste mit Knirschen vernehmen, dass die seiner Schirmherrschaft vertraute Burg in Trümmern liege. Trotzig baute er sie wieder auf und übergab sie zum zweitenmal jenen Waldeckern, die nun erst gründlich ihr schändliches Gewerbe trieben und den Städten allen erdenklichen Schaden zufügten. Da verkaufte Cornelimünster, der Beschwerden müde, seine dortigen Besitzungen an Mainzer Stifter, und Philipp von Hohenfels, der sich wohl Anfangs widersetzte, musste doch endlich den Kauf anerkennen. Dafür belehnte ihn Mainz mit Sooneck, auf dem er zwar selber, eidlichem Gelübde gemäss, Friede hielt, das aber seine Erben den Waldeckern wieder übergaben, die nun ärger raubten als je. Aber eine kräftigere Hand hielt jetzt die Zügel des Reichs, Rudolf von Habsburg erschien mit Heeresmacht am Rhein, eroberte und zerstörte die Raubburgen und liess die Räuber ohne Gnade aufknüpfen. Dem mainzischen Marschall von Waldeck aber, der für seine Verwandten Einspruch that, die als Ritter wenigstens nicht am Strick enden sollten, gab er die

denkwürdige Antwort: „Diese sind nicht Ritter, sondern die verworfensten Räuber und Diebe. Wahre Ritterschaft hält Treu und Glauben: wer die Ehre bricht, soll auch nicht den Tod des Schwertes sterben.“

Die bisherigen Topographen des Rheins zählen statt der von uns genannten drei Burgen folgende auf: Vogtsberg, Rheinstein, (Alt- und Neukönigstein), Reichenstein, Falkenburg, Sooneck. Allein Rheinstein scheint ein Beiname von Vogtsberg gewesen zu sein, entweder als Verkürzung von Rheinbotenstein, wie Disibodenberg zu Disenberg ward, oder weil es auf seinem steilen, gleichsam aus dem Strom aufsteigenden Felsen dem Rhein näher lag, als irgend eine andere Rheinveste; Falkenburg mag Reichenstein von der Schirmherrschaft der Dynasten von Bolanden-Falkenstein genannt worden sein, und Königstein hiess Rheinstein oder Vogtsberg, weil König Rudolf hier sein siegreiches Panier aufgepflanzt hatte. Die genauesten Nachsuchungen haben nicht mehr als diese drei Burgen ermittelt. Möglich wäre es freilich, dass Neu-Rheinstein auf den Trümmern zweier Burgen erbaut wäre, wofür wenigstens angeführt werden könnte, dass man unmittelbar vor Rheinstein noch einiges für den Neubau unbenutzt gebliebenes Gemäuer erblickt. Allein diejenigen, welche hier das Terrain Schritt für Schritt durchforscht haben, werden die Wahrheit nicht verschweigen, nur um dem hohen Burgherrn das fade Compliment zu machen, dass „kein Fluch der Vergangenheit an Rheinsteins Mauern hafte.“ Flüche haften an Mauern nicht, sie gleiten nieder und treffen das schuldige Haupt. Und führen die Schmeichler nicht selber an, dass man am Fusse Rheinsteins von den wandernden Juden einen Zoll für die erzbischöfliche Kämmerei erhob, wobei man sich eigens dazu abgerichteter Hunde bediente, um die Juden unter den Reisenden herauszufinden, die, wenn die Spürhunde ihre verheimlichte Abstammung erwittert hatten, doppeltem Zolle verfallen waren? War dies unmenschliche Recht redlicher erworben, als der räuberische Zoll auf Ehrenfels, über dessen Ertrag Kuno von Falkenstein dem Zollschreiber Ludwig die Rechnung auf Rheinstein abnahm? Ehrenfels und Rheinstein waren mainzisch, aber Mainz ebenso unbefugt den Rhein zu sperren und die Reisenden zu schatzen als die Dynasten von Bolanden und die Ritter von Waldeck. Wegen

des Zolls auf Ehrenfels berief sich zwar Mainz auf den zwischen K. Albrecht und Erzbischof Gerhard abgeschlossenen Frieden; aber der Kirchenrath Dahl gesteht, dass diese Urkunde noch im 18ten Jahrhundert eins der ersten kurmainzischen Regierungsgeheimnisse ausmachte und Guden sie nicht abdrucken liess, vorgeblich, weil sie zu lang wäre, in der That aber, weil sie die mainzische Usurpation zu sehr compromittirt hätte. Vogtsberg, d. i. Altrheinstein, lässt sich in kein günstiges Licht stellen; in ein so günstigeres tritt Neurheinstein, zu dem manches Auge dankbar empor blickt, das verjährte Flüche in neue Segenswünsche wandelt, dem auch der gleichgiltige Reisende, als einer der schönsten Zierden des Rheins, den freien Zoll der Bewunderung nicht versagt.

Unterhalb Rheinstein steht auf schmalem Ufersaum die Clemenskirche, deren Ursprung die Sage einem Gelübde beimisst, das ein Schiffer oder Flossführer zur Zeit grosser Gefahr im Bingerloch abgelegt habe. St. Clemens ist so gut als der heilige Nicolaus ein Patron der Schiffer, und wie oben beim Mühlstein jenes Heiligen Bild in einer Nische stand, so war schon vor Erbauung der Clemenskirche ihres Patrons Bildniss unterhalb des Bingerloches aufgestellt. Als aber K. Rudolf die Landfriedensbrecher unerbittlich hier aufknüpfen liess, soll ihre tiefverletzte Familie das Kirchlein nebst einer Eremitenklause erbaut haben, deren Dotation ausdrücklich zu Seelenmessen für die schmachvoll gefallenen Waldecker bestimmt war. Seine Wiederherstellung verdankt jenes der hohen Burgfrau auf Rheinstein.

Schloss Sooneck bauten die Waldecker wieder auf und zwar in so zierlicher Gestalt, wie wenig Burgen am Rheinstrom. Seine hohe Lage auf zackigem Felsen verspricht eine der schönsten Aussichten. Noch ausgebreiteter und grösser ist freilich jene auf dem Gipfel des Gebirges, dem sogenannten Franzosenkopf. Jetzt im Besitze der preussischen Prinzen harrt Sooneck gleichfalls der Erneuung und bei der Nähe des befreundeten Rheinsteins wohl nicht ganz hoffnungslos.

Trechdingshausen, wie es urkundlich heisst, nicht Dreidingshausen, noch Dreieckshausen, denn weder drei Gerichte noch drei Ecke sind hier nachzuweisen, mag von Trechtin (althochdeutsch Truchtin, Herr und Herr Gott) oder von dem Gaumal des Trach-

gaus benannt sein, das als ein schmaler Strich längs dem Rhein von Bingen bis Coblenz herablief. Jetzt ist der freundliche Ort von Malern bevölkert, die aus dem kurzen engen Felsenthal der Morgenbach herrliche Studien heimtragen. Auch Lessings Talent für die Landschaft soll sich hier entfaltet haben.

Die vier Thäler.

Unterhalb Sooneck bildete die Heimbach, welche zweien Ortschaften und der alten Heimburg den Namen giebt, die Grenze zwischen Mainz und Pfalz. Der Domprobst zu Mainz war Herr zu Heimbach, und man wies ihm dass er kommen solle zu dreien ungebotenen Dingen mit zwölf Mannen und dreizehntehalbem Pferde. Die nun folgenden sogenannten vier Thäler Manubach, Diebach, Bacharach und Steg, sind als eine Wiege der Pfalz zu betrachten, die sich von hier aus über den Oberrhein, Heidelberg, Alzei und die Hardtgegenden verbreitete. Wie schon erwähnt, gehörten sie eigentlich Köln, welches einen Grafen Gosswin von Stahleck, der Burg über Bacharach, damit beliehen hatte. Dessen Sohn Hermann erhielt nach dem unbeerbten gänzlichen Abgange des ersten pfalzgräflichen Geschlechts von Kaiser Konrad III. die pfalzgräfliche Würde, ward aber, weil er die Pfalz als Erbin des rheinfränkischen Herzogthums betrachtete und wegen der alten Besitzungen desselben, die in geistliche Hände gekommen waren, mit den Bischöfen von Worms und Speier und den Erzbischöfen von Trier und Mainz in Fehde gerieth, von Kaiser Friedrich dem Rothbart als Landfriedensbrecher zu der entehrenden Strafe des Hundetragens verurtheilt. Als er sich hierauf zurückzog und erblos verstarb, gab der Kaiser die Pfalzgrafschaft, bei welcher Stahleck und die vier Thäler fortan verblieben, seinem Halbbruder Konrad, welcher den Anspruch auf die Erbschaft des alten rheinfränkischen Herzogthums in seiner Person, als Abkömmling der Herzoge, besser begründet fand und den von Hermann begonnenen Krieg gegen die geistlichen Fürsten, von Heidelberg aus, dem neuen Sitze der Pfalzgrafen, erfolgreicher fortsetzte.

Die Grafschaft Stahleck, welche späterhin das pfälzische Oberamt Bacharach bildete, reichte von der Heimbach bis an die Pützbach, Kaub gegenüber. Nach den vier Bacharacher Weis-

thümern (das älteste von 1386) und dem noch ältern Bacharacher Blutrecht, hatte der Bischof von Köln, als Lehensherr und Schultheiss, einen Unterschultheiss zu setzen; der Pfalzgraf, als belehnter Herr und Vogt, einen Untervogt. Diese bildeten das Gericht mit den Schöffen, die aus den vier Thälern gekoren wurden. Die Bresten, Frevel und Brüchte gehörten dem Bischof von Köln zu zwei Theilen und dem Pfalzgrafen zu einem Drittel. Köln hatte zwei dem Pfalzgrafen unverliehene Höfe, einen zu Dorweiler, den andern zu Henschhausen, ferner zu Bacharach den Fronhof, den langen Hof und den Saal. In dem Fronhof musste der Bischof haben einen Stock und einen Käficht, in den Stock Diebe zu schliessen, in den Käficht bekümmerte (verschuldete) Leute zu legen, die keine Bürgen fanden. Der Pfalzgraf durfte Gericht und Land nicht höher schatzen als hundert Mark Pfennige und viere, die sie dazu gethan haben. Dem Bischof gab jedes Schiff, das Wein lud, sechs Heller zu Röderzoll. So frei sollte diese Landschaft sein, dass der Einzügling nicht gefragt werden durfte, wo er herkomme, der Ausziehende nicht, wohin er wolle. Jeder Bürger sollte zwölf Mark Eigenthum an liegenden Gründen oder Bürgen dafür haben; alsdann durfte ihn Niemand turnen, gefänglich einsetzen lassen. Die Schöffen wählten sich selbst, wenn Einer mit Tode abgegangen war, Ersatzmänner; den Gewählten mahnte der Schultheiss dem Gericht von beider Herren wegen gehorsam zu sein: wollte er das nicht thun, so nahm der Schultheiss zwei Schöffen zu sich und legte ihm einen Faden vor die Hausthüre und so oft er und sein Gesinde durch die Thüre gehen, den Faden brechen oder die Siegel schwächen, so oft verwirken sie die beträchtliche Hegebusse. So setzten die Schöffen auch einen Büttel und einen Gerichtsschreiber und weder der Schultheiss noch sonst Jemand sollte damit zu schaffen haben.

Einer der letzten kölnischen Saalschultheisse war Kügelgen, Vater zweier schönen, höchst ähnlichen Zwillingssöhne. Im Kummerhofe, dem alten Schuldgefängnisse, von einer überaus romantischen Natur umgeben, fühlten sie frühe ein bedeutendes Malertalent angeregt, das hernach in der Ferne reiche, weitbewunderte Blüthen trieb. Gerhard endete 1820 bei Dresden durch Mördershand.

Die Pfalz schützte ihre Rechte an der Grafschaft Stahleck durch drei Burgen, Stahleck über Bacharach, Stahlberg über Steg, und Fürstenberg über Rheindiebach. Von diesen ist Fürstenberg am besten erhalten. Von hier aus ward König Adolf, als er von der Krönung zu Achen zurückkehrte und vorbeischiffen wollte, gewaltsam angehalten und zur Entrichtung des Bacharacher Zolles gezwungen. Unweit Fürstenberg, bei der Mündung der veilchenreichen Windesbach, sieht man auch die Ruinen von Fürstenthal. Die Pfalzgrafen haben das Klösterlein gleich der Wernerskirche zu Ehren des von den Juden zu Oberwesel gemarterten Knaben Werner gestiftet. Ein Kloster, sagt ein eifriger Protestant, ist nur in den Ruinen schön. Von Stahlberg sind noch zwei mächtige Thürme übrig, aber Stahleck, jetzt Eigenthum der Kronprinzessin von Preussen, ist zu gründlich zerstört, um auf seine Wiederherstellung zu hoffen.

Aus dem Hofe des Posthalters, wo noch ein alter Thurm von dem Templerhause übrig ist, führt ein unvergesslich schöner Weg an der alten, sogenannten Templerkirche vorbei. Bald sind die gothischen Trümmer der zierlichen Wernerskirche erreicht, die Künstlerhand so unzählig oft nachbildet, aus Bewunderung oder Dankbarkeit für die Fernsichten, die sich so gut in die schön profilirten Fenster- und Gewölbebogen einrahmen. Aber Stahlecks Adlerhöhe ist noch lange nicht erstiegen und wir suchen zuerst die höchste Stelle, die oberste Befestigungsmauer zu erreichen, an welcher die nach Rheinböllen führende Strasse dicht vorbeiläuft, denn hier ist die Aussicht nach allen Seiten unbegrenzt und schaurig erhaben. Unter uns, im Graus vollster Zerstörung die mächtige Veste, wo sich der Bund der Welfen und Staufen knüpfte, dessen früher Bruch Deutschlands alte Herrlichkeit nicht minder grausenhaft zerstören sollte. Wir brauchen lange Zeit über den Schutt der weitläufigen Nebengebäude hinabzuklettern, bis wir durch den einzigen noch stehenden Bogen endlich in die innern Burgräume gelangen. Gegen Süden sind noch Wände der Prachtsaale übrig; aber die Bekleidungen der doppelten Bänke in den Fenstervertiefungen sind verschwunden, die Frauen blicken nicht mehr hinab in das Thal, das unten noch so gross und erhaben liegt, wie vor sechshundert Jahren. Vor der äussersten Giebelwand bleibt ein freier Gartenplatz, wo dem

Leser, der mehr Zeit hat als wir, der reichste Naturgenuss winkt.

Ueber Bacharachs Namen ist viel gefabelt. Auf einem Felsen im Rhein, der nur in trockenen Jahren zum Vorschein kommt, und dann nach dem Sprichwort, ein kleiner Rhein giebt guten Wein, dem Winzer Hoffnungen erregt, die sich auch nicht immer erfüllen, sollen die Römer dem Bacchus geopfert haben. Die diesem s. g. Elter- oder Altarstein angeblich eingegrabenen Worte oder Zeichen will Oertel 1803 und 1811 noch gesehen haben. Schade, dass er sie nicht abgeschrieben oder doch nachgezeichnet hat. Aber die Rheingrafen liessen ja zur Erweiterung des wilden Gefährts den Oberbau des Eltersteins abtragen. Bacharachs Schiffer mögen immerhin, wenn der Stein zu Tage tritt, eine Figur aus Stroh und Lumpen zusammenflicken und als Bacchus an eine Stange befestigt daraufstellen: hier war doch weder eine *Ara Ubiorum*, wie Oertel träumt, noch eine *Ara Bacchi*. Auf diese deutet Bacharachs Name so wenig, als Steeg auf *Scala Bacchi*, Diebach (Dietbach) auf *Digitus Bacchi*, Trarbach auf *Thronus Bacchi* u. s. w. Mit Bacharachs altem urkundlichem Namen *Bachrecha* ist freilich auch nicht viel anzufangen. Der bedeutendste von den Bächen, die bei Bacharach münden, ist der Münzbach, der aus dem weinreichen Steger Thale kommend durch die Stadt läuft. Sein alter Name ist vergessen, den gegenwärtigen empfing er von der pfalzgräflichen Münzstätte, deren Schmelz- und Prägwerke er treiben musste. Regino gedenkt eines Flüsschens im Trachgau, das er *Wochara* nennt. Er setzt ihn, vielleicht irrthümlich, nach St. Goar: vielleicht ist dies der vergessene Name des Münzbachs, von dem Bacharach den Namen empfing. Die Fabel von dem Bacchusaltar scheint den Bacharachern geschmeichelt zu haben, weil sie den alten Ruhm ihres Weines zu verbürgen schien. Sie beriefen sich auch gerne auf den Spruch:

> Zu Hochheim an dem Maine,
> Zu Würzburg auf dem Steine,
> Zu Bacharach am Rheine,
> Da wachsen edle Weine.

Allein schon der Pater Bär erkannte, dass hier nicht von Bacharacher Gewächs die Rede ist, das sich niemals mit Rhein-

gauer Weinen vergleichen durfte. Diese brachte man vor der Erweiterung des Bingerlochs in Kähnen nach Bacharach, wo sie in grössere Schiffe verladen und nach Köln versandt wurden, wohin damals der Handelszug der Rheinweine ging; ein Umstand, der vielleicht mit Kölns Lehnsherrlichkeit an den vier Thälern einen noch unerforschten Zusammenhang hatte. So war Bacharach die Niederlage, der Stapelplatz aller edeln Rheinweine, die mit demselben Rechte Bacharacher Weine hiessen, wie heutzutage alle gascognischen und aquitanischen Weine Bordeaux-Weine heissen, weil Kaufleute dieser Stadt die ganze Welt damit überschwemmen.

Uebrigens wird ein Spaziergang durch das Münzbacher Thal nach Steeg und Breitschied, von da über den Berg in das Manubacher und Diebacher Thal überzeugen, dass sich die vier Thäler höchst günstiger Weinlagen erfreuen, dass auch der Bau sorgfältig und die Erziehungsart den steilen Bergen anpassend ist. Die Güte des Products erkannte ich nach einer solchen genussreichen Wanderung in Martin Fischels gewölbtem Felsenkeller, wo noch mancher verzauberte Geist auf Erlösung aus eisernen Banden hofft.

Der Name vier Thäler muss nicht verführen vier verschiedene Bergeinschnitte anzunehmen. Steeg liegt oberhalb Bacharach im Münzthal, Manubach oberhalb Diebach in dem Thal des unbenannten Bachs, der erst bei Rheindiebach in den Rhein fällt.

Da hier von Wein und Pfalzgrafen die Rede war, so lassen wir ein rheinisches Volkslied folgen, das von denselben Gegenständen handelnd die schönste Seite der alten Zeit heraushebt:

Es fuhr ein Fuhrknecht übern Rhein,
Der kehrt beim jungen Pfalzgraf ein.

Er fuhr ein schönes Fass voll Wein,
Der Pfalzgraf schenkt ihm selber ein.

Es lebt der Fürst, es lebt der Knecht,
Ein Jeder thut das Seine recht.

So trank der Fürst, so trank der Knecht
Und Wein und Treue waren echt.

Die Pfalz und Kaub.

Indem der Rhein um einen mächtigen Felsen biegt, entsteigt ihm plötzlich ehe noch Kaub erreicht ist, die wunderbare Inselveste, die man der vielen Thürme und Thürmlein wegen, die mit Wimpeln als Flaggen verziert sind, so gern einem Kriegsschiffe vergleicht. Die gegen den Rhein zugespitzte Untermauerung aus rothen Quadersteinen, dient zugleich als Eisbreche, welche nicht bloss die Burg, auch die Stadt vor ihrem grimmigsten Feinde schützt. Noch steht auf dieser Spitze der pfälzische Löwe als Schildhalter und das Volk nennt die Felsenburg die Pfalz. Urkundlich heisst sie Pfalzgrafenstein (der Pallenz Grevenstein); doch gehörte sie ursprünglich mit Kaub den Falkensteinern, daher sie auch Falkenaue genannt wird. König Ludwig der Baier, der auch die Pfalz besass, scheint sie zum Schutze des Rheinzolls, den er sich zu Kaub anmasste, errichtet zu haben, wenigstens sagt die Bulle des Pabstes, der ihn gebannt hatte, er habe einen sehr festen Thurm auf einer Rheininsel bei Kaub erbaut, um seine verfluchten Auflagen und Erpressungen ungestörter treiben und kräftiger schirmen zu können. Also nicht bloss Ritter, Dynasten und Kurfürsten beeinträchtigten die Freiheit des Stroms, auch der Kaiser gesellte sich zu den Räubern.

Wenn der Pfalzgrafenstein vor Erbauung der Inselburg der Grafschaft Stahleck als Gaumal diente, so erklärt sich daraus die Bedeutung für die Pfalz, welche ihm die Sage beilegt. Sie versichert nämlich, die Pfalzgräfinnen, oder gar die deutschen Kaiserinnen, was einigemal zusammenfiel, hätten sie bewohnen müssen, wenn sie sich in andern Umständen befanden, — als das Reich, fügt ein Spötter hinzu, nämlich in gesegneten. Es ist lächerlich, die Sage aus der Enge des Gemachs widerlegen zu wollen, denn von der räumlichen Beschränktheit damaliger Fürstenwohnungen zeugen so viele rheinische Burgen, und ein enges Kämmerlein wäre zur Vermeidung des Unterschleifs bei der Entbindung gerade willkommen gewesen. Ebensowenig wird die Sage durch die urkundlich erwiesene Bestimmung des Gebäudes zum Schutz des Kauber Rheinzolls widerlegt und so mag ihr historischer Gehalt auf sich beruhen. Einige haben versucht sie mit der Geschichte in Verbindung zu setzen, indem sie annahmen, Heinrich der Lange von Braunschweig, der als Welfe nicht

wagen durfte offen um die Hand einer Staufin zu werben, habe hier mit der dritten Agnes (s. v. S. 121), der Erbtochter des Pfalzgrafen Konrad, heimliche Zusammenkünfte gehabt, und der Vater, sowie dessen Halbbruder, Kaiser Rothbart zwar endlich in die Verbindung willigen müssen, zugleich aber darauf bestanden, dass die Pfalzgräfin da niederkomme, wo sie guter Hoffnung geworden.

Der Pfalzgraf und der Kaiser zwar
Ergrimmten erst, die Staufen;
Doch weil es nicht zu ändern war,
So liessen sie es laufen.
Der Kaiser sprach: „Sam mir der Bart!
Das giebt Pfalzgrafen sondrer Art:
Drum hütet fleissig und verwahrt
Auf jener Pfalz die Mütter!"

Historisch ist hiervon nur so viel, dass der Welfe Heinrich mit der einzigen Erbtochter des Staufen Konrad die Pfalzgrafschaft davon trug, und Köln dieser dritten Agnes zu Liebe das Mannlehen Stahleck in ein Weiberlehn verwandelte.

Die Grafschaft Kaub, die später als pfälzisches Unteramt mit dem Oberamt Bacharach verbunden ward, gehörte zu Hermann von Stahlecks Zeiten noch nicht zu der Pfalz; erst Pfalzgraf Ludwig der Strenge, der vierten Agnes Sohn (s. o.), brachte sie durch verschiedene Käufe an sein Haus. Bis dahin besassen sie die Dynasten von Minzenberg-Falkenstein, denn die von Bolanden hatten sie von den Grafen von Nüringen ererbt, an welche sie aus der Arnsteinschen Verlassenschaft gekommen war. Früher unterschied man Stadt und Burg Kaub, und verstand unter letzterer die jetzt s. g. Veste Gutenfels. Diesen Namen soll sie von der Nüringischen Erbtochter Guta, oder von der ältesten Tochter Philipps von Falkenstein erhalten haben, von welcher die Sage behauptet, sie sei ihrer Schönheit wegen dem deutschen König Richard von Cornwall vermählt worden; wahrscheinlicher empfing sie ihn, weil sie sich in der baierischen Fehde 1504 so tapfer hielt, als Landgraf Wilhelm von Hessen sie sechs Wochen lang belagerte und beschoss, wovon die Inschrift am Zollhause das Nähere meldet. Wenige Burgen dürfen sich so vornehmer Vögte rühmen: Pfalzgraf Ludwig der Strenge setzte 1287 zum Schlosshauptmann Adolf von Nassau

ein, der hernach sein König ward. Auch Gustav Adolf wohnte lange Zeit in Gutenfels: der „Königssaal" ist von ihm benannt. Jetzt gehört die Burg dem um ihre Erhaltung wohlverdienten Herrn Archivar Habel zu Schierthen.

Auch Kaub hat man latinisirt *(Cuba)* und für einen römischen Wachtposten erklärt. Im Mittelalter war Kaub deutscher gesinnt, denn es leitete sich, vermuthlich auf den Ruhm seines Weines bedacht, von Kufe ab, ja das älteste Stadtsiegel Kaubs zeigt den heiligen Theonestus, dessen wir bei Mainz gedachten, in einer Kufe sitzend. Wir rücken die Legende dieses, seit Kaub protestantisch geworden, fast ganz vergessenen Heiligen ein:

Ihr Männer Kaubs, warum vergesst
Ihr eures Heilgen, Theonest?
O säht ihr euer altes Siegel:
Da treibt er auf des Rheines Spiegel
In jener Kufe sanft hinab,
Die Kaub erst einen Namen gab.

In Mainz gemartert bis zum Tod,
Besargt in lecker Kufe Boot,
So wiegen ihn die blauen Fluten
Und wecken neue Lebensgluten:
Er fühlt sich heil, das Wasser dringt
Nicht ein zu ihm, der Feuer bringt.

Der Salm umhüpft den seltnen Kahn,
Ihn lachen alle Hügel an,
Das Rheingau grüsst mit freudgem Rufe
Den heilgen Mann und seine Kufe,
Aufjubelnd rauscht der Niederwald,
Im Nahthal jauchzt ihm Jung und Alt.

Nun schnellt er durch das Binger Loch,
Der Rheinstein denkt: o käm er doch!
Gefiel' es ihm, bei uns zu hausen!
Erseufzen Lorch und Trechdingshausen,
Erwählt' er unser warmes Thal!
Ruft Bacharach und Steg zumal.

Ihr Alle haltet ihn nicht fest,
Bei Kaub erst landet Theonest:
Er pflanzte mit dem Christenglauben
In Kaub die ersten süssen Trauben;
In seiner Kufe presst' er sie:
Ihr Kauber, das vergesst ihm nie.

Wenn feiern wir St. Theonest?
In den October fällt sein Fest,
Wenn aus der Kufe Todesbanden
Der junge Wein ist auferstanden.
Ja wenn ihr um die Kelter tanzt,
Dann denket Des, der ihn gepflanzt.

Ob der Name Theonest aus Dionysius entstellt ist, ob der Weingott Bacchus in dem Heiligen christlich wiedergeboren ward, wollen wir nicht untersuchen. Ohne Zweifel wollte Kaub dem nahen Bacharach und seinem Bacchus-Altar nichts schuldig bleiben, wenn nicht gar der Heilige älter ist und der Gott herbeibemüht ward, ihm den Rang abzulaufen.

Kaub hat zwei Strassen, von welchen die eine ein enges Seitenthal hinanläuft, die andere längere am Rheine herzieht. Sie vereinigen sich auf dem Markt, wo der neue Brunnen vor der Kirche steht. Nur die eine Hälfte der Rheinstrasse, von der Kirche bis zu dem Wachtthurm, hat eine doppelte Reihe Häuser, und heisst in der Stadt, weil dieser Theil einst das ganze Kaub ausmachte, welches durch eine starke Mauer befestigt war, die mit Schloss Kaub (Gutenfels) zusammenhing. Vom Markt bis zum Wachtthurm steht diese Mauer noch, und an sie ist die eine Häuserreihe dieses Strassentheils von innen angebaut, so dass man vom Rheine her ihr unteres Stockwerk gar nicht sieht. Die Oberfläche dieser Stadtmauer ist zu einem bequemen Fussweg eingerichtet, auf welchen alle jene Häuser eine zweite Hausthüre aus dem obern Stockwerk haben. Er heisst der Nothgang, weil die Leute bei Wassersnoth nur durch ihn aus ihren Häusern kommen können. Die Wassernoth tritt ein, wenn sich im Frühjahr beim Aufbruch des Eises, dem sogenannten Eisgang, an der Lurlei, wo das Bett des Rheins am schmalsten ist, das Eis staut. Alsbald schwillt der Rhein bis oberhalb Kaub über seine Ufer und setzt das ganze Thal unter Wasser. Der gewaltsame Aufbruch des Rheineises ist daher immer ein erwartungsvolles Schauspiel und der Eisgang ein gefürchtetes Uebel, das viele Vorkehrungen nöthig macht. Die untern Stockwerke der Häuser müssen geräumt, das Vieh in dem höher liegenden Theile der Stadt untergebracht und die Fässer in den Kellern gespriesst werden. Aehnliche Nothgänge, obgleich nicht so gangbar, finden sich auch in Bacharach, Oberwesel und St. Goarshausen.

Am obern Ende von Kaub, bei dem dicken Thurm, standen sonst, mit eigener Befestigung versehen, sieben vereinzelte Häuser, Siebenhausen genannt. Der Raum von hier bis zur alten Stadt enthielt nur Wein- und Küchengärten. Jetzt füllt ihn eine Reihe freundlicher neuer Häuser, die dem Rhein ihre ganze Vorderseite zeigen. Darum ist die Ansicht von Kaub so reizend: alte und neue Zeit haben gleichen Antheil an ihm, und die schwächern modernen Gebäude werden von würdigen Bauten einer kraftvollern Vorzeit eingeschlossen und beschirmt.

Bei Kaub müssen alle Schiffe, die Dampfschiffe nicht ausgenommen, landen, um den Zoll zu entrichten. Nur die Flösse dürfen vorbeifahren, indem schon eine Stunde früher der sogenannte Meldnachen mit einem nach der Grösse des Flosses, grössern oder kleinern rothen Fähnchen besteckt, vorausgefahren ist, sowohl um alle entgegenkommenden Schiffe mit dem Rufe: Ihr seid gewahrschaut, es kommt ein Floss! zu warnen, als auch um dem Zollamte die Ankunft des Flosses zu melden und den Zoll zu bezahlen. Wenn ein grösseres Floss bei der Pfalz ankommt, so fahren zwei Zollbeamte mit dem Zollknecht bei und besehen es, das heisst vergleichen das vorhandene Holz mit der Angabe im Manifest mittelst Messkette und Winkelmaass. Wird es übereinstimmend befunden, so schlägt der Beseher auf den 10ten Theil aller zum Floss gehörigen Stämme mit eigens dazu bestimmten Eisen neben das M (Mainz) ein K (Kaub) zum Unterschiede von Coblenz (C). Das Besehen der mit Kaufmannsgütern beladenen Segelschiffe geschieht nur durch Beobachtung des Grads der Schiffeinsendung an der Eichscala, welche durch Nägel bezeichnet ist, die auswendig in den Flanken des Schiffs eingeschlagen sind. Ausserdem pflegen die Segelschiffe, sowohl bei Thal- als Bergfahrt, in Kaub einen neuen Steuermann zu nehmen. Bei der Bergfahrt werden die Kauber Steuermänner schon von weitem durch ein Sprachrohr abgerufen. Sie dürfen aber zu Berg nur bis Bingen, zu Thal nur bis Coblenz steuern, einige ausgenommen, welche das Recht haben, bis Köln zu steuern. Hiermit ist aber Kaubs Wichtigkeit für die Rheinschifffahrt noch nicht erschöpft. Hier geschieht auch das sogenannte Ueberschlagen bei der Bergfahrt. Bekanntlich müssen die Segelschiffe von Pferden an der Leine bergauf gezogen werden. Von Köln bis

Kaub gehen die Pferde auf dem linken Ufer und die Chaussee dient häufig als Leinpfad. Wegen des wilden Gefährts, der schon erwähnten Felsenwirbel unterhalb Bacharach, können aber die Schiffe nicht weiter längs des linken Ufers fahren und müssen überschlagen, d. h. nach dem jenseitigen (rechten) Ufer steuern und die Pferde in der sogenannten Nähe überfahren lassen. Bei hohem Wasserstande geschieht dies oberhalb der Pfalz, sonst aber gleich unter derselben, und zwar lässt der Steuermann das Schiff an einem starken Seile, das an den grossen eisernen Ring auf der Pfalz befestigt ist, in einem halben Bogen hinüber treiben: ein interessantes Schauspiel. Hier wirken dieselben Gesetze, wie bei den sogenannten fliegenden Brücken: der Strom giebt die Bewegung und das Steuerruder die Richtung. Von hier wird die Reise, bis das Binger Loch überstanden ist, längs dem rechten Ufer fortgesetzt; alsdann aber wieder nach Bingen übergeschlagen.

Oberwesel.

„Wenn man zwischen Kaub und dem Pfalzgrafenstein hervorkommt, sieht man die Stadt- und Kirchthürme von Wesel aus dem dunkeln schauerlichen Hintergrunde hervorlauschen und über ihnen die stolzen Ruinen des Schlosses Schönberg. Diese Veste haben die Herrn von Schönberg erbaut, welche während der mittlern Zeit mächtig in der Stadt waren und in der neuern Zeit unter dem Namen der Grafen von Schomberg, wegen ihrer Heldenthaten zugleich Granden von Portugal und Pairs von England geworden sind. Der romantische Geist des rheinischen Volks leitete aber den Namen der Burg von sieben schönen Fräulein her, welche einst darauf gewohnt und durch ihre Reize alle Fürsten und Ritter gefesselt haben sollen. Sie wurden ihrer Sprödigkeit wegen in jene sieben Felsenspitzen verwandelt, welche gleich unter Wesel, wenn das Wasser klein ist, aus dem Rheine hervorstehen und von den Schiffern die sieben Jungfrauen genannt werden. Wenn man in der Geschichte einigen Grund dieser Sagen aufsuchen wollte, so konnten wohl die sieben arnsteinischen Gräfinnen dazu Anlass gegeben haben. Sie werden alle als schön und geistreich beschrieben. Fürsten und Grafen buhlten um sie, ihr Aufenthalt war öfters zu Wesel und St. Goar, und vielleicht hat einer ihrer Liebhaber, der nicht er-

hört wurde, die aus dem Rhein hervorstrotzenden sieben Felsenhäupter zum Gegenstand seiner Rache genommen und ihnen diese fast ovidische Verwandlung angedichtet.“

Die arnsteinischen Gräfinnen, auf welche N. Vogt die „sieben Schwestern“ deutet, waren die Töchter Ludwig I. von Arnstein, welcher ausser dem Grafenamt des Einrichgaus (zwischen Wisper und Lahn) auch in dem jenseitigen Trachgau die Vogteien von Oberwesel, St. Goar, Boppard und Coblenz besass. Was aber nicht sehr für Vogts Vermuthung spricht, die sieben arnsteinischen Schwestern scheinen die sprödesten nicht gewesen zu sein, wenigstens ist nicht eine einzige der sieben unverheirathet geblieben, eine wahre Seltenheit in dieser klosterlustigen Zeit. Dafür stiftete freilich Ludwig III. von Arnstein, mit dem dieses Haus erlosch, das nach ihm benannte Kloster, wo er selber mit seiner Gemahlin sein Leben beschloss. Seine Besitzungen gingen aber auf seine sieben Tanten und deren Nachkommen über, namentlich auf die Isenburger, Nassauer und Katzenellenbogner, worauf wir bei St. Goar zurückkommen werden.

Nach den Arnsteinern besassen die von Schönberg die Vogtei oder das Burggrafenamt in Oberwesel, verloren es aber, als Kaiser Friedrich II. die Stadt, welche sie als ihr Eigenthum behandeln wollten, in seinen und des Reichs Schutz nahm. Von nun an erblühte sie im Genuss der Freiheit zu einer der mächtigsten Reichsstädte am Rhein, und die benachbarten Grafen von Katzenellenbogen schätzten es sich zur Ehre, Bürger von Oberwesel zu heissen. Aber früh welkte diese Blüthe dahin, denn schon Heinrich VII. verpfändete Wesel und Boppard seinem Bruder Balduin von Trier, wodurch sie zu dem Rang trierischer Landstädte herabsanken. Zwar beugten die Weseler den Nacken nicht willig dem ungewohnten Joch; aber unter dem kräftigen Balduin, dem gewaltigen Kuno von Falkenstein konnten sie nicht aufkommen. Unter seinem Nachfolger Werner jedoch setzten sie der Gewalt die Gewalt entgegen und beriefen sich gegen die widerrechtliche Anmassung des Bischofs auf die von Friedrich II. bewilligten Freiheiten. Es kam zu einem hartnäckigen Kampfe, welcher damit endigte, dass sie zwar die Oberherrschaft von Trier anerkennen mussten, aber auch die Bestätigung ihrer Freiheiten und bürgerlichen Verfassung erhielten.

Die Lage von Oberwesel ist eine der romantischsten und wie ein Blinder aus dem häufigen Aufenthalt der Maler schliessen würde, malerischsten im engern Rheinthal. Ober- und unterhalb öffnen sich zwei weingrüne Seitenthäler, dazwischen liegt die alterthümliche Stadt mit ihren geschwärzten zinnengekrönten Ringmauern, schönen Kirchen und seltsamen Thürmen auf sanftansteigender Vorhöhe steiler Berge bequem und weithin ausgebreitet, denn hier fehlt es leider nicht an Raum, der freien Plätze finden sich viel, die der Schutt vormaliger Grösse bedeckt. Sehr sehenswerth sind die Kirchen, besonders das schmale schlanke Liebfrauenstift, das sich dem Vorüberfahrenden mit östlich gerichtetem Chor und den Nebenthürmchen um den Hauptthurm so obeliskenmässig aufbaut. Inwendig findet auch der Laie genug zu bewundern, den Kenner wird Alles anziehen: wir nennen nur den reich verzierten Lettner *(Lectorium)* und den geschnitzten Kastenaltar mit seinen Flügelthüren, wo die schönsten Fenstermodelle ausgeschnitzt sind, eine Menge Formen darbietend, die man in Stein nicht ausgeführt findet. Unweit dieser Kirche steht noch wie ein ausgebrochener Zahn, das alte Stadtthor, aber die Strasse führt nicht mehr unter ihm her in den jetzt offenen Ort. Am entgegengesetzten Ende prangt der stolze Ochsenthurm, jenem zu Andernach ähnlich; die schönste, weitblickendste Lage hat aber die Martinskirche. Die an die Stadtmauer angebaute Wernerskirche dachte ich nicht zu erwähnen; ich will aber meine Abneigung vor der Legende des heil. Knaben Werner, den die Juden zu Tode gemartert haben sollen, lieber offen eingestehen und sie nicht erzählen. Statt dessen möchte ich den Leser von den Fussstapfen „des Pferdes St. Huberti“ unterhalten, welche nach dem rheinischen Antiquarius dem Fremden auf dem Marktplatze gezeigt werden; ich habe aber nicht mehr ausmitteln können, welche Bewandtniss es damit habe.

Um wieder auf die sieben Schwestern zu kommen, von welchen wir anhuben, so versichert die neuere Schiffersage, wenn einst ein Fürst diese Felsen aus ihrem Lager hebe und das Gestein zu einer Kapelle weihe, so würden die Jungfrauen der Felsenrinde entledigt und erlöst werden. Man versteht den Wink: die Schiffer möchten dieser Störungen der Schifffahrt gern ledig und los sein. Wäre es nur Marmor, sagt Braun, so könnte

ein Bildner ihnen die bezaubernde Schönheit und das Leben wieder einhauchen.

Die Lurlei.

Unterhalb Wesel verengt sich das Rheinthal zu schauerlicher Wildheit, aller Anbau verschwindet, an der Schroffheit dieser Kieselschieferfelsen erlahmte der menschliche Fleiss. Schon ist die Enge beklemmend, als plötzlich das unter dem Namen der Lurlei hochberühmte Gestein sich in den Strom stürzt, und den berüchtigten Pass hervorbringt, den der Schiffer und Flossführer mehr fürchtet, als das Binger Loch. Indem sich der Strom um den vorspringenden Felsen zwängt und krümmt, theilt ihn ein langer Grund oder Sand in zwei Arme. Der linke, welchen grössere Fahrzeuge wählen müssen (den Thalweg rechts, den sogenannten Fabian, pflegen nur Nachen einzuhalten), hat eine pfeilschnelle Strömung, die geradezu gegen tiefliegende Felsen getrieben wird. Von diesen zurückprallend bildet das Wasser Wirbel, welche oft die Vordertheile grosser Flösse fünf bis sechs Fuss tief hinabziehen, und die Mannschaft untertauchen, von der Mancher, der sich nicht an die Balken festklammert, nie wieder heraufkommt. Und ehe das Vordertheil wieder frei ist, geräth das Hintertheil, gerathen Flügel und Anhänge in Gefahr, so dass hier die Scylla bei der Charybdis ist. Aber auch die Syrene fehlt dieser modernen Odyssee nicht, sie heisst Lurlei und singt so bezaubernde Töne vom Felsen, dass sie den am Mast festgebundenen Odysseus trotz Wachs und Baumwolle bethört.

Die vielen Sagen von der Lurlei kann ich als bekannt voraussetzen, bis auf die nachstehende, deren bis jetzt noch kein Deutscher gedacht hat. Eine Vertiefung im Felsen soll von der Rückseite des Satans einen Abdruck enthalten. Kenner mögen die Aehnlichkeit beurtheilen: mir hat er nie die Stirne geboten; ich konnte ihn also auch nicht zwingen, mir den Rücken zu zeigen.

Der Teufel und die Lorelei.

Das ist des Teufels grösster Spass
Die schöne Schöpfung zu verderben;
Sie läge, wäre sie von Glas,
Von ihm zerschlagen, längst in Scherben;
Zum Glück gebricht ihm die Gewalt,
Wenn Bosheit ihm die Fäuste ballt.

Er machte, wie der Mylords mehr,
Einst rheinhinauf die grosse Reise,
Da hob ein Fels sich hoch und hehr
Und warf den Strom aus seinem Gleise:
Das Prachtgestein zerstört' er gern,
Denn wer es sah, lobpries den Herrn.

Er greift mit beiden Händen zu
Und will es von der Stelle rücken;
Doch weil es ihm nicht weicht im Nu,
So stemmt' er an den mächtgen Rücken:
Da singt die Lurlei hoch vom Rand
Und Zauber hält ihn festgebannt.

Sie singt von Weh, die schöne Fee,
Und möcht um Liebe Leben tauschen,
Sie wirbt so hold um Minnesold,
Die Wellen rauschen leis und lauschen:
Dem Teufel ist es scharfe Qual
Als führ durchs Mark ihm kalter Stahl.

Sie singt von Lust, in fremder Brust,
Wie froh der Mensch da unten lebe,
Wie mit dem Rauch der Hütten auch
Sein Dankgefühl gen Himmel schwebe;
Der Teufel weiss nicht, ob ers glaubt,
Doch ist ihm alle Macht geraubt.

Sie schweigt; da reisst sich Satan los
Und flüchtet zu der Hölle Feuer;
Doch abgedrückt im Felsenschooss
Ist ein geschwänztes Ungeheuer;
Der Schiffer siehts und sagt im Spott:
Der ist noch lang kein Herre-Gott!

Der Name Lurlei scheint einen lauernden Felsen zu bedeuten, wobei man an seine als Klippen unterm Wasser verborgenen Füsse denken mag, die dem Schiffer gefährlicher sind als das zu Tage stehende Gestein. Weil er aber die Lurlei (wie die Marlei, die Erpeler Lei — Lei bedeutet Schiefer) heisst, so mag dies, nächst der Stimme des Echos, die ihm entschallt, die leicht erregbare Phantasie der Rheinanwohner veranlasst haben, ihn als eine schöne Zauberin zu personificiren. Uebrigens ist diese Sage, die allerdings, wie sie Brentano darstellt, Jahrhunderte lang im Munde der Schiffer gewesen sein kann, in sehr

neuer Zeit erst bekannt geworden; die ältern Reisebücher wissen kein Wort von ihr und auch der Ruhm des Wiederhalls ist so alt nicht, als man glaubt. Wenn seit dem rheinischen Antiquarius ein Reisebuch dem andern nachschreibt, schon die Minnesänger (Schreiber schreibt gar, die Troubadours) hätten ihn gepriesen, so habe ich schon oben erwähnt, dass kein Wort davon wahr ist. Marner, welcher gemeint ist, spricht von dem Burlenberg im Breisgau, in dem der Schatz der Amelungen liege, und was das Preisen anbelangt, so war Marner eben nicht sehr in der Laune zu preisen, denn die Stelle findet sich in einem Schmähgedicht, und zwar auf die Rheinländer, die seine Kunst nicht freigebig genug gelohnt haben.

St. Goar.

Bei der Lurlei pflegen die kölner Dampfschiffe innezuhalten, damit der Reisende ihre Stimme vernehme, denn den jenseitigen Felsen bewohnt ein von der Gesellschaft besoldeter Troglodite, der sie durch Schiessen und Blasen herausfordern muss, sich hören zu lassen. Die düsseldorfer Schiffe pflegen sie durch Böllerschüsse dazu anzufeuern. Sobald sich das Schiff wieder in Bewegung setzt und nun in den Felsenkessel St. Goars tritt, wird der Reisende wunderlich verkleidete Kähne bemerken, die sich theils an den Ufern, theils tiefer im Strome zu halten pflegen. Man hat sie Cabriolets verglichen, welche mit ihren Lederwänden bis auf ein Fenster rundum geschlossen, unbespannt, mit dem Kasten bis über die Sitze im Rhein stünden. Diese Anstalten gelten dem köstlichen Rheinsalm, dessen Bekanntschaft der Leser hier wohl nicht zuerst macht. Salmenfänge hat man auch in andern Gegenden des Rheins, aber der Lachs von St. Goar hat vor allen andern den Vorzug. Dieser Fisch liebt ein tiefes, überschattetes, von engen triebreichen Gräben durchschlungenes Bett, und alle diese Bedingungen vereinigen sich hier, wo der Schatten der hohen Ufer das Wasser selten verlässt, und der zusammengepresste Strom sich ein enges, aber tiefgefurchtes Geleise gewühlt hat. Das beste Fangwasser, der einträglichste Waag, wie die Schiffer sagen, ist aber die Werb, ein verborgener Strudel und Wasserfall oberhalb St. Goar, in der Nähe des Felsens, der die Bank heisst. Hier lauern die Fischer in den beschriebenen Kajüten dem Fisch auf, ohne von ihm gesehen zu

werden; sie aber sehen ihn wohl durch das Fenster und heben ihn, sobald er ihr grosses Fischgarn berührt, aus dem Wasser. Dem Gewicht nach lieferte der Waag Werb im Jahre 1779 nicht weniger als 8159 Pfund Salmen. Hier hätten wir einen Anhaltspunkt zur Entscheidung der vielbesprochenen Streitfrage, ob die Ergiebigkeit des Salmenfangs seit der Einführung der Dampfschifffahrt abgenommen habe. Man behauptet nämlich, der Fisch könne nicht mehr laichen, seit der Strom von den umgeschwungenen Rädern so vieler Schiffe nie zur Ruhe gelange. Dem setzt man entgegen, dass der Lachs zu den Zugfischen gehöre, die im Frühjahr heerdenweise aus dem Meer in die Ströme ziehen, und dass er im Rheine, seiner zu grossen Tiefe wegen, nie gerne gelaicht, vielmehr zu diesem Zweck von jeher Nebenflüsse aufgesucht habe, um hier seine Eierchen zwischen Steine oder in andere kleine Vertiefungen zu legen. Soviel ist übrigens Thatsache, dass die Salmfischer bei der kölnischen Gesellschaft ihres Schadens wegen Klage geführt und zur Entschädigung freie Benutzung der Dampfschiffe zum Betrieb ihres Handels erwirkt haben.

Unterhalb der Lurlei, näher gegen St. Goarshausen, liegt ein Felsen, den man St. Goars Bett oder Kanzel nennt, denn das darin eingehauene viereckige Loch soll der heilige Goar, ein aquitanischer Mönch, der früher an der Lahn gelebt hatte, anfänglich bewohnt haben, um von hier aus verunglückten Reisenden und Schiffern Hülfe zu leisten und das Evangelium zu verkünden. Damals war die Natur bei St. Goar gewiss noch einmal so wild und schauerlich und der Strom noch lange nicht so fahrbar als heutzutage. Der Heilige hatte also wohl Gelegenheit genug die Tugenden der Gastfreiheit und Menschenliebe zu üben. Auch an Wundern liess er es nicht fehlen, und der Ruf beider erscholl so weit, dass der Bischof Rusticus von Trier ihn dahin beschied, um seine Wunderkraft öffentlich zu bewähren. Unterwegs wären die Gesandten unfehlbar verdurstet, wenn der Heilige nicht drei milchende Hirschkühe herbei gerufen hätte. Das Andenken dieses Wunders sollte jene Flammensäule zu Pfalzfeld erhalten, von der man im rheinischen Antiquarius eine Abbildung findet, ja der Name Pfalzfelds, aus *Pauli campus* entstellt, hängt damit zusammen, und wohl auch der Umstand,

dass es hernach zu St. Goar gehörte, mit dem es ein Gericht bildete. In Trier wusste sich der Heilige, indem er in die Versammlung trat, gleich zu legitimiren:

Zum Zeichen, dass ihn Gott erleuchte,
Hing er, was Jeden Wunder deuchte,
Den Mantel in des Königs Saal
An einen goldnen Sonnenstrahl.

Ein Wunder, das nachher, wie Wenk bemerkt, der heiligen Elisabeth zu Marburg so geläufig wurde, dass sie ihre Wäsche auf den Sonnenstrahlen trocknete. Aber der auf St. Goars Wunderkraft eifersüchtige Bischof verlangte noch mehr: der Heilige sollte einem eben in die Versammlung gebrachten Findlinge den Mund eröffnen, dass er seinen Vater nenne. Der Heilige gebot und der Säugling sprach mit vernehmlichen Worten: der Bischof Rusticus ist mein Vater! Dies sind St. Goars Hauptwunder, auf die auch das Kirchenlied*) anspielt; aber noch andere ereigneten sich bei seinem Grabe.

Vor seinem Tode hatte er in der Gegend der spätern Stiftskirche eine Celle mit einer kleinen Kirche gebaut, welche er nebst seinem Grabe dem austrasischen König Siegbert empfahl. Die vielen Wallfahrten zu dem letztern brachten die Celle bald in grosse Aufnahme und gaben der Stadt St. Goar den Ursprung. König Pipins Gemahlin Bertrade war aber, als sie auf der Reise nach Worms die Celle besuchte, mit der gastlichen Aufnahme, die sie daselbst fand, übel zufrieden, und der König, entrüstet die Gastfreiheit an dem Orte vernachlässigt zu sehen, wo sie unter dem Heiligen so sehr geblüht hatte, übergab die Celle dem Abt von Prüm. Karl der Grosse erweiterte diese Schenkung auf alle künftigen Aebte. Er selbst hatte die Kraft des Heiligen empfunden, denn als er einst von Ingelheim, ohne bei der Celle einzukehren, nach Coblenz fuhr, überfiel ihn hinter St. Goar ein so dichter Nebel, dass er auf freiem Felde übernachten musste; seine Söhne hingegen, Karl und Pipin, die unvermuthet in der Celle zusammentrafen, wurden unter dem Einfluss des Heiligen von ihrer bisherigen Feindschaft geheilt, und seine Gemahlin Fastrade genas

*) *O Goar, cui jubar solis servivit,*
Te jubente noxia infans quae nescivit etc.

nach dessen Anrufung von heftigen Zahnschmerzen. Von Karl dem Grossen oder schon von Pipin rührte wohl auch jenes unbezahlbare Weinfass her, das sich ohne Zugiessen immer, und auch da noch voll erhielt, als einst der Pater Keller den Krahnen zu schliessen vergass.

Denn eine Spinne lief daher,
Zog rasch die Fäden kreuz und quer
Und webt' und webt' — in kurzer Stund
So dicht verwoben war das Spund,
Kein Tropfen rann mehr aus dem Fass:
Das war eine kluge Spinne, das!

Dunkel ist der Ursprung des noch auf meine Zeit gekommenen Gebrauchs, nach welchem jeder Reisende, der zum erstenmal nach St. Goar kam, sich bei dem dortigen Bursch- oder Halsband feierlich verhansen liess. Die Mitreisenden führten ihn nämlich zu dem an dem Zollhause befestigten messingenen Halsbande. Hier musste er sich Pathen und Göthen erwählen, die ihm das Halsband mit der Frage anlegten: ob er mit Wasser oder Wein getauft sein wolle? Sagte er, die Kosten scheuend, mit Wasser, so wurde ihm ein voller Eimer übergestürzt, um den Dämon des Geizes auszutreiben; erwählte er die Weintaufe, so musste er einen Beitrag in die Armenbüchse geben und dreimal einen mit Wein gefüllten goldenen Becher auf die Gesundheit des Kaisers, des Landesherrn und der Gesellschaft leeren. Dabei wurde ihm eine vergoldete Krone aufgesetzt, die Gesetze des lustigen Ordens vorgelesen, und die Fischerei auf der Lurlei und der Kemeler Haide mit der Jagd auf der Bank zu Lehen gegeben. Zum Beschluss musste er seinen Namen in das Hänselbuch eintragen, und noch ein Almosen für die Armen entrichten. Gewöhnlich leitet man den Ursprung dieser Ceremonie von Karl dem Grossen her, welcher das Halsband geschenkt haben soll. Dieses aber, das wohl ursprünglich Hanseband hiess, scheint weder mit dem Kaiser noch mit dem Heiligen das Geringste zu thun zu haben. Nach Winkelmann bestätigte Landgraf Georg II. die alten Artikel des Hansebuchs und verbot jedem Kaufmann, der die Märkte zu St. Goar besuchte, seine Waare feil zu bieten, er habe sich denn vorher verhansen lassen. Er musste sich also in die Innung der St. Goarer Kaufleute aufnehmen lassen, welche sich so gut und mit gleichem

Recht wie der grosse Hansebund, zu dem auch St. Goar gehörte, eine Hanse nannte, da dieses Wort nichts als einen Verein bezeichnet. Die Aufnahme geschah unter gewissen Feierlichkeiten, die ganz den Geist des Mittelalters athmen, und diese sind es wohl, die sich mit geringen Abänderungen bis über die französische Zeit hinaus erhalten haben; die Letzten, die sich in das Hänselbuch eintrugen, sind Bonner Studenten.

Wir haben gesehen, wie Prüm das Eigenthum des Stiftes St. Goar erwarb, auch wissen wir schon, dass die Vogtei (oder Gerichtsbarkeit) von den Grafen von Arnstein auf die von Katzenellenbogen gelangte. Diese erwarben auch die Stadt St. Goar und andere Güter des Stiftes und verdrängten nach und nach die Aebte von Prüm, deren Lehnsherrlichkeit zuletzt ein leerer Name ward. Selbst an dem Walde des Stiftes erkannte das Weisthum dem Abt kein anderes Recht zu als: „ob es Sache wäre, dass er käme geritten durch St. Goars Wälder, so möchte seiner Säumerknechte einer eine Ruthe hauen, die weder eichen noch buchen wäre, und seinen Säumer damit treiben.“

Es gab zwei Grafschaften Katzenellenbogen. Die obere lag in dem Winkel zwischen Rhein und Main, wo Darmstadt ihre Hauptstadt war; die niedere in jenem zwischen Lahn und Rhein, in dem sogenannten blauen Ländchen, ein Name, den ihm die Wollenweberzunft erwarb, die von Lorch dahin auswanderte, weil man ihr freie Ausübung ihres Gottesdienstes weigerte. Die Grafen stammen aus der obern Grafschaft, Schloss Katzenellenbogen aber, das ihnen den Namen gab, liegt in der niedern, unfern des Vierherrischen, das von zwei Katzenellenbogischen und zwei Nassauischen Linien genannt ist, welche von Isenburg die von den Arnsteinern ererbte Gaugrafschaft des Einrichs, deren Mahlstätte Marienfels war, käuflich erworben und unter sich getheilt hatten. Nach dem Aussterben der Grafen von Katzenellenbogen fielen beide Grafschaften an das Haus Hessen, wodurch zwei grosse Striche des rechten Rheinufers hessisch wurden, auf dem linken aber nur ein kleiner, die Gegend von St. Goar. Hieraus erklärt es sich, warum die Schiffer und Flossführer Hessenland! und Frankenland! rufen, wenn nach dem rechten oder linken Rheinufer gesteuert werden soll. Hier sind Hessen und Franken gerade so entgegen-

gesetzt wie in dem bekannten Denkspruch über das blutige Turnier (1403) zu Darmstadt:

Zu Darmstadt in den Schranken
Blieben neun Hessen und siebzehn Franken.

An Frankreich ist dabei nicht zu denken,' sondern an die Herzogthümer des rheinischen und ripuarischen Frankens, die sich in das linke Rheinufer theilten.

Der wunderliche Name Katzenellenbogen hat den Etymologen schon viel Kopfbrechens gekostet und wird es noch ferner. Grimm scheint hier eine Vergleichung anzunehmen: die Gestalt der Berge oder Landstriche wird häufig Theilen des thierischen Leibes verglichen. Vor der beliebten Ableitung von *Cattimelibocus* müssen wir warnen. Der bekannte König der Bergstrasse, der eigentlich Malchen heisst, weil er die Mahlstätte des obern Rheingaus war, verdankt nämlich seinen Namen Melibocus, womit Ptolomäus wohl den Blocksberg meinte, bloss dieser etymologischen Grille. Die Katten, von welchen auch die Hessen nicht abgeleitet werden können, haben niemals hier gewohnt und der Name *Cattimelibocus* ist von den Gelehrten lediglich zur Erklärung von Katzenellenbogen erfunden.

Etwas unterhalb St. Goar, doch mit ihm verbunden, erhob sich einst das gewaltige Bergschloss Rheinfels, mehr eine Festung als eine Veste. Seine sehenswerthen Trümmer bieten das furchtbarste Bild der Zerstörung dar, eine grausenhafte Verschüttung, wie sie nur erst seit Erfindung des Pulvers möglich geworden ist. Graf Diether III. gründete Rheinfels zur Behauptung des Rheinzolls, der zwar schon früher hier bestand, welchen er aber bedeutend erhöhte. Diether hatte den berühmten rheinischen Städtebund selbst unterschrieben; dennoch ward er der erste Gegenstand desselben. Nach der Inschrift der Steintafel zu Rheinfels vereinigten sich 1255 sechsundzwanzig rheinische Städte mit ihren Verbündeten, und belagerten Rheinfels über ein Jahr, zwar noch ohne Erfolg, aber eben hierdurch angespornt, ihre Eidgenossenschaft zu erweitern und fester zu gründen. Nach Katzenellenbogen besassen Rheinfels nacheinander mehrere hessische Linien, Hessen-Darmstadt, von dem noch der grossartige Darmstädter Bau zeugt, Hessen-Rothenburg, zuletzt Hessen-Kassel. Im Revolutionskriege räumte es der feige Commandant, als sich kaum die ersten

französischen Vorposten blicken liessen, wofür er infam cassirt und zu lebenslänglicher Gefangenschaft nach Spangenberg abgeführt wurde, und zwar aus Gnade, denn das Kriegsgericht hatte ihn zum Tode verurtheilt.

Wie Bacharach den verkommensten, verrottetsten, so gewährt St. Goar den modernsten, blühendsten Anblick unter den Städten des engern Rheinthals, wozu ausser der ansehnlichen Rheinseite auch die breite, sonst von den Kanonen des Rheinfels bestrichene, Chausseestrasse viel beiträgt. Dennoch haben sich einzelne alterthümliche Gebäude, wie der Tempelhof, das ehemalige Hospital, u. s. w. erhalten, auch stehen noch mehrere Stadtthürme, Blockhäuser und andere Theile der sich hinter der Stadt nach Rheinfels ziehenden Befestigung. Das Felsenbecken St. Goars hat eine starre Schönheit, die in hellen Mondnächten gleich geschliffenen Stahlschilden blitzt und funkelt, und von hochliegenden Punkten, die eine weitere Fernsicht bieten, ist der Genuss unbeschreiblich. Wir nennen nur die Höhe am Stein bei Bibernheim, und die zwischen Werlau und Karbach, wo die Aussicht bis nach Ehrenbreitstein reicht und die untergehende Sonne die vielgestaltigen Kuppen des rechten Gebirgsufers mit farbigen Streiflichtern trifft. Ueberhaupt ist das von der Gründelbach bewässerte veilchenreiche Werlauer Mühlenthal reich an Schönheiten.

St. Goar gegenüber liegt St. Goarhausen zwischen dem hohen Felsen, der die Katz trägt, und die eigene Nothmauer erbärmlich eingeklemmt; mehr Raum hat seine moderne Fortsetzung, Neubrückhausen. Die Katz, eigentlich Neukatzenellenbogen, baute Graf Johann III., welcher die beiden Katzenellenbogischen Linien vereinigte. Von der Katz erhielt auch die nächste Burg, über Welmich, den Namen der Maus; doch hat sie noch andere Namen, als: Thurmberg (Deurenburg), Kunoburg und Peterseck. Letzteren gab ihr der Erbauer Kuno von Falkenstein, jener Gewaltige, der fast zu gleicher Zeit alle drei Erzbisthümer regierte, so dass der Rhein von Speier bis Holland seiner Herrschaft unterworfen schien. Als er Erzbischof von Trier geworden war, befestigte er Welmich, welches sein Vorgänger von den Nassauern erkauft hatte, durch eine doppelte Burg, Petersberg im Thal, und Peterseck auf dem Berge. „Dagegen brüsteten sich die von Katzenellenbogen mit ihren beiden Festungen über St. Goar

und St. Goarshausen, und nannten Kunos Burg spottweise die Maus, welche bald von ihrer Katze gefangen sein würde. Kuno hatte sich aber durch seinen Muth so viel Ansehen am Rhein erworben, dass sich Katzen und Mäuse vor ihm fürchten mussten.“ Er starb in Thurmberg und die Kirche zu Welmich bewahrt sein Eingeweide. Die Limburger Chronik schildert ihn, wie er ein herrlich starker Mann von Leib und allem Gebeine gewesen, wie er ein gross Haupt mit einer Straube, ein breit Antlitz, ein scharf männlich Gesicht und einen bescheidenen Mund, dazu eine hohe Stirn und grosse Brust gehabt, wie er auf seinen Beinen stund als ein Löwe, und hatte gütliche Geberden gegen seine Freunde, aber wenn er zornig war, so bauseten und floderten ihm die Backen, und stunden ihm herrlich und weislich und nicht übel. Katz und Maus scheinen mit Rheinfels ein Dreigespräch über alte und neue Zeit zu halten und es wäre wohl der Mühe werth, ihm zu lauschen.

Von St. Goarshausen führt ein Weg durch das wildromantische Forstbachthal, das man seiner schönen Felsenpartieen wegen auch Schweizerthal nennt, oder durch die Erlenschatten des engen Hasebachthals nach Reichenberg, das besser Armenberg hiesse, denn aus gar dürftigen Hütten besteht das Dorf, das einst eine mächtige Stadt zu werden bestimmt war. Die prächtige Burg verdiente den Namen um so mehr, und man möchte der Volkssage Glauben schenken, die von goldenen Schätzen fabelt, die ihr Erbauer gefunden habe. Ueber diesen findet man widersprechende Angaben. In der nördlichen Umfassungsmauer des Schlosses ist ein Stein mit der Jahrszahl 1220 eingemauert; nach der Rheinfelser Tafel hätte es erst Graf Wilhelm von Katzenellenbogen um 1284 erbaut, dem seine Gemahlin von Isenburg diesen Bezirk zubrachte. In der Zollfehde zerstörte es zwar König Albrecht, der Graf baute es aber unter Beistand des Erzbischof Balduin von Trier glänzender wieder auf, und gedachte auch eine Stadt dabei zu gründen, welcher Kaiser Ludwig bereits Privilegien ertheilt hatte. Erst 1818 muthwillig abgebrochen ist Reichenberg noch als Ruine durch seine Bauart merkwürdig, die man asiatisch, ja maurisch genannt hat. Sie war nämlich in orientalischer Art ohne Dächer und bloss mit zugewölbten Mauern aufgeführt. Ihre Stockwerke ruhten auf Säulen, welche Kreuzgewölbe trugen, die jetzt eingestürzt sind; aber noch stehen die Säulen zweier Stock-

werke übereinander, und das Kapitäl der obern dient der untern zum Fussgestell. Der höchste Thurm ist nur mittels einer freistehenden Leiter, die über einen Abgrund setzt, ersteigbar. Von Reichenberg kehre man über Patersberg zurück, das so freundlich von seiner Höhe ins Rheinthal blickt.

Ehrenthal.

Bei Wellmich ist Ehrenthal durch ergiebige Blei-, Kupfer- und Silberwerke berühmt. Der reine Gewinn wird jährlich auf 100,000 Gulden geschätzt. Das Bergwerk hiess sonst die gute Hoffnung und hat viele Stollen, von welchen der Aequivalent- und der Augustusstollen die neuesten sind. Sie hängen im Innern zusammen, so dass man im Grundstollen ein-, im obersten ausfahren kann. Das Hauptzechenhaus ist in der Nähe des sachsenhauser Hofes.

Die Ader setzt unter dem Rheine durch und wird jenseits von dem Scheckenhofe bei Holzfelden aus betrieben. Die erste Sylbe des Namens Ehrenthal ist in derselben Richtung wie die Erzader über den Rhein gewandert. Der sachsenhauser Hof bildete nämlich mit Holzfelden und Korbelnhausen, die jenseits im Gebirge liegen, ein Gericht, woran die Aebtissin von St. Marienberg bei Boppard die Grundherrschaft, Kurpfalz die Vogtei besass, welche diese als ein Zubehör des Schlosses Ehrenberg an der Mosel von Trier zu Lehen trug. Dies Ehrenberg ist von dem Flüsschen Ehre benannt, das unweit Holzfelden bei dem Marienbergischen Hof Ehre auf dem Hunsrücken entspringt, und durch ein romantisches Thal an den Schlössern Schöneck, Rauschen und Ehrenberg vorbei der Mosel zufliesst. Das alte Schloss Schöneck, welches jetzt wieder in bewohnbaren Stand gesetzt ist, war Reichslehen, und das Weisthum von Hongerath wies den edeln Herrn von Schöneck, der den obersten Stein inne hat, für einen Schirmherrn des Franscheiter Waldes, an dem auch Waldeck und Ehrenberg betheiligt waren.

Die Brüder.

Ueber dem Kloster Bornhofen, einem weitbesuchten Wallfahrtsorte, liegen die beiden Burgen Sternberg und Liebenstein, berühmt durch eine Sage von zwei feindlichen Brüdern, die gar vielfache Bearbeitungen, zuletzt gar eine von Bulwer, erlitten hat. „Griechische Kaisertöchter,“ spottete schon Klein, „mosko-

witische Fürstinnen, böhmische Fräulein mussten aushelfen"; der eigentlichen Volkssage nachzuspüren nahm sich Niemand die Mühe. Schon was der rheinische Antiquarius von dieser weiss, stimmt gar nicht zu der Erzählung, die man z. B. in Schreibers Sagen aufgetischt findet. Diese beiden Schlösser, so lautete nach Jenem die Sage, wurden von zwei reichen Brüdern erbaut und bewohnt; die Schwester aber, welche blind war, stiftete für ihr Erbtheil drei Andachten, nämlich Bornhofen, Kidrich und Noth Gottes. Nachher geriethen diese beiden Brüder in Uneinigkeit und verheerten einander ihre Schlösser. Das Genauere ist aber folgendes: die beiden Brüder sollten mit ihrer blinden Schwester die Erbschaft theilen; sie machten sich aber ihre Blindheit zu Nutz und betrogen sie. Das Geld wurde nämlich mit Scheffeln gemessen, und jedesmal, wenn es für die Schwester war, kehrten sie den Scheffel um und belegten ihn nur obenhin mit Goldstücken, und die Blinde, der man ihn zu betasten gab, hielt ihn für voll. So kam sie zu kurz; aber mit dem Gelde der Betrogenen war Gottes Segen, die Brüder hingegen geriethen in Zwist und das Ihrige war wie gewonnen, so zerronnen. Als das Gut verthan war, versöhnten sie sich zwar, es war aber auch bei ihrer Freundschaft kein Glück. Einst bestellten sie sich frühmorgens zu einer Jagd und wer zuerst erwachte, sollte den Andern wecken. Da nun der Eine früher aufwachte und den Laden in der andern Burg noch verschlossen sah, schoss er, den Bruder zu wecken, mit einem Pfeile dagegen. In demselben Augenblick öffnet ihn Jener und empfängt das tödtliche Geschoss im Herzen. Der unvorsätzliche Brudermörder entwanderte zum heiligen Grabe, wo er starb, und beider Brüder Erbe kam an Fremde.

Nach der Geschichte, die von dieser Sage nichts weiss, ihr aber auch keineswegs widerspricht, war Sternberg ursprünglich eine Reichsburg, die denen von Bolanden zustand. Trier brachte erst die eine Hälfte als Reichspfandlehen an sich, Kaiser Ludwig übergab ihm auch die andere. Hierdurch gerieth es in Streit mit den Baier von Boppard, welche aber bald auf ihr Erbburggrafenamt verzichteten. Das jüngere Liebenstein erbauten wohl erst die von Bolanden, von welchen es an Spanheim kam. Von nun an hatte es ganz andere Schicksale als Sternberg und die Verschiedenheit der Besitzer machte zwischen beiden Burgen

die starke Mauer nothwendig, welche jene Sage veranlasst zu haben scheint. Eine Zeitlang besassen die Brömser von Rüdesheim Sternberg als Lehen von Trier. Ihnen wird die Gründung von Bornhofen zugeschrieben; aber auch Noth Gottes und die Pfarrkirche zu Rüdesheim sollen sie zu Lösung eines Gelübdes erbaut haben, was wieder an die obigen drei Andachten erinnert.

Von Boppart bis Coblenz.

So reich an wilder, romantischer Schönheit das engere Rheinthal dem Vorüberreisenden erscheint, er würde doch nicht wünschen, einer seiner Städte Bürger zu heissen und lebenslang zwischen den Schieferfelsen des Trachgaus und Einrichs eingeklemmt zu wohnen. Erträglicher wäre dies Loos allerdings in den Gegenden, die wir jetzt betreten, ja es dünkt uns, reiflich erwogen, beneidenswerth. Die vielfachen Krümmungen, mit welchen der Rhein, den Charakter der Mosel nachahmend, sich hier durch die Felsen windet, und die Nähe des Mosel- und Lahnthals verleihen ihnen dreifach und vierfach erhöhte Reize. Wer bei Boppart oder Braubach den Berg hinansteigt, sich im Walde verirrt, und endlich wieder hinab gelangt, der weiss nicht, hat er den Rhein oder die Mosel, die Lahn oder den Rhein vor sich. Die möglichen Ausflüge werden mannigfaltiger, denn hinter dem Berge lacht ein zweites Rheinthal, hinter dem Berge schlingt sich die Mosel, hinter dem Berge rauscht die Lahn. Ortschaften, die zu Wasser weit auseinander liegen, verbindet ein kurzer Weg über den Berg und ihre Gemarkungen stossen oben zusammen. Wenn man sonst mit der Eiljacht stromauf fuhr, so verliess man bei Rhense das Schiff und ging zu Fuss über den schön bewaldeten Bopparter Berg, ohne sich vor den Räubern zu scheuen, die ihn seit sechs Jahrhunderten unsicher machen sollen. Man sah dann zwar nichts von der stolzen Marksburg, der einzigen noch erhaltenen Rheinveste; dafür zerbrach man sich aber auch nicht die Köpfe über die drei Spaie (Oster-, Nieder- und Oberspai), ob sie von *Specula* abzuleiten seien (Lauschort), oder von *Spaw*, das nach Minola einen Mineralbrunnen bedeutet, und gelangte unterhalb des Jacobsberger Hofes, wo sonst das Frauenkloster Peternach stand, eine Viertelstunde oberhalb Boppart, wieder in's Thal, während die Jacht sich noch mit keuchenden Pferden abmühte, nur den weintriefenden Bopparter Hamm zu erreichen. Es blieb

also noch volle Zeit sich in Boppart von der Güte des Gewächses zu überzeugen. Mit den Dampfschiffen dürfte man einen solchen Wettgang nicht wagen; ja auf ihnen bemerkt man nicht einmal, dass der Strom eine Krümmung gemacht hat. Auf der Mosel, wo die Windungen bedeutender sind, wird man sich, wenn sie künftig Dampfschiffe befahren, ein Vergnügen dieser Art nicht zu versagen brauchen. Für die Rheinfahrt aber hatten unsere alten langsamen Eiljachten noch allerlei andere Vorzüge vor den Dampfschiffen. Man lernte zu Schiffe doch etwas von dem Lande und seinen Bewohnern, wenigstens seine Weine kennen, denn da war kein Oertchen so klein, man legte an und kostete. Jetzt wo auf dem Dämpfer der Restaurateur den Wein führt, trinkt man immer dieselben Säuerlinge; den Rheinflecken aber fahren wir gleichgültig vorüber, denn sie haben uns weder Süssen noch Sauern geschenkt.

Um aber ordnungsmässig zu verfahren, legen wir unser Nächelchen (denn wir fahren weder auf dem Dampfschiffe, noch mit der Eiljacht, wir haben eins jener Dreibördchen bestiegen, die man Seelenverkäufer nennt) bei Boppart an, denn weder Hirzenach, einst eine Probstei von Siegburg, noch Weiler lockt uns zu verweilen und Salzigs herber Name schreckt uns ab, zumal die süsse Kirschenzeit vorüber ist. Zwar haben es schon die Römer (als *Saliso*) so gut wie *Vosavia* (Wesel) gekannt; doch auch Boppart (*Bodobriga*) rühmt sich, den Chef der römischen Artillerie (*praefectus militum balistariorum*) beherbergt zu haben. In der fränkischen Zeit bewohnte der Gaugraf seinen Könighof, welchen die Baier von Boppart, bei der berühmten Belagerung dieser Reichsstadt, damit er dem Feinde nicht in die Hände falle, selber in Brand steckten. Bis dahin hatte Boppart mit Oberwesel gleiche Schicksale gehabt; jetzt aber machte es eine letzte verzweifelte Anstrengung, seine durch die Verpfändung an Trier verlorene Reichsstandschaft wieder zu erwerben. Aber die rechte Zeit war verpasst, wo Wesel sein Bundesgenosse geworden wäre: dem gesammten Erzstift und seinen mächtigen Verbündeten konnte die eine Stadt nicht die Spitze bieten. Nach zwölftägiger Belagerung mussten sie dem Feinde die Thore öffnen und knieend mit flehend empor gehobenen Händen dem Bischof huldigen: „Gott gebe, dass sie es lange halten“, sagt Peter Meier, der Chronist,

„denn wo Haut und Haare nicht gut sind, da macht man selten gute Pelze.“ Auch zwang man sie, selbst ihren schönen Krahnen abzubrechen und die Materialien zu dem Bau der erzbischöflichen Burg herbeizuschleppen. „Und war dies der erste Dienst, den sie unserm gnädigen Herrn thaten. *Ecce hic eorum sancta cessavit libertas et sic servi facti sunt.*“ Aus einer blühenden Reichsstadt sank es nun allmälig zu der heutigen schmutzigen Armseligkeit herab, und nur wenige Ueberbleibsel aus seiner bessern Zeit, seine ehrwürdige Kirche mit den verbundenen Thürmen, das altadlige Haus Schwalbach und das ehemalige Frauenkloster Marienberg, einst urkundlich das hohe genannt, weil es nur von Nonnen pfalzgräflichen Geschlechts bevölkert war, geben ihm noch einiges Ansehen.

War es der Verlust der Freiheit allein, was die blühenden Reichs- und Hansestädte des mittlern Rheinthals zu Flecken und Dörfern herabwürdigte? Keineswegs, um der Wahrheit die Ehre zu geben, und selbst der Gewaltherrschaft nicht Unrecht zu thun. Merians Bilder belehren uns, dass diese Städte noch kurz vor dem dreissigjährigen Kriege eine glänzende Aussenseite darboten. Was das Faustrecht, die Raubritter, die angemassten Zölle, was alle Fehden und Kriege, die je das Rheinthal durchtobten, nicht vermocht hatten, das brachte Hollands Absonderung vom Mutterlande, und seine feindselige Handelspolitik zu Stande. Zur Zeit der Hanse war Deutschland der erste Handelsstaat Europas und die rheinischen Städte nahmen nach jenen der Nord- und Ostseeküste daran vorzüglichen Theil. Aber dieser Handel gründete sich auf Einigung des Binnenlandes mit der Küste, des Rheins mit dem Meere, und als Holland den Strom sperrte, als auch die Schelde in Folge des westphälischen Friedens geschlossen und Deutschland gänzlich von der See abgeschnitten ward, da war es auch um seinen Handel geschehen, „seine Fahrzeuge verfaulten, seine Comptoire schlossen sich, seine blühenden Städte verödeten.“ So können wir sagen, dass uns der westphälische Friede mehr geschadet habe, als der dreissigjährige Krieg.

Boppart gegenüber liegt das freundliche Schlösschen Liebeneck auf einer Höhe, die zweimal ins Rheinthal blickt, denn auch hier schlingt sich der Strom um eine schmale Landzunge. Sein Name

erinnerte die Schenke von Osterspai, dass ihre Väter einst Liebenstein besassen.

Da bei Niederspai ein neuer Salmtrieb beginnt, der bis nach Rhense geht, so stehe hier die von Bodmann erhaltene merkwürdige Classification der Rheinfische:

1) Ein Salm ist ein Kaiser, darum, dass er über Berge streicht. 2) *item* ein Selmling, eines Kaisers Kind. 3) *item* ein Stichling, ein König, darum, dass ihn kein Fisch essen darf. 4) *item* ein Vorhel (Forelle), ein Herzog, darum, er hat ein gemusirten Rock an. 5) *item* ein Esche, ein Grafe, darum, dass er mit den Selmlingen streichet. 6) *item* ein Hecht, ein Räuber, darum, er muss rauben, das er isset. 7) *item* ein Barbe, ein Schneider, darum, der Faden hängt ihm zum Munde heraus. 8) *item* ein Karpe, ein Fürsprech (Advocat), darum, er schwatzet in dem Wasser. 9) *item* ein Bersich, ein Schütze, darum, er ist der schnellste von der Hand zu schiessen. 10) *item* ein Grundel, ein H—, darum, er laichet mit allen Fischen. Wer es nicht glauben will, der fahre mitten in des Meeres Grund: da findet er aller Fische Pabst: den frage er eigentlich nach der Wahrheit."

Sagen finden sich auf dieser Strecke wenig und die vielen, welche der Engländer J. Snowe in seinem so eben erschienenen Buche aufführt, hat er nach beliebter Manier entweder selbst erfunden, oder anders woher entliehen, um hier die Lücken zu büssen. Ich weiss nur, dass sich an die ehrwürdige Johanniskirche, die bei Niederlahnstein den Winkel zwischen Rhein und Lahn mit ihren beiden ungleichen Thürmen füllt, eine Sage knüpft, habe aber nichts weiter von ihr erfragen können, als dass einst, bei welchem Anlasse, wusste man nicht anzugeben, ihre Glocken von selbst zu läuten begonnen haben. Nun erzählt man zwar zu Boppart von dem Klausner Michael, der eine Viertelstunde von Marienberg ein stilles Thal bewohnte, er habe beim Herannahen des Todes Gott gebeten, seine sterbliche Hülle nicht wilden Thieren zum Raube werden zu lassen, sondern ihr ein geweihtes Grab zu verleihen, worauf ihm dann im Augenblicke der Auflösung die Engel selbst geläutet und so seine Beerdigung herbeigeführt hätten; ich sehe aber keinen nähern Bezug dieser Ueberlieferung auf die Johanniskirche, die von Boppart zu entfernt ist, um hier ins Spiel zu kommen. Herr v. Stramberg erzählt aber noch eine an-

dere hier heimische Sage. An der Mosel, zwischen Graach und Zeltingen, liegt das Kloster Machern, welches vordem auf dem rechten Rheinufer, in der Nähe von Niederlahnstein gestanden haben soll. „Wenn man die reizende Markung von Herchheim zurückgelegt hat, die ersten Häuser von Lahnstein vor sich erblickt, ist noch ein Bächlein zu überschreiten. An dem verwitterten Heiligenstock, der das Bächlein begrenzt, geht in heiligen Nächten und auch wohl in den Zeiten der Lahnsteiner Kirmess eine Nonne auf und ab; sie ist reich gekleidet, ernst, doch mild, denn sie betet mehrentheils aus einem Buche, das sie geöffnet vor sich trägt. Schon Manchen hat sie erschreckt, obgleich sie keinen belästigt, und sogar grüsset; aber wenn sie sich zeigt, so geht es den Bach hinauf, in der Schlucht, toll zu: da hört man Gekreisch und wilde Lust, wüste Lieder und dazwischen die süssen Töne des *Salve Regina*, dann und wann rollt auch ein feuriges Rad dem Bache zu. In dieser Schlucht soll das Kloster Machern bestanden haben."

Ist aber diese Gegend arm an Sagen, so ist dagegen für die Geschichte, die deutsche namentlich, nicht leicht eine andere wichtiger. Wir haben bei Mainz schon des rhensischen Königstuhls gedacht und Bodmanns Meinung erwähnt, dass dieser Wahlplatz nur aufkommen konnte, als sich Mainz von Trier das Recht, deutsche Könige zu machen, aus den Händen winden liess. Heinrich VII. war der erste deutsche König, der bei Rhense gewählt wurde, und der Einfluss Balduins von Trier, der seines Bruders Wahl durchzusetzen wusste, entschied auch für diesen, allen vier rheinischen Kurfürsten, deren Besitzungen hier zusammenstiessen, gelegenen, aber Trier besonders bequemen Wahlort. Auch Karl IV. war hier gewählt worden, aber erst 1376 befahl er den Einwohnern von Rhense, welchen er dafür Zollfreiheit verlieh, „hier ein Gestühle zu machen und das allewege zu bewahren und zu halten ewiglich." Das letztere haben die guten Rhenser nun doch nicht gethan. Der Königstuhl, den sie erbaut hatten, stand unterhalb Rhense in einem Baumgarten, zwei Musketenschüsse vom Rhein, und war nach Winkelmann „von Quadersteinen in der Ründe gebaut mit sieben Schwibbogen, stand auf neun steinernen Säulen, deren eine in der Mitte, war sonst ganz offen und darüber gewölbet (*sic!*), hinauf stieg man 18 Staffeln, die Ründe betrug

etwa 40 Ellen im Umkreis, die Höhe 8, und sieben Umsitze waren für die sieben Kurfürsten gemacht und wenn man in die Trompete stiess, hat jeder der vier rheinischen Kurfürsten es auf seinem Schlosse (Mainz auf Lahneck, Trier auf Stolzenfels, Köln in Rhense, Pfalz auf Marxburg bei Braubach) hören können.“ Von allen auf dem Königstuhl hier gepflogenen Verhandlungen erwähnen wir nur die wichtigsten: den Abschluss des berühmten Kurvereins und die Wahl Ruperts von der Pfalz (1400), nachdem Tags zuvor der faule Wenzel bei der unscheinbaren Marienkapelle vor Oberlahnstein entsetzt und das Reich für erledigt erklärt worden.

Diese Gegenden sind wohl die mildesten und anmuthigsten des engern Rheinthals. Zwar ragt der gewaltige Felsen der Marxburg noch unmittelbar aus dem Schooss der Flut empor, aber von da abwärts bis an die Lahn, und jenseits wieder bis Pfaffendorf und Ehrenbreitstein legt sich ein gesegnetes Uferland vor die starren Felsen, wie auch Rhense und die drei Spaie diesseits und jenseits fruchtbare Gemarkungen haben. Der Weg von Lahnstein nach Ems ist unerschöpflich an wechselnden Reizen; nicht weniger berühmt ist die Aussicht von Stolzenfels, der Mündung der Lahn gerade gegenüber, im Angesichte von Rhense, Braubach, Lahneck und beiden Lahnsteinen. Lahneck war es bekanntlich, auf dessen Zinnen Goethe die Erscheinung sah, der wir das Lied verdanken:

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist u. s. w.

Die Geschichtsforscher widersprechen auf das Bestimmteste der im Volk verbreiteten Meinung, als ob Lahneck einst den Tempelherren gehört hätte. Sie wissen nur, dass es der Erzbischof Gerhard von Mainz gegen Ende des 13. Jahrhunderts erbaut habe, nachdem schon Ute, K. Arnulfs Gemahlin, Lahnstein dem entfernten Mainz geschenkt hatte, wie Rhense durch eine noch frühere Schenkung des Erzbischofs Kunibert an das entlegene Köln gekommen war. Das Volk beharrt aber bei seiner Meinung, ja es bezieht auch die schon erwähnte Johanniskirche auf die Johanniter, die Erben der Templer, und hiermit scheint die oben besprochene Sage zusammenzuhängen.

Wenn die Marxburg über Braubach als die einzige noch be-

wohnte Burg des Rheinthals aufgeführt wird, so sollte man Oberlahnstein die einzige Stadt nennen, deren alte Befestigung noch völlig unversehrt ist. Die Mauern und Thürme, die sie im Viereck umschliessen, sind ganz dieselben, die wir auf Merians Bilde erblicken. Wer sich die alte Befestigung veranschaulichen will, versäume nicht, Oberlahnstein und Braubach zu besuchen. Lahnstein hat auch an seinem obern Ende noch eine Burg, die älter ist als Lahneck.

Das Studium der alten Burgbaue kann auf Stolzenfels fortgesetzt werden, denn es ist ganz im alten edeln Style und mit Benutzung der ziemlich wohlerhaltenen Mauern wiederhergestellt. Schon ursprünglich war es eine trierische Veste, niemals eine Raubburg, wie der verlogene Snowe fabelt. Stolzenfels, das die Koblenzer wohl Kapellen das Schloss nennen, verdiente jenen Namen durch seine kühne Lage auf überhangendem Felsen. Eine Sage hat es nicht, wohl aber einige wichtige historische Momente. Des zweiten Friedrichs, des Hohenstaufen, englische Braut Isabelle, Schwester Heinrich III. von England, kehrte hier in stattlicher Begleitung ein: wir wissen genau, wie die Tafel besetzt war (mit Rheinsalmen, Rehbock und Oberweseler) und der frühzeitige Chronist giebt uns die tröstliche Versicherung: Sie assen gut, tranken noch besser und die königliche Jungfrau tanzte viel. Auch des Kaisers Kanzler, Peter von Vinea, der seitdem über so manche Bühne geschritten, fand sich ein. Einige historische Novellen könnte man gleichfalls hier spielen lassen und die alchimistischen Versuche Erzbischof Werners von Trier und seines Nachfolgers, Johann von Baden, Schatzgräbereien benutzen. Aber auf Stolzenfels spielt die Geschichte fort; es ist der Dichtung noch nicht anheimgefallen.

Zu dem Artikel: Engeres Rheinthal, welchen wir hiermit beschliessen, gehören noch zwei Anhänge; denn einmal möchten wir in das schöne Lahnthal wenigstens einen Blick werfen, und dann erwartet der Leser auch über den Hunsrücken, dessen wir mehrfach gedacht haben, schon des seltsamen Namens wegen, eine Auskunft.

Das Lahnthal.

Unter den Nebenthälern des Rheins ist dieses reichste und mannigfaltigste bisher fast ganz unbesucht und unbeschrieben ge-

blieben, da doch schon Goethe ihm einen Empfehlungsbrief ausgestellt hatte. Er war, um mit Merk in Coblenz zusammenzutreffen, zu Fusse die Lahn, „diesen schönen, durch seine Krümmungen lieblichen, in seinen Ufern so mannigfaltigen Fluss“, hinabgewandert. „Mein Auge, geübt die malerischen und übermalerischen Schönheiten der Landschaft zu entdecken, schwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen.“ Der alte Wunsch, solche Gegenstände würdig nachahmen zu können, stieg wieder in ihm auf und sogleich schleuderte er sein Taschenmesser in den Fluss, damit es ihm als Orakel diene, ob sein künstlerischer Wunsch erfüllt werden, oder ob er Wunsch und Bemühung fahren lassen sollte.

Ems, eins der ältesten (schon die Römer sollen es gekannt haben), vornehmsten und jetzt auch prächtigsten Bäder Deutschlands, wird zwar ausnahmsweise häufig genug beschrieben und besucht, seine unfreiwilligen Besucher klagen aber über Hitze und Langeweile; sollte es den Thal-Ehrenbreitsteinern gelingen, ihm das Wasser abzubohren, wozu freilich noch wenig Aussichten sind, so wird es ohne Zweifel veröden. Gleichwohl ist seine Lage reizend: des entzückenden Weges von Lahnstein durch das Lahnthal ist schon gedacht, die Abtei Arnstein, die Burgen Nassau und Stein sind in der Nähe, nach der Silberhütte, der Kapelle von Winden, den Ruinen von Balduinstein und der Spurkenburg u. s. w. lassen sich die schönsten Ausflüge machen. Aber die Nähe des alles überbietenden und verdunkelnden Rheinthals mit seinem regen Leben und Treiben schadet dem stillen Thal, und den todten, nur aus Gast- und Kurhäusern bestehenden Ort kann die vornehm zurückgezogene Badegesellschaft nicht beleben. Die Burgen Nassau und Stein liegen dem Städtchen Nassau gegenüber auf demselben waldigen Bergkegel und zwar nimmt erstere die oberste Stelle ein. Herrliche Gartenanlagen verbinden beide. Jene hat dem ganzen Lande den Namen geliehen, es ist der Stammsitz des edeln Fürstenhauses, das Deutschland einen König, den Niederlanden einen Befreier gab. Unkluge Mönche fabelten sonst von ihrem Stammvater Nahna, dem Heerführer der Schwaben, dessen Cäsar gedenkt, oder von zweien Brüdern,

den Lepartiern, deren einen Cäsar zum Bewahrer der bis Coblenz geschlagenen Brücke, zum Präfect der umliegenden Landschaft bestellt habe. Hier soll er selbst das nach seinem Geschlechtsnamen benannte Schloss Lipporn, und seiner Nachkommen Einer Lauremburg, ein anderer Nassau, von der nassen Beschaffenheit der Gegend, gegründet haben. In diesen Nachrichten ist nicht Alles Lüge: von Lipporn, als dem ältesten Sitze des Geschlechts, ist schon oben die Rede gewesen, und von Lauernburg, das einige Stunden höher an der Lahn liegt, schrieb es sich bekanntlich ein Jahrhundert lang, ehe es Nassau baute, und dadurch mit Worms in Streit gerieth, das diesen Bezirk mit der Kirche von Weilburg erworben hatte. Die Laurenburger, welche die Vogtei über die Kirche zu Weilburg hergebracht hatten, liessen sich nicht wieder vertreiben und der Streit wurde dadurch ausgeglichen, dass Worms sein Eigenthum tauschweise an Trier abtrat und dies nun das Nassauische Haus mit dieser seiner Stammburg belehnte.

Das im Burgfrieden von Nassau gelegene Schloss Stein ist das Stammhaus des Ministers, der in seinem gothischen Thurme die letzten Tage seines bedeutenden Lebens den Wissenschaften widmete. Die Limburger Chronik erzählt von seiner Aeltermutter eine dieses Urenkels würdige That, die auffallend an den Ring des Polycrates erinnert; nur liess diesmal das Geschick sich versöhnen. „Sie hatte vier Töchter und zwei Söhne, und jede der Töchter hatte einen Ritter zum Manne. Nun trug es sich zu, dass die obgenannten vier Ritter bei ihrer Schwiegermutter in ihrem Hause waren und die zwei Ritter vom Stein, ihre Söhne, waren auch bei ihr, und da sie zu Tische bei einander sassen, da hatte die Frau sechs Ritter beisammen über ihrer Tafel sitzen, davon waren vier ihre Eidam und zwei ihre Söhne und ihr Mann war auch ein Ritter gewesen. Und als sie bei einander über einer Tafel sassen, da sagte die Frau insgemein: Dieser Ehren ist zu viel. Darauf hatte Niemand keine Acht. Sehr kurz darauf stehet dieselbe Frau auf und gehet heimlich ihre Strasse weg, dass nie kein Mensch davon die Wahrheit erfahren können, wohin sie kommen wäre."

Wenige Schritte führen uns zu der berühmten Klosterburg Arnstein, einst Stammburg der mächtigen Gaugrafen des Einrichs. Ihr Erbauer, Graf Arnold, nannte sie nach seinem Namen

Arnoldstein, wovon Arnstein eine Verkürzung ist, die nicht als Adlerstein ausgelegt werden darf, wie der mönchische Lebensbeschreiber des letzten Grafen Ludwig von Arnstein glauben machen möchte. Wohl lag sie auf einem harten Fels zwischen zwei fliessenden Wassern, wohl war sie unaussprechlich fest von allen Seiten und hatte nur einen einzigen Zugang, der mit starken eisernen Ketten und Riegeln beschlossen war; aber er thut ihr zu viel, wenn er sie eine Raubburg nennt, eine Wildniss, bequem zu rauben, einen Stein der Lästerung und Schande, ein Diebhaus, ein- und auszureiten und Alles zu plündern, was auf der Strasse floss oder fuhr. Von dem letzten Grafen, den wir schon als den Stifter der Abtei kennen gelernt haben, der den ganzen Einrich besass und die Vogtei so vieler Orte des Trachgaus, ist nicht einmal zu glauben, dass er „solchen Jammer geschehen liess und erlaubte die Armen zu verdrucken.“ Seine sieben Tanten, von welchen bei Oberwesel schon die Rede gewesen ist, erwähnt der Chronist ehrenvoller, er nennt sie „ein Exempel aller Dogenden schoen, von libe schoner, von angesichte noch schoner, von geburt aller schoneste.“ Graf Ludwig, den wohl nur die Kinderlosigkeit vermochte, seine Burg in ein Prämonstratenserkloster zu verwandeln, starb als Laienbruder der Abtei im Geruche der Heiligkeit. Die Grafen von Katzenellenbogen, Nassau, Diez und Isenburg bezeugten ihm ihre Ehrfurcht dadurch, dass sie seine Leiche eine gute Strecke bis zur Klosterkirche auf ihren Schultern trugen. Seine Grafschaft hinterliess er, auch nach dem Zeugniss des Chronisten, den Grafen von Isenburg, welche sie den Grafen von Nassau und Katzenellenbogen verkauften.

Auf anmuthiger Strasse, von zahlreichen Schlössern überhangen, womit die Lahn dem Rhein nachahmen zu wollen scheint, gelangen wir in die Gegend der berühmten Gesundbrunnen Geilnau und Fachingen. Hier sieht man sich wieder ringsum von erinnerungsreichen Denkmalen der Ritterzeit umgeben. Von jenseits lauscht die berühmte Laurenburg herüber, diesseits gemahnt uns der schöne Balduinstein an seinen gewaltigen Erbauer Balduin von Trier, der ihn in einer Fehde mit den Herren von Westerburg auf deren Grund und Boden gewaltsam erbaute, hernach aber durch Kauf erwarb und so zu der Herrschaft des Erzstifts über die Lahngegenden den ersten Stein legte. Etwas tiefer im

Lande liegt die alte, noch jetzt bewohnbare Schaumburg, welche Gerlach von Isenburg, Herr zu Limburg, dessen Tochter Imagina an Adolf von Nassau vermählt war, mit allem Zubehör an Köln schenkte, damit dessen Erzbischof Siegfried von Westerburg, als mitwählender Kurfürst, seinem Eidam die Stimme nicht versage. Wirklich salbte ihn Siegfried zum deutschen König, die Herrschaft Schaumburg gab er als kölnisches Lehen seinem eigenen Hause. Auf schaumburgischem Boden erbaute Balduin die Burg seines Namens.

Unterhalb Diez mündet die Arde in die Lahn, ein Flüsschen, das wir schon bei Langenschwalbach und Hohenstein kennen lernten. Von Hohenstein lief sie an den Burgen Hohlenfels und Burgschwalbach vorbei und gab, kurz vor ihrer Vereinigung mit der Lahn, noch dem stolzen Schloss Ardeck den Namen. An dem modernen Schlösschen Oranienstein vorüber gelangen wir jetzt nach Limburg, dessen herrliche Stiftskirche von einem der beliebtesten Helden des deutschen Volks gegründet wurde, der auch in ihr begraben liegt. Kuno oder Konrad, Graf des unteren Lahngaus, ein Bruderssohn des deutschen Königs gleichen Namens, aus salischem Geblüt und dem erloschenen karolingischen Stamme verwandt, lebte als ein Wunder seiner Zeit in Liedern und Gedichten fort, und manche Sage knüpfte sich an seine Thaten. Von seiner kleinen Gestalt hatte er den Beinamen Kurzbold erhalten; aber die Grösse seines Geistes erwarb ihm den ehrenvollen Titel des Weisen. Doch auch körperliche Kraft und persönliche Tapferkeit zeichnete ihn aus. Er war der treuste Anhänger Heinrich des Finklers, den seine nächsten Blutsfreunde, die Salier, als einen Sachsen hassten. Giselbert von Lothringen und König Konrad I. Bruder, der Salier Eberhard, Herzog von Franken, die sich gegen den König empört hatten, waren im Begriff ihr Heer bei Breisich, unterhalb Andernach, überzuschiffen, Kurzbold überfiel sie mit 24 Gefährten und stiess seine Lanze mit solcher Kraft in das Schiff, dass er den Herzog von Lothringen mit Allen, die darin waren, versenkte. Den Eberhard von Franken durchbohrte er am Ufer mit dem Schwerte. Zu einer andern Zeit stand Kurzbold allein bei dem Kaiser Otto I., als ein Löwe aus seinem Käfich brach. Der unbewaffnete Kaiser wollte dem Kuno das Schwert entreissen; aber jener sprang ihm zuvor auf den Löwen los und tödtete ihn. Eins-

mals forderte ein Slave, auf seine riesenhafte Gestalt pochend, des Königs Heer heraus. Da trat ihm Kurzbold entgegen und erlegte ihn, wie ein anderer David, mit der Lanze, statt des Steines. Aber eine Eigenheit hatte Konrad der Weise: er mochte die Aepfel und die Weiber nicht leiden. Auch starb er unvermählt, und die Kirche, welche er der Seelenruhe seines Vaters widmete, ist dem heil. Georg geweiht, dem mannhaften Ritter, der den Drachen, die Schlange, erschlug. Die jetzige Kirche, im reinen Rundbogenstyl erbaut, ist eins der schönsten Denkmale der Baukunst des dreizehnten Jahrhunderts. Graf Heinrich von Nassau, der gemeinsame Stammvater aller spätern Linien des Hauses, liess sie als Vogt des Stiftes zwischen 1215—42 aufführen, da die ältere seit Kurzbolds Zeiten baufällig geworden. Auch Kurzbolds Grabmal, von dem F. H. Müller eine Abbildung geliefert hat, scheint gleichfalls aus den Zeiten der zweiten Erbauung zu stammen. Auf der Höhe über der Lahn, wo Kurzbold diese Kirche gründete, scheint bis dahin eine feste Burg gestanden zu haben, aus deren Namen Lindburg Limburgs heutiger Name hervorging. Bekanntlich heisst Lindburg die Burg des Drachen, des Lindwurms; auch weiss man, welche Rolle dies fabelhafte Thier in der deutschen Mythologie und Heldensage spielt. Indem Kurzbold die Burg niederriss und die dem Drachentödter Georg gewidmete Kirche an die Stelle setzte, vertauschte er ein heidnisches Symbol mit einem christlichen.

Der Handelsweg, der von Frankfurt über Limburg nach Köln führte, und diese Stadt zu einer Waarenniederlage zwischen beiden reichen Städten machte, war auch die Quelle ihres Wohlstandes. Nach den Arnsteinern übte hier ein Zweig des Isenburgischen Hauses die vogteilichen Rechte aus; als aber Trier unter Balduins und Kunos Verwaltung sich im Lahnthal festsetzte, und die Anwartschaft auf diese Vogtei zu erwerben wusste, standen die Bürger, welche die benachbarten Isenburgischen und Westerburgischen Dynasten fürchteten, auf seiner Seite. In der trefflichen Limburger Chronik, die uns von diesen Händeln die lebhafteste Anschauung giebt, wird man mit Vergnügen lesen, wie wacker die Limburger ihre Freiheit sowohl gegen Trier als gegen jene Dynasten vertheidigten. Als Graf Philipp von Isenburg in bedrohlicher Nähe Limburgs die Veste Gretenstein aufschlug und

Kuno von Falkenstein sie mit Hülfe der Limburger belagerte und nach dem ersten abgeschlagenen Angriff ein Amtmann des Erzstifts die Bürger zu neuem Sturm ermahnte, gab ihm der Bürgermeister Boppe zur Antwort: „Er dürfe nicht gedenken, dass man die Graben mit den Limburgern allein ausfüllen werde. Ritter und Knechte müssten zu ihnen treten, so würden sie nicht die Hintersten bleiben.“ Auch die Schöffen von Limburg liessen sich an ihrem Rechte nichts abbrechen: Als einst Kuno mit dem Erzbischofe von Köln und andern Herrn nach Limburg gekommen war, um kraft der erworbenen Vogtei über einen Bürger zu richten, wurden die Schöffen gefragt: Was der Herrschaft zu Limburg Recht und Freiheit wäre? Auf diese schlüpfrige Frage baten sie sich Bedenkzeit aus und als sie darob Rath gehalten, kamen sie zurück, und Boppe sprach gar herrlich: „Wir weisen vor ein Recht, dass das Gericht unsern Herrn und gnädiger Obrigkeit ist über Hals und Haupt, jedoch, dass die Herrn keinen Bürger von Limburg greifen sollen, es haben denn die Schöffen zuvor Recht über ihn gesprochen.“ Als man ihnen hierauf noch mehrere verfängliche Fragen vorlegte, welchen sie mit ebenso viel Muth als Klugheit ausgewichen waren, sprachen sie endlich: „Wir Schöffen von Limburg weisen und sprechen kein Recht auf Gutdünken und Willkühr: mehr können wir nicht sagen: Amen.“ Da diese Fragen geschehen waren, standen die Fürsten, Grafen und Edelleute auf und verwunderten sich über die grosse Vorsichtigkeit und Weisheit der Schöffen. Einer sah den Andern an, als wollte er sagen: „Der Fuchs, den wir meinten zu fangen, ist uns entsprungen.“ Sie bezeugten den Schöffen viele Ehre und zogen ab. Daran, sagt die Chronik, gedenkt Alt und Jung, und ist unsern Kindern eine gute Märe.

Der Hunsrücken.

Mit diesem seltsamen Namen bezeichnen wir das Hochland zwischen Rhein, Mosel und Nahe. Seiner Etymologieen sind Legion. Grimm schreibt Hundsrücken und denkt wie bei Katzenellenbogen an die Gestalt des Gebirgs, deren Aehnlichkeit mit dem Rücken des Hundes doch keineswegs auffallend ist. Die älteste und beliebteste Ableitung ist von den Hunnen, dem Volk Attilas, deren Colonieen Kaiser Gratian hieher geführt haben soll. Man beruft sich dabei auf die Ortsnamen Hontheim, Hont-

hausen, Castelhun (Castellaun) und den Hunnenborn bei Simmern. Aber dann müsste der Name Hunnenrücken lauten. Denselben Einwand stelle ich auch denen entgegen, welche den Namen von andern Hunnen herleiten, auf die sich indess jene Ortsnamen wirklich beziehen. Hunne hiess nämlich im ganzen ripuarischen Lande der Centenarius, der Vorsteher der Huntschaften (Dörfer und Bauerschaften), und Huntgeding ward das Gericht genannt, das der Probst des reichen, auf dem Hunsrücken weit und breit begüterten Klosters Ravengiersburg alle sieben Jahre einmal an zwei Enden, auf der Heide Igelbach, zwischen Bibern und Dombach, und bei der Nunkirche (Neuenkirche), unweit Sargenroth, mit diesen Hunnen hielt. Hontheim ist die Wohnung des Hunnen oder Honnen, und Castelhun *(Castellum Hunnonis*, nicht *Hunnorum)* sein Kastell. Wenn aber das Gebirge von diesen Hunnen genannt sein sollte, so müsste es Hunnenrücken heissen. Ich leite daher seinen Namen von Hûn, Riese, ab und übersetze ihn: Rücken des Riesen, und zu dieser Deutung stimmt die Gestalt des Gebirges nur allzuwohl. Einen Hunsrückgau hat es nie gegeben, sondern das Trachgau, Nahgau und Moselgau theilen sich in ihn und auch dem Maiengau fällt ein kleiner Bezirk zu.

Wer aber jetzt den Hunsrücken bereist, dem müssen die Hunnen Attilas, des Zerstörers, wohl wieder einfallen, so wenig ist von seinen blühenden Städten, mächtigen Schlössern, reichen Klöstern übrig geblieben. Simmern, die Hauptstadt des Hunsrückens, war bekanntlich der Sitz einer pfalzgräflichen Linie, welche Herzog Stephan, der Sohn des 1400 zu Rhense zum deutschen König erwählten Rupert stiftete. Er brachte die Grafschaft Veldenz und zwei Fünftel der vordern, mit der Hälfte der hintern Grafschaft Sponheim an sein Haus. Sein jüngerer Sohn Ludwig pflanzte darauf die zweibrückische Linie, während der ältere, Friedrich (Cynonotus, der Hundsrücker genannt), die Simmerische fortführte, welche hernach zur Kur gelangte. Unter seinen Pfalzgrafen war Simmern zu einer mächtigen Stadt erwachsen und Sebastian Münster, der deutsche Strabo, liefert in seiner Cosmographie eine Abbildung, die von seinen Mauern, Brücken und Thürmen, Burgen und Kirchen, den grossartigsten Begriff giebt. Dem ist die heutige unbeträchtliche Stadt ganz unähnlich. Die am

südlichen Ende neben der Kirche gelegene stattliche Burg wurde bei der berüchtigten Pfalzvergiftung durch die Scharen des allerchristlichsten Königs mit der Stadt niedergebrannt, dabei auch die Kirche nicht verschont. Wie durch ein Wunder sind daher die herzoglichen Grabmäler in der Seitenkapelle des Chors dem Untergange entronnen, dem sie jedoch, wenn nicht bald zur Erhaltung dieser Schätze der Kunst wie des Alterthums Rath geschafft wird, nicht entgehen werden. Denn das Dach der Kapelle wehrt Regen und Schnee nicht mehr ab und der Einsturz des Gewölbes steht nahe bevor. Das bedeutendste Denkmal ist das, welches der letzte Simmernsche Herzog Richard sich und seiner vorangegangenen Gemahlin Juliane von Wied noch bei Lebzeiten errichten liess. Die lebensgrossen Statuen stehen in einer von drei Seiten offenen Halle, auf einem mit trefflichem Bildwerk geschmückten Untersatze. Der Herzog, eine stattliche Heldenfigur mit wildem Blick und Adlernase, in Brustharnisch, weiten Beinkleidern und hohen Stiefeln, hat die Rechte auf die Brust gelegt und mit der Linken das Schwert gefasst. Zu seiner Linken, durch eine Säule von ihm getrennt, steht die Herzogin in der reichen Tracht fürstlicher Frauen. Unter der lateinischen Inschrift sind vier Hochreliefs in viereckiger, am Fussgestell drei andere in ovaler Form, sämmtlich biblischen Inhalts angebracht. Im Giebelfeld erblickt man die Verklärung Christi, das Pfingstfest, und ganz oben in halbrunder Form, als Schlussstein des Ganzen, das jüngste Gericht. Der kunstreiche Meister, der seinen Namen verschwiegen hat, war vermuthlich Johann von Trarbach, Schultheiss und Bildhauer zu Altensimmern.

Auf dem Schlosse zu Simmern wurden auch unter Herzog Johann II., einem der gelehrtesten Fürsten seiner Zeit, mehrere durch typographische Schönheit ausgezeichnete und mit reichen Holzschnitten geschmückte Werke gedruckt, worunter Rüxners Turnierbuch, Ritter Pontus, Fierabras und die Heimonskinder; letztere nicht das deutsche Volksbuch, sondern eine Uebersetzung des französischen. Der Kanzler Hieronymus Rhodler, welcher der fürstlichen Druckerei vorstand, liegt im Schiff der Kirche begraben. Er starb 1539.

Simmerns Umgegend ist auf dem öden Hunsrücken eine der reizendsten. Der Simmerbach, den wir schon bei Dhaun kennen

lernten, wo er in die Nahe mündet, schlängelt sich durch ein tief ausgewaschenes grünes Wiesenthal, wo manche einsame Mühle hämmert und friedliche Dörfer fruchtbare Gründe bauen. Ein reizender Spaziergang führt nach Ravengiersburg, dessen wir bei Sponheim gedacht haben. Die Klosterkirche, so berühmt in der Geschichte des Landes, als sie in jener der Baukunst sein würde, wenn sie bekannter wäre, liegt malerisch auf dem Hügel, dessen Fuss das gleichnamige Dörfchen umwindet. Von dem Pfarrer eines benachbarten Dorfes haben wir eine Geschichte des Klosters zu erwarten: möchte er sich mit einem gelehrten Kenner der Baukunst des Mittelalters zusammenthun, damit auch diese Seite des Gegenstandes erschöpfend dargestellt würde. Wenig Kirchen der alten Zeit bieten so seltsame, räthselhafte Formen dar; nie empfand ich, als etwa bei dem Pfarrthor zu Remagen, das Bedürfniss lebhafter, über so auffallende Gebilde und Verzierungen aufgeklärt zu werden. In den Grundzügen erinnert der Stil an die Abtei zu Lach, die Kirche zu Andernach und St. Aposteln in Köln; aber wie der Wappenlöwe von Sponheim oder Vianden, den man in der Kirche linker Hand eingemauert findet, den befremden würde, der wohl lebende aber nie heraldische Löwen gesehen hat, so fremd und fabelhaft erschienen mir die byzantinischen Zieraten des äussern Chors dieser alten Kirche.

Von Ravengiersburg steigt man aus dem Simmerthal aufwärts und gelangt zu der Nunkirche, wo sonst der Probst von Ravengiersburg alle sieben Jahre das Huntgeding hegen liess, und noch jetzt alljährlich der grösste Jahrmarkt des Landes gehalten wird. Eine mächtige Linde, mit ausgebreiteten Aesten, steht vor dem Rochuskirchlein und in ihren Zweigen flüstert es von uralten auch eben nicht bessern Zeiten. Alles deutet an, dass hier in den ersten christlichen Zeiten eine Hauptkirche gestanden habe, von welcher aus der Hunsrücken bekehrt worden ist. Im Mittelalter war dieser Markt stärker besucht, aber nur wegen des an den Messtagen sichern Geleites, dessen man sich jetzt im Handel und Wandel das ganze Jahr über erfreut. Die Hunsrücker Bauern zeigen sich hier in ihrer Feiertracht, schlichtem blauen Tuchrock, langen gelbledernen Hosen, wollenen bis unter das Knie gezogenen Strümpfen und breitem rundem Hute,

die Weiber im kurzen bauschigen Rock, rothem Halstuche und hoher weissgesteppter Haube: ein derber, rühriger Menschenschlag, der den unwirthlichen Boden mit dem Schweiss seines Angesichtes düngt und nicht murrt, wenn Schmahlhans Küchenmeister ist, sondern sich frisch wieder ans Rotten und Umbrechen giebt, so lange die Haiden noch vorhalten. Eine lebendige Sittenschilderung dieses biedern Völkchens, in seiner eigenen Mundart, haben wir zu erwarten, wenn nächstens die Gedichte Rottmanns, des Hunsrücker Hebels, erscheinen.

Bei der Nunkirche, einem der höchsten Punkte des Landes, sieht man den wildreichen Soon sich dem Hochwald und Idar verbinden, dessen sanft gewölbter Rücken in lichtblauer Ferne liegt. Näher, wo bei Gemünden einige Waldbäche der Simmer zufliessen, thront als ein König des Soons, der waldige Koppenstein, den wir schon von Schloss Dhaun aus gesehen haben. Ravengiersburg blickt aus dem Thale herauf, jenseits auf der Höhe zeigt sich der Kirchthurm von Kirchberg und jener des nahen Denssen, das wir aus der *Mosella* des *Ausonius* als *Dumnissus* kennen. Eine alterhabene gepflasterte Römerstrasse, um Sebastian Münsters Worte zu gebrauchen, läuft von Bacharach über Denssen, an dem stumpfen Thurme vorbei, nach Bernkastel an der Mosel, und ist so richtig, als wär sie mit einer Schnur abgemessen. Wer sie verfolgt, begegnet hinter Kirchberg auch dem alten Schlosse Dill, das in sponheimischen Theilungen eine wichtige Rolle spielt. Näher bei der Nunkirche stand sonst auch Marien-Reizenborn, eine Wallfahrtskapelle mit einer Klause bei einem nie versiegenden Brunnen. Als die Wallfahrten nach Spabrücken bei Dahlberg (s. o.) noch recht im Schwange waren, hielten hier oft zehntausend Menschen Rast, welchen von der aussen angebrachten Kanzel gepredigt wurde. Das Wunderbild von Marien-Reizenborn sollte ein Schäfer hier im Walde gefunden haben, eine der vielen Legenden, die den Natursinn der Deutschen und ihren unaustilgbaren Trieb bekunden, sich in heiligen Hainen der Gottheit näher zu fühlen.

Coblenz und die Moselgegenden.

Es ist zu kalt auf dem Hunsrücken: lasst uns in das warme, sonnige Doppelthal von Coblenz. Wie stolz spiegelt es sich in der bräutlichen Flut, wie hat es sich hochzeitlich aufgeschmückt! Klar und flacker ist sein Blick und nicht überwacht, da es doch gestern schon bei einer Vermählung war und der Polterabend der heutigen lustig genug begangen ward. Sah man je eine Hochzeit prächtiger feiern? Von allen Höhen wehen Fahnen, Kanonen ohne Zahl sind aufgefahren, mit tausend Reizen ist das Brautlager geziert. Wer soll Brautführer sein? Der Ehrenbreitstein, die stolzeste Festung, die sich je im Rheine gespiegelt hat; Brautführerinnen sind die Veste Franz auf dem Petersberge zur Linken der Braut, zu ihrer Rechten die Karthause mit den beiden Forts Kaiser Alexander und Constantin. Von der tausendjährigen St. Castorskirche hallt das Festgeläut herab, Herz, Harfe und Pokal *) erklingen um die Wette beim Hochzeitmahl. In Pfaffendorf wohnt der Priester, der von der Pfaffendorfer Höhe den Segen sprach.

Schon so lang umarm ich die lotharingische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unsre Umarmung beglückt.

liess Schiller in den Xenien den Rhein klagen. Und noch immer gilt der Spruch, obwohl eine Partei in Coblenz behauptet, der Sohn sei damals schon geboren gewesen.

Coblenz hat in seiner Lage die grösste Aehnlichkeit mit Bingen. Es liegt am Ausgang wie Bingen am Eingang des engern Rheinthals; über der Mosel, wie Bingen über der Nah, da wo sich diese beiden dem Rheine vermählen. Stolzenfels ist von Coblenz ungefähr so weit, als Rheinstein von Bingen; beide zerstörte Schlösser haben preussische Prinzen wiederhergestellt. Die Parallele liesse sich vielleicht noch weiter fortführen, aber schon hier ist Coblenz allzusehr in Vortheil. Coblenz ist, von seiner Befestigung abgesehen, schon als Stadt um so viel bedeutender,

*) So nennt man drei Inseln ober- und unterhalb Coblenz, Oberwerth, Niederwerth und Graswerth, nach der Gestalt, die sie vom Ehrenbreitstein gesehen zu haben scheinen.

als die Mosel ein bedeutenderer Fluss ist denn die Nah; wenn das Glück gut ist, wird jene sich künftig mit Dampfschiffen schmücken, während die Nah nicht einmal Kähne trägt. Die reizenden Mündungen der Lahn sind ein zweiter Vorzug, welchem Bingens Umgebung nichts entgegenzusetzen hat. Wir dürfen hinzufügen, dass unter den rheinischen Städten, die man zu bewohnen wünschen möchte, d. h. unter den bedeutendern, denn schon Bingen wäre Vielen für einen bleibenden Aufenthalt zu klein, keine so im Herzen der Schönheit belegen ist. Mainz und Bonn, die hier beide in Betracht kämen, haben zwar herrliche Umgebungen, aber jenem liegt das Rheingau, diesem das Siebengebirge doch schon zu entfernt, um in diesem Betracht nicht gegen Coblenz zurückzustehen. Vielleicht bietet auch keine rheinische Stadt dem Weltstrom eine schmuckere Fronte dar: von dem sogenannten deutschen Eck, dem das alte Deutschordenshaus den Namen gab, bis zum erzbischöflichen Schlosse reihen sich nur ansehnliche Gebäude längs dem Rheine hin, und dies ist, nächst dem Besitz einer Schiffbrücke, welche die Ufer des Rheins, einer steinernen, welche die der Mosel verbindet, ein Vorzug, auf den sich Coblenz, namentlich Bonn gegenüber, etwas zu Gute thun mag.

Dass sich Coblenz dem Rheinreisenden so vortheilhaft darstellt, mag es dem Walten eines besonders glücklichen Gestirns zuschreiben, denn ursprünglich ist es eigentlich keine Rheinstadt. Obgleich von dem Zusammenfluss zweier Ströme benannt, war es anfänglich an der Mosel erbaut, wie es auch einige der ältesten Urkunden, die seiner gedenken, Coblenz an der Mosel nennen. Noch jetzt überzeugt man sich leicht, wenn man seine Moselseite ins Auge fasst, dass seine Altstadt mehr auf diesen Fluss bezogen ist, dessen Ufer auch seine alte erzbischöfliche Burg, das Kaufhaus mit den schönen Erkern und andere alterthümliche Gebäude zieren, so wie sich gleich dahinter die beiden ältesten Kirchen erheben. Jenseits der Mosel lag auch seine nun spurlos verschwundene Vorstadt Lützelcoblenz. Das römische Castell, eins der 50, die man dem Drusus zuschreibt, lag auf einem Hügel an der Mosel, der noch jetzt der alte Hof heisst, und reichte etwa von der Moselbrücke bis zur Kornpforte. Später stand hier der Palast der fränkischen Könige, der deutschen Kai-

ser und der Erzbischöfe von Trier. Die St. Castorkirche ward ausserhalb der alten Stadt, wie es scheint auf einer Rheininsel, erbaut, und dem heil. Castor wird es Coblenz zu verdanken haben, dass es nun auch dem Rheine eine so bedeutende Seite zuzukehren hat. Indess redet uns sein alter Bezug auf die Mosel das Wort, wenn wir Coblenz und die Moselgegenden in diesem Artikel verbinden. Es zeigt aber eben so sehr von dem Geschmack, wie von der Dankbarkeit der Coblenzer, dass sie die uralte Kirche, die kürzlich ihr tausendjähriges Jubiläum beging, und deren Restauration und Neubau in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts fällt, rosenroth anstrichen.

Der heil. Castor hatte von dem heil. Maximin, Bischof von Trier, die Würde des Diaconats und die Priesterweihe erlangt, als er sich entschloss, Einsiedler zu werden. Bei Carden an der Mosel ward eine wilde Felshöhle seine Wohnung. Von hier aus bekehrte er die umwohnenden Heiden. Er bedurfte, wie die Legende sagt, keiner Wunder und Zeichen, welche nach dem Apostel nur den Ungläubigen, nicht den Gläubigen verliehen werden. Einst aber erbat er von einem vorüberfahrenden, mit Salz reichlich beladenen Schiffe eine Gabe, mehr für das Bedürfniss der Armen, als für sein eigenes. Als diese versagt wurde, erhob sich ein Sturm und das Schiff kam dem Untergang nahe. Da bereuten die Schiffer ihren erbarmungslosen Geiz und reichten das Salz dem Heiligen, der nun mit dem Zeichen des Kreuzes den Sturm beschwor. Seine Gebeine erhob Erzbischof Hetti von Trier und versetzte sie auf Eingebung des heil. Maternus nach Coblenz, wo ihnen zu Ehren die St. Castorskirche entstand. Diese besitzt noch andere merkwürdige Reliquien. Nächst zwei Armknochen des heil. Goars sind die vornehmsten die Gebeine der heil. Ritza, deren Legende in meinen Rheinsagen mitgetheilt ist; auch habe ich ihrer oben, in der Einleitung, schon gedacht. Sie wird für eine Tochter Ludwigs des Frommen gehalten und soll jenseits des Rheins eine Burg ihres Vaters* bewohnt haben. Vielleicht war es aber der Coblenzer Palast der fränkischen Könige, denn da die St. Castorkirche, welche sie täglich besuchte, auf einer Rheininsel lag, so mochte es dieser Arm des Stromes sein, über dessen Wellen sie mit Gottvertrauen dahin schritt. Die Kirche bewahrt auch die Grabmäler jenes gewaltigen Kuno

von Falkenstein und seines schwächern Nachfolgers Werner. Das erstere verziert ein Wandgemälde auf Goldgrund, das zu den schönsten Werken altdeutscher Kunst gezählt und dem Maler Wilhelm von Köln zugeschrieben wird. Berühmter als dies alles ist aber der Castorbrunnen vor dem Eingang der Kirche durch seine Inschriften geworden. Der letzte französische Präfect, der ihn 1812 errichten liess, gab ihm folgende: *An MDCCCXII mémorable par la campagne contre les Russes.* Zwei Jahre später liess der russische General St. Priest hinzufügen: *Vu et approuvé par Nous, Commandant Russe de la ville de Coblenz. Le 1 Jan. MDCCCXIV.* Möge uns der heilige Castor künftig vor Franzosen und Russen bewahren!

Ueber Coblenz handeln die meisten Reisehandbücher, und namentlich das beste von allen, Kleins Rheinreise (3te Auflage, Coblenz 1839), so ausführlich, dass wir es für Pflicht halten, hier für die Moselgegenden einigen Raum zu sparen. Wir wollen nur als eine Curiosität noch anführen, was Mathis Quaden von Kinkelbach in seiner deutschen Nation Herrlichkeit (Cöln 1609) von dem Charakter der Coblenzer sagt: „Die Einwohner sindt (wie Doctor Simon Richwein auch bekennt) etwas Nasswitzig, eines verstendigen vnnd klugen gemüts, und der Andacht sehr ergeben." Sie müssen sich seit zwei Jahrhunderten ziemlich gleich geblieben sein.

Die Mosel.

Sei mir gegrüsst, o Strom, belobt ob Fluren und Pflanzern,
Dem die Belgen die Stadt, die des Thrones gewürdigte, danken:
Strom, des Hügel umher mit duftendem Bacchus bepflanzt sind,
Strom mit dem grünenden Saum der rasenbedeckten Gestade;
Schiffbar, gleich wie das Meer, doch abwärts eilend in Wogen
Als ein Fluss, und dem See an krystallener Tiefe vergleichbar;
Wieder dem Bache zu gleichen geschickt an rieselndem Laufe,
Wieder an lauterem Trank den kühlenden Quell zu besiegen:
Alles vereinst du in dir, was Quell, was Bächlein und Fluss hat,
Oder ein See, und ebbend von doppeltem Walle die Meerflut.

D. M. Ausonius nach Böckings Uebers.

Das Moselthal, das einer eigenen Section des malerischen und romantischen Deutschlands würdig wäre, ist an Naturschönheiten, wie an historischen und romantischen Bezügen so reich,

dass uns grosse Enthaltsamkeit Noth thut, damit wir nicht allen für den Vater Rhein noch übrigen Raum an die reizende *Mosella* verschwenden. Es dient uns zur Warnung, dass sich schon vor mehr als anderthalbtausend Jahren ein römischer Dichter, dem freilich kein augustisches Alter mehr blühte, der aber doch unter den Epigonen durch Geschmack und Bildung hervorragte, so sehr in sie vergaffte, dass er sie, gleich jenem Schwabenmädchen *Bissula*, unseres Hebels urahnlicher Landsmännin, im Liede feierte. Einen römischen Consul, den Erzieher Kaiser Gratians, einen Mann also von gereiften Jahren, zu solcher Thorheit vermocht zu haben, das ist ein Stück, worauf sich die lotharingische Jungfrau wohl etwas zu Gute thun mag, zumal, wenn sie es geltend zu machen weiss, dass dieser Ausonius aus Bordeaux gebürtig war und demnach die heimische Garonne über der Mosel, den *Château-Lafitte* über dem Brauneberger vergass. Seit jener Zeit hat ihr, wenn wir etwa den *Venantius Fortunatus* ausnehmen, nicht leicht mehr ein Dichter gehuldigt, gewiss nicht aus Scheu vor dem Wettstreit mit Ausonius, sondern weil ihre Reize in dem Versteck zwischen den Felsenhöhen des Hunsrücks und der Eifel unbeachtet blieben und keinen gesangkundigen Bewunderer fanden. So sehr hängt der Ruhm landschaftlicher Schönheiten von Zufälligkeiten ab, dass unter den Seitenthälern des Rheins das zauberreichste, üppigste und wärmste gerade aus dem Grunde in Deutschland vergessen ward, dem es seinen eigenthümlichen Reiz verdankt: seiner südwestlichen Entlegenheit wegen. Wäre Trier noch heute, wie zu Ausonius Zeiten, die zweite Hauptstadt der Welt, spiegelten sich, statt ärmlicher Winzerhütten, noch jetzt die palastähnlichen Villen in der lautern Flut der Mosella, die ihr consularischer Verehrer den berühmtesten Bauwerken der Welt vergleicht, so würden die Moselgegenden wohl häufiger bereist, gezeichnet und beschrieben. Und doch weiss ich nicht, ob ich sie darum glücklicher priese, denn allerdings gehört auch die idyllische Einsamkeit und Verborgenheit des Thals zu seinen Schönheiten, und wenn die Dampfschifffahrt auf der Mosel nie heimisch würde, so könnte ich meines Orts mich darüber wohl trösten, so gross auch die Vortheile sind, welche den genusssüchtigen Wanderern sowohl, als den guten Moselanern aus einer solchen Erleichterung des Reiseverkehrs entspringen müssten. Gelingt der

Plan, woran der zwischen Metz und Trier gemachte Versuch und die Versicherung des Ausonius:

> Du eilst friedliches Laufes dahin, nicht Toben des Windes
> Hast du irgend, *noch Kampf mit verborgener Klippe zu dulden,*

kaum mehr zweifeln lassen, so wird die reizende Lothringerin bald wieder unzählige Bewunderer finden, denn das innere Frankreich und Deutschlands Hauptstrom sind durch sie auf das Natürlichste verbunden, und ich müsste die Engländer schlecht kennen, wenn ein Abstecher durch das gepriesene Moselthal zu den Alterthümern von Trier nicht binnen Kurzem dem jedem Gentleman unerlässlichen *grand tour de l'Europe* einverleibt würde.

Da uns das Moselthal im Einzelnen zu schildern kein Raum bleibt, so sollten wir wenigstens sein Charakteristisches, wodurch es sich namentlich vom Rheinthal unterscheidet, zu bestimmen suchen. Die Aufgabe ist aber so leicht nicht als sie scheint. Da die Mosel von Schweig bis Coblenz zwischen hohen Schieferwänden einherfliesst, welche sie so gut wie der Rhein die seinigen zwischen Bingen und Coblenz selber gebildet und ausgewaschen hat, so ergiebt sich leicht, dass nur mit dieser Strecke, welche wir das engere Rheinthal genannt haben, ein Vergleich Statt finden kann, denn weder mit dem obern, acht Stunden breiten Thale zwischen Basel und Mainz, noch mit dem vulkanischen Rheinthale zwischen Coblenz und Bonn, dessen eigenthümliche Formen einen ganz andern Ursprung verrathen, hat die Mosel die geringste Aehnlichkeit und selbst dem lachenden, offenen Rheingau weiss sie nichts entgegenzusetzen. Wo aber eine Vergleichung möglich ist, wo Rhein und Mosel das Schiefergebirge durchbrechen, da scheint sie mir durchaus zu Gunsten der Mosel auszufallen, schon der vielfältigen Krümmungen und Windungen wegen, mit welchen sie oft, Peloponnese bildend, nach stundenlangem Lauf fast wieder auf die alte Stelle zurückkehrt, wie es z. B. bei Marienberg und bei Traben der Fall ist. Wir haben oben (S. 342) die Ursache dieses lebhaftern Scenenwechsels, der vielfältigern Krümmungen in der Richtung der Mosel auf das Streichen der Gebirgsschichten gefunden. Wie sehr dieser abenteuerliche Lauf die Romantik des Flussthals erhöht, haben wir bei Boppard angedeutet, und mir ist es im vorigen Herbst, wo ich von Trarbach nach Bernkastel über den Berg in einer Stunde

ging, während ich, dem Laufe des Flusses folgend, wenigstens vier Stunden gebraucht hätte, wieder recht anschaulich geworden, welche Fülle von Naturgenüssen, welche Bereicherung des Lebens, der Verbindungen und des Verkehrs dem Moselaner aus diesem mäandrischen Hinundher-Irren der muthwilligen Flussgöttin entspringt. Einen andern Vorzug der Mosel vor dem engern Rheinthal haben wir schon angedeutet: es ist der südlichere Charakter, die üppigere Vegetation, welche besonders die obere Mosel auszeichnet, wo auch die rothe Farbe des Thonschiefers, wie sie sich z. B. um Trier findet, das Thal wirthlicher und wärmer erscheinen lässt, während die grauen, unbekleideten Kieselschieferfelsen des engern Rheinthals etwas Schroffes und Kaltes haben, bei dem uns auch dann noch fröre, wenn die Sonne den nackten Stein glühend heiss geküsst hätte. Wenn man die Mosel lieblicher, den Rhein grossartiger nennt, so mag dies wohl von den Flüssen selbst gelten, von ihren Thälern gilt es nicht, da möchte es sich vielleicht hier und da umkehren lassen: ich würde mich z. B. nicht bedenken die Lage von Osterspai oder Oberlahnstein für die lieblichere, die von Trarbach für die grossartigere zu erklären. Idyllischer mag die Mosel sein, schon ihrer Abgeschiedenheit wegen, und weil ihre Ufer grüner, bewachsener sind, weil sie an tiefen, stillen Seitenthälern reicher ist, als das engere Rheinthal, endlich weil sich Ortschaften, Mühlen und Höfe gedrängter in ihr spiegeln. Auch das ist wahr, dass die Geschichten, Legenden und Sagen, die sich an ihre Städte, Kirchen und Burgen knüpfen, mehr einen provinziellen Charakter tragen, als der welthistorische Rhein, obgleich es auch hier nicht an Ausnahmen fehlt, und der Topograph der Mosel, der wie Herr von Stramberg sein Geschäft versteht, Gelegenheit genug findet, der landschaftlichen Beschränktheit allgemeinere Bedeutung zu verleihen.

Die Mosel heisst in der Volkssprache Musel (mit kurzem *u*); der Römer nannte sie *Mosella*, vielleicht mit Bezug auf den Namen der grössern Maas. Wenn Hermann Müllers Annahme richtig ist, dass Julius Cäsar die Usipeter und Tenchterer bei Coblenz, in dem Winkel zwischen Rhein und Mosel *(ad confluentes Rheni et Mosae)* geschlagen habe, so trugen einst beide Flüsse denselben Namen, bis die Römer die kleinere Mŏsa als solche Mŏsella benannten.

Die Mosel entspringt in den westlichen Abhängen der Vogesen, im deutschen Sundgau, aus zwei Quellen, die beide aus dem *Grand Ventron* (zu deutsch Wetterhahn) hervorbrechen. Sie hat schon Epinal und Toul, ansehnliche Städte, gewässert, ehe ihr aus Lothringens Hauptstadt, dem grabreichen Nanzig, die Meurthe zufliesst. In der Kirche St. Georges ruht dort Karl der Kühne bei Stanislaus Leszinsky, und in der *Chapelle ronde* der Maler Callot bei den Ahnherrn des österreichischen Kaiserhauses, den lothringischen Herzogen, denen er so rührende Treue bewies. Als ihn der König von Frankreich beauftragte, dessen siegreichen Einzug in seine Vaterstadt durch ein Gemälde zu verherrlichen, weigerte er, zur Schmach des Vaterlandes Griffel oder Pinsel zu führen. Mūsenbrück, der deutsche Namen von *Pont à Mousson (Musipontum)*, das reizend auf beiden Seiten der Mosel liegt, scheint Hermann Müllers Vermuthung über *Mosa* und *Mosella* zu bestätigen. Der nächste merkwürdige Ort ist nun *Jouy aux Arches*, so genannt von den noch stehenden Bogen jener wunderbaren römischen Wasserleitung, welche über die Mosel weg Metz mit Trinkwasser versorgte. Von dieser mächtigen, jetzt noch mehr als Nancy französirten Stadt erwähnen wir nichts als den herrlichen Dom und Karl des Fünften Unfall vor demselben und begeben uns über Diedenhofen *(Thionville)*, das an einen grössern Karl erinnert, nach Trier. Bei Metz hat sich unterdess die Mosel durch die Seille verstärkt, bei Wasserbilling führt ihr die luxemburgische Sauer, von der alten Reichsabtei Epternach herströmend, die Wasser zweier Eifelflüsschen Prüm und Nims zu; aber ein grösserer Zuwachs erwartet sie, da die schiffbare Saar, unter den sechs Pfeilern der alten Conzer Brücke heraneilend, sie mit allen Wasserschätzen des Westrichs bereichert. Dieser bedeutenden Stelle gegenüber steht das Denkmal der Secundiner bei Igel, das wir schon bei Mainz erwähnt haben und Goethe ausführlich bespricht.

„Die Stadt, die einen Geschichtschreiber gehabt hat, wie Kyriänder, über deren römische Alterthümer Quednow zwei Bände schrieb und Wyttenbach seine meisterhaften Abhandlungen, mit deren Geschichte so innig verwebt ist die Geschichte einer der ältesten und ehrwürdigsten Kirchen der Christenheit, die ausser der Metropolitankirche noch so viele andere kirchliche Institute

vom ersten Range enthält, und darunter jenes kolossale Maximin, dessen Begebenheiten der bündige Alexander Wiltheim in zwei dicken Foliobänden nur bis zum J. 1130 vorgetragen hat: eine solche Stadt kann und will ich nicht mit einem magern Abriss abfertigen.“ Wenn so der gelehrte Topograph der Mosel eine ausführliche Besprechung Triers vermeidet, so dürfen wir, die der Rhein zurücklockt, unter den zweitausendjährigen Pfeilern seiner Moselbrücke hindurchfahrend, seinen ehrwürdigen, halbrömischen Dom, seine köstliche altgothische Liebfrauenkirche, und jene imposante, unzerstörbare *Porta Martis* nur seufzend aus der Ferne begrüssen. Aber wie Vieles entgeht unserm Blick, und wie viel mehr birgt noch die Erde! Fahr wohl, *Augusta Trevirorum*, zweite Stadt des Weltreichs, reichste, beglückteste, ruhmwürdigste, ausgezeichneteste, grösste aller Städte diesseits der Alpen! Wenn du solcher Titel in der Römerzeit würdig warst, wenn dich die Gegenwart der weltbeherrschenden Imperatoren verherrlichte, so bleibt dir noch jetzt der Ruhm, dass keine Stadt Deutschlands, ja nach dem ewigen Rom vielleicht keine des Abendlandes grössere Reste des Alterthums bewahrt, während du mit Rom selbst um den Preis des Alterthums streitest und es in jenem kühnen Denkspruch

Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis.

zu überbieten wagst. Was du heute bist, lebt kümmerlich von jener grossen Erinnerung; was du im Mittelalter warst, eine Wiege des Christenthums, die Hauptstadt eines mächtigen geistlichen Staates, blieb doch tief unter deiner ersten Höhe: möge die Zukunft dir Alles vereinigen, was du in drei Weltaltern Gutes und Schönes besassest.

„Diese romantischen Gegenden,“ sagt der Freiherr von Gagern, „sind die einzigen auf deutschem Boden, wo die Gegenwart in der Vergleichung verliert; wo sonder Zweifel jene alte Pracht, Cultur, Civilisation die unsrige überwog: sagte es auch der Dichter *(Ausonius)* nicht, der diese eleganten Bauwerke mit den edelsten vergangener Zeiten vergleicht.“

Schon begrüssen wir Pfalzel, wo einst römische Kaiser, dann fränkische Könige, zuletzt vielleicht Pfalzgrafen residirten. Letztere waren bekanntlich Schirmherrn der trierischen Kirche, und besassen im Maiengau die Pellenz, wo Pfalzgraf Heinrich Kloster

Lach stiftete. In dieser Gegend ist die Legende der heil. Genovefa heimisch; aber auch zu Pfalzel zeigt man das bethürmte Genovefenhaus und ich möchte nicht geradezu sagen, die Legende werde fälschlich hieher gezogen, da sie sich selbst ins achte Jahrhundert, also in eine Zeit setzt, wo wohl schon Pfalzel, aber in der Pellenz noch kein Pfalzgraf vorkommt.

Die Mosel empfängt nun den von *Ausonius* irrthümlich marmorreich gepriesenen *Erubrus* (die Ruwer), dann die reissende *Gelbis*, die *Kyll*, die durch Quintöfchen berühmte Quint und drei von dem Dichter nur im Vorbeigehen genannte Flüsschen, Salm, Drohn und Lieser:

Lesura nicht preis ich, die so kleine, den seichten Drahonus,
Auch wird nicht mir genannt der Salmona verachtet Gewässer.

Und doch sollte die Salm durch Kloster Himmerode (Himmelrath), wo die Grafen von Sponheim ruhten, berühmter werden als die Ruwer, die Drohn durch Hagen von Tronje, der übrigens nicht hieher gehört, die Lieser durch Johannes Lesuranus, der mit seinem Zeitgenossen und nächsten Landsmann, dem Cardinal Cusanus, von Cus, Bernkastel gegenüber, in dem Sprüchlein fortlebt:

Cusa et Lisura pervertunt omnia jura.

Aber schon oberhalb Neumagen, wo von den

— — *divi castra inclyta Constantini*

noch bedeutende Reste übrig sind, wurden zwei benachbarte Dörfer Leiven und Trittenheim durch grosse Männer berühmt, jenes als Geburtsort des Johannes de Livania, der sich im 14ten Jahrhundert als Astronom und Dichter auszeichnete, dieses durch *Trithemius*, den Abt von Sponheim, dessen wir bei Kreuznach gedacht haben.

„Mit Thron (bei Neumagen) beginnt, was man im gemeinen Leben, in Bezug auf Weincultur, die Obermosel nennt: Traben und Thron sind die beiden Endglieder der prächtigen Kette, in welcher so viele andere Diamanten von reinstem Weine: Cröff, Erden, Uerzig, Zeltingen, Wehlen, Graach, Berncastel, Braunenberg, Wintrich, Minheim, Pisport leuchten.“ Hr. v. Stramberg, dem wir diese Stelle entlehnen, setzt auch an die Mündung der Drohn, nicht wie Honheim nach Bischofstein an der untern Mosel, den dreissigthürmigen Marmorpalast, den der Erzbischof Nicetas von Trier nach der Beschreibung des *Venantius Fortu-*

natus im 6ten Jahrhundert erbaute. Und als wollte er Alles an Einen Ort häufen, muss es auch hier gewesen sein, wo Constantin das Zeichen des Kreuzes mit der Inschrift: *in hoc signo vinces* erblickte.

Die trierischen Besitzungen werden gegen die untere Mosel hin von zwei Grafschaften, Veldenz und Sponheim, unterbrochen. Dem schönen Braunenberge, der den König der Moselweine erzeugt, fast gegenüber, mündet der Hinterbach, durch dessen blumiges Thal ein kurzer Gang nach dem Flecken Veldenz und bald auch unter der würdig thronenden Burgruine nach Thalveldenz führt. Das Haus Veldenz war von dem Stift zu Verdün lehnrührig, aber dessen Vasallen, die Grafen von Veldenz, waren mächtige Dynasten, die im Westrich und an der Nahe noch manches Lehen und Allode besassen, und wie wir schon wissen, mit den Wild- und Raugrafen an Emich von Schmidtburg einen gemeinschaftlichen Stammvater hatten. Mit Friedrich III. von Veldenz, der einen Theil der Grafschaft Sponheim ererbt hatte, starb schon die zweite veldenzische Linie aus, und seine Tochter Anna, König Ruperts drittem Sohn Stephan vermählt, brachte die reiche Erbschaft an die Pfalz. Hierdurch entstand in dem Hause Pfalz die Linie Pfalz - Zweibrücken, aus der wieder die Nebenlinie Veldenz hervorging.

Dem weinreichen Trabener Berge, den die Mosel umgürtet, liegt Trarbach gegenüber, einst der Hauptort der hintern Grafschaft Sponheim. Von Sponheims Ursprüngen ist in dem Artikel Nahgegenden gehandelt; aber hier haben wir es, wie dort mit der kreuznachischen, zunächst mit der starkenburgischen Linie zu thun. Von der Starkenburg, die ihr den Namen gab, sind bei dem gleichnamigen Dorfe, das zwischen Trarbach und Enkirch auf der zackigen Felshöhe liegt, wenige Trümmer sichtbar. Hier war es, wo Lauretta von Sponheim, geborene Gräfin von Salm, den Bruder eines deutschen Kaisers, den Ohm eines Königs der Böhmen, den mächtigen Balduin von Trier, gefangen zu nehmen wagte. Balduin ist als der Begründer des trierischen Erzstifts, wie des luxemburgischen Hauses anzusehen. Vorgearbeitet hatte ihm Peter von Aspelt, ein geborener Trierer, einst Pfarrer zu Riol an der Mosel, dem *Rigodulum* des Tacitus, nicht jenem des Ammianus, das bei Engers am Rheine lag. Neben der Theolo-

gie hatte er die Arzneiwissenschaften studirt und bei dem Grafen Heinrich IV. von Luxemburg die Stelle eines Leibarztes bekleidet. Als dieser seinen Sohn Balduin zum Erzbischof von Mainz zu befördern dachte, schickte er seinen ehemaligen Leibarzt, der jetzt Bischof von Basel war, nach Poitiers an den Hof des Papstes Clemens. Da dieser aber von einem zwanzigjährigen Erzbischof nichts wissen wollte, hätte er unverrichteter Sache wieder abziehen müssen, wenn der Pabst nicht plötzlich erkrankt und durch die Kunst des Unterhändlers geheilt worden wäre. Aber der dankbare Pabst verlieh das Erzbisthum Mainz seinem Arzt, nicht dessen Candidaten. Indem er es annahm, beging indess Peter keine Untreue an dem Grafen, denn nun erst konnte er sich für dessen Haus wirksam verwenden. Durch Peters Bemühungen ward Balduin von Luxemburg Erzbischof von Trier, und dessen Bruder, Graf Heinrich, deutscher Kaiser. Peter und Balduin, jetzt Erzbischöfe von Mainz und Trier, verwandten gemeinschaftlich ihren Einfluss zur Erhebung Johanns von Luxemburg, Kaiser Heinrichs Sohn, auf den Thron von Böhmen. Balduin bewirkte auch die Wahl Ludwig des Baiern, und als dieser gebannt war, hob er Karl den Vierten, seines Bruders Heinrich Enkel, auf den deutschen Kaiserthron. An einen solchen Mann, der Könige ein- und absetzte, wagte sich die Wittwe eines Grafen von Sponheim. Einem Waffenstillstande vertrauend war Balduin mit wenigen Begleitern in einem Nachen die Mosel hinab gen Coblenz gefahren. Am Fusse der Starkenburg, bei der Portswiese, hatte die Gräfin mit einer starken Eisenkette, die von einem Ufer zum andern reichte, die Mosel gesperrt. Zugleich brachen, ehe des Kurfürsten Nachen die Kette erreichte, mehrere bewehrte Nachen aus der Bucht hervor, und Balduin sah sich gefangen und mit den Seinigen den steilen Felsenpfad hinauf nach Schloss Starkenburg geführt. Die That war frevelhaft, zumal da sie den Waffenstillstand brach, und der Pabst säumte nicht, die Gräfin zu excommuniciren, weil sie an einen Gesalbten des Herrn Hand gelegt. Aber er absolvirte sie auch wieder und zwar auf die eigne Verwendung Balduins, der inzwischen unter den von der Gräfin auferlegten Bedingungen seine Freiheit wieder erlangt hatte. Auch diese Bedingungen, die er als durch Zwang aufgedrungen brechen konnte, hielt er gewissenhaft. Man hat vermuthet, Lauretta habe

sein persönliches Wohlwollen während der Gefangenschaft zu erwerben gewusst. Obgleich wir hierin eben kein Scandal sehen, so genügt es doch, um Balduins Betragen zu erklären, wenn wir annehmen, der Gräfin Muth und Würde habe seine Hochachtung gewonnen. Balduins Lösegeld verwandte sie zur Befestigung Trarbachs und zum Bau der Gräfenburg, des stolzen Schlosses über demselben, das zwar nun auch im Schutte liegt, aber doch in seinem Namen der kühnen Gründerin Andenken bewahrt.

Wo vor Enkirch die Odenwälder Syenitsäulenschafte des Römertempels zerschlagen am Ufer liegen, sieht man an der Kuppe des Trabener Berges noch Trümmer der Festung Montroyal, womit Ludwig XIV., den Beschlüssen seiner Reunionskammern zufolge, die Moselgegenden und das ganze westliche Deutschland zu bewältigen suchte. Es soll im Plane gewesen sein, den schmalen Wespenleib des Berges zu durchstechen und so Enkirch mit dem Cröffer Reich auf dem kürzesten Wege zu verbinden. Wie der eitlen Versuche spottend scherzt die Mosel ihre Schlangenkrümmungen weiter hinab und giebt dem tiefen, warmen Thal, das die rauhen Höhen des Hunsrückens und der Eifel scheidet, die wunderlichsten Gestalten. Am ausgelassensten spielt ihre Laune um das doppelt begrüsste Kloster Marienburg. Nur aus der Ferne begrüsst sie die einsamen Ruinen der alten, berühmten Abtei Springiersbach; näher befreundet sie sich mit jenen des adligen Frauenstifts Stuben, wo noch die Nachtigallen flöten, die St. Bernard wegen ihres weltlichen Gesangs von Himerode in die Eifel verbannte.

Zu den bemerkenswerthesten Punkten der untern Mosel rechnen wir die Schlösser Beilstein über dem gleichnamigen Städtchen und die Winnenburg über dem lustigen und doch altväterischen Cochem. Mit Winnenburg und Beilstein belehnte Kurtrier das freiherrliche, jetzt fürstliche Geschlecht derer von Metternich. Kochem mit seiner Reichsburg ist eine der ältesten pfälzischen Besitzungen und war frühe berühmt durch Pfalzgraf Heinrich des Tollen Unthat an seiner schönen Gemahlin, die er im Kloster Epternach büsste. Als mit dem kinderlosen Pfalzgrafen Wilhelm das erste Geschlecht der Pfalzgrafen, das von Ezzo und Mathilden, Kaiser Otto III. Schwester, stammte, zu Grabe getragen wurde, zog Kaiser Konrad Cochem als erledigtes Reichslehen ein.

Die Cochemer sind wie Falstaff nicht bloss witzig, sondern auch Ursache, dass Andere Witz zeigen. Viele der bekannten Schildbürger Stückchen werden an der Mosel als Cochemer aufgetischt. Auch über ihren bekannten Pater Martin müssen sie viel leiden; doch bleiben sie nicht leicht Jemand etwas schuldig.

Weiter hinab sind noch einige andere der ältesten pfälzischen Besitzungen zu erwähnen: Clotten, das die Polenkönigin Richenza, des Pfalzgrafen Ezzo Tochter, der Abtei Brauweiler schenkte, Treis mit Schloss Treis und der Wildenburg, welche Graf Otto von Rheineck aus der pfalzgräflichen Verlassenschaft in Besitz genommen hatte und gegen Kaiser Heinrich V. behauptete, um die später Pfalzgraf Hermann von Stahleck mit Erzbischof Albero von Trier in Fehde lag; die Ehrenburg, deren wir oben bei Velmich als eines pfälzischen Lehens gedachten, endlich Schloss Thurant bei Alken, eine Doppelburg, die Pfalz, Trier und Köln zum Zankapfel wählten. Zu den grössten Sehenswürdigkeiten der Moselgegenden gehören, endlich noch die Matthiaskapelle bei Kobern und Schloss Elz bei Münstermaifeld.

Das vulcanische Rheinthal.

Wir haben die beiden obern Stromstrecken, von Basel bis Bingen, und von Bingen bis Coblenz als breiteres und engeres Rheinthal unterschieden; für die dritte Strecke, von Coblenz bis Bonn, wo sich das Thal bald erweitert bald verengt und die Reize beider obern verbindet, wären wir um ein wohllautendes Prädicat verlegen, wenn uns jenes des vulcanischen Rheinthals nicht aushälfe. Es sieht zwar von Weite und Enge ab, und bezieht sich lediglich auf die natürliche Entstehung des Strombeckens, die von jener der beiden obern Theile völlig verschieden ist. Der neptunische Ursprung des rheinischen Schiefergebirges, welches der Strom zwischen Bingen und Coblenz zerreisst, ist von uns mehrfach besprochen; dasselbe zieht sich zwar viel tiefer hinab, es bleibt im Engersgau, Maifeld, in der Eifel u. s. w. immer noch vorherrschend; doch haben es hier unterirdische Gewalten durchbrochen und kühne, trotzige Felsengebilde aus dem Schooss der Hölle emporgeschleudert. Allerdings umgeben auch

das breitere Rheinthal Höhen, die das Wasser nicht geschaffen hat: im Hegau, Breisgau, Schwarzwald, in der heitern Pfalz sind aus dem innern Brand der Erde gewaltige Felsmassen aufgeschossen, worunter der Porphyr des Donnersberges die imposanteste ist; aber entweder gehören sie gleich diesem einer frühern Erdperiode, einer ältern Vulcaneität an, deren Gebilde man unter dem Namen der plutonischen den spätern vulcanischen entgegensetzt, oder sie treten nicht so nahe an den Rhein, dass sie von ihm aus in seiner Eigenthümlichkeit zu erkennen wären. Anders ist es zwischen Coblenz und Bonn, wo wirkliche Vulcane, die vor Jahrtausenden Ströme von Laven, Trass und Bimsteinen ergossen haben, oder doch entschieden vulcanische Felsengebilde beide Ufer des Stromes einsäumen. In der Eifel, im Maiengau und im Siebengebirge ragen die hohen Firsten und die schön gestalteten Kämme der Basalt- und Trachytgebirge über die traurigen Schieferzüge hoch hervor und beleben die Landschaft mit malerischen Reizen, denen die obern Stromstrecken nichts entgegenzusetzen haben. Nur das Nahthal mit seinen Porphyrfelsen würde den Wettstreit annehmen dürfen, wenn es einen Fluss hätte, wie der Rhein. Wären wir an strenge Logik gebunden, so hätten wir freilich das breitere Rheinthal plutonisch, das engere neptunisch, oder aber das vulcanische in Bezug auf Weite und Enge ein gemischtes nennen müssen. Zwischen Coblenz und Andernach hat der Rhein flache Ufer; im Engersgau rechts wie links im Maifeld ziehen sich die Berge in weiten Halbkreisen zurück. Der Bogen, den sie im Engersgau bilden, zeigt dem Blick weder Firsten noch Kämme, nur wohin er nicht reicht, weiter rechts gegen die obere Lahn, ist das rauhe Plateau des Westerwaldes von Basaltzügen durchsetzt, die sich jedoch weder so imposant erheben noch so schön gruppiren, wie jenseits im Maifeld und weiter unten in dem Siebengebirge. Die Entstehung jenes geräumigen Bergkessels erklären die Geologen durch die Annahme, dass der Rhein einst mit der Mosel zwischen Coblenz, Maien und Andernach einen zweiten grossen See, wie jenen ersten oberhalb Bingen, gebildet, dann aber, vielleicht in Folge starker Eruptionen der Eifelvulcane, den Damm bei Andernach durchbrochen und sein Bette weiter gewühlt habe.

Maiengau und Eifel.

Das Maifeld oder Maiengau, zwischen Rhein, Mosel und Buhlthal, von der Nette und Elz durchflossen, soll nach der gangbarsten, neuerdings wieder von Hrn. von Stramberg verfochtenen Meinung von den Maifeldern, den Volksversammlungen der Franken, benannt sein, nicht von der Stadt Maien, die uns freilich weder als die älteste, noch als der Hauptort des Maifelds bekannt ist. Gleich hinter dem Maifeld, und durch dieses wie weiter hinab durch das Ahrgau vom Rhein geschieden, liegt die Eifel, sonst von Mosel, Saue, Oue und Erft begränzt, obgleich sie auch innerhalb dieses Bezirks nicht leicht zu finden ist, denn von welcher Seite man auch hineinkommen mag, nirgend wollen die Leute in der Eifel wohnen, überall fängt sie erst drei Stunden weiter an. Aber sie schämen sich ihrer mit grossem Unrecht, denn die Eifel ist kein unwirthliches Land, auch weder so einförmig wie der Hunsrück, noch so rauh und wüst wie der Westerwald: sein Plateau unterbrechen zahlreiche tief und eng eingeschnittene Thäler und die vulcanischen Kegel, die aus ihm hervorragen, geben ihm Mannigfaltigkeit, Schönheit und Grösse. Neben diesen malerischen Reizen, die in der Vordereifel, bei Manderscheid, Daun und Gerolstein, wahrlich nicht gering anzuschlagen sind, bieten seine Burgen, Klöster und Kirchen ein grosses romantisches Interesse. Wir fühlen uns bald in einem Lande alter Kultur, das wie das gesammte Rheinland bessere Zeiten gesehen hat, und wieder bessere Zeiten erhofft. Von allen Höhen blicken Burgen und Schlösser herab, einst der Sitz edler Geschlechter, mächtiger Dynasten, deren Namen der deutschen Geschichte nicht fremd geblieben sind: die Herren von Kempenich und Schönecken, die Grafen von Manderscheid, Blankenheim, Virneburg, die Herzoge von Ahremberg hört der Leser hier nicht zum erstenmal nennen.

Ueber den Namen der Eifel ist soviel wie über jenen des Hunsrückens gefabelt; die neueste Etymologie nimmt die Wurzel Eif in der Bedeutung wie sie in Eifer (*fervor*) vorkommt und erklärt Eifel für brennendes Land. Die Voraussetzung freilich, dass der Name in Zeiten entstanden sei, wo die jetzt erloschenen Vulcane noch thätig waren, wird vielleicht Hr. Steininger zugeben; die herrschende Meinung ist aber, dass selbst die

jüngsten Vulcane des Rheingebiets mit ihrer Wirksamkeits-Epoche in vorgeschichtliche Zeit gesetzt werden müssen. Indess liegt die Vulcanität der Eifel so offen, dass sie auch der Laie nicht verkennen wird, und so mag der Name auf einfacher Anschauung ruhen. Auch anderwärts bezeichnet der Name der Eifel, wo er als Flurbenennung vorkommt, eine sonnige, heisse Lage.

Der Gebirgsrücken, welcher die Eifel in eine vordere und hintere scheidet, ist ein Arm der Ardennen, und heisst mit seinem fast verschollenen Namen Osning, neuerdings in Oechsling entstellt und auf den ehemals luxemburgischen Antheil der Eifel, das s. g. Spanische, bezogen. Noch Kermer kannte: „das grosse Königsgewälde Osning, das von Achen an die ganze ripuarische Provinz bis an den Rhein durchstreicht." Gegen den Maiengau hin, wo die Wasser der Ahr und der Nette zueilen, und der basaltige Kegel, wie die Hochacht, der hohe Kelberg, der hohe Porster, der hohe Barmer, die Nurburg, den Schiefer durchsetzen, bildet dieser Gebirgszug, ehe er sich gegen den Rhein abflacht, die hohe Eifel. Schneifel oder Schnee-Eifel heisst ein schmaler Bergrücken zwischen Brandscheid und Ormond, aus unfruchtbarem Quadersandstein gebildet. Noch näher gegen die Ardennen zwischen Montjoie und Malmedy nimmt das Eifelgebirge den Namen des hohen Venns an, welcher (ital. *fango*, fr. *fange*) auf die Sümpfe dieser trostlosen, kahlen Kieselschieferhöhen deutet. Die Wasser der Vordereifel rauschen der Mosel zu, jene der hintern (das Beiwort ist ungebräuchlich) empfängt der Rhein durch die Erft oder die Maass durch die Roer. Auf dem Venn entspringend, schon in dem tiefen, romantischen montjoier Thal bedeutend, führt die Roer (sprich Ruhr) die Wasser, die ihr aus dem betriebsamen Schleidener Thal am reichlichsten zufliessen, nach langem Laufe durch das gesegnete jülicher Land der Maas zu, die innerhalb unserer Marken rinnend, nur als ein Nebenstrom des Rheins zu betrachten ist, in den sie sich, nach der richtigen Ansicht von seinen Armen, ergiesst.

Die vulcanische Eifel müssen wir in der vordern und hohen Eifel suchen; letzterer schliesst sich, mit etwas anderm Charakter der Vulcanisation, das Maiengau, sowie auf dem östlichen Rheinufer das Siebengebirge und die Basaltformation zwischen

Lahn und Sieg (Westerwald) an. Bei Bertrich tritt der Vulcanismus der Mosel nahe, der Kühkopf bei Coblenz ist eine dem vulcanischen System des Maifelds angehörige basaltische Erhebung, die sich auf den Hunsrück (Trachgau) verirrt hat; dem Rheine liegt ein eigentlicher Vulcan, im Charakter der Eifeler Schlackenberge, der Röderberg bei Rolandseck, noch näher, und der Basaltkegel bei Fornich unterhalb Andernach soll einst Lava-Eruptionen gehabt haben, obgleich kein Krater vorhanden ist.

Wer niemals Vulcane gesehen hat, wird in der Vordereifel den deutlichsten Begriff davon gewinnen. In der Nähe der prachtvollen Burgruinen von Manderscheid liegt der Mosenberg, welchen der Graf von Montlosier für den schönsten Vulcan erklärte, den er je gesehen. Die fünf Zacken, in die sein Kopf sich spaltet, sind die ausgebrannten Ränder seiner Kratern. Aus dem östlichtsen bricht ein erkalteter Lavastrom, der hundert Schritte breit sich eine halbe Stunde lang hinabschlängelt und seine Lava im engen Horngraben, am schluchtigen Thale der Lieser hoch auf den Schiefer aufschüttet. Bei der Strohner Mühle, in der Nähe von Gillenfeld, hat der Bach das Innere eines Vulcans aufgerissen; die Lavablöcke bedecken den Bachgrund. Was aber hier nur zerstreut, vereinzelt vorkommt, das bildet in dem eigentlichen vulcanischen Bezirk der Eifel, zwischen Daun, Geroldstein und Dockweiler, den landschaftlichen Charakter, denn hier haben die hohen vulcanischen Kegel, die Schlackenköpfe, die uns rings umstarren, alle Wege, Wiesen und Wälder mit Laven und Basalten so überschüttet, dass der Fuss dem Wanderer schmerzt von den harten Schlacken und die grasende Kuh zwischen den Blöcken nicht ein noch aus weiss. Mitten in den Lavaflüssen haben sich Dörfer niedergelassen, wie das idyllische Worsdorf, das romantische Dockweiler; ja auf die feuerspeienden Bergriesen haben vermessene Ritter, stolze Dynasten Burgen und Schlösser gebaut. Auf isolirtem Felsen, der sich luftig über das seltsam zerrissene Kyllthal hebt, baute der edle Gerhard von Manderscheid die Burg Gerolstein; welcher Raubritter auf dem furchtbaren Neroder Kopf, wo die dunkle, schwarze Lavahöhle Tod und Vernichtung predigt, die beiden Schlösser erbaut habe, weiss auch die Volkssage nicht, die poetisch genug an den Zerstörer Nero denkt; die romantische Casselburg mit dem schönen

hochragenden Thurm und den zierlichen Erkern rings um die Ziegeln, steht gross und sicher über Basalt-Eruptionen, die der dichte hohe Buchenwald dem beruhigten Blick verdeckt.

Eine der Eifel eigenthümlich reizende Erscheinung sind ihre s. g. Maare: mit Wasser gefüllte, konisch-trichterförmige Vertiefungen, die man für Kratern hält, oder doch ihre Bildung vulcanischen Ausbrüchen zuschreibt. Einige derselben werden Weiher genannt, wie der Dreiser und Mosbrucher; der Lacher See, welcher alle Eifeler Maare an Grösse übertrifft, gehört ganz in ihre Classe und der gleich dem Dreiser Weiher ausgetrocknete Krater des Roderberges bei Rolandseck war einst genau ein Eifeler Maar. Diese beiden sind es, welche die Eifeler Vulcanisation mit der des Maifeldes und des Rheingebietes verbinden. Denn sonst tragen diese einen von jenen auffallend verschiedenen Charakter, der sich auch in den Producten zeigt: hier Bimsteine und Trasse, dort Basalte, Tuffe, Augite u. s. w. Ein Vorzug des Maifeldes vor der Eifel ist ohne Zweifel der herrliche Blick ins Rheinthal, dessen man von seinen Höhen, z. B. von dem Gipfel des Gänsehalses, geniesst. Zugleich ist es historisch fast eben so wichtig als naturhistorisch, und merkwürdiger Weise sind es oft gerade dieselben Punkte, an die sich für den Geschichtsforscher, wie für den Naturforscher das höchste Interesse knüpft. Wir nennen beispielsweise den Lacher See, den Hochsimmer und Ochtendung.

Ochtendung, am Fusse des basaltischen Carmelenberges mit seiner luftigen Klause, über der tiefwühlenden Nette, zwischen den wohl von Menschenhänden aufgeworfenen „Drei Tonnen" (*Down*, Hügel) und der ersten Gruppe von Bimsteinhügeln, die hier Humriche (hohe Berge) heissen, der zweiten Hügelgruppe zwischen Pleit und Keuft gegenüber, während sich die dritte von Kretz nach Nickenich zieht. Dieses aus Laven erbaute Ochtendung war einst ohne Zweifel das Gaumal des Maienfeldes, denn über dieses erstreckte sich später das kirchliche Landkapitel Ochtendung. Sein Name ist aus Auf dem Ding (*of demo dinge*) seltsam entstellt. Später stand hier ein Königshof, der hernach an Trier gekommen sein muss, da ihn nach der Legende von der heil. Genovefa, die in der benachbarten Frauenkirche begraben liegt, Erzbischof Hildulf im 7. Jahrhundert bewohnte.

Mendig, Hohensimmern und Lach beziehen sich näher auf jenen Theil des Maifeldes, welcher von seinen Besitzern, den Pfalzgrafen, den Namen der Pellenz führte. In diesem Besitz finden wir sie vom eilften Jahrhundert bis zum vierzehnten, wo sie Alles, was von dieser Herrschaft nicht an Kloster Lach gekommen war, Trier überliessen, von dem die benachbarten Grafen von Virneburg die Pellenz zu Lehen empfingen. Das hohe Gericht der Pellenz ward auf einem Berge zwischen Thür und dem durch seine Lava-Mühlsteinbrüche weit und breit berühmten Niedermendig gehegt und die vier und zwanzig Heimburgen, deren das Weisthum gedenkt, entsprechen den 24 zur Pellenz gehörigen Ortschaften. Hochsimmer heisst der Schlackenkegel, aus dessen Basis ein Theil der Maiener Lava geflossen sein soll, und Hohensimmern hiess nach der Genovefenlegende die Burg der Pfalzgrafen. Sie kommt in sehr alter Zeit auch urkundlich als *Soemerium* vor und da der Legende nicht zu trauen ist, so gehörte sie wohl ursprünglich den Gaugrafen des Maienfeldes, die wir sogleich näher kennen lernen. Sie lag ohne Zweifel auf dem Hochsimmer, wo aber keine Spuren von ihr erhalten sind, während die Ueberreste jener Burg Lach, welche Pfalzgraf Heinrich von Lach bewohnte, am südlichen Rande des Sees noch nicht ganz verschwanden.

Die Pfalzgrafen, die wir unter den Ottonen zuerst bei Achen auftauchen sehen, scheinen ihre Besitzungen im Maifeld durch Heirat erworben zu haben, und zwar von den Vorfahren der Grafen von Ahre, welche das Gaugrafenamt des Maifelds, der Eifel wie des Ahrgaus hergebracht hatten und zugleich Schirmvögte des trierischen Erzstiftes waren. Dem Pfalzgrafen Heinrich I. *(furiosus)* brachte seine Gemahlin Mechthilde oder Adelheid, eine Gräfin von Ahre-Hochstaden, nicht nur das Amt eines Schirmvogts der trierischen Kirche, sondern auch den Theil des Maifeldes zu, der hernach unter dem Namen der alten Pellenz grossentheils an die von Heinrich II. gestiftete Abtei kam. Die andere Hälfte des Sees und der Ahre-Hochstadenschen Besitzungen im Maiengau, die neue Pellenz, schenkte der Abtei erst Graf Gerhard von Ahre-Hochstaden.

Wenn Hr. von Stramberg behauptet, Schloss Lach sei der Sitz des berühmten Ritters der Tafelrunde, Lancelot du Lac,

gewesen, so ist diess freilich ebenso unwiderleglich als unerweislich. Wenn er aber Roland, den Paladin, der schon dieses Titels wegen Anrechte auf das Lacher Palatinat hätte, in das gegenüberliegende Engersgau verweist, weil ihn die Lieder Grafen von Angers nennen, so mag er ihn immerhin für Lancelots Nachbarn, nur nicht für seinen Waffenbruder ausgeben, denn sie gehören zwei ganz verschiedenen Sagenkreisen an: Lancelot der Tafelrunde von Artus, Roland jener Karls des Grossen.

Allerdings ist der Lacher See, der wichtigste vulkanische Punkt des Rheingebiets, auch mythisch wie historisch von der höchsten Bedeutung. Die berühmte Legende von der Pfalzgräfin Genovefa hat sich manche Züge aus der wirklichen Geschichte der Pfalzgrafen des Maifelds angeeignet. Pfalzgraf Heinrich stiftete die herrliche, im reinsten und ältesten Rundbogenstil, mit zwei Chören, zwei Kuppeln und vier Thürmen erbaute Abtei, die sich so zauberhaft in dem geheimnissvollen See spiegelt, unter dem trierischen Erzbischof Hilbert; jenen Erzbischof aber, zu dessen Zeiten sich die „schöne, anmuthige und lesenswürdige Historie" zutrug, nennt das Volksbuch und die Stiftungsurkunde der Kapelle Frauenkirchen Hildulf. Des geschichtlichen Pfalzgrafen Heinrich Gemahlin, die ihm keine Kinder gebar, war nach Tollner eine verwittwete, nach Crollius war ihre Mutter eine geborene Gräfin von Brabant. Eine Gräfin von Brabant heisst in der Legende auch die Pfalzgräfin Genovefa. Ihr Gemahl, der Pfalzgraf Siegfried, entspricht dem geschichtlichen Pfalzgrafen Siegfried, dem Stiefsohn und Nachfolger Heinrichs von Lach, mit dessen Sohn Wilhelm das erste Geschlecht der Pfalzgrafen ausstarb. Der Lacher Mönch, welcher die Genovefenlegende dichtete, scheint das Uebrige aus derselben Quelle geschöpft zu haben, woraus die Wilkinasage ihre Erzählung von der Geburt Siegfrieds des Drachentödters entlehnte. Diese Quelle war der deutsche Volksgesang. Nach der Wilkinasage (Kap. 131—149) wollte Hartwin (Golo) Sisilia (Genovefa), König Siegmunds (Pfalzgraf Siegfried) Gemahlin, während dessen Kriegszug nach Pulinaland (Spanien) verführen; als er nichts erreichte, verläumdete er sie bei dem heimgekehrten Gemahl. Sie wird in den Wald geführt, wo sie der Zunge beraubt und ausgesetzt werden soll. Hier hat die Legende die reinere Sage bewahrt: das Ausschneiden der

Zunge war zum Beweis der vollbrachten Ermordung verlangt worden. Während die Knechte, welchen diese befohlen war, sich entzweiten und stritten, genas die Unschuldige eines Knäbleins: der Siegfried der Heldensage, der Schmerzensohn der Legende. Beide werden von einer Hinde aufgesäugt. Auch der See bleibt nicht unerwähnt: den Knaben hatte die Mutter gleich nach der Geburt in ein Methgefäss gelegt, das die kämpfenden Knechte mit dem Fusse berührten, so dass es in den See rollte. Dieser Zug und die wunderbare Erhaltung des zu grossen Dingen bestimmten Kindes verräth uns die Sage als eine der Urüberlieferungen der Völker: hier ist Romulus, Moses und Cyrus in Siegfried und Schmerzensohn. Auch Wolfdietrichs Geburt ist zu vergleichen, nur dass hier wie bei Romulus eine Wölfin statt der Hinde die Säugamme wird. Man könnte sogar den Drachen der Heldensage in der Legende wiederfinden: nach dem Volksbuch träumte Siegfrieden, wie ihm ein Drach seine liebste Gemahlin hinwegriss und Niemand war, der ihr in dieser Noth Hülfe leistete. Diesen Traum erzählte er Morgens dem Golo, welcher denselben nach seiner Arglistigkeit fälschlich auslegte, sagend: „der Drach bedeutet den Koch Drago, welcher seiner Treue vergessen die Gräfin ihrem rechtmässigen Gemahl entzog.“ Gegen so viele übereinstimmende mythische Züge richtet Hr. von Stramberg, um die Legende als historisch zu halten, mit der Bemerkung nichts aus, dass zwar im 7ten Jahrhundert noch keine Pfalzgrafen, wohl aber ihre Vorfahren, die Schirmvögte der trierer Kirche, im Maifeld geherrscht hätten.

Das bleibt doch Alles unter uns, dass es die guten Maiener nicht erfahren? Ich mag Niemand seine Freude verderben. Seit Jahrhunderten leben und weben sie in Genovefen und ihr Glauben ist harmlos und schön. Noch zeigt man in Maien den Thurm, wo sie Golo gefangen hielt, man weiss im Hochstein die Felsenhöhle, die ihr vor Ungewittern Schutz bot, und die Frauenkirche, wo sie begraben liegt, bezeichnet zugleich die Stelle, wo der Pfalzgraf auf der Fährte der Hinde die wunderbar Erhaltene wiederfand. Ja noch soll sie oft hinter dem Hochaltar sitzen und spinnen, aber nur Sonntagskinder hören ihr Rädchen schnurren: gemeinen Sterblichen scheint es das Plätschern des nahen Bachs.

Der bedeutendste Ort des Maifelds ist Andernach, erst

Römercastell, dann Residenz merovingischer Könige, die hier nach Venantius aus den Fenstern ihres verschwundenen Palastes dem Salmenfang zusahen, darauf unter dem kölnischen Krumbstab eine der blühendsten, mächtigsten Rheinstädte. Der gewaltige Thurm am Nordende, ein Meisterstück der Befestigungskunst, die herrliche vorgothische Kirche, deren nördlicher Chorthurm aus karolingischer Zeit herüber ragt, die ehrwürdigen Mauern und Thore versetzen uns lebhaft ins Mittelalter. Aber von keiner Stadt wird auch in den Reisebüchern mehr gefabelt: römisch ist an Andernach nichts, als etwa die an der innern Seite des mittlern Rheinthors aufgestellten Statuen: die grossartigen Ruinen des erst am Ende des 15ten Jahrhunderts erbauten erzbischöflichen Palastes rühren weder von einem Römerbau noch von dem Palast der austrasischen Könige her, der am Rheine gestanden haben muss. Der Name Andernachs, der deutsche wie der lateinische, scheint entstellt: ursprünglich war vielleicht in beiden Sprachen sein Bezug auf die Nette deutlicher. Auch in dem *Vicus Ambiatinus supra Confluentes*, wo nach Sueton und Plinius Caligula geboren war, sucht Tross einen Bezug auf diess Flüsschen, indem er *Ambinatinus* liest. In einer Urkunde Pipins wird eines *Pagus Ambiativus* gedacht, womit das Maifeld gemeint scheint. Wenn beides, die Emendation als richtig vorausgesetzt, an der Nette heissen kann, so hat unsere Deutung des Namens Andernach um so weniger Bedenken. Die fabelhafte, von den über den Rhein setzenden Barbarenhorden, die alle einander nachzogen, achten wir keiner Erwähnung werth.

Als während Heinrich IV. Minderjährigkeit der stolze Erzbischof Anno von Köln und Pfalzgraf Heinrich der Tolle mit andern Grossen in Andernach versammelt waren, ereignete sich folgendes Wunder. Die Einwohner von Güls bei Coblenz, die sich von des Pfalzgrafen habgierigem Vogt in ihren Rechten als Verwandte des h. Servatius gekränkt glaubten, gedachten ihre Klagen vor die in Andernach versammelten Fürsten zu bringen. Aber der Vogt folgte ihren Abgeordneten auf dem Fusse nach, in schimmerndem Aufzuge, auf stolzem Ross, das mit gestickter Purpurdecke, an Stirn und Brust mit Geschmeide behangen, königlich einherschritt. Unter den wilden Thieren, die zur Ergötzlichkeit der Fürsten dienten, lag an der Strasse, da der Vogt

vorbeiritt, eine ungeheure Bärin angebunden. Kaum hatte diese den Reiter erblickt, so riss sie sich los, stürzte auf den Vogt, warf ihn zu Boden und zerfleischte ihn. Welcher Antheil dem heil. Anno, den unsere Leser noch besser kennen lernen werden, an diesem Wunder gebührt, wollen wir nicht untersuchen.

Unterhalb Andernach drängen sich die Berge wieder näher an den Fluss, den sie einst zum See zurückstauchten. Des basaltischen Fornicher Berges haben wir schon gedacht. Nun öffnet sich das wunderbare Brohlthal, dessen Trassfelsen von dem Schlamme gebildet sind, der aus den Vulkanen des Maifeldes hervorgequollen sich dem Rheine zuwälzte. Es führt uns wieder nach dem Lacher See, oder zu dem stärkenden Mineralwasser des Tönnissteiner Brunnens, wenn wir nicht die weitschauende Ruine Olbrück zum Ziele gewählt haben. Als Pfalzgraf Heinrich von Lach und seine Gemahlin, durch ein göttliches Zeichen ermahnt (sie sahen von ihrer Burg am See den bewaldeten Kessel des Sees und den grossen Wasserspiegel von nächtlichen Lichtern und Flammen erhellt), Kirche und Kloster Lach stifteten, hängte auch Burkhard von Olbrück sein Siegel an die Urkunde. Vermuthlich war er Wiedischen Stammes, denn später finden wir Olbrück im Besitz dieses Hauses; auch war Richwin, der Dynast der benachbarten, gleichfalls auf einem ausgebrannten Vulkan erbauten Burg von Kempenich, ein Bruder Mettfrieds von Wied, die beide die Stiftung Lachs bezeugen halfen. Seit Theodorich von Wied war es kölnisches Lehen, das zuletzt die Walbott-Bassenheim trugen. Einen schönern Standpunkt kann man im Rheinlande kaum wählen: auf der hohen Acht, der höchsten Spitze der Eifel und des Mittelrheins, wie am Fusse des Siebengebirges, in dem wonnevollen Honnefer Thal, ist Olbrücks noch jüngst bewohnbare Burgruine sichtbar.

Gleich unter der Brohlmündung, doch schon im Ahrgau, thront über dem Winkel zwischen dem Rhein und der Pfingstbach Schloss Rheineck, von Prof. Bethmann-Holweg in Bonn mehr im Styl einer Villa als einer Ritterburg erneut; nur die Warte ist von Altrheineck übrig. Hier war von jeher eine Scheide der Völker. Von Rheineck abwärts wohnten zu Cäsars Zeit die Eburonen, denen Bonn wohl den Namen Verona (Bern) verdankt; weiter oben die Trierer. Den Eburonen gegenüber fand

er die Sicambern, den Trierern gegenüber bis an die Wisper die Ubier, höher hinauf die Usipeter und ihre Verbündeten, die Tenchterer. Noch heutzutage scheidet sich in dieser Gegend auch sprachlich das s. g. Oberland vom Niederland, nicht bei dem weissen Thurm oberhalb Andernach, der nur die Grenze des kölnischen und trierischen Erzstiftes bezeichnete.

Rheineck hatte ursprünglich seine eigenen Dynasten. Hermann von Salm oder Luxemburg, des Gegenkönigs Heinrich IV. zweiter Sohn Otto, freite unter dem Namen eines Grafen von Rheineck des frühverstorbenen Pfalzgrafen Siegfried noch junge Wittwe (die Schwester der Kaiserin Richenza, der Gemahlin Lothar IV.), welche ihm mit der Vormundschaft über ihren Sohn Wilhelm, der seinem Vater bald folgte, den Anspruch auf die pfalzgräfliche Würde zubrachte, wie er auch wohl die Grafschaft Rheineck mit ihr erheirathete. Er erhielt die Pfalzgrafschaft nicht, weil er nach dem Tode Lothars die Parthei der Welfen gegen K. Konrad III. ergriffen hatte, weshalb der siegreiche Staufe ihm den uns schon bekannten Hermann von Stahleck vorzog. Mit diesem gerieth auch sein gleichnamiger Sohn wegen Burg Treis an der Mosel in Fehde, zog aber den Kürzern und starb in der Gefangenschaft. Schloss Rheineck ward von K. Konrad erobert und geschleift; über die Grafschaft brach zwischen Pfalz und Köln ein Streit aus, der zum Vortheil des Letztern entschieden ward. Köln baute nun zwar die Burg wieder auf, die spätern Besitzer hiessen aber bis auf den berühmten Grafen von Sinzendorf Erbburggrafen des Reichs. Die herrliche Aussicht von der alten Warte schweift weit über das Siebengebirge hinaus.

Das Engersgau.

Zwischen dem Einrich und dem Auelgau reicht es von der Lahnmündung bis unter Linz. Die noch blühenden fürstlichen Häuser Wied, Sain und Isenburg gingen aus ihm hervor und ihre verfallenen Stammsitze liegen nahe beisammen. Aber nur von dem Hause Isenburg blüht der Mannsstamm fort, die spätern Sainer waren Sponheimer, die spätern Wieder Isenburger und Runkeler. In diesen Gegenden finden wir nur noch Wiedische Besitzungen, unter preussischer und nassauischer Hoheit; Sain und Isenburg herrschen jetzt an Eder und Main. Früh verblühten

zwei andere edle Geschlechter: Ehrenbreitstein und Helfenstein. Die heutige Festung Ehrenbreitstein umschliesst beider Sitze.

Ueber den Namen Engers weiss ich keine Auskunft zu geben. Noch tragen ihn drei Ortschaften, von welchen nur die älteste, Kunostein-Engers, im Engersgau liegt. Ein modernes Fürstenschloss spiegelt sich jetzt im Rhein, wo sich einst die Veste Kunostein trotzig erhob. Ihre Gründung mag die limburger Chronik berichten: „In derselbigen Zeit (1367) zu Halbfasten, da sollten die niederländische Kaufleut mit ihrem Gewand den Rhein auffahren in die Mess gen Frankfurt. Da sie kamen bei Andernach den Rhein auf, eine Meil Wegs, da kam der Graf von Wied und Valentin von Isenburg und nahmen da den Kaufleuten mehr denn viertausend Gulden werth Gewand und führten das gen Isenburg. In der Zeit erhob sich der ehrwürdige Fürst, Herr Kuno von Falkenstein, Erzbischof von Trier, mit grossen Genügen und Gewalt und hiesch den Raub wieder, der in seinem Geleit und Gebiet geschehen war, und anders mochte das nicht sein. Des legte er sich in der vorgenannten Herren Land und gewann ihnen ab das Angers und machte zu Engers eine Burg, die ist genannt bis auf den heutigen Tag Kuno-Stein, nach seinem Namen und gewann Hersbach und die Dörfer und brachte sie in grossen verderblichen Schaden und dazu ward den Kaufleuten die Nahme und das Gewand wieder. Also behielt Herr Kuno Erzbischof mit Gewalt seinen Willen, und nahm ein Land und Leute und das Fahr bis über den Rhein, bis auf diesen heutigen Tag."

Wied und Sain sind die vornehmsten Bäche des Engersgaus. Die Wiedbach (Holzbach, von *Witu*, Holz) entspringt bei Dreifelden aus grossen Fischweihern des Westerwalds und beschreibt, indem sie erst nordwärts bis fast an die Grenze des Gaus fliesst, sich dann plötzlich gen Süden wendet, einen grossen Bogen, ehe sie bei Irlich, unweit Neuwied, in den Rhein mündet. Zwei verfallene Schlösser des Namens Altwied liegen in ihrem engen felsigen Thal, wovon das obere, an der nördlichen Grenze des Gaus, das ältere scheint. Altwied heissen beide im Gegensatz gegen die Neuerburg, welche in einem Seitenthal über Niederbreitbach gelegen, schon früh der Linie Wied-Neuerburg den Namen gab. Auch Schloss Braunsberg, von dem die von

Bruno von Isenburg gestiftete zweite Dynastie, Isenburg-Wied, ausging, liegt in dem Seitenthal der Autebach. Kürzer ist der Lauf der Sain *(Sequana)*, die mit der Wied gleichen Ursprungs, unter der mächtigen Doppelburg Sain die Bröchse aufnimmt. Von Schloss Sain und der Hütte, die sich selber ein Haus von Eisen gegossen hat, führt ein reizender Weg durch das gewundene Wiesenthal der Sain nach dem verarmten Flecken Isenburg, dem die hochragende zerstörte Stammveste nicht mehr Schutz und Nahrung leiht. Unterwegs wird man gern in dem Waldtempel verweilen, der über dem schönen Wasserfall aus unentrindetem Holze gezimmert ist. Die Bröchse, auch Pretschbach genannt, führt uns von Schloss Sain nach dem Flecken Sain und der gleichnamigen Prämonstratenser-Abtei, wohin der wunderkräftige rechte Arm des Apostels Simon sonst zwischen Ostern und Pfingsten häufige Wallfahrten zog. Wollen wir ihr weiter folgen, so gelangen wir endlich in den wildreichen Montabaurer Wald, zuvor aber nach der Ruine Grensau, welche jenes Bruno II. Bruder Theodorich, der Linie Isenburg-Grensau Stifter, erbaute.

Das moderne, regelrecht-nüchterne Neuwied ist uns gleichwohl durch Gewerbfleiss und confessionelle Duldung wohlempfohlen. Auch liegt es mit seinem fürstlichen Schlosse, den Basalt- und Aschenkegeln des Maienfeldes gegenüber, dicht vor der Oeffnung der Andernacher Schlucht, fast so schön und ahnungsvoll wie Geisenheim. Ein Ausflug nach dem Wiedischen Jagd- und Sommerschloss Montrepos und weiter nach Nieder-Altwied führt an Heddesdorf und Niederbiber vorbei, wo der Bauer den Pflug über zwei verschüttete Römerstädte lenkt. Von Heddesdorf aus folgt man dem Kanal nach dem Rasselstein, dessen Name schon einen Begriff von diesem Blech- und Eisenwalzwerk giebt. Das Heulen seiner Gluten, das Brausen der Wasser vergessen wir gern in dem fürstlichen Thiergarten Nothhausen. Jenseits der Wied steigt nun der Weg allmählig auf zu dem Waldschloss, bei dem sich ein Panorama eröffnet, das den Rheinreisenden zu wenig bekannt ist. Aber eine neue Ueberraschung ist uns im Park zugedacht, den das gekrönte Edelwild rudelweise durchirrt. Bei einer Ruhebank hinter dem Pastoreiwäldchen öffnet sich dem Blick das wildgrüne Thal der Wied mit den mächtigen Ruinen des Stammschlosses Niederaltwied. Der Freund altdeutscher Baukunst

wird vielleicht einen Spaziergang nach der Abtei Romersdorf nicht weniger lohnend finden. Der Kapitelsaal wird zu deren schönsten Denkmalen gezählt. Die Stifter, Dynasten von Romersdorf, von deren Burg man auf dem nahen Berge noch Spuren findet, waren entweder Isenburger oder hatten doch an Gerlach (Giso), Grafen des Niederlahngaus, einen gemeinschaftlichen Stammvater. Die Besitzungen der Häuser Wied und Sain reichten sonst bis tief unter das Siebengebirge. Die von Sain waren Grafen des Honefer- oder Auelgaus, sie besassen auch die vom Ahrgau abgelöste Grafschaft Bonn; dem dortigen weitherrschenden St. Cassiusstift standen meist Grafen von Sain als Pröbste vor; der kölnische Erzbischof Arnold von Wied, ein Sohn jenes Metfried, der bei der Stiftung von Lach als Zeuge vorkommt, stiftete Bonn gegenüber auf seinem Eigen die schöne Kirche von Schwarzrheindorf, die seine irdischen Ueberreste bewahrt, und Mathilde von Wied, verwittwete Gräfin von Sain, schenkte wie jene Mathilde von Este der römischen, so der kölnischen Kirche, oder wie die Verläumdung sagte, dem schönen Erzbischof Engelbert, fast die ganze niedere Grafschaft, wodurch die rechte Rheinseite, von Linz bis Rheinbreitbach an Köln kam.

Indem wir uns nun mit dem Rhein durch die Andernacher Schlucht drängen, hebt sich stolz und steil ein breiter Felskegel, mit Spitzen und Zacken gekrönt, die wir bald für vereinzelte Mauerreste einer weitläufigen Ruine erkennen. Auf dem Hammerstein war wohl einst das Gaumal des Engersgaus, wenigstens bewohnte ihn noch 1019 der Gaugraf Otto der Salier, den der Hass des Mainzer Erzbischofs Erkenbald und die Liebe seiner schönen Base Irmengard berühmt gemacht haben. Jenen mochte er sich als Graf in der Wetterau zugezogen haben; von dieser liess er nicht, obgleich der Erzbischof ihre Verbindung wegen zu naher Verwandtschaft mit dem Bann der Kirche belegte. Als Kaiser Heinrich II., der seiner pfäffischen Gesinnung wegen der Heilige heisst, Hammerstein belagerte, musste er zwar die Burg übergeben; aber von der Theuersten schied er nicht, sondern starb, seiner Liebe getreu, in den Armen der schönen Irmengard. Später fand Heinrich IV. eine Zuflucht auf Hammerstein, wo auch eine Zeitlang die Reichskleinodien aufbewahrt wurden.

Rheineck gegenüber liegt noch wohlerhalten Schloss Ahren-

fels, welches Heinrich von Isenburg, der die Linie Isenburg-Ahrenfels stiftete, nach seiner Gemahlin Mathilde von Ahre benannte. Jetzt gehört es den Fürsten von der Leien, deren Stammburg bei Gondorf an der Mosel liegt.

Eine Reihe mächtiger Basaltkegel zieht sich von hier nach dem Siebengebirge. Einige derselben, wie die Erpeler Lei, oder jenseits der Unkeler Steinbruch und Rolandseck, kommen an den Strom, ja in dem Strome lag sonst, die Schifffahrt hemmend, der basaltische Unkelstein. Die meisten und bedeutendsten halten sich aber eine Stunde landeinwärts und werden dem Blick des Wanderers im Thal durch die vorliegenden Schieferhöhen des Ufers entzogen. Dahin gehört der Dattenberg, mit schöngeformtem Kamm, an dessen Fuss ein Ritterschloss herrliche Weinberganlagen überschaut, der Rennenberg, der Hummelsberg und der Mendenberg bei Linz; weiterhin, doch schon im Auelgau, der Dasberg, der Himmerich (Hindberg), der Leiberg u. A. Die Basaltbrüche des Mendenbergs und Dattenbergs, die in Europa wenige ihres Gleichen haben, gehören zu den grössten Sehenswürdigkeiten des Rheinstroms.

Am Rennenberg hausten die Dynasten dieses Namens, Stifter des St. Katharinenklosters hinter Linz. Die Pfarrkirche dieses freundlichen Städtchens bewahrt ihr Denkmal. Die alte Feindschaft der Linzer und Andernacher, die in dem Streite des kölnischen Erzbischofs Ruprecht von der Pfalz mit seinem Domkapitel anhub, ist noch nicht erloschen, und bis auf unsere Tage heirateten die Einwohner beider Städte nicht untereinander. Die Linzer hatten in diesem verderblichen Kriege, in dem auch Karl der Kühne von Burgund und der siegreiche Friedrich von der Pfalz eine Rolle spielten, ihre alten Bundesgenossen, die Andernacher, im ersten Schlafe überfallen und Viele getödtet. Noch zeigt man auf dem Linzer Rathhause ein den Andernachern abgenommenes Zelt. Die Andernacher sprechen seitdem von „Linzer Todtschlägern," die Linzer von „Andernacher Siebenschläfern."

Ahrgau und Auelgau.

Wir nahen jetzt der schönsten Gegend des Rheins, die in Deutschland ihres Gleichen nicht findet, die auch in Italien nur der Golf von Neapel überbietet. Dieses rheinische Paradies, dessen

Mittelpunkt das Siebengebirge bildet, erstreckt sich soweit dieses in seiner ganzen Schönheit gesehen wird, also etwa von Unkel bis Bonn. Aber ehe es beginnt, nimmt der Rhein die Ahr auf, ein Flüsschen, in dessen mittlerem Thal von Ahrweiler bis Altenahr sich alle Reize zusammendrängen, die man in andern Nebenthälern des Rheins, mit Ausnahme des einzigen Nahthals, zerstreut suchen muss. Die Burg Ahre über Altenahr war der Grafensitz des Ahrgaus, das auf dem linken Rheinufer von Rheineck bis Godorf reichte, während jenseits das Auelgau lag, das von Erpel bis Niedercassel und tief in das Sieg- und Aggerthal ging, und dessen Malstätte der Auelberg war, die höchste Spitze des Siebengebirges.

Das Ahrthal öffnet sich Linz gegenüber zwischen Sinzig und Remagen. Auch Sinzig, dessen herrliche alte Kirche gleich so vielen andern am Niederrhein von der heil. Helena, der Kreuzerfinderin, gestiftet sein soll, spricht die Ehre an, den Sieg des Christenthums entschieden zu haben, ja es leitet seinen Namen (Sinzeichen) von dem Zeichen des Kreuzes ab, das ihr Sohn Constantin vor der Schlacht gegen Maxentius am Himmel erblickte und in das *Labarum* aufnahm. Gewisser ist es, dass Sinzig eine fränkische Königspfalz besass, in deren Ruinen die Schlossjungfrau, eine Art weisse Frau, den Schlüsselbund in der Hand, den Begegnenden freundlich winkt. Mehr als auf dies Alles und auf seinen sogenannten heiligen Vogt, eine natürliche Mumie, die man vergebens zur Reliquie zu stempeln versuchte, mag es sich auf seine Lage zu Gute thun. Von der Höhe, die sich nach dem Ahrthal zieht, beherrscht der Blick das vulcanische Rheinthal von Andernach bis zum Siebengebirge.

Von Remagens räthselhaftem Pfarrthor ist schon gelegentlich die Rede gewesen. Hundeshagen erklärt es ohne Beweis für einen Rest des *Palatium Sconilare,* in dem unsere ersten Könige Urkunden ausgestellt haben. Die seltsamen Symbole, welche es verzieren, harren zwar noch des Erklärers, doch scheinen sie auf höheres Alterthum zu deuten. Pfarrhof und Kirche sind von einer römischen Ringmauer umgeben. Der Ort war den Römern als *Rigomagus* bekannt.

Von der Höhe des Apollinariusberges sieht man den Rhein viele Stunden weit durch sein schlangenhaft gewundenes

Thal daher ziehen und vor dem Siebengebirge, als könnt' er von seiner Pracht nicht scheiden, zum See gesammelt ausruhen. Einst bewahrte die Kirche dieser siegburger Probstei das Haupt des genannten Heiligen, welches mit den Reliquien der heil. drei Könige von Mailand kam. Sie wird jetzt auf Kosten eines Privatmannes in edelm Stil wiederaufgebaut und von Künstlern der Düsseldorfer Schule mit Fresken geziert.

Das untere Ahrthal ist eben so mild und geräumig, als das obere wild und enge. Zwei hohe Basaltkegel, Landskrone und Neuenahr, heben diesseits und jenseits ihre prächtigen Scheitel. Der Sage nach waren sie einst durch eine Brücke verbunden.

Die Wunderbrücke.

Wo sich zwei Berge winken, dazwischen rauscht die Ahr,
Da sahn die Väter blinken Landskron und Neuenahr,
Und einer Brücke Bogen erglühn im Sonnenstrahl
Von Schloss zu Schloss gezogen über das breite Thal.

Wer schuf die Wunderbrücke, wie Regenbogen schön,
Der Kunst zum Meisterstücke, und einte diese Höhn?
Der Vater sagts dem Sohne, drum spricht die Sage wahr:
Ein Herr von Landskrone, ein Graf von Neuenahr.

Sie hatte treu verbunden der engsten Freundschaft Band,
Dass man zu allen Stunden sie gern beisammen fand.
Und mussten sie dann scheiden, so war die Brücke da,
Die brachte bald die Beiden einander wieder nah.

In Stücke brach die Brücke nach schwerer Zeiten Lauf,
Da baute sich zum Glücke ein zärtlich Paar sie auf.
Und Liebesboten gingen dahin, daher gar viel,
Bis sie sich selbst umfingen in süssem Minnespiel.

Viel schöne Brücken schlagen sah ich in deutschem Land,
Doch keinen Bogen ragen, der sich so weithin spannt.
Weils ewig unterbliebe, so ist wohl klar zu schaun,
Dass Freundschaft und Liebe die schönsten Brücken baun.

Die Kuppe der Landskrone, die im Rhein- und Ahrthal weit und breit gesehen wird, trägt eine Kapelle, der eine naturhistorisch merkwürdige Basaltgrotte zur Sakristei dient, und die Trümmer einer von K. Philipp im Kampf gegen den Welfen Otto IV. erbauten Reichsburg, womit er das obere Erzstift zu bewältigen

gedachte. Die Aussicht ist in der Nähe und Ferne unaussprechlich schön; sie blickt auch in ein Nebenthal, aus welchem die Ruine Tomberg, einer der ältesten Sitze der Pfalzgrafen (von Achen), herüberwinkt. Der Landskrone zu Füssen liegt Heppingen mit zwei Mineralquellen. Der Neuenahr, dessen Basalt nicht zu Tage tritt, weil ihn die Grauwacke mantelförmig umhüllt, zeigt keine Spur seiner Grafenburg mehr, die ein jüngerer Zweig des Hauses Ahre bewohnte.

Erst hinter Ahrweiler, dem Hauptort des Thals, beginnt dessen wildkühne Romantik. Der Weg führt durch das weinberühmte Wallportsheim, dessen Ruhm wir begreifen, wenn wir die steilen Grauwackenfelsen sehen, in deren verwitternden Spalten sein jetzt tiefdunkler Bleichart gewonnen wird. Noch mehr erstaunen wir über die basteienartigen Terrassen und Erker, die im nackten Felsen aufsitzend, die wenige Erde, die man meist hinauftragen musste, zusammenzuhalten dienen. Die prächtigste dieser braunen ummauerten Felsmassen ist die bunte Kuh, ohne Zweifel von der phantastischen, thierkopfähnlichen Bildung ihrer zackigen First benannt.

Von der bunten Kuh an dem Kloster Marienthal vorbei, durch die Dörfchen Dernau, Rech und Maischloss, über den verfallenen Sitz der Dynasten von Saffenburg, deren Herrschaft zuletzt an die Herzoge von Ahremberg kam, die noch jetzt hier bedeutende Güter besitzen — wenn wir diese Wanderung eine malerische nennen, so brauchen wir das Wort ganz in der eigentlichsten Bedeutung: Maler werden uns genug begegnen, denn hier, nicht in Düsseldorf, ist die hohe Schule, wo sich ihre Skizzenbücher mit Studien füllen. Doch einzig und unübertroffen wird das Ahrthal erst in der Nähe von Altenahr. Senkrecht steigt die Grauwacke himmelhoch aus dem Flüsschen auf, das nach halbstündigem, mäandrischem Lauf fast auf die alte Stelle zurückkehrt. Zwischen Wasser und Felsen verschwindet des Wanderers Weg, und er musste bisher, um Altenahr zu erreichen, über den Berg klettern. Die Mühe lohnte sich ihm reichlich, denn an dem weissen Kreuz genoss er eines Anblicks, der so leicht nicht vergessen wird. Hoch über ein Meer seltsam gestalteter Berggipfel hebt sich der Fels, den die Ruine des Schlosses Ahre, der alte Grafensitz des Ahrgaus, krönt; ihr zu Füssen das Dorf Altenahr

im neuen Thale der verlorenen, überraschend wieder erscheinenden Ahr. Neuerdings ist ein zweites Mittel gefunden, um trotz ihres muthwilligen Laufs, der den Wanderer plötzlich rathlos im Stiche lässt, die Ahr wieder zu erreichen. Man hat nämlich den Felsen durchbrochen und einen Tunnel von 432 Fuss Länge angelegt, der den Gallerien der Schweiz ähnlich, die Täuschung, als befänden wir uns in diesem Wunderlande, vollkommen macht.

Das Geschlecht der Grafen von Ahre, das von dem höchsten Gipfel des Ahrthals aus drei Gaue beherrschte, und die Schirmvogtei zweier Kirchen, der trierischen und kölnischen, übte, könne, meint Hr. von Stramberg, wohl keinen andern Ursprung haben, als von den vormerovingischen, von Chlodowig entsetzten Königen von Köln. Graf Friedrich von Hochstaden-Ahre schenkte, als sein Halbbruder, der gewaltige Konrad von Hochstaden, den erzbischöflichen Stuhl besass, die ganze Grafschaft mit den Schlössern Ahre und Hochstaden (bei Grevenbroich an der Erft) dem Erzstifte Köln. Seitdem war Schloss Ahre eine kölnische Zwingburg und man mag in der kölnischen Reimchronik, oder in meinen Rheinsagen, wo ich die Lücken ihres Berichts ergänzt habe, nachlesen, wie hier einst eilf der edelsten kölnischen Patricier, darunter mehrere des ruhmwürdigen Namens Overstolz, in schmählicher Gefangenschaft schmachteten, wie ihr einziger Leidvertreib eine gezähmte Maus war, wie sie in deren Schlupfwinkel Meissel und Feile fanden, womit sie sich der Ketten entledigten und die Gitterstäbe des Fensters durchsägten; wie sie sich dann vom Thurm niederliessen, den „Ziegenpfad" hinabkletterten und nach manchem gefährlichen Abenteuer den Tag der Freiheit begrüssten.

Die obern Ahrgegenden sind nicht mehr so gross und erhaben, doch immer noch, auch in den Nebenthälern, mannigfaltig und reich. Die letztern bieten dem Wanderer, der nicht gern in seine eigenen Stapfen tritt, Gelegenheit, sich die Rückreise ebenso genussreich zu machen, als die Hinreise war. Einige wenden sich durch das Kesselingthal nach dem Gänsehals, Schloss Olbrück und dem Lacher See, Andere folgen der idyllischen Liers nach Adenau und besuchen von da die hohe Acht, oder die stolze Nurburg, den Sitz eines Zweiges des Geschlechts Hochstaden-Ahre; die aber der Ahr getreu bleiben, die führt sie auf schauerlichen Pfaden nach Ahremberg, dem Stammschlosse der

berühmten Herzoge, die ihr Geschlecht gleichfalls von den Grafen von Ahre ableiten. Dass die Ahrburg der älteste Sitz dieser Grafen an der Ahr gewesen, darauf will man aus einem Regale schliessen, welches sie bis auf die neuesten Zeiten übte. Alljährlich im Frühling zog ein Beamter des Herzogs von Ahremberg, von einem Fähnlein Landsknechte begleitet, die Ahr hinab, um den Fluss zu öffnen, d. h. um alle Mühlendämme zu durchstechen, und so das Hinderniss wegzuräumen, welches dem Aufsteigen der Salme und der beliebten Rümpchen entgegenstehen konnte. Ist der Schluss richtig, so muss eine Zeit gewesen sein, wo der ganze Fluss mit beiden Ufern von Schloss Ahremberg abhängig war. Ist man den Anfängen der Ahr einmal so nahe gekommen, so wird man sie auch gern bis zu ihrer Quelle begleiten, und sich wundern, diese mitten in einer Stadt, ja in einem Stalle zu finden, ein Ursprung, dessen sie sich gleichwohl nicht schämen darf, da sie ihn mit dem Heiland der Welt gemein hat. Das alterthümliche Städtchen Blankenheim liegt unter dem Schutz seiner mächtigen Grafenburg in tiefer Thalschlucht versteckt. Die römische Wasserleitung von der Eifel nach Köln, deren Spuren hier begegnen, scheint bei der Ahr, die ursprünglich Eifel geheissen haben soll, zu Pathe gestanden zu haben, denn ihr bisher immer unrichtig abgeleiteter Name bedeutet einen Canal. Dabei fällt mir ein, dass ich vergessen habe zu erzählen, wie die Andernacher die Röhre einer Wasserleitung reinigen, welche sie mit gesundem Trinkwasser versorgt. Diess geschieht jährlich an dem bestimmten Tage mittels eines Aals. Man bringt ihn nämlich lebend in die Oeffnung und giebt ihm das bis dahin zurückgehaltene Wasser auf den Schwanz, worauf er wie ein abgeschossener Pfeil die Röhre durchfährt und alle Unreinigkeiten hinwegnimmt. Statt des Lohns muss er nun noch den Vorwand zu einem Festmahle geben, bei dem sich Bürgermeister und Rath mit Fastenspeise nicht begnügen.

Da wir mit diesem Nachtrag den Riesensprung aus der hintern Eifel nach der Andernacher Schlucht glücklich vollbracht haben, so dürfen wir den kleinern, von da nach Erpel, Remagen gegenüber, wo wir den Rhein verliessen, nicht scheuen. Zwischen den Basalten der Erpeler Lei gedeiht ein köstlicher Bleichart, den man in der Legende von der Rose von Jericho,

wie sie hier localisirt wird, eine Rolle spielen lässt. Sie wird nämlich welk und dürr und mit gesenkter staubiger Krone in ein Glas voll Weines gestellt und zwar in der Christnacht, wo doch sonst nach dem alten Glauben alles Wasser sich in Wein verwandelt:

Und wie die Zwölfe tönen feierlich,
Und wie durchs Land der Mette Stimmen wehen,
Da öffnet still die Wunderblume sich,
Die heilge Nacht, die Christnacht zu begehen.
Ein neues Leben hat sie jäh durchzückt,
Sie thut sich auf, die eben noch erschlaffte,
Und wie vom Pilger gestern noch gepflückt
Wiegt sie den Kelch auf dem geweihten Schafte,
In dunkler Röthe lodert sie und flammt
Wie sie geflammt auf ihrer Heimat Triften,
Und um der Blätter königlichen Sammt
Weht als ein Opfer ihrer Krone Düften.
Freiligrath.

Das nun folgende Unkel scheint von der Dintenfarbe seines Basalts genannt, denn die behaupteten Inschriften von der *Dea Uncia* sind noch nicht zum Vorschein gekommen. Der weggesprengte Unkelstein gehörte zu den gefürchteten Riffen im Strombette; noch meine Mutter ist an ihm gescheitert. Der sogenannte De-isterbaum mag sich darauf bezogen haben; an ihn wurden in Nothfällen die Schiffstaue befestigt.

Unkel ist wegen seiner herrlichen Aussichten auf das Siebengebirge berühmt; bald hinter ihm öffnet sich auch die wunderschöne Honnefer Thalbucht. Nur wenigen Glücklichen ist sie bekannt, denn keine Heerstrasse führt hindurch; und die von der jenseitigen in diess rheinische Tempe schauen, entzücken sich an den prächtigen Formen des Siebengebirges und ahnden kaum, wie wohl Denen zu Muthe wird, die es in seinen faltigen Mantel hüllt. Honnef (Hunnhof, *Hunnonis curia)* ist nur ein Dorf und doch grösser als manche Stadt: seine sieben Hunschaften, seine Landhäuser und Villen liegen zerstreut in dem geräumigen Thal, als hätte sich Jeder seine Hütte gebaut, wo es ihm am lieblichsten, heimlichsten schien. Das südliche Gehänge des Siebengebirges bildet mit den zum Rhein auslaufenden Wurzeln der nächsten Basalt- und Trachytkegel einen halben Bogen, dessen Sehne der Rhein

ist. Fast aus dem Strom hebt der Drachenfels wie ein erzgepanzerter Riese das steinhelmbewehrte Haupt empor. Seine nächste Nachbarin, die Wolkenburg, ist nur noch ein Steinbruch und alles Laubschmucks entkleidet. Von ihr zieht sich eine Kette scheinbar geringerer Höhen nach der gewölbten waldigen Löwenburg, die gross und ruhig daliegt, als wäre Alles ihr eigen, so weit sie blickt und gesehen wird. Wenn der Drachenfels einem Helden gleicht, so scheint die Löwenburg ein König, ein Hirte der Völker. Aus der dunkeln Schlucht zwischen Wolken- und Löwenburg heben vielgestaltige Kegel waldgrüne Häupter empor, die gegen die heitern Rebenhügel Honnefs einen schönen Gegensatz bilden. Eine zweite nicht minder reizende Thalschlucht zieht sich zwischen Löwenburg und Himmerich nach der St. Servatiuskapelle; aus ihr blickt ausser dem Himmerich der Bruder-Kunz-Berg hervor; der Leiberg mit seinem Krater sitzt wie eine Frauenbrust einem breitern Bergrücken auf und in der Ferne schliessen die Linzer Berge sich an. Noch einmal öffnet sich das Gebirge einer trefflichen Weinlage, welche von den Menzenberger Winzerhütten aus bestellt wird. Diess friedliche Nebenthal ziert die anmuthige Villa und die geschmackvolle Gartenanlage des Herrn Farina. Hier bietet das sogenannte Köppelchen auf der Niederhalde und einige Puncte des Gartens Aussichten, wie sie kein Sommernachtstraum entzückender vorgaukeln mag. Nun wendet sich die breitbacher Höhe dem Rheine zu, von der bruchhauser Haide blickt eine stattliche Meierei tief in das Rheinthal. Breitbach, das dem Rheingau mehr als einen Vicedominus gab, ruht mit seinen Burgen am südlichen Saume dieses untersten aber schönsten Rheingaus, und Unkel mit seinem weissgegräteten Thurm spiegelt sich auf vorspringendem Ufersaum in der schimmernden Flut. Von jenseits winkt Oberwinter und der Apollinariusberg herüber, Schloss Olbrück grüsst aus blauer Ferne, Rolandseck zeigt seinen von Freiligraths Amphionsgesang erneuerten Bogen, Rolandswerth mit seinem sagenberühmten Kloster und die Schwesterinsel Grafenwerth umfängt der Strom, als köstliche Kleinode, mit dreien Armen, und im Nachtigallwäldchen diesseits flöten die Nachkömmlinge jener von dem heil. Bernhard aus Himmerode verbannten brünstigen Sängerinnen:

Die meisten flogen an den Rhein:
Bei Honnef in dem schönen Thale,
Da schloss sie vor dem heissen Strahle
Ein Wald in duftge Schatten ein.

Sie sassen im belaubten Dom
Und sangen ihre selgen Lieder,
Die sieben Berge hallten wieder,
Andächtig floss vorbei der Strom.

Der Wandrer, den ein Leid gedrückt,
Vernahms und ging dahin getroster;
Die Nonnen in dem Inselkloster,
Zum Himmel ward ihr Geist entrückt.

Das ist fürwahr nicht sündge Lust,
Das ist kein irdisch eitles Klingen:
St. Bernhard, hörtest du sie singen!
Sie loben Gott aus voller Brust.

Schon oben habe ich der verbreiteten Meinung widersprochen, als wäre bei Rolandseck die Scene von Schillers Ritter Toggenburg. Die Aehnlichkeit mit der Rolandssage verkenne ich nicht; aber sie unterscheiden sich in einem Hauptmomente: des Toggenburgers Liebe wird nicht erwiedert, während Hildegunde nur im Schmerz über den vermeintlichen Tod des Paladins den Schleier genommen hat. Die „schönste Sage des Rheins" ist vielmehr eine ganz mittelalterliche Auffassung der Liebessage, die in Pyramus und Thisbe, in Tristan und Isolde, in Romeo und Julie dieselben Grundzüge trägt. In dem einen Liebenden ruft der Irrthum, als wäre der andere todt, den Entschluss hervor, sich freiwillig den Tod zu geben. Hierdurch verwandelt sich für den andern Theil der Irrthum in traurige Wahrheit und nichts bleibt ihm übrig, als dem Vorangegangenen zu folgen. Wenn diess den genannten drei Sagen gemeinschaftlich ist, so weicht die Rolandssage nur darin ab, dass statt des Selbstmords eine dem Mittelalter eigenthümliche Art, sich der Welt zu begeben, eingeführt wird. Hildegunde geht ins Kloster und Roland wird Einsiedler:

„Und begräbt das Kloster Schön Hildegund,
So setz ich mich hier auf den Stein
Und schaue zeitlebens zum Tode wund
Hinab auf das Kloster im Rhein."

Unter den aufstarrenden, zackigen, vielfach zerklüfteten Trachytporphyrmassen, die gleich Schilden die südliche Seite des Drachenfelsen decken, liegt die Domkaule, so genannt, weil sie die Steine zu dem Riesentorso des Doms von Köln geliefert hat. Der in der Domkaule gewonnene Bleichart wird Drachenblut genannt, denn gerade über ihr zeigt man das Drachenloch, eine von den Feuern der Steinbrecher geschwärzte Felsenhöhle. Die Sage von dem Drachen wird verschiedentlich erzählt: die modern christliche Auffassung findet man in meinen Rheinsagen; älter ist gewiss die Anknüpfung an den von Siegfried erschlagenen Drachen, auf welchen dieser niederrheinische Drachenfels grössere Ansprüche hat, als sein Doppelgänger am Hardtgebirge, weil er im Niederlande liegt und Siegfried König im Niederland heisst. Die neueste Auffassung der Drachensage, welche ich aus dem Munde eines Honnefer Bauern vernommen habe, ist kurz folgende: Der Drache pflegte die vorüberfahrenden Schiffe anzufallen, welches er so lange trieb, bis einst ein mit Pulver beladenes Schiff vorbeikam. Sein Feuerathem entzündete das Pulver, die Explosion zersprengte zwar das Fahrzeug, aber auch der Drache ward zerschmettert. Man sieht, die Volkssage symbolisirt den Untergang des Ritterwesens, denn allerdings machte das Pulver dieser und andern Drachenburgen und ihren räuberischen Angriffen auf die Rheinschifffahrt ein Ende.

Aber noch eine grössere Rolle war dem Drachenfelsen in der deutschen Heldensage zugedacht. Auch Dietrich von Bern, der andere Hauptheld unserer epischen Lieder, versuchte sich an demselben. Eins der bekanntesten Gedichte des Heldenbuchs ist Ecken Ausfahrt, das in „Grippigenland" oder „Agrippinan" spielt, dessen Hauptstadt Köln ist. Der Inhalt des Liedes findet sich in der Wilkinasage wieder und hier heisst es ausdrücklich, jene Königin, Drusians Gemahlin, deren neun Töchter Herrn Eck gegen Dietrich von Bern aufreizten, habe auf dem Drachenfelsen gewohnt. Zwar hat die Erwähnung des Osnings irregeleitet, man suchte ihn im Teutoburger Walde, weil man nicht wusste, dass auch das Eiflergebirge, als dessen letzter Ausläufer Rolandseck anzusehen ist, Osning heisst. Der Inhalt des Liedes ist der Kampf Dietrichs mit Eck und seinen Brüdern Fasolt und Ebenrot. Nachdem Dietrich Ecken im Zweikampf getödtet

und seine Rüstung angelegt hatte, stürmt er, das Haupt des Erschlagenen in der Hand, den Drachenfels hinan, dessen Weinterrassen ihm als Stiegen dienen. Die neun Königinnen, durch die Rüstung getäuscht, halten ihn für Eck, der ihnen Dietrichs Haupt zu bringen komme. Da wirft er ihnen das Haupt ihres Buhlen zu Füssen und sie erkennen Dietrich, ihren furchtbaren Feind. Bolfriane, eine der neun Königstöchter, wird hernach mit Harlung, Dietrichs Oheim, vermählt, und Wittich empfängt, nach dessen Tode, Breisach (Breisich?) mit ihr.

Wenn Mone Bonns alten Beinamen *Verona* (Bern), für den wir oben einen Grund zu finden meinten, durch die Hypothese erklärt, dass der Niederrhein die Heimat der Heldensage gewesen und daher ursprünglich, wo in den Liedern Bern genannt wird, nicht das lombardische Verona, sondern Bonn verstanden worden, so darf man ihm vielleicht zugeben, dass wenigstens der so eben besprochene Theil der Sage, der noch nach ihrer jüngsten Auffassung in unsern Gegenden spielt: Dietrichs Kampf mit Eck und seinen Brüdern, niederrheinischen Ursprungs, und dieser Dietrich, Ecks Sieger, ein Bonner Theodorich gewesen sein müsse. Gefährlicher mag es scheinen, wenn Grimm in der Mythologie Eck für einen Wassergott, Fasolt für den Gott des Sturms erklärt. Den dritten Bruder, Ebenrot, vergisst er, der doch eben so gut ein Feuergott sein, und da der Kampf bei Rolandseck Statt hat, auf den Vulcan des Röderberges bezogen werden könnte. Indessen ist uns doch ein Wettersegen erhalten, worin Fasolt als Urheber der Stürme angerufen wird. Damit stimmt es ganz wohl, wenn im Honnefer Thal die Gebirgsspalte zwischen Löwenburg und Himmerich, durch welche ein scharfer, gefürchteter Nordost hereinweht, die Faseltskaule heisst, wie denn hier andere Ortsnamen an Dietrich und Ebenrot erinnern. Dederichsloch heisst die obengenannte Menzenberger Thalschlucht in ihrer obern Enge, und Ebenrot eine der zwölf Hunschaften von Aegidienberg, das als eine Colonie von Honnef auch Honnefer Rott genannt wird. Königswinter am Fuss des Drachenfels hat seinen Namen nicht von König Drusian, sondern von seiner Königspfalz, welche K. Heinrich II. mit allem dazu gehörigen Reichsgute dem Frauenkloster Dietkirchen zu Bonn schenkte. Von dieser Königspfalz sind links von dem Wege nach dem Drachenfels noch Spuren übrig.

Diesem, seit die Dampfschiffe es zum Hafen des Siebengebirges erkoren haben, rasch aufblühenden Königswinter liegt Mehlem gegenüber, von dem ich auch eine bisher unbekannt gebliebene Sage zu berichten habe: „Zur Zeit des Schöppengerichts ward ein junger Mann angeklagt, im benachbarten Kottenforst seine Braut erschlagen zu haben; die Schöppen liessen ihn sofort hängen. Ehe diess Urtheil vollzogen wurde, verfügte sein letzter Wille: wenn nach seinem Tode die vermeintlich Ermordete lebend wieder erscheine, und sich so seine Unschuld erweise, so solle man aus seinem Vermögen eine ewige Messe stiften, zu welcher dreimal mit allen Glocken geläutet und die Läuter mit Brod, Wein u. s. w. vergnügt werden sollten. Den Rest seines Nachlasses erhalte die Braut. Sein Ankläger war, wie sich nach der Hinrichtung ergab, ein eifersüchtiger Schöppensohn: er aber hatte seine Verlobte durch den Kottenforst begleitet und sie jenseits des Gebirges auf der Reise zu ihren Aeltern, deren Wohnort er nicht nachweisen konnte, verlassen. Sie machte die Reise, um sich der Aeltern Segen zu holen. Sie kehrt zurück, erfährt das Schicksal ihres Geliebten und noch bis heute wird alljährlich am bestimmten Jahrestage, um Fastnacht, dreimal geläutet, die Messe gehalten und gezecht."

Das malerische Thor der schönen Rheingegenden bildet den zu Berg Fahrenden der Drachenfels mit dem schräg gegenüberliegenden Godesberg. Sein Name, früher Godenesberg oder Wodenesberg, deutet auf die Verehrung Wodans, des deutschen Siegs- und Kriegsgottes, zumal da auch der Mittwoch, den alle germanische Völker nach Wodan nannten, hier Godestag heisst. Das benachbarte Godenau und das Godenhaus bei Sinzig sind gleichfalls in Anschlag zu bringen. Indessen kann diese Ableitung, welcher Grimm beigetreten ist, die Frage nicht entscheiden, ob auf dem Godesberge die vielbesprochene *Ara Ubiorum* gestanden habe. In christlicher Zeit stand hier eine Kapelle des h. Michael und es ward dem Erzbischof Theodorich für Frevel ausgelegt, als er mit Wegräumung dieses Heiligthums die Veste erbaute. Das Geld hatte er von einem gefangenen Juden erpresst. Zürnend entflog der Erzengel über den Rhein nach dem Petersberge. Da die Kapelle tiefer unten wieder aufgebaut ward, wo sie noch jetzt zur Pfarrkirche des Dorfes dient, so begreift sich jene

Entrüstung der Zeitgenossen, die noch in der kölner Chronik nachklingt, nur aus der uralten Heiligkeit des Orts. Von der gewaltigen Warte, die erst Kurfürst Wolram aufführte, geniesst man einer Aussicht, deren Zauber noch lieblicher und milder ist, als jene vom Rolandseck, dem schönsten Puncte des Landes. Die Draischquelle (Draisch bedeutet, wie wir wissen, ein Mineralwasser) war schon den Römern bekannt; in neuerer Zeit hat weniger sie, als die unerschöpflichen Reize seiner Lage, Godesberg zu einem beliebten Kurorte gemacht. Seine geschmackvollen Villen und prächtigen Gasthöfe würden es noch belebter und genussreicher machen, wenn es unmittelbar am Rheine läge.

Von Oberdollendorf aus, das Godesberg gegenüberliegt, besuchen wir am bequemsten das Siebengebirge. Bald ist im einsamen St. Petersthal die Abtei Heisterbach erreicht, von der wir nichts übrig finden, als den kunstgeschichtlich merkwürdigen altgothischen Chor der Kirche. Die Mönche bewohnten zuerst die unwirthliche Höhe des Petersberges, wo noch die von einem frommen Einsiedler Namens Walther gegründete Kapelle *) steht, und ein Brunnen von geringer Tiefe Wasser spendet. Hernach zogen sie sich in diess von dem „Heisterbacher Mantel“ geschützte Thal, von wo aus sie sich als ächte Cistercienser um den Anbau der Gegend verdient machten, wie noch Pfaffenröttchen und Heisterbacher-Rott von ihrem Culturfleisse zeugen. Hier schrieb *Caesarius Heisterbacensis* seine von Klostersagen und Wundergeschichten wimmelnden Dialogen, denen wir uns vielfach verpflichtet bekennen. Sie sind nicht nur, in einer Zeit, wo die Geschichtsquellen noch nicht so reichlich fliessen, als solche höchst wichtig, sondern gewähren auch das anschaulichste Bild des Mönchslebens.

Der Auelberg, den wir zunächst besuchen, ist seines steilen pfadlosen Gipfels wegen schwer zu ersteigen; dafür entschädigt aber die luftige Höhe, wo der Blick bis zum Taunus, ja bis zum

*) Die Sage von ihrer Erbauung, welche Schreiber erzählt, und Viele ihm nachschreiben, ist von seiner eigenen Erfindung. Sie hat weder äussere Zeugnisse, noch innere Merkmale der Aechtheit. In der Nähe des Gebirges ist keine Burg Schwarzeneck bekannt, so wenig als ein Treuenfels, das auch Manchen irregeleitet hat.

Donnersberg schweift. Das Siebengebirge und das ganze Gau ist vom Auelberg aus leicht zu übersehen, und wir müssen den Natursinn unserer Vorfahren loben, die ohne Quecksilberwage und Trigonometrie den höchsten Punct des Landes zur Dingstätte wählten. Der Löwenberg, dessen Gestalt königlicher, dessen Gipfel wilder und schauriger ist, misst doch dreissig Fuss weniger und gewährt bei weitem diese Uebersicht nicht. Anders war es vielleicht, als seine stolze Burg noch stand. Diese kam als ein sainisches Erbe mit dem schönen Honnef an die Grafen von Heinsberg, die bekanntlich Sponheimer waren. Zuletzt bildete diese Herrschaft ein bergisches Amt. Auf der Löwenburg spielt ein schönes bergisches Volkslied:

Verstohlen geht der Mond auf,
 Blau, blau Blümelein.
Durch Silberwölkchen führt sein Lauf;
 Rosen im Thal, Mädel im Saal, o schönste Rosa!

Er steigt die blaue Luft hindurch, u. s. w.
Bis dass er schaut auf Löwenburg, u. s. w.

O schaue Mond durchs Fensterlein,
Schön Trude lock mit deinem Schein.

Und siehst du mich und siehst du Sie,
Zwei treure Herzen sahst du nie.

Der Drachenfels, der uns auf der Löwenburg tief zu Füssen lag, ist zwar einer der niedrigsten, doch bei weitem und mit Recht der besuchteste der Sieben. Schon ehe ihn Lord Byron besungen hatte, war sein Gipfel einer der Puncte, zu deren Besuch sich jeder Rheinreisende in seinem Gewissen verbunden hielt. Reicht sein Panorama nicht so weit wie das des Auelbergs, so macht es eben seine Beschränkung malerisch schön. Dass er dem Rheine so nahe liegt, ist gewiss auch, und nicht bloss für die Bequemen, ein Vorzug. Die reizenden Inseln, die er umschliesst, und die vielfachen Windungen, mit welchen er in der blühenden Ebene zwischen Bonn und Köln dem Blick entschlüpft, die Dampf- und Segelschiffe, die uns wie Kähne, die Kähne, die uns wie Nussschalen vorkommen, für das alles muss man diesen Standpunct wählen. Nur wolle man auf dem Drachenfels die Sonne nicht aufgehen sehen, denn die östlich hinter ihm liegenden höhern

Berge verhalten sie zu lange. Lieber lasse man sich den Dombruch zeigen, und jenseits die Höhen der Eifel und des Maifelds, den eingesunkenen Krater des nahen Röderberges, und das Eigenthum der Burggrafen, das sogenannte Drachenfelser Ländchen.

Von den übrigen zahlreichen Berghäuptern der Gruppe waren noch drei mit Burgen gekrönt: die Wolkenburg, die Rosenau und der Himmerich. Die erste war eine kölnische Veste, die Herrn von Rosenau sind unbekannt, und die Burg des Hindbergs, deren Spuren verschwunden sind, soll den Herrn von Heinsberg gehört haben, wenn hier nicht die Aehnlichkeit der Namen Verwirrung gestiftet hat.

Nach dem Volksglauben des Niederlandes ist das Siebengebirge eine Art Vorhölle, indem die armen Seelen, die am jüngsten Tage kein gutes Urtheil zu erwarten haben, einstweilen dahin verbannt werden. Ein kölnischer Wucherer wandelt in bleiernen Schuhen und bleiernem Mantel umher, ein Bonner Minister als Feuermann. Jetzt fürchtet man ihn nicht mehr, ein Bauer bei Königswinter will sogar seine Pfeife an ihm angezündet haben. Wenn aus den Schlünden des Gebirges Nebelwolken aufsteigen und langsam um die Felsenköpfe ziehen, so hält sie der Aberglaube für dichte Schaaren nach Erlösung schmachtender Seelen.

Bonn.

Von Bonn tragen die Rheinreisenden sehr verschiedene Begriffe heim. Wer nur mit dem Dampfschiffe den Rhein zu Thal an ihm vorbeifuhr, dem schien es weit hinter allem Schönen, ja gleichsam schon in Holland zu liegen; von der Stadt selbst meint er noch glimpflich zu sprechen, wenn er sie unsauber nennt. Ist er aber zu Lande und rheinaufwärts reisend hindurch gefahren, und hat seinen freundlichen Markt gesehen, so glaubte er, es liege schon mitten in dem rheinischen Paradiese, dessen äusserster Grenzwächter es ist, und er hielt es dessen würdig, so zierlich und schmuck war sein Ansehen. Die Vorliebe für die Vaterstadt darf mich nicht bestimmen, die letzte Ansicht für die allein richtige zu halten, ich gestehe, dass auch erstere nicht ungegründet ist. Allerdings wendet Bonn der grossen Weltstrasse, dem Rhein, die Pudenda zu, während es auf dem Markt die sauber gewaschenen Gesichter zeigt und die wohlgeglätteten Köpfe zusammensteckt, zur

Berathung gleichsam, wie jenem Uebelstande abzuhelfen sei. In etwa begegnet ihm schon die südliche Vorstadt, die wenigstens einige Gebäude bessern Stils im Rheine spiegelt, von welchen ich nur die geschmackvoll erneute *Vinea Domini* nenne. Die Rheinseite der Altstadt wird aber noch viel auf ihre Toilette verwenden müssen, bis sie sich in der Gesellschaft der übrigen Rheinstädte sehen lassen darf. Was ihre Lage betrifft, so habe ich schon eingeräumt, dass sie nicht mehr im Herzen der Schönheit liegt, gleichwohl gehört sie dem schönsten Abschnitt des Rheinthals, jenem rheinischen Paradiese noch an, als dessen Mittelpunkt wir das Siebengebirge bezeichnet haben. Ja dieses selbst stellt sich vielleicht nirgend reizender dar, als an den beiden Enden dieses glücklichen Bezirks, Unkel und Bonn. Auf dem Kirchhofe zu Unkel, oder auf dem alten Zoll bei Bonn muss man stehen, um die edeln, reinen und mannigfaltigen Formen dieser wunderbaren Berggruppe zu bewundern. Mehr in der Nähe werden ihre Umrisse eckiger und rauher und verlieren an wohlgefälliger Zurundung, an Duft und magischem Zauber, was sie an Wildheit und Grösse gewinnen. Nie sieht das Auge sich satt an diesem Gebirge, stundenlang hängt der Blick mit Entzücken an der vielgestaltigen Bildung dieser sieben Hügel, denn keiner ist dem andern gleich oder ähnlich, jeder bewahrt seine eigenthümliche Schönheit und doch bilden sie zusammen das reizendste Ganze. Sie dulden auch keine Lücke unter sich: wo der Eine sich in die Ebene gesenkt hat, da steigt schon der Andere wieder empor. Und nun die Beleuchtung, die sich keinen Augenblick gleich bleibt, denn sie wechselt nicht bloss nach Jahres- und Tageszeiten, sondern mit jedem Wölkchen, jedem Sonnenstrahl. Wenn sie am Abend rosenroth wie die Alpen glühen, so versprechen sie uns morgen einen heitern Tag; oft aber treten sie uns ganz nahe und heben sich noch einmal so hoch als gewöhnlich: dann lasse sich nur Niemand von ihrer Herrlichkeit blenden, denn es giebt einen Platzregen oder ein Ungewitter.

Wenn man die Sieben Berge die Bonner Alpen genannt hat, so mag man den langen Bergrücken, der sich von Godesberg nach Poppelsdorf zieht, dem Jura vergleichen. Mannigfaltiger ist der Höhenzug gestaltet, mit welchem das Siebengebirge gegen das Siegthal ausläuft. Unterhalb Bonn verschwinden die Berge nicht

ganz, aber sie ziehen sich weiter zurück, indem sie diesseits unter dem Namen des Vorgebirges noch bis in die Gegend von Bergheim so merklich bleiben, dass bei Königsdorf ein Tunnel für die köln-achnische Eisenbahn unter ihnen her gebaut werden musste, während sie jenseits, wo sich das Siegthal öffnet, scheinbar ganz aufhören, was gleichwohl auch noch so wenig der Fall ist, dass dem hier nun folgenden Uferlande der Name des bergischen wohl gebührt. Indessen ist der Rhein wieder in ein so breites Thal getreten, dass man sich völlig in der Ebene zu befinden glaubt. In diese Ebene blickt bei der Thalfahrt der Reisende, indem er sich Bonn naht, und von den flachen Ufern getäuscht, hält er dessen Umgebungen für eben so flach und unbedeutend. Die entgegengesetzte Täuschung erfährt, wer es von Köln kommend erblickt, denn ihm scheint es gerade zu den Füssen des Siebengebirges zu liegen, er schaut in das aufgeschlossene Paradies, das Gebirge schliesst sich von beiden Seiten zusammen, und umfängt ihn wie mit Armen, um den Ueberwältigten, Ueberraschten einer herrlichen, liebevollen Natur ans Herz zu drücken.

Wer nicht bloss an Bonn vorbeireist, den wird zwar ein kurzer Aufenthalt von beiderlei Irrthümern befreien; doch fühlt sich gewiss, wer an dem letztern litt, nicht unangenehm enttäuscht, denn liegen ihm auch die Sieben Berge ferner, als er sich versprochen hatte, so entschädigen ihn dafür ihre sanfter zugerundeten Formen, und den Trieb des Bergkletterns mag er nun am Kreuzberge büssen, der kaum ein Viertelstündchen entlegen, den Höhenzug, welchen ich den Bonner Jura genannt habe, mit dem Vorgebirge verbindet. Ziehen ihn dann unsere Alpen unwiderstehlich an, so führt ihn das Dampfschiff nach kurzer Fahrt in ihren Hafen, oder will er nur das Auge an ihrer Schönheit weiden, so findet er auf dem Venusberge, auf der Rosenburg über Kessenich *(Gesoniacum)*, auf der Dottendorfer Klippe, lauter reizenden Höhepuncten unseres Jura, dazu erwünschte Gelegenheit. Ausserdem haben wir noch einen Reichthum von Bergen auf beiden Rheinseiten: von Oedekoven und Gielsdorf, die so anmuthig auf dem Vorgebirge liegen, zieht sich dieses an Alfter und dem Roisdorfer Gesundbrunnen vorbei nach dem freiherrlichen Garten zu Bornheim und überall sind die Höhen an wechselnden Aussichten und Durchblicken reich; jenseits würden wir den isolirten Finken-

berg, den Ennert mit dem Foveauxhäuschen, den Rückertsberg, die Ramersdorfer Deutschordens-Commende und die Oberkasseler Lei fleissiger besuchen, wenn wir eine stehende Brücke hätten oder die Abfahrtszeiten der fliegenden weniger ungewiss wären. Aus dieser Aufzählung, die sich leicht vervollständigen liesse, ersieht man wenigstens, dass man unserer Gegend mit Unrecht vorwirft, sie habe nichts als das Siebengebirge. Freilich verdunkelt diess alles Uebrige, dessen wir uns zu rühmen haben; aber wenn es auch der Schooss der Erde, aus dem es als ein achtes Weltwunder empor gestiegen ist, über Nacht wieder verschlänge, was Gott verhüten wolle, uns bliebe doch noch so viel übrig, dass wir uns reich nennen dürften.

Bonn, wo schon die Römer eine Niederlassung hatten, wo Drusus eine Brücke schlug und ein Lager anlegte, dessen ausgemauerte Zellen und Casematten noch am Wichelshof in der Erde liegen, ist eine der ältesten Rheinstädte; aber man sieht es ihm nicht an, denn erst in den truchsessischen Händeln, und hernach noch bei dreien Belagerungen, ist es so zusammengeschossen, dass es aus dem Alterthum wenig herüber gerettet hat. Bei einer dieser Belagerungen hatte es die Ehre, von dem ersten Könige von Preussen schier in einen Aschenhaufen verwandelt zu werden; zum drittenmal entriss es der berühmte Marlborough und der holländische General-Ingenieur Coehorn den Händen der Franzosen, und seitdem hiess es sprichwörtlich: Jerichos Mauern seien vor Josuas Feldtrompeten, Bonn aber dem Ton eines Kuhhorns gefallen. Fast das einzige Vermächtniss, das ihm aus dem höhern Mittelalter blieb, ist seine altgothische Münsterkirche, deren fabelhafte Stifterin, die heil. Helena, die Bauleute in Ermangelung baaren Geldes mit Ledermünzen gelohnt haben soll. Der wirkliche Erbauer, der Probst des St. Cassiusstiftes, Gerhard von Sain, war zugleich Graf von Bonn und Archidiacon, und da das Bonner Archidiaconat eins der grössten des Erzstiftes war und sich über mehrere Gauen erstreckte, so konnte er nicht in den Fall kommen, gleicher Surrogate zu bedürfen. Unter ihm wurden auch erst die Gebeine der Schutzpatrone Bonns, der Heiligen Cassius, Florentius und Malusius, von der jetzigen Mordkapelle unter dem Kreuzberge, wo sie gelitten haben sollen, (wie denn andere Märtyrer der thebäischen Legion, die bekanntlich im Rhonethal für die Wahrheit unseres

Glaubens Zeugniss gab, eben so seltsamer Weise bis nach Köln und Xanten verschlagen wurden) erhoben und in die Krypte der nach ihnen benannten Kirche feierlich übertragen. Von diesem Gerhard von Sain, welcher der Probstei fünfzig Jahre lang vorstand, und wie mehrere seiner Vorgänger und Nachfolger auf den erzbischöflichen Stuhl zu Köln gewählt wurde, dessen Besitz er jedoch ausschlug, scheint die Grafschaft Bonn an das St. Cassiusstift gekommen zu sein, dessen Probst die weltliche Gerichtsbarkeit über Bonn und die nächste Umgegend lange Zeit ausschliesslich übte, bis deren Beschränkung durch die heranwachsende Macht der Stadt und die Anwesenheit der Kurfürsten herbeigeführt wurde. Doch genoss der Probst an dreien Markttagen (vermuthlich den alten ungebotenen Dingtagen) bis auf die neuesten Zeiten jene Rechte. Noch steht vor dem Münster die steinerne Gerichtssäule; aber das sogenannte Wölfchen, bei dem das Schöffenweisthum abgelesen wurde, ist verschwunden, und wird wahrscheinlich durch Beethovens Denkmal ersetzt werden. Ich finde keine Bestätigung der gemeinen Angabe, das Stift habe den Drachen im Wappen geführt, seit ihm Erzbischof Arnold das von ihm zu bauen begonnene Schloss Drachenfels auf die Bitte des Probstes Gerhard übergeben hatte, um von ihm aus die Besitzungen seiner und anderer Kirchen zu schützen. Indessen blieb es auch nicht lange in diesem Besitz, da das Schloss schon früh in das Allodialeigenthum des von ihm benannten Geschlechts übergegangen war.

Die schon von Andern ausgesprochene Vermuthung, dass Bonns mythischer Name *Verona* (Bern) zuerst nur einem Theile der heutigen Stadt zugekommen sei, der einst selbständig neben der römischen *Bonna* bestehend, hernach mit ihr zusammenwuchs, scheint die Bonngasse zu bestätigen, denn durch diese gelangte man wohl aus dem alten Bern nach dem unterhalb der heutigen Stadt am Wichelshof gelegenen Bonn. Die Verlängerung derselben, die Kölnstrasse, wurde erst hinzugebaut, als die aus Köln vertriebenen Erzbischöfe ihre Residenz nach Bonn verlegten. Vermuthlich war unser viertes Stadtviertel, der älteste Theil der heutigen Stadt, dieses *Verona.* Käme der Name bloss in dem alten Stadtsiegel, in Erzbischof Engelberts Grabschrift, in G. Hagens Reimchronik von Köln vor, so könnte man ihn für einen poetischen Beinamen halten, allein er findet sich auch in Urkunden,

namentlich im Jahre 1145 in einer Schenkung des *Roingus, Veronensis concivis*, an das St. Cassiusstift daselbst. Wer nun jener Bonner Theodorich (Dietrich von Bern) gewesen, dessen Thaten das Heldenlied von „Ecken Ausfahrt“ feiert, weiss ich nicht; schwerlich jener „*rex Gentilis Dedo*,“ welcher dem heil. Matern den Platz zu dem Stift Dietkirchen geschenkt haben soll, denn dessen Name scheint erst nach jenem des Stiftes erfunden. Es darf nicht unbeachtet bleiben, dass Bonn gleich dem Dietrich von Bern der Heldensage den Löwen im Wappen führt. Das oben erwähnte steinerne Wölfchen, das nicht bloss auf dem Münsterplatze stand (ein anderes sah man bei dem Stift Dietkirchen, das gleichfalls seinen Hunnen auf die Dingtage schickte), war genauer betrachtet ein Löwe, der ein Pardelweibchen überwältigte. Diess seltsame Symbol könnte auf die Vereinigung der beiden Städte Bonn und Verona gedeutet werden. — Bonn ist nicht arm an Sagen, aber die wenigsten haben ein mehr als locales Interesse. Ich rücke nur eine einzige hier ein, die vielleicht anderwärts gefällt, in Bonn aber Anstoss gegeben hat, obgleich ich versichern kann, dass sie lange vor den bekannten Wirren niedergeschrieben ist:

Der Teufel und der Wind.

Zu Bonn vor den Jesuiten beständig weht der Wind;
Ihr forscht, woher das rühre? den Grund weiss jedes Kind.

Und fragt ihr eins, so spricht es und sich nicht lang besinnt:
Es ging einmal spazieren der Teufel mit dem Wind.

Und wo vor den Jesuiten die Strasse Raum gewinnt,
Begann der Feind zu sprechen zu seinem Freund, dem Wind:

Was der Jesuiten Völkchen im Kloster wohl beginnt?
Du weisst, dass sie hier wohnen und mir befreundet sind.

Willst du ein Weilchen warten, mein lieber Bruder Wind,
So geh ich ihnen bieten einen guten Tag geschwind.

Vor der Jesuitenkirche blieb harrend stehn der Wind,
Eintrat zur Klosterpforte der Teufel falschgesinnt.

Da sah er seine Freude! er guckte schier sich blind:
„Gar wohl gefällt mir Alles was man hier treibt und spinnt.“

Mit Freudensprüngen fuhr er in sie hinein geschwind,
Und liess dadraussen harren seinen lieben Freund, den Wind.

Der harrt und harrt, wie manches Jahrhundert auch verrinnt,
Und wird er ungeduldig, so heult er nicht gelind.

Noch stäts vor den Jesuiten des Teufels harrt der Wind,
Ob längst mit seinem Freunde sie ausgewandert sind.

Sie kommen nimmer wieder, was Mancher auch ersinnt;
Doch weit ist in der Runde berühmt der bönnsche Wind.

Nach allen Reisebüchern ist die Gegend zwischen Bonn und Köln ganz flach und reizlos. Das wird anders lauten, wenn erst die Eisenbahn fertig ist, die beide Städte zu verbinden an dem Vorgebirge hinlaufen und Brühl mit dem prachtvollen erzbischöflichen Schlosse berühren soll. Dann werden auch die Reize dieses fruchtbaren Höhenzuges Anerkennung finden, der mit unzählbaren Dörfern und Burgen bestreut, über wallenden Getreidefeldern Haine von Obstbäumen erzieht und von anmuthigen, sanft auslaufenden Halden Fernsichten von überraschender Schönheit eröffnet. In der Zeit der Baumblüthe bietet der Gang von Roisdorf nach Brühl einen unvergesslichen Genuss.

Herzogthum Berg.

Bonn gegenüber, in dem jetzt sogenannten Oberbergischen, öffnen sich zwei reiche Thäler: das der Sieg, die in den Rhein, und das der Agger, die in jene mündet. In beiden führen vereinzelte Höfe und Landsitze den Namen Auel, der mit jenem des Gaues zusammenhängt. Dass die tapfern Sigambrer, die zuerst der Eroberungslust Cäsars Halt geboten, an der Sieg wohnten, ist nicht zweifelhaft, aber räthselhaft der Bezug beider auf Odin, den Gott des Sieges und die fränkischen Könige der Geschichte und Heldensage, in deren Geschlecht, das sie von Odin ableiteten, die Namen Siegfried, Siegbert, Siegmund, Siegbod und Siegstab herkömmlich waren. Es steht nicht entgegen, dass sich schon bei den Cheruskern, in Arminius Verwandtschaft, die Namen Siegmar, Sieggast und Siegmund finden, denn das Verhältniss der letztern zur *Ara Ubiorum* weist uns wieder auf diese Gegenden zurück. Noch Chlodowig wird bei seiner Taufe ein Sigamber genannt. Von einem der vereinzelten vulcanischen Wolsberge

blickt die zur Irrenanstalt gewordene Abtei Siegburg weit ins Land. Ihr Stifter war der heil. Anno, der auch in diesem seinem Lieblingsaufenthalte begraben liegt. Früher besass den Siegberg Pfalzgraf Heinrich I., der Enkel jenes Ezzo, den wir bei Achen als den Schwager Kaiser Otto III. kennen lernen. Diesem Heinrich hatte seine Muhme, die Polenkönigin Richezza, die Schirmherrschaft über die der Abtei Brauweiler vermachten Güter vertraut. Diese Güter entzog Anno der Abtei und wandte sie dem von ihm zu Köln gestifteten Kloster *St. Mariae ad gradus* zu. Hierüber gerieth er mit dem Pfalzgrafen in Streit, wusste ihn aber mit geistlichen Waffen so zu schrecken, dass er sich unterwarf, dem Erzbischof als Pfand der Aussöhnung sein Schloss auf dem Siegberg schenkte und sich selbst zur Büssung seiner Sünden in das Kloster Görz begab. Hier mögen ihm Annos fernere Gewaltschritte die Augen geöffnet haben: er verliess das Kloster, sammelte ein Heer und überzog das Erzstift mit Krieg. In Cochem aber liess er sich durch Zorn und Liebe zu einer That hinreissen, die ihm den Beinamen des Unsinnigen *(furiosus)* erwarb und dem Erzbischof die stärkste Waffe gegen ihn in die Hände gab. Er tödtete nämlich seine bis dahin zärtlich geliebte Gemahlin, die ihm des abgelegten Klostergelübdes wegen Gattenrechte nicht mehr einräumen wollte. Diese Missethat büsste er bis an sein Ende in dem Kloster Epternach; Anno aber gestand auf dem Todesbette sein Unrecht gegen Brauweiler, welches der Pfalzgraf vergeblich zu schützen gesucht hatte.

Hohensyburg in der Grafschaft Mark, nicht unser Siegburg war es wohl, welches Karl d. Gr. in den Sachsenkriegen eroberte; dennoch mag dieses für seine Stadtkirche ein tausendjähriges Alter in Anspruch nehmen.

Von den Siegburg untergebenen Probsteien haben wir Hirzenach und Apollinariusberg schon kennen gelernt; näher lag ihm das geschichtlich und kunstgeschichtlich merkwürdige Oberpleis, dessen viel ältere Stiftung unter Otto I. fällt. Wie aber hier Alles von Klöstern und Stiftern wimmelte! Gleich Bonn gegenüber finden wir das Stift Schwarzrheindorf, von dessen Gründung oben im „Engersgau“ die Rede war; kaum sechshundert Schritte weiter liegt das wieder viel ältere Stift Vilich, das ein Graf von Geldern schon um 985 erbaute und ihm seine Tochter Adelheid

zur Aebtissin gab. Diese, von deren wunderthätiger Hand meine Rheinsagen ein Beispiel berichten, lieh auch der alten Kapelle und der Einsiedelei am Adelheidspützchen, einer Quelle, die sie, ein weiblicher Moses, zur Zeit der Dürre aus der Erde schlug, den Ursprung, und das nahe Kloster Pützchen, erst im 18ten Jahrhundert erbaut, war ihre späteste Nachwirkung; doch lebt sie auch noch in dem Jahrmarkte fort, der über 30,000 Menschen versammelt und zu den grössten und eigenthümlichsten Volksfesten am untern Rheine gehört. Das Wasser des Adelheidsbrunnens, der dabei eine Hauptrolle spielt, steht seit achthundert Jahren im Rufe der Heilkraft bei Augenübeln und nicht mit Unrecht, indem neuere Untersuchungen ergeben haben, dass es Eisenvitrioltheile enthält, die es nächst der Heiligen seinem Ursprung aus dem benachbarten Braunkohlengebirge verdankt. Drei andere Klöster liegen oberhalb Siegburg im Siegthal: das Minoritenkloster in dem romantischen Seligenthal, wohin das Kind von Troisdorf, ein niederrheinischer Knabe Werner (s. o.) zur Schule ging; das adlige Frauenkloster Zissendorf bei Hennef und die Abtei Bödingen bei Blankenberg, der ein wunderthätiges Marienbild den Ursprung gab. Christian von Lauthausen, ein schlichter Bauer, welcher der Mutter Gottes solche Andacht zuwandte, dass sie ihm dreimal im Traume zu erscheinen würdigte, erhielt es auf seine Bitte von einem Bilderhändler in Köln zum Geschenk, und es glich in allen Zügen seiner wunderbaren Erscheinung.

Schloss Blankenberg, das mit der Löwenburg aus dem sainischen Erbe an die sponheimischen Grafen von Heinsberg kam, muss auf einem der wichtigsten Puncte des Auelgaus erbaut sein, denn das nahe Rittergut Michel-Auel gilt für den ältesten Sitz der Gaugrafen. Höher hinauf, zu den Schlössern Windeck bei Dattenfeld, Schönstein bei Wissen, dürfen wir die Sieg nicht verfolgen; nur von Siegen, das ihrer Quelle nahe liegt, erwähnen wir, dass der Ruhm, den es in unsern Tagen durch Bergbau und Wiesenbau geniesst, sich einst auch auf die Verarbeitung des Eisens erstreckte, worin es jetzt durch die niederbergischen Gegenden verdunkelt wird. Oder ist es nicht Siegen, das Galfried von Monmouth als Sitz des kunstreichen Schmiedes Wieland in folgenden Worten bezeichnet:

Pocula, quae sculpsit Guielandus in urbe Sigeni?

Der bei Siegburg mündenden Agger verbindet sich weiter oben die Sülz, die dem Rhein parallel, doch in entgegengesetzter Richtung fliesst. Das Oberbergische um Sülz, Agger und Sieg ist eine Heimat, ein Asyl des Volksgesangs: wohl nirgend in Deutschland haben sich unsere Volkslieder zahlreicher und ächter erhalten, als in dieser von grossen Heerstrassen, mithin von Opernhäusern und Leierkasten entfernten Gegend. Am besten belauscht man sie an den sogenannten Schwingtagen, wo sich die Nachbarinnen zur Bereitung des Flachses versammeln, und unter vielhundertjährigem, streng beobachteten Ritus, zu dem auch die alten Lieder gehören, von Haus zu Haus, von Gehöft zu Gehöfte ziehen. Von diesen Liedern haben wir einige gelegentlich mitgetheilt; andere, die sich auf die wichtigsten Puncte des bergischen Landes beziehen, werden wir bald einzuflechten Veranlassung finden.

Zwischen der Sülz und dem Rheine, doch ersterer näher, hebt sich bei Vollberg der Lüderich, einer der höchsten Puncte des Landes. Hier finden sich grossartige Spuren alten Bergbaus, zu dem jedoch geschichtliche Nachrichten nicht hinaufreichen. Zwar soll er einst Eigenthum des Domkapitels zu Köln gewesen sein, das von der unermesslichen Ausbeute, die er schüttete, grosse Summen zum Bau des Domes verwandt habe; doch sprechen andere Sagen von viel frühern Zeiten. Nach diesen waren es Heiden, die vor mehr als tausend Jahren im Bund mit bösen Geistern den erzreichen Schooss des Lüderichs durchwühlten, und die erschürften Schätze zu grenzenloser Ueppigkeit wie zur Verhöhnung des Christengottes missbrauchten. Die Räder an den Schiebkarren dieser frevelnden Bergleute waren holländische Käse; doch mit dieser Versündigung an Gottes Gabe begnügten sie sich nicht:

„Aus des Lüdrichs dunkelm Walde warfen sie ein Weizenbrot
Und ihr Spottgeschrei erschallte: „Herrgott, lauf und fall dich todt!“
Und als rollend in den Tiefen es zerschellte und zerbrach,
Wälzten Steine sie und riefen: „Teufel, lauf dem Gotte nach.“

Da sei Gottes Strafgericht über sie hereingebrochen, denn der Einsturz des Berges habe nicht nur die in den Gruben beschäftigte Knappschaft erschlagen: auch ihre Herrn, die reichen Heiden, welche die Erscheinung eines Hirsches in den „Heidenkeller“ verlockt hatte, seien dabei umgekommen; einen frommen Hirten

nur, der seine Schafe auf dem Lüderich weidete, warnte eine himmlische Stimme frühzeitig genug. Noch zeigt man im Thale den Eingang eines angeblichen Stollens, aus welchem das Blut der erschlagenen Bergleute fliesst — ein mit Eisenoxyd geschwängertes rothes Wasser, sogenannte Guhren, wie sie oft aus den Erzlagerstätten kommen. Eine Gesellschaft will jetzt diesen Bergbau wieder eröffnen, da die Alten das mächtige Lager schwerlich in bedeutender Tiefe ausgewonnen haben.

Köln gerade gegenüber, doch drei starke Stunden von ihm entfernt, erhebt sich auf dem waldigen Gebirgssaum das prachtvolle, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im italienischen Geschmack neuerbaute Schloss Bensberg, dessen Belvedere das Rheinthal im Umkreis von zwanzig Meilen beherrscht. Vor sechshundert Jahren, in dem Kriege der Gegenkönige Philipp und Otto, trug sich vor diesem Schlosse der Grafen von Berg eine Begebenheit zu, die noch im Volksgesang fortlebt. Eine Schaar Böhmen, wohl tausend Mann stark, zog sengend und brennend daher, und forderte Bensberg zur Uebergabe auf. Sieben Sommermonate lagen sie vor der Veste, mehr als zwanzig Stürme hatten sie mit Strömen Bluts gebüsst. Endlich mussten sie abziehen; aber Bensbergs tapfere Besatzung zog ihnen nach, überfiel sie bei Schloss Nesselrode im Wupperthal und richtete unter den Trunkenen ein schreckliches Blutbad an. Von den Leichen der Erschlagenen ward das Thal L e i c h l i n g e n genannt. Nun versteht man das alte Lied:

Auf, gebet uns das Pfingstei,
Hei Rosenblümelein!
Und reicht den kühlen Trunk herbei,
Hei Rosenblümelein!
Freu dich, wackres Mägdelein.

Wir kommen von dem Bensberg. Hei Rosenbl.
Die Heiden stürmten dort den Berg. Hei Rosenbl. u. s. w.

Sie wollten han die Veste,
Das waren böse Gäste!

Sie stürmten Thor und Mauer,
Von Pfeilen regnet es ein Schauer.

Und als die Pfeile verschossen sein,
Da regnet es nieder Mauerstein.

Bergab zog da der Böhmen Zahl,
Bergab ins schöne Wupperthal.

Der Junker Hans war da im Gang,
Verstand sich auf den Vogelfang.

Die Stadt an dem Wupperstrand,
Ward Leichelingen da genannt.

Dem Rheine näher, unweit Mühlheim, lag das Kloster Dünwald, das einst dem benachbarten Junker Hall von Schlebusch hundert Morgen seines ererbten Landes streitig machte, indem es sich auf alte vergilbte Pergamente berief. Da der Junker des kostspieligen Rechtsstreits kein Ende sah, erbot er sich vergleichsweise sein Eigenthum abzutreten, wenn ihm noch eine letzte Saat bewilligt würde. Die Mönche schmunzelten und schlugen ein. Als sie aber bei der „Hagelfeier" die Felder umgingen und bei dem neuerworbenen Felde zusahen, was der Junker zu guter Letzt für Frucht gesäet habe, da war es, o Schrecken! — Eichelsaat! Wohl schrieen sie über Betrug und Ueberlistung, da sich wohl voraussehen liess, dass sie kein Zahn mehr schmerzen werde, wenn diese Saat zum Schnitt komme; doch vergebens: zu deutlich sprach der frischgeschriebene Vergleich; deutlicher als einst das alte Mönchspergament.

Aber lustig wuchsen die Eichen empor:
Bald knallte dort im Grünen des Junkers Rohr;
Noch sah er zur Lohe schälen manchen Schaft,
Er trank sich noch Stärkung aus braunem Eichelsaft.

Als aber weiter stürmte die Zeit im Saus,
Die Wipfel schauten über das Klosterhaus,
Da sahn sie grüne Gräber, wo längst in Ruh
Abt und Prior schliefen und die Mönche dazu.

Und höher hob sich der stolze Eichenforst,
Und als die graue Rinde verkrustend borst,
Da schüttelten die Kronen ihr herbstlich Laub
Auf des Klosters Trümmer in Schutt und Staub.

Dünwald ist von der Düne benannt, die sich mit der Wupper in den Rhein ergiesst. Aber nicht an der Wupper, dem Hauptfluss des bergischen Landes, in dem romantischen Thal der kleinen Düne stand die Wiege seiner Fürsten. Diese leiteten

ihr Geschlecht von den Grafen von Teisterband und Kleve, also von jenem Schwanenritter, der so tief in der deutschen Mythe wurzelt und selbst in die Gralssage aufgenommen wurde. Um den Anfang des zwölften Jahrhunderts erscheinen zwei Brüder aus dem Hause Teisterbant, Adolf und Eberhard, als Grafen von Berg und Altena (in der spätern Grafschaft Mark), welche ausser dem märkischen Schloss Altena auch an der Düne, drei Stunden von Köln, das Schloss Berg besassen, das hernach Altenberg heisst, wohl im Gegensatz gegen das neuere von Adolf erbaute Schloss Burg bei Solingen, und die Neuerburg bei Lindlar an der Agger. Höchst abenteuerlich ist die Geschichte Eberhards, wie sie Sage und Volkslied erzählen. In einer Fehde der Herzoge von Limburg und Brabant schwer verwundet, ergriff ihn Reue über das angerichtete Blutbad, welches er in Wallfahrten zu den Gräbern der Apostel Peter und Paul und nach St. Jacob von Compostella zu büssen gedachte. Von dort zu dem Grabe des heil. Aegidius zurückkehrend, gelangte er zu dem Weiler Thaldorf bei dem Kloster Morimund und diente demselben unerkannt, und der hohen Abkunft vergessen, viele Jahre lang als Schweinehirt um Knechtslohn. In der Heimat glaubte man ihn in jener blutigen Schlacht gefallen, und er würde sein Leben bei der Heerde beschlossen haben, wenn ihn nicht zwei gräfliche Dienstmannen, die nach St. Aegidien wallfahrteten, erkannt und dem Abt von Morimund seinen Stand verrathen hätten:

Der Hirt sass weinend unterm Baum,
Ein Ritter hielt dem Ross den Zaum.
Schaut, Knappen, unser Herr,
Am Hügel weinet er,
Der Verlorne ist gefunden.

Es zog ein Graf wohl über den Rhein,
Graf Adolf, der wird fröhlich sein,
Sein Bruder Eberhard
Ihm neu gefunden ward
Fern im Lothringerlande.

Auf! lasst den Jubel, lasst den Reihn,
Mein Herz kann nicht mehr fröhlich sein.
Nach oben zieht mein Blick,
Dort nach dem Himmelsglück!
Ich zieh zum Altenberge!

In so beliebter Kürze deutet das Volkslied die Verwandlung der Stammburg in das Kloster Altenberg an, in welchem Eberhard als Mönch sein Leben beschloss, nachdem er die Würde eines Abts von St. Georgsberg in Thüringen niedergelegt hatte, zu dessen Stiftung Graf Sieghard von Kefernberg, sein Verwandter, von ihm vermocht worden. Auch sein Bruder, Graf Adolf, endigte als Mönch zu Altenberg, als dessen Mitstifter er betrachtet wird. Schon unter dem ersten Abt, Berno, früher Subprior zu Morimund, ward das Kloster von dem hohen verfallenen Schlosse in das Dünthal verlegt, wie denn die Cisterzienser, nach dem Spruche:

Bernhardus valles, montes Benedictus amabat,

die Stille einsamer Thalschluchten, als zu düstern Todesbetrachtungen geeigneter und bequemer zum Anbau des Landes, den Bergen vorzogen, wo die Benedictiner dem Himmel näher zu wohnen glaubten. Ein Jahrhundert später fällt die Erbauung der berühmten Klosterkirche, denn Konrad von Hochstaden, welcher zum kölner Dome den ersten Stein legte, wohnte auch der Grundlegung der bewunderten Abteikirche bei, die man mit Recht einen Dom im Kleinen genannt hat. Leider hat eine Feuersbrunst zu Anfang dieses Jahrhunderts die Klostergebäude zerstört und das herrliche Gotteshaus bedeutend beschädigt; doch ist die Wiederherstellung des letztern schon weit vorgerückt und das reiche bergische Land wird kein Opfer scheuen, seine grösste Zierde, die Grabstätte seiner Fürsten und edeln Geschlechter, das Denkmal seiner Pietät wie seines Kunstsinns, dem Verfall zu entreissen.

„Bis zum Aussterben des bergischen Herrscherhauses mit Herzog Wilhelm III. (1511) ruhen die Sprossen dieser hochberühmten Fürstenfamilie mit wenigen Ausnahmen in der Klosterkirche. Die spätern clevischen und pfalz-neuburgischen Landesregenten fanden ihre Ruhestätten theils in Düsseldorf, theils in Kleve.“

Von den vielen Sagen, die sich an Altenberg knüpfen, und die Montanus gesammelt hat, stehe hier nur folgende:

Das Ave Maria.

Von einem Ritter sollt ihr hören
Der weder fromm noch gläubig war,
Mit Raufen, Spielen, Fluchen, Schwören
Vertrieb er wohl das halbe Jahr.

Er betete nicht laut nicht leise,
Er sprach nur in gewohnter Weise:
Gegrüsst seist du Maria!

Im Taumel rauschender Vergnügen
Gedacht er nicht, was Gott gefällt
Und schlürfte mit begiergen Zügen
Die kurze Süssigkeit der Welt.
Wie schlimm auch seine Sitten waren,
Doch half ihm oftmals aus Gefahren
*Gegrüsst seist du Maria!

Bald hatt er mit noch braunem Scheitel
Sich satt geliebt, gezecht, gebirscht,
Dass alle irdschen Freuden eitel,
Erkannte jetzt sein Herz zerknirscht.
Er dachte hehrer Gottesminne
Und sprach hinfort mit tieferm Sinne:
Gegrüsst seist du Maria!

Und angeweht vom Geist der Süssen
Erwählt' er die gewissre Bahn,
Schon pocht' er, schwere Schuld zu büssen,
Am Altenberger Kloster an.
Ein Bruder öffnet ihm die Pforte:
Da spricht er seufzend nur die Worte
Gegrüsst seist du Maria!

Gekleidet ward er und geschoren,
Man gab ihm einen Lehrer bei;
Doch war der Unterricht verloren,
Er lernte keine Litanei.
Auch schien ihn Strafe nicht zu schmerzen,
Er sprach nur aus bewegtem Herzen:
Gegrüsst seist du Maria!

So seltsam trieb ers bis zu Ende;
Schon blickt' er in das offne Grab;
Da wollt er keine Segensspende,
Wies Beicht und letzte Oelung ab.
Doch als sein Herz begann zu brechen,
Da hörte man ihn selig sprechen:
Gegrüsst seist du Maria!

Nun sind gesprengt die Erdenbande,
Die Brüder senkten fromm ihn ein,
Sieh, aus des Hügels frischem Sande
Spross eine Lilie weiss und rein.

Und auf den lichten Blüthenblättern
Las man in goldenschönen Lettern
Gegrüsst seist du Maria!

Und gäb euch nun ein heilger Engel
Zu schauen durch der Erde Grund,
So säht ihr wie der Lilienstengel
Entspriesst des Bruders keuschem Mund.
Dann miedet ihr vergebnes Sagen
Und sprächt wie Er auf eitle Fragen
Gegrüsst seist du Maria!

Mit der Düne mündet zugleich die Wupper, die oberhalb Wipperfurt Wipper heisst und in der Grafschaft Mark entspringt. Einer Vyper macht sie auch ihr gekrümmter Schlangenlauf ähnlich, obgleich die wuppernde Bewegung der Mühlen, Maschinen und Werke, die sie treiben muss, den andern Namen nicht weniger rechtfertigt. Ein Wunder, dass sie sich nicht ganz verspritzt und in Dampf auflöst, dass auf den Bleichen Barmens die Sonne sie nicht aufzehrt. Bei ihrem reissenden Fall ist sie nicht schiffbar, nicht einmal flössbar, und doch möchte weit und breit kein anderer Fluss den Menschen wesentlichere Dienste leisten. Ihr reines Bergwasser wird durch das Ausschwenken der gefärbten Garne oft so getrübt, dass Fische nicht mehr in ihr leben können; doch führen Abzugsgräben und zahlreiche Nebenarme es lauter und rein auf die Bleicherwiesen.

Nur mässige Anhöhen begleiten die Wupper und auch diese sind nur selten noch mit Burgen geschmückt: die Romantik ist verschwunden und hat dem regsten Leben der Jetztwelt Platz gemacht. An Poesie fehlt es darum dem Thale nicht, noch an malerischem Reiz: Mühlen und Eisenhämmer wechseln mit Gärten und Wiesen, palastähnliche Fabrikgebäude mit geschmackvollen Landsitzen; die bebauten Hügel an dem gewundenen, grün gesäumten Fluss, die Weiss- und Rothgarne, die buntfarbigen Stoffe auf dem frischen Rasen, die schön angestrichenen Wupperbrücken, die saubern Bleicherhütten, Alles fesselt das erquickte Auge, und das bewegte Treiben, das Hin- und Wiederrennen auf der bevölkerten Landstrasse, das Sausen der Webstühle, das Pochen der Hämmer, der überall sichtbare, aus Fleiss und Industrie entsprungene Wohlstand werden auch den Geist des Wanderers zu fesseln wissen. Die Gegend von Elberfeld und Barmen,

das im engern Sinne sogenannte Wupperthal, bildet den Mittelpunct dieser schon mit bewunderungswürdigen Erfolgen gekrönten Gewerbthätigkeit, deren Blüthe sich täglich noch schöner entfaltet. Elberfeld zieht sich eine halbe Stunde lang an der Wupper hin, das jetzt mit ihm äusserlich verbundene Barmen gar anderthalb Stunden, denn diese Sammtgemeinde umfasst ausser den auf den Bergabhängen zerstreuten Bauerschaften und Höfen die Orte Gemarke, Wupperfeld, Wichlinghausen, Rittershausen und Heckinghausen. Ein Spaziergang durch Elberfeld und die genannten Hunschaften von Barmen bis nach der wilden Oede bei dem Dorfe Beienburg, mit welcher der Hauptsitz der Bleicher, das schöne Rauenthal schliesst, ist eine moderne Idylle von dem mannigfaltigsten Reiz, immer anmuthig und heiter und doch so belehrend als unterhaltend.

Die untern Wuppergegenden tragen den modernen Charakter noch nicht so ausgesprochen; zwischen Opladen und Burg erinnert noch Manches an die Ritterzeit, deren Andenken im eigentlichen Wupperthal nur noch in Namen fortlebt. Bei Leichlingen, dessen wir schon oben gedachten, bewässert die Wupper ein reizendes Thal. Hier war das Haus Nesselrode die Wiege des vielverzweigten Heldengeschlechts, dessen jetzt europäischer Ruf sich von der Worringer Schlacht datirt, wo acht Junker von Nesselrode den „ruhmreichen Bergen“ den Sieg erfechten halfen und gleich auf dem Schlachtfelde den Ritterschlag zum Lohn ihrer Tapferkeit empfingen. Auch Schloss Burg bei Solingen, der zweite Sitz der Grafen von Berg, ist noch in den Trümmern erhalten. Dagegen ist Solingens eigne Burg nur noch ein Hof und die der kriegerischen Ritter von Elberfeld bis auf die letzte Spur zerstört; nur Strassennamen deuten jetzt an, wo sie gestanden hat. Elberfeld ist von den Elfen benannt, die mittelhochdeutsch Elber hiessen; und die benachbarte Herrschaft Hardenberg, die bis an die Ruhr reicht, aber gleichwohl zum Wupperthale gerechnet wird, wo auch das hardenbergische Schloss Rauenthal gelegen haben wird, ist durch einen Elfenkönig berühmt, der in der Heldensage keine unbedeutende Rolle spielt. Die Hardenberge leiteten ihr Geschlecht von Wittekind, dem nach den alten Versen, die auf der Mauer der Veste standen, Karl der Grosse ganz Sachsen abnahm und ihm nur die Herrschaft

Hardenberg wiedergab. Sie führten den Drachen im Wappen und der Name Nibelung war in ihrem Hause erblich. Noch das *Cosmodromium* des *Gobelinus Persona* (der erste Name bedeutet einen Kobold, der zweite ein Gespenst) erzählt von einem Hausgeist, der sich um 1382 bei dem Edeln Nibelung von Hardenberg aufhielt, dem er sehr zugethan war und oft die nützlichsten Rathschläge gab. Er theilte nicht selten mit ihm das Bette, trank Wein, spielte sehr lieblich die Harfe, verschmähte selbst das Würfelspiel nicht, liess sich aber nie sehen, höchstens seine Hand betasten, die sehr zart und weich anzufühlen war. Nibelung von Hardenberg hatte eine schöne Schwester, der eigentlich der dreijährige Aufenthalt König Goldemars, so hiess der Elfe, auf den Schlössern Hardenberg, Hardenstein und Rauenthal galt. Nach dieser Zeit ist er, ohne dass ihn Jemand verletzt hätte, nicht wieder erschienen; so erzählt wenigstens Gobelinus, obgleich die Volkssage versichert, die Neugier der Hausgenossen habe ihn vertrieben. Sie streuten nämlich Erbsen und Asche auf den Boden, und als er auf jenen ausgleitend hinfiel, drückte sich in dieser seine Gestalt ab. Der Zug scheint aus der allgemeinen Koboldsage entliehen, in der Anwendung auf Goldemar aber nicht ursprünglich. Den ächten Zusammenhang enthält die alte Vorrede des Heldenbuchs, die den Inhalt eines verlorenen Liedes berichtet. Nach dieser endigte König Goldemars Liebesabenteuer mit einer Entführung. Die Entführte war aber eine Königstochter und hiess Hertlin: die alte Königin starb vor Leid über den Verlust der Tochter. Dietrich von Bern befreite diese mit grosser Mühe aus der Gewalt des Elfenkönigs, vor dem sie Magd geblieben war, worauf er sie selber zum Weibe nahm. Aus einer Stelle Reinfrieds von Braunschweig geht hervor, dass ihr Besitz ihm nicht unangefochten blieb, denn Goldemar, „das reiche, kaiserliche Gezwerg," verwüstete den Wülfingen mit Hülfe der Riesen Berg und Wald. Dass sich die Hardenberge diesen frühvergessenen Theil der Heldensage in der obigen Verdunkelung aneigneten, erklärt sich aus ihrem Drachenwappen und dem erblichen Namen Nibelung; doch darf auch die Verwandtschaft der Namen Hertlin und Hardenberg nicht unbeachtet bleiben. Ob der Dichter des Heinrich von Ofterdingen mit diesen Hardenbergen verwandt war, weiss ich nicht; auch bleibt es zu untersuchen, ob sein

angenommener Name Novalis in seiner Familie herkömmlich war. Dass für Nibelung die Formen Nivelo und Novelo vorkommen, ist Thatsache, und Novalis liegt nicht zu weit davon ab. Das früher erlauchte Geschlecht der Dynasten von Hardenberg zwischen Wupper und Ruhr nahm mit dem Aufblühen der Grafen von Berg und Altena ab und wurde endlich nur noch unter die Ritter gezählt. Der letzte des Stammes war Heinrich von Hardenberg, durch dessen Tochter Hardenstein an die von Stael kam, wie Hardenberg an die von Bernsaw; von Rauenthal blieb in Barmen nur der Name.

Jener biedre Schmied von Solingen, der dem grossen Friedrich, wie man aus meinen Rheinsagen weiss, auf eigne Hand Hülfe brachte, hiess Peter Hahn, und wohnte zu Limminghoven, einem der gewerbreichen Weiler, die Solingen umgeben. Er hatte seinem Lieblingshelden schon vor dem siebenjährigen Kriege zwölf Jahre lang gedient, und diente ihm in diesem noch fünfe. Er starb im Alter von mehr als siebenzig Jahren und seine sieben Söhne haben die Erzählung seiner Abenteuer auf ihre Kinder vererbt.

Düsseldorf, Hauptstadt und Hafen des bergischen Landes, und eine der schönsten modernen Rheinstädte, hätte vielleicht seiner Malerschule wegen Anspruch, im malerischen Rheinland erwähnt zu werden; auf seine Umgebungen, den vielgerühmten Grafenberg mit eingeschlossen, darf es ihn nicht gründen. Seine Jacobea von Baden soll uns bei ihm zu verweilen bestimmen, wenn einst ihr tragisches Geschick einen Dichter begeistert hat. Namen können uns nicht fesseln, sonst hätte es beide Jacobi, Cornelius, Heine bereit.

Kaiserswerth hiess ursprünglich St. Suitbertswerth, weil es aus dem Kloster entstand, das dieser bergische Apostel, dessen Reliquien es im silbernen Sarge bewahrt, auf der von Plectrudis, der Gemahlin Pipins, ihm angewiesenen Rheininsel gründete. Den Namen Kaiserswerth soll es dem Rothbart verdanken, doch erklärt ihn schon seine Königspfalz; auch war es längst durch den Königsraub, den der heil. Anno hier an dem zwölfjährigen Heinrich IV. verübte, berühmt geworden. Aus dem gräflichen Geschlechte derer von Spee von Langenfeld bei Kaiserswerth ging der Dichter der Trutznachtigall hervor, der zuerst

die Kühnheit hatte, die Barbarei der Hexenprocesse zu bekämpfen. An die jetzt dem bergischen Ufer verbundene Rheininsel pflegt der Rhein die Leichen der Ertrunkenen auszuspülen und der Volksglaube meint, sie würden von den Reliquien des Heiligen angezogen, der einst Manchen vom Tode erweckt haben soll.

Zum Beschluss ziehen wir die alte Reichsstadt Duisburg hieher, die so lange den Anspruch erhob, das vielbesprochene *Dispargum*, die erste Hauptstadt des Frankenreichs, König Clodios Residenz, gewesen zu sein und nun die Demüthigung erfahren soll, von Kobolden, *quos daemones Galli Dusios nuncupant*, hergeleitet zu werden. Jenseits der hier mündenden Ruhr nennen wir nur noch das schon clevische Ruhrort, Rheinpreussens Amsterdam, auf dessen Werften namentlich seine Dampfschiffe gebaut werden.

Köln.

Auch Kölns nächste Umgebungen sind flach und wenig malerisch, obgleich jenseits die Höhen des bergischen Landes sich bedeutend genug erheben, hinter ihm das Vorgebirge zu reizenden Ausflügen einladet, und sogar die sieben Berge noch aus blauer Ferne locken. Aber Köln bringt das Malerische selbst in seine Landschaft, denn auch jetzt noch, wo von seinen Klöstern, Kirchen und Kapellen, deren es so viel hatte, als das Jahr Tage zählt, mehr als die Hälfte verschwunden ist, bildet es mit seinen hundert Thürmen, mit seinem gewaltigen Dom, mit unzähligen hochragenden Dächern und Giebeln, eine imposante Masse, die fünf Meilen weit gesehen wird, und je näher man hinantritt, sich immer ehrwürdiger heraushebt, immer malerischer entfaltet. Wer ihm von Bonn aus zu Schiffe genaht ist, wird den Eindruck nicht vergessen, den sein erster Anblick hervorbrachte, und auf seiner Schiffbrücke, in den Ufergärten von Deuz wird man sich nicht daran zu ersättigen wissen. Betritt man die Stadt selbst und sieht die engen, oft krummen, aber nie einförmigen Strassen, die altfränkischen Häuser neben den modernen, die Baustile aller Zeiten und Geschmäcke auf das bunteste gemischt, die gezackten Giebel, die vorspringenden Stockwerke, die überhangenden Erker,

die zierlichen Thürmchen der Ritterburgen, die mächtigen städtischen Gebäude, die karolingischen, byzantinischen, alt- und neugothischen Kirchen neben Resten aus der Römerzeit, so müsste man sich in Mannheim, Karlsruhe, Neuwied bis über die Ohren verliebt haben und gar nicht mehr wissen, was pittoresk ist, wenn man sich hier nicht im Mittelpunkt aller architektonisch-malerischen Schönheit fühlte und allen jüngern oder verjüngtern Städten vor dieser ältesten und alterthümlichsten den Preis gäbe, von der noch heute wie vor dreihundert Jahren der Spruch gilt:

Coellen ein Kroin
Boven allen Steden schoin.

Und in dieses *Alaaf Köln!* müssen wir auch einstimmen in Bezug auf das romantische Element: denn seit zwei Jahrtausenden hat sich ein unerschöpflicher Schatz von Geschichte und Sage in Köln angehäuft, und sie schweben nicht los und ungreifbar in der Luft, sie sind zu Stein geworden und sprechen uns in dauernden Urkunden an. Das Wenigste ist hier zu berühren vergönnt, ich muss meine Rheinsagen zu Hülfe rufen und mich auf Nachträge zu dem dort Gelieferten beschränken.

Ovinge.

Der geistvolle Verfasser der Marken des Vaterlands, Hermann Müller, hat in dem Namen der Ubier, deren Colonie und Hauptstadt die heilige Stadt war, die erste Veranlassung zu diesem Beinamen Kölns nachgewiesen. Dieser Name bezieht sich auf den Gottesdienst und bezeichnet die Vorfahren der Kölner als das durch Verehrung der Götter vor andern Deutschen ausgezeichnete Volk. Vielleicht standen sie auch einem Bunde rheinischer Stämme vor und waren darum bei dessen durch Andacht geweihten grossen Vereinigungen die Leiter und Ueber ihrer gottesdienstlichen Gebräuche und zugleich die Besitzer der geheiligten Opferstätte, der *Ara Ubiorum.* Noch der Verfasser der Reimchronik, der Stadtschreiber Meister Gottfried Hagen, hatte ein Bewusstsein von dieser Bedeutung des Namens der Ubier, denn indem er *Colonia Ubiorum* mit *Coelne Ovinge* wiedergiebt, bezieht er den letzten Namen auf die Uebung Gottes „und aller tugendlichen Dinge“ und setzt damit gleich im folgenden

Verse den Beinamen Kölns als der heiligen Stadt in unmittelbare Verbindung. An diesem Charakter hätte also Köln seit seiner Gründung bis auf die neueste Zeit festgehalten und durch die Anlage seines Doms, dessen Ausbau niemals aufgegeben ward, sich die Aufgabe gestellt, bis zum Ende der Geschichte mit Stätigkeit in ihm zu verharren.

Petrarca in Köln.

Wie der Kölner dem Glauben der Väter unverbrüchliche Treue bewahrt, so hängt er auch mit Starrheit an überlieferten Gebräuchen, die eben darum bei ihm ein ehrwürdiges, unglaublich hohes Alter erreichen. Manche heidnische Gewohnheiten, die das Christenthum auszurotten keine Ursache fand, haben sich das Mittelalter hindurch bis an die Schwelle der neuern Zeit erhalten, ja einige leben heute noch kümmerlich fort, oder haben in verjüngter Gestalt ein neues Leben begonnen. Die Abwaschung im Rheine, mit welcher sonst die kölnischen Frauen den Vorabend des Johannisfestes begingen, ist nicht bis auf unsere prüden Zeiten gekommen und wir hätten keine Kunde davon, wenn nicht Petrarca Köln und Achen besucht hätte und in ersterer Stadt ein erstaunter Zeuge des überraschenden Schauspiels geworden wäre. Das ganze Ufer war mit einer herrlichen Schar von Mädchen und Frauen bedeckt und der Sänger Lauras erstaunte über ihre Schönheit: „Welche Gestalt, welche Gesichtsbildung, welches Benehmen! Man hätte sich verlieben können, wenn man nicht ein schon zuvor eingenommenes Herz dahin gebracht hätte. Unglaublich war der Zulauf, doch ohne Gedränge; alles athmete Muth und Freude. Ein Theil war mit wohlriechenden Kräuterranken umgürtet und mit zurückgestreiftem Gewande wuschen sie die weissen Arme und Hände im Flusse, wobei sie in ihrer Sprache mir unverständliche, doch wohllautende Sprüche wechselten.“ Auf seine Frage nach der Bedeutung des seltsamen Beginnens erhielt er zur Antwort: Es sei ein uralter Gebrauch des Volks, der Frauen namentlich, denn man glaube alles im ganzen Jahre bevorstehende Elend durch die an diesem Tage gewöhnliche Abwaschung im Flusse wegzuspülen, worauf dann nur Frohes begegne; es sei also eine jährliche Lustration, die man von jeher unverbrüchlich gehalten habe und halten werde. „Wie beneide ich euch“, rief

der Dichter aus, „ihr glücklichen Anwohner des Rheins, dass der Fluss euer Leid, eure Klagen hinwegschwemmt, da uns weder der Po noch die Tiber davon reinigen kann!“

Ivelfest.

Es ist um so weniger zu zweifeln, dass die von dem Italiener belauschte Feier ein Ueberbleibsel des altdeutschen Festes der Sommersonnenwende war, als auch von jenem der Wintersonnenwende oder des Iuul noch Spuren erhalten sind. Bei Merkenich, einem benachbarten Dorfe, führt noch einer der Haupthöfe den Namen Ivelhof, ein anderer heisst Spörkelhof, nach dem Namen des Monats, in welchen das Fest fiel, von dem ich berichten will. Es hiess Ivelfest und ward im Februar begangen, der am Niederrhein Spörkel genannt wird. Ursprünglich war es aber, nach dem Zeugniss des in der Nähe begüterten Domherrn von Hillesheim, durch den uns die Kunde erhalten ist, das Neujahrfest und stimmt also mit dem nordischen Iuulfest auch hierin überein. Von dem alten Liede, das die Kinder sangen, indem sie, Kuchen und Weissbrot zu sammeln, von Haus zu Haus gingen, wird uns nur der Anfang: *Cantemus Ivelfest* berichtet.

Geckenberndchen.

Die alte Gottestracht, wie sie Wallraf beschreibt, war durch mancherlei alterthümliche Gebräuche ausgezeichnet, am meisten durch einen, dessen er nicht gedenkt. Dieser Procession, an der ausser den Consuln und dem Senat die gesammte Geistlichkeit der acht ersten Kollegiatstifter Theil nahm, pflegte nämlich ein seltsames Wesen voraufzutanzen, das seiner wunderlichen Sprünge willen das Geckenberndchen hiess, in der neuern Zeit aber, der das Heilige so fremd geworden ist, dass sie keinen Scherz damit verträgt, in die Carnevalsaufzüge verwiesen ist. Wenn diess an jene römischen Priester, die Salier, erinnert, deren Name sogar von den Tripudien abgeleitet wird, die sie dem Mars zu Ehren öffentlich aufführten, während Andere an David dachten, wie er vor der Bundeslade einhertanzte; wie man auch an die Mönche von Epternach in der Eifel denken kann, die immer drei Sprünge vorwärts und zwei zurück thun mussten: so führen doch alle diese Aehnlichkeiten weder zur Erklärung der Sache noch

des Namens „Berndchen", noch endlich seiner mehr kriegerischen als priesterlichen Tracht. Nähme man einen Zusammenhang mit den Saliern an, so würde diese sich freilich aus dem Dienst des Kriegsgottes rechtfertigen lassen und nur noch der Name zu schaffen machen. Nun finde ich, dass Berend ein Beinamen Odins, des deutschen Kriegsgottes war, wie er z. B. in Hackelberend vorkommt, will aber damit nichts entscheiden, zufrieden, wenn ich Kundigere veranlasst habe, den Gegenstand schärfer ins Auge zu fassen.

Carnaval.

Ich habe des Carnevals gedacht, und damit ein Fest berührt, das man in Rom oder Köln begehen muss, welches auch hierin wieder das deutsche Rom ist. Goethe, der den römischen Carneval beschrieb, widmete auch dem kölnischen einige Reimzeilen; geschildert hat er ihn nicht, vermuthlich auch nie gesehen. Wäre es ihm bei jüngern Jahren so wohl geworden, so hätte er die Frage entscheiden können, welche der beiden Städte mehr angeborenes Geschick dazu habe, ob die Römer mehr Geist, Witz und Laune sprühen und sprudeln lassen oder ihre niederrheinischen Colonisten. Wie das Urtheil auch ausfallen möge, Köln verdient den Namen der Freudenstadt, den es sich in Bezug auf seinen Carneval beilegt, nicht bloss um Fastnacht, sondern das ganze Jahr hindurch. Ich will nicht von seinen Kirmessen sprechen, die niemals ausgehen können, da jede eine Woche lang währt, und der Kirchthürme zum Beiern (eine eigenthümliche Art des Geläutes) immer noch mehr als der Wochen im Jahre sind; ich rede von dem Frohsinn, der guten Laune, der unerschöpflichen Lebenslust seiner Bewohner. Ist diese Heiterkeit ansteckend, oder liegt sie epidemisch in der Luft, genug, dass ich es nicht allein bin, der sich plötzlich umgestimmt fühlt, indem er Kölns classischen Boden betritt, wo die reichste Vergangenheit zugleich mit der lebenskräftigsten Gegenwart zu ihm spricht und die alten verwitterten Häuser mit den spiegelnden Fenstern und dem modernen Wohlstand in den Zimmern dahinter ihn wie ein Greis mit Jünglingsaugen ermuthigend und beschämend anblicken. Um aber wieder auf den Carneval und den Wettstreit der beiden heiligen Städte zu kommen, so ist es noch unausgemacht, welcher

von beiden er eigentlich seinen Ursprung zu verdanken hat. Dass er aus einem heidnischen Feste, sei es nun ein römisches oder ein deutsches, hervorgegangen und das Christenthum ihn nur geduldet hat, ist eine ziemlich allgemeine Annahme, mit der aber die herkömmliche Ableitung des deutschen wie des romanischen Namens, Fastnacht und Carneval, im Widerspruch steht. Jener, den man früher Fasenacht, ja Fasinacht schrieb, ward wohl erst spät auf die Fasten bezogen und auch dieser wird mit dem Genuss der Fleischspeisen, welchen man Lebewohl sage, nur sehr gezwungen in Verbindung gebracht. Eine andere Vermuthung, die indess nicht mein Eigenthum ist, hält sich an die fränkische Form des Wortes: *Carnaval.* Zu ihrem Verständniss muss ich etwas vorwegnehmen, was eigentlich in den folgenden Artikel gehört. Schon Tacitus erwähnt eines deutschen, wahrscheinlich gottesdienstlichen Gebrauchs, bei dem ein Schiff die Hauptrolle spielte, welches ihn an den ägyptischen Isisdienst erinnerte. Etwas ganz Aehnliches kommt ein Jahrtausend später am Niederrhein noch als Volksgebrauch vor und nicht als ein christlicher, denn die Geistlichkeit nahm Anstoss daran und suchte ihn auszurotten. Im Walde bei Cornelimünster, unweit Achen, wo schiffbare Ströme fernab liegen, ward „ein Schiff gezimmert, unten mit Rädern versehen, und durch vorgespannte Menschen zuerst nach Achen, dann nach Mastricht (wo Mastbaum und Segel hinzukam), hierauf nach Tungern, Looz und so weiter im Land herumgezogen, überall unter grossem Zulauf und Geleite des Volks; wo es anhielt, war Freudengeschrei, Jubelgesang und Tanz um das Schiff herum bis in die späte Nacht; die Ankunft des Schiffes sagte man den Städten an, welche ihre Thore öffneten und ihm entgegen gingen.“ Auch anderwärts finden sich Spuren, dass zur Zeit des beginnenden Frühlings solche Schiffe zu Lande umhergezogen wurden, wie es an einigen Orten auch mit dem Pflug geschah. Ein Ulmer Rathsprotokoll enthält das Verbot: „*Wenn es sol sich nieman mer weder tags noch nachts verbuzen, verkleiden, noch einig fassnachtkleider anziehen, ouch sich des herumfarens des pflugs und mit den schifen enthalten.*“ Ist es nun allzugewagt, den Carnaval, die Sache wie den Namen (*Car-naval*, Schiffswagen), von diesem niederrheinischen Gebrauch abzuleiten? Noch wurzelt am

Niederrhein der Carnaval fester, noch treibt er bei uns alljährlich frischere Blüthen, als irgend sonst wo in Deutschland; nach Italien aber können ihn bei den häufigen Römerzügen Deutsche vom Rhein, ja nach Rom kann ihn schon Karl der Grosse unmittelbar von Achen verpflanzt haben. Welcher Gott oder welche Göttin in jenem gleich unsern Dampfschiffen mit Rädern versehenen Schiffe den Menschen Frieden und Fruchtbarkeit brachte, wissen wir nicht mehr: ihr Name ward früh vergessen; heutzutage ist es die Göttin der Freude, welcher wir im Carnaval opfern und auch der Wohlthätigkeit ist ein Nebenaltar errichtet.

11,000 Jungfrauen.

Legenden sind keine Glaubensartikel, sondern erbauliche Erzählungen, Dichtungen, die keiner andern als der poetischen Wahrheit bedürfen. Sie gewinnen wenig, wenn ihnen Geschichte zum Grunde liegt. Diese stattet sie nur mit jener Wirklichkeit aus, die Hegel eine schlechte Wahrheit nennt. Der Verfasser der gedruckten Chronik von Köln musste sich noch, um Anstoss zu vermeiden, der lateinischen Sprache bedienen, indem er die Widersprüche berührt, in welche ihm die berühmteste kölnische Legende mit bekannten historischen Thatsachen gerathen zu sein schien. Ein neuerer kölner Gelehrter sagt es deutsch heraus, dass die bei der St. Ursulakirche, in der Nähe der römischen Begräbnisse, aufgefundenen Sarkophage sowohl durch ihre Inschriften, als durch die darin vorkommenden Waffen und Utensilien, sich als römisch verrathen und die starken Schädel und Gebeine eher das Ansehen haben, von römischen Kriegern als von britischen Jungfrauen herzurühren. Gleichwohl bekennt er, dass die Zeugnisse für den Glauben an den bei Köln erlittenen Märtyrertod der heil. Ursula und ihrer Gesellschaft in schriftlichen Urkunden und Legenden bis in die ältesten Zeiten hinaufreichen, mithin die constante Tradition nothwendig ein historisches Factum zum Anhalt und Hintergrund haben müsse. Wir fügen hinzu, dass die Erzählung Galfreds von Monmouth, die Hauptquelle der britischen Fabel und Sage, die Legende eher bestätigt als verdächtig macht. Wenn er gleich Köln nicht erwähnt, indem er die Schiffe an barbarische Inseln verschlagen werden lässt, so hat er doch offenbar aus einer christlichen Legende geschöpft,

die er willkührlich zu seinen Zwecken benutzte und verarbeitete. Nach ihm waren diese aus Grossbritanien herbeigerufenen 11,000 edlen Jungfrauen (wozu aus den niedern Volksklassen noch 60,000 kamen) bestimmt, den britischen Kriegern, welche das späterhin Bretagne genannte gallische Küstenland Armorica erobert hatten, und sich der Vermischung mit den Galliern enthalten wollten, vermählt zu werden. In dem Zusammenhang seiner Erzählung ist es ein müssiger, die christliche Quelle verrathender Zug, „dass Viele derselben ihre Jungfräulichkeit dem ehelichen Leben vorzogen und lieber ihr Leben unter jedem Himmelsstrich verloren, als nach grossen Reichthümern Verlangen getragen hätten.“ Auch nach ihm wurden sie von Hunnen niedergemetzelt, aber Etzeln erwähnt er nicht, so wenig als die kirchliche Ueberlieferung. Nur die Kölner Reimchronik hat ihn aus der Volkssage aufgenommen. Mones Meinung, dass hier wieder ein Theil der Heldensage zur christlichen Legende geworden sei, lässt sich nicht ganz abweisen. Die Mordzüge der Hunnen, die Schlacht in den katalanischen Feldern scheinen in beiden nachzuklingen. Der Name Ursula deutet aber eher auf Welfen als auf die gibellinischen Nibelungen und die Uebereinstimmung der Zahlen ist nur sehr unvollkommen.

Dombau.

Seh ich immer noch erhoben
Auf dem Dom den alten Krahn,
Denk ich, dass das Werk verschoben
Bis die rechten Meister nahn.

Max v. Schenkendorf.

Und dieser Gedanke ist gewiss der richtige, ist derselbe, welchen der riesenhafte Storchschnabel ausdrücken soll. Der Ausbau des Doms ist nicht aufgegeben, so lange sein Thurm noch das Werkzeug trägt, ohne das kein Stein hinaufgewunden werden kann. Wann aber nahen die rechten Meister? Ach, der Meister wäre schon gefunden, und auch an kunstgeübten Händen würde es nicht fehlen, wenn sich nur erst die Mittel beschaffen liessen. Der Meister, der die Wiederherstellung geleitet, die Bauleute, die sie ausgeführt haben, stehen jetzt auch für den Weiterbau zu Gebote; und werden sie immer so zu Gebote stehen? Eine wunderbare Fügung, denn es wäre Frevel hier von Zufall

zu sprechen, hat uns den gigantischen Entwurf der ersten Meister erhalten, als dessen Schöpfer *Albertus Magnus* gilt, ein Name, den aller romantischer Zauber wie eine Glorie umstrahlt. Dieser tiefsinnige Scholastiker, den die Mitwelt als *Doctor beatus*, wie seinen berühmten Schüler Thomas von Aquin als *Doctor angelicus*, seinen Zeitgenossen *Duns Scotus*, dessen Gebeine die Minoritenkirche bewahrt, als *Doctor subtilis* bewunderte, ist in die innere Geschichte Kölns und den grossen Kampf der Stadt mit den Erzbischöfen auf das Engste verflochten. So riesenhaft der wiederaufgefundene Plan des Doms uns erscheinen mag, so überstieg er doch keineswegs die damaligen Kräfte, und nur jene erschöpfenden Bürgerkriege waren es, die seine Ausführung hinderten. Mehrmals erscheint daher *Albertus* als Friedensstifter, wie er auch den Erzbischof Engelbert, nicht jenen, der zuerst den Gedanken des Doms dachte, und von dessen Ermordung Walther von der Vogelweide zürnend sang, sondern den unglücklichen Nachfolger des kriegerischen Konrads, der den ersten Baustein legte, aus der schmählichen Gefangenschaft zu Niedeggen erlöste. Sein Grab enthielt die Dominikanerkirche, deren Chor er gleichfalls gebaut haben soll; nach ihrer Zerstörung wurden seine Gebeine nach St. Andreas übertragen. Man weiss nicht, wohin seine Sprachmaschine gekommen ist, nach der Thomas von Aquin, als er sie zum erstenmal sprechen hörte, mit dem Stocke geschlagen haben soll; seinen merkwürdigen Giftbecher bewahrt Cochem an der Mosel.

Jene zerfleischenden Bürgerkriege haben ausgetobt, der gewitterschwangre Schooss des Mittelalters hat sich entladen, Reformation und Revolution sind verheerend vorübergezogen: noch steht der Riesentorso des Doms unerschüttert, und von seinem Thurme blickt „ein gigantisch Fragezeichen", der alte Krahn weit in das Land der Obinge, des durch Gottesverehrung ausgezeichnetesten Volks. „Ihr geniesst", scheint er zu sagen, „ihr begeht das Fest eines 25jährigen Friedens: wann gedenkt ihr mein? Habt ihr altersschwach euer selbst, eurer grossen Beschlüsse, eurer jugendkühnen Entwürfe vergessen? Wollt ihr die Kräfte, die sonst der Krieg lähmte, nun unnütz und gedankenlos versplittern? Ihr sammelt Beiträge zu nichtigem Tand, zu Rolandsbogen: Reinhold, Rolands kühnerer Kampfgenoss, baute, zu Köln

bekehrt, mit eigener Hand an St. Peters Dom. Ihr errichtet Denkmale in Stein und Erz, und gebt sie der Luft, der Witterung, dem Muthwillen Preis. Ich, das Denkmal eurer Volkskraft und Herrlichkeit, habe Raum genug für die Grabmale aller eurer grossen Männer. In meinen Hallen, meinem Kreuzgange, meinem fünffachen Schiff, meinen Kapellen und Nischen mögen sie dem grossen Tag entgegenschlummern, dass der Sturm der Zeit ihre geweihte, geliebte Asche nicht verwehe; hier mögen ihre Gedächtnisssteine meines heiligen Friedens, meiner Unvergänglichkeit theilhaftig werden, dass man nach hundert, nach funfzig Jahren nicht zweifelnd frage, wo haben sie doch gestanden? Glaubt es nicht, wenn man euch sagt, ich sei kein auf Köln, kein auf das rheinfränkische Niederland beschränktes Werk, ich gehöre der ganzen gebildeten Welt an. Ja, ihrer Bewunderung, die auch Euch, meinen Gründern und Erbauern, gilt, denn euer Werk, euer Denkmal will ich auch ferner heissen. Zwar sollt ihr keine Gabe zurückweisen, die aus Liebe der Kunst, aus Verehrung des Höchsten freiwillig dargebracht wird; aber Gott hat euch mit Glücksgütern zu reich gesegnet, als dass es euch geziemte bei fremden Völkern, bei Franzosen und Britten für den Tempel eures Gottes Almosen zu sammeln."

Freilich reicht ein 25jähriger Friede nicht hin, die Wunden zu heilen, die mehr als drei Jahrhunderte geschlagen haben. Wenn einst Deutschland leiblich und geistig erstarkt, wenn es die entfremdeten, verirrten Gemüther sich versöhnt und wieder gewonnen hat, wenn ein frischer, lebenskräftiger Geist die gesunden Glieder des Volks von Neuem durchdringt, und das Feuer der Vaterlandsliebe vom Herzen ausströmend in allen Adern und Pulsen glüht, dann ist es Zeit, unsere Jugendträume zu verwirklichen, dann wollen wir unsere kühnsten Entwürfe überflügeln, dann lasst uns den Kölner Dom und das Strassburger Münster ausbauen.

Sinn der Domsage.

Der kölner Dom steht in einem räthselhaften Bezuge zu jenem Römercanal, welcher der Hauptstadt der *Germania secunda* von den Kalkhöhen der Eifel reines Trinkwasser zuführte. Ich will nicht entscheiden, ob diess der einzige Zweck der wunderbaren Wasserleitung gewesen, ob ihrer noch mehrere waren; so viel

ist wohl gewiss, dass der Aquäduct, welcher von dem Rücken des Osnings, wie wir das Eiflergebirge genannt haben, nach Köln lief, wo eine patricische Familie nach ihm (von der Aducht) genannt war, nicht derselbe sein konnte, welcher das reine Kalkwasser des Osnings nach Trier führte. Die Voraussetzung einer solchen Einheit erzeugte im Mittelalter die seltsame Meinung, der Canal habe den Zweck gehabt, den Moselwein unmittelbar von Trier nach Köln zu schaffen. Vielleicht begleiteten diese Wasserleitungen die von Trier nach Köln führende Militärstrasse, damit der durstige Krieger daraus Erquickung schöpfe. Wie dem auch sei, so müssen uns die Reste dieses grossartigen Baues in Erstaunen setzen. Leider ist er seit Jahrhunderten zerstört: der Landmann hat die steinernen Rinnen erbrochen, um den Kalksinter zu gewinnen, welcher sich als Niederschlag des Wassers darin abgesetzt hatte. Diess überzeugt uns zugleich, dass er Jahrhunderte lang seinen Zweck erfüllt habe. Säulen aus diesem Kalksinter sind an vielen Kirchen des Niederlands, z. B. an der Münsterkirche zu Bonn verwendet.

Merkwürdig genug verlieren sich die Spuren des Römercanals in dem Dom zu Köln, ja er soll auf den Ruinen des Wasserkastells erbaut sein. Diess gab wohl die nächste Veranlassung zu der sonderbaren Dichtung des Volks, die ich mit schlichten Worten erzählen will: „Als man den Dom zu bauen anfing,“ so heisst es, „ging der Teufel mit dem Baumeister eine Wette ein, er wollte eher von Trier bis Köln einen Canal zu Stande bringen, als der Bau des Doms beendigt sein würde. Zum Wahrzeichen solle eine Ente auf dem Canal einherschwimmen. Und siehe, der Thurm des Domkrahnens hatte eben die heutige Höhe erreicht, als jene fürchterliche Ente erschien, die das Zeichen der für den Baumeister verlorenen Wette brachte. In diesem Augenblick stand Letzterer auf dem Thurme: er erblickte sie und stürzte sich aus Verzweiflung hinab; sein getreuer Hund folgte ihm nach.“ Minola führte dieses Märchen an, um zu zeigen, welcher Ungereimtheiten der Pöbel fähig sei; ich führe es an, um zu zeigen, welcher Tiefsinn in den ächten Volkssagen liegt. Die beiden grössten Bauwerke des hiesigen Landes, die römische Wasserleitung und der Kölner Dom, die sich durch Zufall auch äusserlich berühren, werden in der Sage zusammengestellt und verglichen.

Das Eine gehört der christlichen Zeit, das Andere dem Heidenthum an. Heidenwerke sind dem Volk nach der altkatholischen Ansicht Teufelswerke, der Canal heisst ihm Teufelskalle, wie es anderswo Heidenmauern Teufelsmauern nennt. Was ist aber das Ergebniss der Vergleichung, wodurch unterscheiden sich die beiden grössten Bauwerke der heidnischen und christlichen Zeit? Das heidnische ist fertig geworden, die Ente kam von Trier nach Köln geschwommen; der Kölner Dom steht zur Beschämung des Christenglaubens heute noch unvollendet; der Schmerz des christlichen Volks über den Vorzug, den das starre Heidenthum hier vor dem bildsamern, in seinen Entwickelungsphasen dem Scheine nach wandelbarern Christenthum davon trägt, drückt sich in dem tragischen Geschick des Baumeisters ergreifend aus. Vergleicht man diese altkölnische Sage, die ich köstlich und nicht minder gehaltvoll finde, als die nahverwandte Faustsage, mit dem schalen Machwerk eines eiteln Franzosen, das sie gleichwohl in einer zu Köln (!) erschienenen Sammlung rheinischer Sagen verdrängt hat, so wird man den Unterschied zwischen Dichtung und Lüge begreifen, vielleicht auch die immer seltener werdende Ueberzeugung gewinnen, dass man Sagen nicht machen wollen, die ächten aber, die von selber geworden sind, in gebührenden Ehren halten sollte.

Kölns Bundesgenossen.

Wir haben bisher Köln von der religiösen Seite betrachtet; sehen wir es jetzt als Reichs- und Handelsstadt. Wir können uns hier der Worte Fr. Hurters bedienen. „Köln war die erste Stadt in Deutschland, im Ausland höher geachtet als Wien. Im dreifachen Glanze hoher Frömmigkeit, grossen Reichthums und einer kräftigen Bürgerschaft stand es unabhängig von seinem Erzbischof. Gewerbe und Verkehr hatten der Stadt eine Bedeutung, ihren Bewohnern ein Selbstgefühl gegeben, wie sie damals in Deutschland in solchem Maasse nirgends gefunden wurden. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts waren in Köln 80,000 Webestühle im Gange; die Gold- und Silberarbeiter bestrebten sich, ihr Gewerbe immer mehr zu einer Kunst auszubilden;“ von einem kölner Meister des 14. Jahrhunderts, füge ich hinzu, spricht der Florentiner Ghiberti mit Ehrfurcht und Bewunderung. „Im Handel war Köln der Mittelpunkt zwischen Griechenland, Ungarn, dem

östlichen Deutschland und den Niederlanden, Nordfrankreich, England, selbst Dänemark, so dass sein Handelsweg von diesen Reichen bis nach Ungarn ging. Die Niederlassung seiner Kaufherrn in London, der grosse Waarenhof, welchen sie in dieser Stadt besassen, wird als der Keim der Hanse betrachtet. Beinah zwei Jahrhunderte vor dieser Zeit sollen sie schon mit eigenen Schiffen das Meer befahren haben. Die Zölle, welche alle auf dem Rhein vorüberkommenden Schiffe der Stadt entrichten mussten, ihr Recht, die Waaren dann auf eigenen Schiffen weiter zu bringen, mehrten den Reichthum des gemeinen Wesens wie den Wohlstand der Bürger, und wer möchte Kölns Ansehen in der damaligen Handelswelt bezweifeln, wenn man weiss, dass sich nach seinem Münzfuss selbst Venedig richtete?“

Man hat Köln späterhin wohl als bigott und intolerant verschrieen. Den letzten Vorwurf weiss ich wenigstens für jene Zeit nicht ganz abzuweisen, wo es die Protestanten verbannte und durch die Ausstossung dieser gewerbthätigen Bürger den Keim zu der spätern Blüthe des Wupperthals legte. Gegen den ersten spricht die Kühnheit, der Eifer, der Heldenmuth, womit es den Anmassungen seiner Erzbischöfe entgegentrat, ohne selbst den Bann der Kirche zu scheuen. Freilich fühlten sie sich auch religiös in ihrem guten Rechte, und den Erzbischof, der sich an der heiligen Stadt vergriff, statt ihr Vogt und Beschützer zu sein, im grössten Unrechte: Gott und die Heiligen waren mit ihnen, die Jungfrau Maria, der in Köln so mancher Altar gewidmet war, verwandte sich eifrig für sie, ihr Patron St. Peter half ihnen in allen Streiten, St. Gereon der Gottesritter hob das Panier für sie, und verband sich der Erzbischof mit den benachbarten Fürsten, so waren die heiligen drei Könige mit ihnen im Bunde. Einmal sogar wurden jene Helfer ihres Feindes von den 11,000 Jungfrauen abgemahnt, denn sie erschienen ihnen sichtbar, St. Ursula, die schöne Königin, eine goldene Krone auf dem Haupt, eine brennende Kerze in der Hand, umging an der Spitze ihrer Schar die Mauern der Stadt, segnete die Zinnen und Thore, und als sie an die Weierpforte kamen, sah es der Graf von Jülich mit wachen Augen, dass sich das Thor aufthat, die Heiligen einnahm und sich hinter ihnen wieder schloss. Da sagte er es seinen Bundesgenossen, die dem Erzbischof die Stadt belagern halfen,

sie sei wohlbehütet, sie könnten keine Ehre an ihr gewinnen. Da zogen sie ab, Engelbert sah sich verlassen und musste die Belagerung aufheben. Jene Erscheinung stellte in späterer Zeit ein grosses steinernes Bildwerk dar, das zwischen dem Severin- und Weierthor noch vorhanden ist.

Marsilius.

Die Privilegien, welche die Stadt so eifersüchtig bewachte, und so kräftig zu behaupten wusste, schreiben sich aus Römerzeiten her, wenigstens giebt ihnen die einheimische Sage diesen frühen Ursprung. Einst wurde Köln, so erzählt die Chronik, von einem römischen Kaiser belagert und kam namentlich durch Holzmangel in grosse Noth. Da erdachte ein edler Bürger, Marsilius genannt, zur Befreiung der Stadt einen klugen und listigen Anschlag. Es sollte eine Schar Frauen, als um Holz zu fällen, mit Karren und Wagen zu einem Thore ausziehen, Helme auf den Häuptern tragen, auch sonst wie zum Streite männlich gerüstet sein; unterdess aber die Bürger mit ihrem Hauptmann aus einem andern Thore hervorbrechen, um den Feinden, wenn sie die Weiber angreifen wollten, in den Rücken zu fallen. Als nun die Frauen auszogen mit Wagen und Karren, und die Feinde sie ersahen, alsbald brachen sie auf und wollten sie festnehmen mit ihrem Gezeuge. Da fielen aber die Bürger mit ihrem Hauptmann Marsilius zu dem andern Thore heraus, und drangen mit grosser Macht auf sie ein, also dass sie von allen Seiten von Feinden umringt waren. Und Gott gab den Kölnern Glück, dass sie ein gross Theil erschlugen, und Viele fingen und unter diesen auch den Kaiser selbst. Sie brachten ihn mit den übrigen Gefangenen in die Stadt und legten ihn in einen tiefen Thurm; nach einigen Tagen aber führten sie ihn heraus und wollten ihm auf offenem Markte das Haupt abschlagen lassen. Und als er auf die Stelle kam, wo er enthauptet werden sollte, da war ein köstlich Tuch gespreitet, darauf musste er niederknieen. Da bat er, dass sie ihn leben liessen: sein Leben solle ihnen nützer sein, als sein Tod. Er wolle ihnen bestätigen, was sie von ihm verlangten. Das nahmen die Kölner an und brachten eine grosse Bulle mit vielen Gerechtsamen beschrieben: daran musste er sein Siegel hängen. Darum begingen seitdem die Kölner den Donnerstag nach

Pfingsten mit Sang und Spiel und grossen Freuden und nannten ihn den Holzfahrttag. Und nach seinem Tode ward Marsilius in einem Sarge bei St. Aposteln in die Stadtmauer gelegt, wo sein Denkmal, der Marsiliusstein, noch unlängst gesehen wurde; vor dem weltberühmten städtischen Kauf- und Tanzhause Gürzenich aber steht Marsilius noch jetzt neben Agrippa, dem ersten Gründer der Stadt; ehemals las man bei jenem mit goldenen Buchstaben geschrieben:

Marsilius heyden ind der sere stoultze
Behielte Coelne ind sy voiren tzo houltze.

St. Anno.

Der erste Erzbischof, mit welchem die Kölner ihrer Privilegien wegen in Fehde geriethen, war Anno, der Heilige, von dessen Herrschsucht diese Blätter schon mehrere Beispiele enthalten, der jedoch als der Begründer der weltlichen Macht seines Erzstiftes zu betrachten ist, indem er die Herrschaft der Pfalzgrafen und die unmittelbare Reichshoheit am Niederrhein zertrümmerte. Es war, wie es scheint, das Stapelrecht, das wichtigste Privilegium Kölns, welches diesen ersten Streit entfachte. Der Anlass war ein Schiff, das der Erzbischof für den Bischof von Mimigartenfurt (Münster) in Beschlag nehmen liess, und das einem kölner Bürger gehörte. Der Aufstand endigte mit Vertreibung des Erzbischofs, der mit Gefahr des Lebens heimlich über die Stadtmauer flüchten musste. Aber er kam mit Macht zurück und verbannte seine Gegner. Köln war damals noch nicht zu der Kraft erwachsen, die es später in dem Kampf um das Münzregal entwickelte. Es musste sich vor dem stolzen Prälaten demüthigen und durch Furcht und Gewalt Gesetze von ihm annehmen. Doch auch diese Uebergriffe scheint Anno, wie das Annolied, eins der frühsten poetischen Denkmale deutscher Sprache, zu verstehen giebt, auf dem Todesbette bereut und wieder gut gemacht zu haben. Denn

— als er siech ward und zu sterben kam,
Ein heilger Engel seine Seele nahm,
Führt' ihn in einen königlichen Saal,
Von Perl' und Gold die Wände nirgend kahl.

Da war Gesang und wonnigliches Spiel
Und aller Himmelsfreuden überviel.
Bischöfe sassen da in vollen Reihn,
Und jedem schien vom Haupt der Heilgenschein
Da sass mit Petri Stabe St. Matern,
Der Jünger des Apostels unsers Herrn;
An Severin sah Kunibert empor
Und Hildebold, den Kaiser Karl erkor;
Bei Bischof Bruno, König Heinrichs Sohn,
Empfing St. Heribert den Himmelslohn;
St. Annos Vorfahr Hermann sass zuletzt;
Doch neben ihm ein Stuhl war unbesetzt.
Wie freute sich St. Anno das zu sehn!
Er sah den Stuhl zu seiner Ehre stehn.
Wie gern säss' er in der selgen Schar!
Den lieben Stuhl ergriff' er gern fürwahr;
Dazu nicht gönnten ihm die Fürsten Fug,
Weil vor der Brust er einen Flecken trug.
Auf stand der Herren Einer, hiess Arnald,
Als Bischof hatt er einst zu Worms Gewalt:
Der nahm St. Anno freundlich bei der Hand,
Beiseit' mit süsser Red er ihn bestand:
„Mann Gottes, tröste dich und wisse nun
Noch diesen garstgen Fleck hinwegzuthun:
Fürwahr, dir ist der ewge Stuhl bereit,
Willkommen bist du uns in kurzer Zeit.
Doch hier verbleiben jetzo kannst du nicht:
Dir zeigte Christus darum dies Gesicht,
Damit du sähst, wie lauter und wie rein
Ein Herz, das er hier dulde, müsse sein.
Geh und bedenke deiner Seele Heil:
Welch herrlich Leben wird dir bald zu Theil!"
Das fiel dem Bischof Anno schwer aufs Herz,
Das er sich wenden sollte erdenwärts.
Nicht um die Welt, wenn man ihn nicht verstiess,
Entsagt' er jetzt dem schönen Paradies.
Als aus dem Schlaf St. Anno war erwacht,
Was ihm zu thun blieb, hatt er bald erdacht:
Den Kölnern schenkt' er wieder seine Huld
Und sprach sie los von schwerer Sünden Schuld.
Er gab ihr Recht der heilgen Stadt zurück
Und mehrt' es noch um manches wichtge Stück.
Da war der schwarze Fleck hinweggethan
Und wie ein Goldstern fuhr er himmelan.

Overstolzen und Weisen.

Der grosse Kampf, welchen Köln seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit drei aufeinander folgenden Erzbischöfen, Konrad von Hochstaden, Engelbert von Falkenburg und Siegfried von Westerburg, um seine Freiheit focht, entspann sich zuerst über das Münzregal. Es bestand nämlich in Köln unter dem Namen der Hausgenossen ein amtlich niedergesetzter Verein, welcher über die Münze der Stadt zu wachen, und den Werth jeder fremden Münze nach der kölnischen Mark zu ermitteln und festzusetzen hatte. „Um Betrug und Irrthum fern zu halten, wurden die kölnischen Münzen stäts unter demselben Stempel geprägt, eine Mustermünze aber in dem Sacrarium der Domkirche niedergelegt, um darnach stäts die laufenden Münzen schätzen zu können. Der Erzbischof hatte zwar seine besondern Münzstätten; allein die Stadt verweigerte die Annahme seiner Münzen, wenn er deren Stempel und Gehalt veränderte. Nur bei drei Gelegenheiten war ihm erlaubt, eine Münze von neuer Präge und verschiedenem Gehalt zu schlagen: wenn ein neuer Erzbischof gewählt und bestätigt worden war, wenn er dem Heereszuge des Kaisers über die Alpen folgte, und wenn er nach Rom reiste, um sein Pallium zu holen.“

Doch dieser Zwist war nur der erste Anlass zum Ausbruch der blutigen, von beiden Seiten mit äusserster Erbitterung, und besonders von der Stadt mit wahrem Heldenmuth geführten langjährigen Kriege, die mit dem Siege der Kölner, Anerkennung ihrer Freiheiten und Gerechtsame, und Verbannung der Bischöfe aus der Hauptstadt ihres Erzstifts endigten. Diesen Gerechtsamen überhaupt galt der Streit, der Unmittelbarkeit der Stadt, die als ein freies Glied des Reichs nur dem Kaiser gehorchen, in dem Erzbischof aber nicht ihren Herrn erkennen wollte, so gern sie ihn als Haupt der kölnischen Kirche zu ehren bereit war. Es war derselbe Kampf, der in allen andern Bischofssitzen der langen Pfaffengasse, in Basel, Strassburg, Speier, Worms und Mainz, gefochten wurde; doch nirgend mit gleichem Aufwand von Kräften, auch nicht überall mit gleichem Ausgang, wie wir von Mainz schon wissen, dass er dort mit Demüthigung der Stadt, mit ihrer völligen Unterwerfung schloss. Köln verdankte den glücklichern Erfolg vornämlich den Geschlechtern, alten patricischen Fa-

milien, welche die Blüthe der Bürgerschaft bildend, der aus Zunftgenossen bestehenden Gemeinde gegenüber standen. Dieser Geschlechter zählte man dreimal funfzehn und nach der Chronik waren die ersten funfzehn zu Trajans Zeit eingewanderte römische Edle, welchen der Kaiser die Herrschaft der Stadt überwies. Von diesen nennen wir die Overstolzen, die vom Quattermarkt, die von der Aducht, die Spiegel vom Rodenberg zum Desenberg, die Hardefaust, die von Geier, die vom Gryne u. s. w. Als Köln die Schlafkammer der heiligen drei Könige geworden war, mehrte Gott diese funfzehn zu dreimal funfzehn, die theils aus den ersten Geschlechtern hervorgegangen, theils später eingewandert waren. Auch unter ihnen kommen noch berühmte Namen vor, wie z. B. die vom Benesis, die Raizen von Frenz, die von Merode (vome Rode), Bernsaw, Mommersloch, von der Mühlengassen, Walraven u. s. w. In den Bürgerkriegen, von welchen wir sprechen, ragten vor Allen zwei Geschlechter hervor: die Overstolzen und die Weisen. Sie standen an der Spitze zweier städtischen Parteien, die sich, wie die Chronik sagt, mehr hassten als Katzen und Hunde. Die Overstolzen neigten sich zu den Geschlechtern, die Weisen mehr zu der Gemeinde. Die letztern wusste der Erzbischof für sich zu gewinnen und so die Stadt durch innere Zwietracht zu schwächen. Es kam zu einer förmlichen Schlacht in den Strassen der Stadt, welche den Sieg der Overstolzen entschied. Diese wussten nun die Verbannung ihrer Gegner durchzusetzen, die Häupter der Weisen mussten die Stadt räumen und in Bonn bei dem vertriebenen Erzbischofe Schutz suchen. Schon Andere haben die Aehnlichkeit dieser und der folgenden Vorgänge mit den bekanntesten Begebenheiten in der Entwickelungsgeschichte der italienischen Freistaaten bemerkt: „Wie Engelbert von Falkenberg das Geschlecht der Weisen auf seine Seite und durch deren Treubruch die Stadt beinahe in seine Gewalt brachte, so sind es in Florenz die Buondelmonti und Cavalcanti, welche sich auf seine Seite schlagen; jedoch in beiden Städten wird dem Verrath und Meineid die gerechte Strafe durch Verbannung zu Theil. Ueber hundert Jahre währen diese Fehden in Köln wie in Florenz und ein Matthias Overstolz in der einen, wie ein Lorenz Medicis in der andern werden stäts Muster hoher persönlicher Kraft und Bürgertugend bleiben.“

Wie Florenz an Macchiavell einen Geschichtschreiber, so fand Köln an dem Stadtschreiber Meister Godefrit Hagen einen Chronisten, der uns das lebendigste Bild dieser Kämpfe und städtischen Zerwürfnisse vorführt. Meister Godefrit, dessen Reimchronik Eberhard von Groote herausgegeben hat, war nicht bloss Augenzeuge der Begebenheiten, die er beschreibt: seine Stellung als städtischer Syndicus veranlasste und nöthigte ihn, selbstthätig in die Speichen ihres Rades zu greifen. Seine grosse poetische Kraft wird noch verstärkt durch die ungestüme Leidenschaft, mit welcher er für das Recht und die Freiheit der Stadt wider den Erzbischof und die Gemeinde Partei ergreift. Macht ihn diess zuweilen ungerecht gegen die letztere, und können uns seine Schilderungen allein ein vollkommen richtiges Bild nicht liefern, so geben sie uns ein desto lebendigeres, auch mögen die alten Geschlechter ihre Herrschaft zu seiner Zeit noch nicht so missbraucht haben, die Gewerbtreibenden noch nicht zu jener Wohlhabenheit, Macht und Bedeutung gelangt sein, welche die Ansprüche der Gemeinden auf Mitherrschaft nach blutigen Kämpfen zuletzt doch noch zum Siege führte. Indem so beide städtische Parteien versöhnt wurden, hatten nur die Erzbischöfe vergebliche Anstrengungen zu bereuen, um so mehr, als sie ihre Anmassungen persönlich büssen mussten. Engelbert ward in der Schlacht bei Lechenich von dem Grafen Wilhelm von Jülich gefangen und auf dem Schlosse Niedeggen viertehalb Jahr lang in schmählicher Gefangenschaft gehalten. Um seinen Stolz zu demüthigen, soll ihn der Graf in einem eisernen Käficht, den man noch auf Niedeggen zeigt, dem Spott des aufgebrachten Volks Preis gegeben haben. Als sich der Pabst für seine Freiheit verwandte, schrieb der Graf zur Antwort: Er hätte einen Vogel in seinem Lande gefangen, der ihm Schaden gethan, der müsse ihm dafür im Korbe sitzen. Er halte keinen Pfaffen gefangen, sondern einen Räuber, einen bösen Reuter und einen Landverderber. Wer ihn haben wolle, möge ihn holen kommen. Endlich jedoch gelang es, wie schon erwähnt, Albert dem Grossen, ihm die Freiheit zu erwirken. Engelberts Nachfolger, der kriegerische Siegfried von Westerburg ward in der berühmten Schlacht bei W o r i n g e n gefangen und von dem Grafen von Berg ein Jahr, nach Andern sieben Jahre festgehalten. Als er endlich mit Abtretung eines grossen überrheinischen Landstrichs seine Freiheit

erkauft hatte, bat er den Grafen von Berg, ihm von Bensberg nach Deuz das Geleit zu geben. Arglos begleitete ihn Adolf mit wenigen Knechten; aber bei Deuz sprangen bei hundert Bewaffnete aus einem Hinterhalt, bemächtigten sich des Grafen und schafften ihn nach Köln zu grausam vergeltender Gefangenschaft. Auch er soll in einem eisernen, an der Stadtmauer hangenden Käficht, entkleidet und mit Honig bestrichen, den Fliegen und Wespen Preis gegeben worden sein. Er wolle ihn lehren, äusserte Siegfried, was es auf sich habe, einen Erzbischof gefangen zu halten.

Schlacht bei Woringen.

Die erwähnte Woringer Schlacht entschied den Krieg, der sich zwischen dem Grafen von Geldern und dem Herzog von Brabant, dem Adolf, Graf von Berg, seine Rechte abgetreten hatte, um das limburgische Erbe entspann. Fast alle Fürsten und Städte des Niederrheins hatten sich unter die Fahnen einer der streitenden Mächte gereiht. Mit Brabant hielten es die Bürger von Köln, Adolf, Graf von Berg, Eberhard, Graf von der Mark, Walram, Graf von Jülich, Arnold, Graf von Looss und der Bischof von Lüttich. Mit Geldern waren die Limburger, Heinrich, Graf von Lützelburg, der Vater des nachmaligen Kaisers, Adolf, Graf von Nassau, der selbst hernach Kaiser ward, Walram, Graf von Falkenburg, Dietrich, Graf von Mörs und Siegfried von Westerburg, Erzbischof von Köln, also dass die Kölner und ihr Bischof auf entgegengesetzten Seiten fochten. Für den letztern hing der Besitz der Stadt an dem Ausgang der Schlacht, die bei Woringen, damals einem Städtchen, jetzt einem Dorfe unterhalb Köln, von den beiden Heeren der Verbündeten geschlagen wurde. Die Kölner hatten nämlich, um den Muth der Bürger um so mehr anzufeuern, die Schlüssel ihrer Stadt auf einem Wagen mit auf das Schlachtfeld geführt. Der Sieg blieb den Kölnern und Brabantern, obwohl sie an Zahl die Schwächern waren, Viertausend gegen Zwanzigtausend. Die Entscheidung war blutig, auf geldrischer Seite allein fielen an 1200, darunter Heinrich von Lützelburg, seine drei Brüder und 400 vom Ritterstande. Gefangen wurden ausser dem Erzbischof, die Grafen von Geldern, Mörs, Falkenburg und Nassau. Das Herzogthum Limburg kam an Brabant, dessen Herzog sich zum Bürger Kölns aufnehmen liess. Die sehr

ausführliche *Rymkronyk van Jean Helu betreffende den slag von Woringen, van het Jaer* 1288, hat J. F. Willems (Brüssel 1836) herausgegeben.

Baienthurm.

An seine Freiheitskämpfe, sein heroisches Zeitalter wird Köln noch heute durch den schönen Baienthurm erinnert, der seine südliche Rheinspitze so stattlich bewacht. Erzbischof Engelbert hatte sich durch List und Verrath der Stadtschlüssel und somit der Stadt zu bemächtigen gewusst, die er nun für den Bau seiner Zwingburgen am Baien und zu Ryle mit Steuern und Zöllen zu schatzen begann. Die Bürger, unter sich uneinig, trugen eine Weile das Unerträgliche; als aber Hermann von Wittinghofen ihnen den Willen des Erzbischofs in Betreff neuer Auflagen eröffnete, rief ein Bürger, Eberhard vom Buttermarkt nennt ihn die Chronik, den Kölnern zu: Sie sähen nun, worauf es abgesehen sei: sie mit Weibern und Kindern ewiglich zu knechten, ihnen nicht den Rock auf dem Leibe zu lassen. „Wenn man sonst am Hofe des Kaisers die Bürger von Köln kommen sah, da hiess es, da kommen die Herren von Köln! So stand Köln in hohen Ehren. Jetzt aber hört ihr wohl, wohin es uns geht: Ans Hemde und an das Niederkleid!" Dies Wort entzündete die Gemüther, Alles griff zu den Waffen, Eberhard selbst läutete die Sturmglocke. Die Zwietracht war plötzlich abgethan, Geschlechter und Gemeinde zogen unter dem Banner der Stadt einmüthig gegen die Vesten des Zwingherrn. Jung und Alt, Mann und Weib, was nur einen Bogen tragen konnte, lief zum Sturm. Gleich am ersten Tage waren die vierzehn Thore der Landseite wieder gewonnen. Aber die obere Burg schien unüberwindlich, breite tiefe Gräben umgaben sie, auch war sie mit drei Wichhäusern als starken Vorburgen umsetzt und mit Mannschaft wohl versehen. Man muss diese blutige Erstürmung der obern Burg in G. Hagens Schilderung oder in der 1499 gedruckten Chronik lesen, um den Heldenmuth der siegreichen Kölner zu bewundern.

Da weder vart alle die werelt durch
Und soicket der geliche von Airsburch,
die dieselve burch da wonnen,
man en sal ir neit vinden kunnen.

Drei kölnische Bürgermeister.

Mitten in diese ruhmvollen Kriege fällt eine Begebenheit, die man neuerdings, obwohl nicht mit überzeugenden Gründen, für fabelhaft erklärt hat. Im Jahr 1266, so erzählt die Chronik, als Bischof Engelbert wieder, auf kurze Zeit, mit der Stadt versöhnt war, so hatte er einen Löwen, den zogen ihm zwei Domherren. Diese trugen Hass auf Herrn Hermann Gryn, Bürgermeister von Köln, weil er es allzeit mit den Bürgern und der Gemeinde, d. h. mit der Stadt hielt, und des Bischofs Gebot nicht vollführen wollte. Darum bedachten sie, wie sie ihn vom Leben zum Tode brächten, und liessen den Löwen fasten und ganz hungrig werden. Darauf luden sie den Bürgermeister zum Mittagsmahl. Als nun die Zeit kam, dass man essen sollte, so kam der Bürgermeister in der Domherrn Haus und wähnte fröhlich zu sein mit den Herrn. Sie führten ihn vor die Kammer, wo der Löwe lag und wollten ihm ihren Löwen zeigen. Und da er vor die Kammer trat, stiessen sie ihn mit dem Rücken hinein zu dem hungrigen Löwen und schlugen die Thüre hinter ihm zu. Und die Pfaffen meinten, der Löwe sollte den Herrn Hermann zerrissen und getödtet haben; aber Gott fügte es anders; denn als der Löwe an ihm aufsprang und den Mund aufthat, ihn zu zerreissen, so nahm er seinen Mantel und wickelte ihn um Arm und Hand, in der er auch seine Kogel (Kopfbedeckung) hatte, die man damals sehr gross zu tragen pflegte. So fuhr er dem Löwen mit der linken Hand in den Rachen, während er mit der rechten, die den Degen hielt, den Löwen erstach. Also kam der Bürgermeister aus der Noth und ging ungegessen wieder heim. Und alsbald liess er die Pfaffen greifen und unter dem Thor bei dem Domkloster an einen Balken hängen. Das Thor hiess seitdem das Pfaffenthor, und die Löcher, durch welche die Stricke gezogen wurden, waren noch Jahrhunderte sichtbar. „Und zur ewigen Gedächtniss ward das in Stein gehauene Bild Hermann Gryns mit dem Löwen auf einen der Pfeiler des Rathhauses gesetzt. Auf den Pfeilern daneben stehen Simson, König David und Herzog Heinrich der Löwe von Braunschweig.“ Das Portal des Rathhauses mag seit 1499 mehrmals erneuert worden sein; gegenwärtig sieht man Gryns heldenmüthigen Kampf in dem Mittelfelde, rechts Heinrich den Löwen und links Daniel in der

Löwengrube. Die Pfaffenpforte, das andere Wahrzeichen, ist weggebrochen und gar für ein Venusthor *(porta paphia)* erklärt worden. Ist die Begebenheit wirklich nicht historisch, so mag man sie für eine jüngere Wiedergeburt jener Sage von Pipin dem Kurzen ansehen, zumal da schon dessen Grossvater, Pipin von Herstall und seine Gemahlin Plectrudis, die Stifterin der Kirche St. Maria zum Kapitol, wo auch ihre Hülle beigesetzt ist, sich viel in Köln aufhielt, wie dieser ganze Stadttheil mit dem Palast der Pipine an die nächsten Vorfahren Karls des Grossen erinnert. Zu seinem Vater, dem nachmaligen König Pipin, hatten bekanntlich die Grossen des Reichs Anfangs kein Vertrauen, weil er nur fünf Fuss mass. Doch wusste er es durch einen Beweis von Stärke und Seelengrösse zu erwerben, den er in früher Jugend gab. Sein Vater, Karl der Hammer, war in einem lustigen Garten mit seinen Freunden beim Mahl. Da geschah es, vielleicht auf Pipins Veranstaltung, dass Einer der Löwen, die am Hofe gehalten wurden, von Hunger gepeinigt, die Gitter seines Käfichts zerschmetterte und mit grässlichem Gebrüll in die Versammlung stürzte. Keiner der anwesenden Grossen wagte es mit dem fürchterlichen Thiere aufzunehmen. Da eilte Pipin mit unerschrockenem Muthe dem wüthenden Löwen entgegen und erstach ihn. Dann steckte er das Schwert in die Scheide, und bestieg den Thron mit den Worten: „Scheint euch, dass ich euer Herr sein kann? Habt ihr nicht gehört, was der kleine David gegen den Riesen Goliath vermochte, oder der kurze Alexander gegen seine langen Heerführer?“ Da fielen sie wie vom Donner getroffen zur Erde und sprachen: Nur ein Unsinniger könnte sich eurer Herrschaft über die Sterblichen entziehen wollen.

Unter den Bürgermeistern von Köln glänzt der Name Johannes Hardenrath nächst jenem Gryns in goldenen Buchstaben. Seine Züge hat uns Schorrel auf der Seitentafel seiner sterbenden Maria aufbewahrt. Er oder seine Familie stiftete die schöne Heilandskapelle in St. Marien zum Kapitol und die mit ihr verbundene musikalische Messe. Hier wurde jedem neuerwählten Bürgermeister Hardenraths Bildniss als Beispiel und Muster mit den Worten gezeigt: „Werdet ein Bürgermeister wie Hardenrath.“

Diesen Ehrenmännern mag jener Bürgermeister von Köln unähnlich gewesen sein, dessen Verdammniss (im Siebengebirge? s. o.) ein Volkslied grausig beschreibt:

Finster ist die Mitternacht,
Wolken ziehen trüb und trüber,
Wilder Schauer saust vorüber,
Alles ruht, Verrath nur wacht.

Horch, mit Einem Mal es dröhnt,
Wagenräder hört man rasseln,
Hufen auf dem Estrich prasseln,
Eine Peitsche laut ertönt.

Schwärzer als die Nacht die Ross'
Stampfen sie einher im Düstern,
Feuer schnaubet aus den Nüstern,
Aus den Augen tellergross.

Wagen ist von hellem Feuer,
Seine Flammenräder sprühen,
Seine Feuerpolster glühen,
Kutscher ist ein Ungeheuer.

Auf den Polstern, auf der Bank,
Von den Gluten grell umschimmert,
Einer seufzet, Einer wimmert,
Grässlich ist der Qualendrang.

Er war Bürgermeister eh,
Wollte da die Stadt verrathen,
Arger Lohn folgt argen Thaten,
Ach unendlich ist sein Weh.

Viermal fährt er jedes Jahr
Rund in der Gespensterstunde,
Aufwärts aus dem Höllenschlunde,
Sträubt des muthgen Wandrers Haar.

Absichtlich habe ich bei dem unerschöpflichen Reichthum Kölns an romantischen Bezügen die Gegenstände vermieden, welche Johanna von Schopenhauer in ihrem Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien bespricht, damit wenigstens einige Lücken meiner Darstellung durch ihre mit Geschick und Einsicht entworfenen Schilderungen ausgefüllt würden. Sie betreffen besonders das Architectonische und Artistische: die Kirchen St. Maria im Kapitol, St. Peter, St. Gereon, St. Kunibert, St. Ursula, das Haus Gürzenich, das Wallrafsche Museum und die reichen Gemäldesammlungen.

Achen und das Jülicherland.

Das ehemalige Kurfürstenthum Köln zog sich auf dem linken Rheinufer als ein schmaler Streif von Andernach bis Uerdingen; gleich hinter ihm dehnte sich in doppelter und dreifacher Breite das Herzogthum Jülich, ja es stiess zwischen Oberwinter und dem erst spät an Köln gefallenen Andernach unmittelbar an den Rhein, wo dagegen des Erzstifts Besitzungen auf dem rechten Ufer lagen. Die Hauptflüsse dieses fruchtbaren Landstrichs, denn es ist das gelobte Land des Ackerbaus, sind die Erft (Arnapa) und die Roer (Ruhr), deren wir schon in der Eifel gedachten. Ersterer, an der Schwelle der Eifel entsprungen, verbindet sich unweit ihrer Mündung bei Neuss, die Gilbach, die einen so ergiebigen Boden bewässert, dass man am ganzen Niederrhein sprichwörtlich den Kindern verheisst, wenn sie sich gut aufführten, sollten sie auch mit an die Gilbach gehen. Neuss, das noch kölnisch war, erwarb sich im burgundischen Kriege einen welthistorischen Namen durch seine heldenmüthige Vertheidigung gegen Karl den Kühnen, den reichsten und mächtigsten Fürsten seiner Zeit, der es in einem Jahr 56mal vergebens bestürmte. In dem ungleichen Kampfe mit der kleinen Stadt zersplitterte die beste Kraft seines furchtbaren Heers und der Ruhm der Neusser ist grösser als der Schweizer Eidgenossen, die seiner drohenden Uebermacht in den Schlachten bei Granson, Murten und Nancy den Todesstoss versetzten. So glorreich löschte Neuss den Schimpf aus, welchen der im J. 1290 daselbst verbrannte Pseudo-Kaiser, ein Betrüger, der sich für den verstorbenen Friedrich II. ausgegeben hatte, durch den im Andenken gebliebenen Vers des Grafen von Holland:

Non es magnificus quondam Caesar Fridericus,
Non es Monarcha, sed Nussiae Patriarcha

über seine gutmüthige Leichtgläubigkeit verhängt hatte.

Höher im Flussgebiete der Erft liegt das schlachtenberühmte Zülpich, wohin die Sage, wohl nicht ohne Grund, doch ohne Mitwissen der Geschichte, den Sieg der salischen Franken über die Alemannen, und somit jenen des Christenthums verlegt, da der Frankenkönig Chlodowig sich im Drang dieser Schlacht zum Glauben der Christen bekannte. In der Krypte der St. Peterskirche, wo Chlodowig die Taufe empfangen haben soll, zeigt man die

goldgeschmückten Tafeln, die Napoleon der Stadt schenkte, mit den vom Institut von Frankreich verfassten Inschriften; die Eine mit den Worten: „Zülpich, glorreich durch Chlodowigs Sieg, Glück der Franken, Wiege des Reichs," sollte am Hauptthor der Stadt angeheftet werden. Noch einmal unter den Merovingern wurden Zülpichs Ebenen mit Blut getränkt; ja schon früher, in Römerzeiten, ward sein Name mit blutiger Schrift in das Buch der Geschichte eingetragen. In dem Befreiungskriege des Civilis sassen Chauken und Friesen in Zülpich zechend und schmausend, als plötzlich die Feinde Brandfackeln schwangen, das Feuer rasch emporloderte und die Trunkenen bei gesperrten Thüren in Qualm und Glut erstickten. Von Zülpich aus besuche man die schönen Schlosstrümmer von Niedeggen, das wir schon als Gefängniss des Kölner Erzbischofs Engelbert II. kennen lernten; in unserer Landesgeschichte kommen sie noch oft in gleicher Eigenschaft vor. Gleich ihm an der Roer liegt Düren, den Römern als *Marcodurum* bekannt. Wenn es auch die Grabstätte des Tacitus nicht war, so scheint doch Vipsanius Agrippa hier eine Arx gegründet zu haben, die in fränkischer Zeit zur Königsburg diente, in der sogar Reichsversammlungen gehalten wurden. Seinen Rang als Reichsstadt verlor es durch wiederholte Verpfändungen an die Grafen von Jülich; jetzt aber hebt es sich durch seine Gewerbthätigkeit aus tiefem Verfall zu rascher Blüthe. Bei Düren liegt das Stammschloss des berühmten belgischen, ursprünglich kölnischen Geschlechts von Merode (*vame Rode,* d. i. von dem Rode). Man muss im Simplicissimus, dem ersten deutschen Prosaroman, nachlesen, wie im dreissigjährigen Kriege ein Parteigänger dieses Namens seine zuchtlosen, angeblich ermüdeten (maroden) Rotten den Heeren nachschleppte, um als Nachzügler (Marodeurs) über Dörfer und Gehöfte plündernd herzufallen, unermessliche Beute häufend und verzettelnd; und wie dadurch die eingeklammerten Worte den Ursprung nahmen.

Du Land der Uferfranken, du hügelreiche Flur,
Wie schön an Deutschlands Schranken durchströmet dich die Ruhr — —
Du hegest auch die Elle und ihrer Wiesen Bunt,
Bei Düren ihre Quelle, bei Jülich ihren Mund.

Mit diesen Worten leitet Herm. Müller sein Gedicht vom Bürgelwald ein, das eine schöne, hier heimische Sage von Karl

dem Grossen und seinem frommen Sänger Arnold, dessen Namen noch in Arnoldsweiler fortlebt, getreu nach der von den Bolandisten erhaltenen sehr alten Legende erzählt. Der Sänger hatte sich von dem Kaiser zum Lohne seiner Lieder erbeten:

„Lass mich nach alter Sitte erwerben einen Wald:
Was reitend ich befange in deines Mahles Ruh,
Das theile meinem Sange zu ewgem Lohne zu.“

Gern gewährte der Kaiser die Bitte, die ihm bescheiden schien; doch Jener hatte sich einer List bedient:

„es stand in weitem Raum
Mit Rossen schon am Morgen umstellt des Waldes Saum.
Man mocht ihn kaum umschreiten vom Tage bis zur Nacht;
Er wollt ihn ganz umreiten, noch eh das Mahl vollbracht.
Drum hielt je ein Genosse ein Ross von Rast zu Rast,
Von Rosse schwang zu Rosse der Sänger sich in Hast.

Arnold hatte den Ritt vollbracht, als der Kaiser noch bei Tische sass und meinte, Jener habe sich wohl mit einem gar zu kleinen Glücke begnügt. Als er aber seine List gestand:

„Ich hab umjagt im Fluge des ganzen Waldes Bann:
Wo Buchen ich und Eichen dem Wege nahe fand,
Beschrieb mit Schwertesstreichen ich ihres Stammes Rand.“

musste ihm der Kaiser wohl den Wald verleihen; doch verrieth sein Schweigen Arnolds prüfendem Blicke, dass seines Sängers Habsucht des Königs Gemüth verwundet und betrübt habe. Doch von diesem Vorwurfe wusste er sich zu reinigen:

„Ob ich des Waldes Meister durch deine Gnade bin,
Ich haue keinen Heister zu eigenem Gewinn.
Das arme Volk entbehret zum Brande Holz und Torf,
So weit der Wald sich kehret von Zier bis Angelsdorf,
Ich kann dir zwanzig zeigen der Dörfer rings umher:
Das Holz sei nun ihr Eigen, so darben sie nicht mehr.
Ich wagte zu erbitten für sie der Lieder Preis,
Für sie hab ich umritten des weiten Waldes Kreis.“

Die Mündung der Elle führt uns nach Jülich, dessen hohes Alter der gemeine Spruch: „Es ist so alt wie Jülich“ bekundet. Sein Bezug auf Julius Cäsar oder seine Tochter Julie ist zwar nur Fabel, doch kommt es bei einem Schriftsteller des 3ten Jahrhunderts als *Juliacum* vor. Gerhard, der erste geschichtliche Graf von Jülich, erscheint erst unter Heinrich dem Vogler; Wilhelm VI.

war es, welcher den Erzbischof Engelbert zu Niedeggen gefangen hielt; sein Sohn Wilhelm VII. gab ihn frei, ward aber selbst mit seinen Söhnen von einem Schmiede zu Achen (s. meine Rheinsagen) erschlagen. Erst Wilhelm I. wurde in den Markgrafen-, dann in den Herzogen-Stand erhoben. Als mit Reinold das Geschlecht ausstarb, fiel Jülich an Adolf von Berg, der nun beide Herzogthümer vereinigte. Sein Nachfolger Gerhard II. ward mit Geldern belehnt, dessen sich aber Arnold, Graf von Egmond, bemächtigte, der selbst auf Jülich Anspruch machte. Er brach den Frieden, der ihm Geldern abgetreten hatte, und fiel mit seinem Bruder Wilhelm abermals verheerend ins Jülichische. Bei dem Städtchen Linnich kam es am St. Hubertus-Tage zu der glorreichen Schlacht, wo Peter Trump, ein Schneider von Linnich, und Graf Paland den tapfern Jülichern das Feld behielt und der berühmte St. Hubertusorden den Ursprung nahm, der mit Bezug auf den Patron der Jäger auch der Orden vom Horn hiess und jetzt der erste Orden des Königreichs Baiern ist, seit ihn Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz erneuert hatte, als nach dem Aussterben der Herzoge von Kleve, Jülich und Berg die beiden letzten Länder an die Pfalz, Kleve und Mark aber an Brandenburg gefallen waren. Die Sage erzählt, Paland sei, weil er das Feld behalten hatte, zum Grafen von Hatsfeld erhoben, Peter Trump aber sogar in das Wappen der Stadt Linnich aufgenommen worden, nämlich als Maultrommel, die in der Mundart des Landes Trump heisst. Schon früher war Linnich durch die in der Geschichte des Jülicher Landes denkwürdige Schlacht von Barsweiler berühmt geworden.

Wir gelangen endlich nach Achen, das wohl schon die Römer gekannt haben, obgleich es keiner ihrer Schriftsteller nennt; man schliesst darauf aus seinem erst im 8ten Jahrhundert erscheinenden Namen *Aquisgrani*. *Granus* war ein Beinamen des Apollo, den die Römer bei Thermalquellen verehrten. Einer der Thürme des Rathhauses, der sehr tief in die Erde geht und im Volksmunde Granus-Thurm heisst, mag auf der Grundlage eines Apollotempels ruhen. Münzen, Inschriften, Bäder und eine Wasserleitung beweisen den Aufenthalt der Römer in dieser Gegend. Sein deutscher Name beweist nichts gegen seinen römischen Ursprung, da das deutsche *Ahha* (Wasser) mit dem lateinischen

Aqua urverwandt ist. Ohne Zweifel verdankt es seinen Heilquellen Namen und Ursprung. Unter den Merovingern ist das Dasein des Achner Palastes nicht erwiesen, doch schon König Pipin bewohnte ihn, und von der Kapelle dieses Palastes, wo er in den Jahren 765—6 das Weihnachts- und Osterfest beging, erhielt Achen den französischen Namen *Aix-la-Chapelle.* Das Achner Reich, wie noch heute das Gebiet der Stadt genannt wird, war wohl das zum Palast gehörige königliche Eigenthum. Karl der Grosse liess Palast und Kapelle von Grund aus neu erbauen. „Er hatte", wie Eginhard meldet, „Vorliebe für Achen, vorzüglich der warmen Quellen wegen, denn er ergötzte sich an den Dämpfen der von Natur warmen Gewässer, indem er seinen Körper durch häufiges Schwimmen übte, worin er so geschickt gewesen, dass ihm hierin mit Recht keiner vorgezogen werden mag; deshalb baute er zu Achen seinen Königssitz und wohnte allda in den letzten Jahren seines Lebens bis an seinen Tod." Nach den trierischen *Gesta* liess er zur Verzierung dieses Palastes viele Prachtwerke von Marmor und Mosaik, die nach der fünfmaligen Zerstörung Triers dort noch übrig waren, nach Achen bringen, das unter ihm schon zum Flecken erwachsen war. Erst 796 begann er den Bau der neuen Hofkapelle, des jetzigen Münsters. Eginhart meldet: „Karl baute zu Achen ein Münster von gar grosser Schönheit und schmückte es mit Gold und Silber und mit Fenstern, auch mit Gittern und Thüren von gediegenem Erz. Zu dem Baue desselben liess er die Säulen und Marmorsteine aus Rom und Ravenna herbeischaffen, da sie anders woher nicht zu haben waren." Eginhart selbst, der damals noch ein Jüngling war, wird den Bau nicht geleitet haben. Papst Leo III. weihte das Münster in Beisein vieler Fürsten und Bischöfe ein. Palast, Münster und Königsbad bildeten ein Ganzes, das eine gemeinschaftliche Mauer umgab. Der Haupttheil des Palastes nahm die Stelle des jetzigen Marktes und Rathhauses ein. Palast und Hofkapelle (Münster) waren durch einen Säulengang verbunden. Dieser sank, kurz vor des Kaisers Tode, wahrscheinlich durch ein Erdbeben, das aber als ein Vorzeichen seines nahenden Endes gedeutet wurde, zusammen; auch der Palast wankte, das Münster traf ein Blitzstrahl, der den Reichsapfel, die Zierde des Daches, weit hinwegschleuderte. Zugleich erloschen in der mit Mennig geschriebenen

Inschrift, die im Innern der Kirche zwischen den obern und untern Bogen rings umherlief, und den Namen ihres Gründers *(Carolus Princeps)* verkündete, die Buchstaben, die das letzte Wort bildeten. Als das vorbedeutete Ende wirklich erfolgte, wurde Karl in seiner Kirche beigesetzt und über seiner Gruft ein vergoldeter Bogen mit seinem Bildniss und folgender Inschrift errichtet: „In diesem Grabe ruht der Leichnam Karls des Grossen und rechtgläubigen Kaisers, erlauchten Mehrers des fränkischen Reichs, das er 47 Jahre lang glücklich regiert. Er starb ein Siebenziger, im Jahre" u. s. w.

Der Achner Palast und das geräumige Kaiserbad, in dem über hundert Menschen zugleich umherschwammen, sind verschwunden; nur die Münsterkirche ward uns erhalten. Was aber an dem heutigen Münster schon zu Karls Zeiten vorhanden war, ist eine Rotunde, eigentlich ein Achteck, mit einem Umgang von zwei Geschossen, mit welchem es nach Aussen ein Sechszehneck bildet. Das Achteck selbst hat acht Bogenöffnungen in jedem Geschoss, und über ihnen acht Fenster, welche die Kuppel erhellen. Die obern Bogen sind von bedeutender Höhe und in jeder Bogenöffnung standen zwei Säulen, die zwei kleine Bogen stützten, über welchen ein horizontales Gesims wieder zwei Säulen trug, die sich an den Hauptbogen anschlossen. Diese Säulen von grauem Granit, zum Theil auch von Marmor, brachen die Franzosen aus und führten sie nach Paris.

Die Umgänge um die Kuppel bestehen in acht viereckigen und ebensoviel dreieckigen Räumen, welche durch Kreuzgewölbe gedeckt und durch Bogen in einander geöffnet sind, so dass ein gleichförmiger Gang rund um das Mittelgebäude führt. Oben heisst dieser Gang das Hochmünster und besteht aus hohen durch dreieckige Räume verbundenen Bogenlogen. Mitten in dem Achteck bezeichnet jetzt ein Stein mit der Inschrift *Carolo Magno* das Grab Karls des Grossen. Die Normannen hatten es so zerstört, dass es ganz unkenntlich geworden war; wohl aber nur das Aeussere, denn als Kaiser Otto III. es im Jahre 1000 eröffnete, fand er es wohl erhalten. Karl sass mit den Reichsinsignien bekleidet, im kaiserlichen Ornat, auf einem Marmorstuhl; auf seinen Knieen lag das Evangelienbuch, ein Stück des heiligen Kreuzes war auf seinem Haupt, um seine Hüfte hing die Pilgertasche. Nach der

Sage hielt er den Scepter in den Händen, die Handschuhe bekleideten; die Nägel der Finger hatten das Leder durchbohrt und waren herausgewachsen. Otto legte ihm ein weisses Gewand an, beschnitt die Nägel und liess alles Mangelhafte ausbessern. Von den Gliedern war nichts verfault, nur von der Nasenspitze fehlte etwas; Otto liess sie von Gold wieder herstellen. Zuletzt nahm er aus Karls Munde einen Zahn, liess das Gewölbe wieder zumauern und ging von dannen. Nachts darauf soll ihm im Traume Karl erschienen sein und verkündigt haben, dass Otto nicht alt werden und keinen Erben hinter sich lassen würde.

Kaiser Friedrich I. liess im Jahre 1165 das Grab Karls, den der Gegenpabst Paschalis heilig gesprochen hatte, abermals eröffnen, um seine Gebeine zu erheben. Zum Andenken dieser Feier ward eine grosse zierlich gearbeitete Krone über dem Grabe aufgehängt. Kaiser Friedrich II. liess Karls Gebeine in einen Sargkasten von Gold und Silber legen.

Jener Marmorstuhl diente seitdem bei Kaiserkrönungen, indem der Neugekrönte auf ihm die Begrüssungen der Fürsten empfing. Die aus dem Grabe genommenen Reichsinsignien, welche Achen aufzubewahren das Recht hatte, befinden sich jetzt in Wien.

Der von Karls Bau herrührenden Rotunde schliesst sich gegen Westen der Glockenthurm, gegen Osten der Chor an. Ob jener ursprünglich an der Kirche war, lässt sich nicht bestimmen; der Chor wurde erst im 14. Jahrhundert durch den Bürgermeister von Schellaert angebaut, der davon den Beinamen Chorus empfing. Er bildet ein längliches Viereck mit einer Chorhaube von neun Säulenweiten in einem Geschoss. Um den Chor mit der Kuppel zu verbinden, wurden an dieser drei Seiten des Sechszehnecks durchbrochen; die mittlern ganz und die zu beiden Seiten halb. Die Verbindung war dem Baumeister gut gelungen; später ward die schöne Durchsicht durch die hier angebrachte Orgel wieder verbaut. In der Mitte des Chors hing ein Muttergottesbild über dem Grabmale Kaiser Otto III., den jener furchtbaren Weissagung zufolge der Tod in blühender Jugend hinweggerafft hatte. Der Altar des Chors war mit Goldblech belegt, und über dem Tabernakel deckte der gleiche Stoff, doch in getriebener Arbeit, den Kasten, der Karls des Grossen Gebeine nebst denen eines Märtyrers bewahrte. Der Chor ist im entschiedenen gothischen Stil gebaut, während die Rotunde, wie sich von selbst versteht, dem byzantinischen angehört. Kapellen und Altäre waren in grosser Zahl sowohl an den Umgängen der Rotunde und zwar in beiden Geschossen, als an dem Chore angebracht. Nicht alle Kapellen stehen in unmittelbarer Verbindung mit dem Innern der Kirche.

Der Glockenthurm bildet ein Viereck, dessen Raum einer der acht Bogenöffnungen gleich ist. Nebenan sind zwei runde Trep-

penthürme, welche zu der sogenannten Heiligthumskammer führen. Von der den Thurm umgebenden Gallerie werden alle sieben Jahre den Gläubigen die grossen Heiligthümer gezeigt.

Von Aussen ist das alte Münster, d. h. die Rotunde, fast nirgends zu sehen. Eine Menge kleiner Häuser und Buden, die sich allmälig angesiedelt haben, verstecken das prächtige Gebäude. Merkwürdig ist aber der Haupteingang, die sogenannte Wolfsthüre. Sie ist wie die übrigen von Bronze, mit Löwenköpfen zu Handgriffen versehen. Sie rühren alle von Karl dem Grossen her und sind jene *valvae primae*, deren bei Mainz gedacht wurde. Die Wolfsthüre zeichnet sich nur dadurch aus, dass neben ihr auf Säulen von Quadersteinen rechts eine aus Messing gegossene Wölfin mit aufgesperrtem Rachen, links ein Pinienapfel aus gleichem Stoffe steht. Beide haben früher zu einem Springbrunnen gedient. Aus der Oeffnung in der Brust der Wölfin floss das Wasser, und wenn diese gesperrt wurde, drang es unter den Blättern des Pinienapfels hervor. Die Volkssage, welche sich an diese Gegenstände knüpfte, ist aus Langbein bekannt genug. Da man beide Stücke für römisch hielt, so mussten sie die Reise nach Paris mitmachen, wobei die Wölfin ein Bein einbüsste. In dieser Kirche sind fast alle deutschen Könige bis auf Ferdinand I. gekrönt worden. Ludwig der Fromme setzte sich selbst die Krone hier auf, alle sächsischen Kaiser, alle fränkischen bis auf Heinrich V., alle Hohenstaufen liessen sich in Achen krönen. Noch die goldene Bulle bestimmte Achen zum Krönungsorte; dennoch unterblieb es seit dem sechszehnten Jahrhundert, indem die Krönung zur Ersparung der Kosten gleich mit der Wahl verbunden wurde. Gleichwohl sollte es Achen nicht zum Präjudiz gereichen, darüber liess es sich von Kaiser und Kurfürsten Reverse ausstellen. Auch wurden ihm einige tausend Gulden bezahlt, als Vergütung für das Pferd, von welchem der einreitende Kaiser gleich am Thor absteigen musste und das dann dem Thorschreiber gehörte; für das andere Pferd, auf dem er bis zum Münster ritt, und das dann dem Probst dieser Kirche verfiel; für den freien Griff, welcher der Stadt in die Krönungsmünzen erlaubt war, bevor sie ausgeworfen wurden u. s. w. Doch nicht nur die deutschen Kaiser, auch die Könige von Frankreich, welche Karl den Grossen als den Gründer ihrer Monarchie betrachteten, bewiesen seinem Münster eine besondere Zuneigung. Seit Ludwig XI. sprach sich diese durch eine Jahrrente von 4000 Livres aus, welche sich das Kapitel bei der jedesmaligen Krönung eines französischen Königs bestätigen liess. Doch waren damit für das Stift auch Lasten verbunden. Nach der Krönung jedes Königs von Frankreich wurde das Leichentuch des vorletzten Königs nach Achen gesendet, um über Karls Grab gelegt zu werden. Die Feierlichkeiten, welche

das Stift zur Empfangnahme dieses Leichentuchs zu machen verpflichtet war, die Vigilien, Exequien, das Trauergerüste mit dem französischen Wappen bekleidet, die Todtenbahre mit dem gedachten Leichentuche behangen, mit Krone, Scepter und Schwert belegt, die Genien mit gesenkten Fackeln an den vier Ecken, der hoch im Chorgewölbe schwebende Baldachin mit dem reich verzierten Namen des Verstorbenen, die 500 weissen Wachskerzen um das Trauergerüst, der 30 Fuss hohe schwarze Behang um Altar, Chorstühle und Chormauern, endlich am folgenden Tage das Dankfest für die glücklich vollzogene Krönung des Nachfolgers, mit einem musikalischen Amt und Tedeum, worauf der Dechant ein herrliches Gastmahl gab: Alles diess verursachte dem Stifte Kosten, die den Werth des Leichentuchs weit überstiegen.

Dem geräumigen und doch immer von geschäftigem Volke wimmelnden Marktplatz von Achen dient nebst einigen alterthümlich mit hangenden Erkern versehenen Häusern das mächtige gothische Rathhaus zur Zierde, und würde es noch mehr, wenn die Bildnisse der in Achen gekrönten Kaiser seine Fronte noch schmückten. Von den beiden stattlichen Thürmen, die es rechts und links einschliessen und sein Dach hoch überragen, haben wir den Granusthurm schon genannt; der andere heisst Markt- oder Glockenthurm, weil er die städtische und die sogenannte Pfortenglocke trägt, die Morgens bei Aufschliessung, Abends vor Sperrung der Thore geläutet ward. Ein Springbrunnen, dessen weit hergeleitetes Wasser nach einander in mehrere Bassins fällt, trägt zuletzt auf einer Säule die bronzene Statue Karls des Grossen, den man aber eher für seinen Vater Pipin den Kurzen hielte. In der Nähe des Rathhauses ist uns noch die Kaiserquelle merkwürdig, weil sie dem Orte den Ursprung gegeben und weil sie das riesige Kaiserbad gewässert hat. Sie strömt mit grosser Mächtigkeit aus tiefen Felsenspalten, und übertrifft alle Quellen Europas an Schwefelgehalt, der Dampf ihres Wassers setzt jährlich an 20 Pfund Schwefelblumen ab.

Achen ist räumiger und lichter gebaut als Köln; wenn aber dort das Alterthümliche stärker hervortritt, so hier der niederländisch belgische Charakter, der sich auch schon in Sprache und Kleidung des Volkes kund giebt. Mit Kölns Reichthum an alten herrlichen Kirchen und sehenswerthen städtischen Gebäuden kann es nicht wetteifern; wir erwähnen nur noch das Grashaus, die karolingische Curie für „die grosse Landsprache“, wo in der ältesten Zeit an Reichstagen die Reichsgerichte gehalten wurden, und hernach die Pfalzgrafen an der Stelle der Kaiser öffentlich Recht sprachen. Der Anfang des bekannten kirchlichen Hymnus auf Karl den Grossen, der auch das städtische Siegel umgiebt:

Urbs Aquensis, urbs regalis,
Sedes regni principalis,
Prima regum curia

ist auf den Quadern des ältern karolingischen Baus, jetzt kaum noch lesbar, eingemeisselt, welche Inschrift aus König Richards Zeiten herrührt. Ferner den Ponellenthurm in der Stadtmauer, von dem Agricola und Schottel schreiben, dass „sich darin der Teufel mit viel Wundersgeschrei, Glockenklingen und anderm Unfug öfters sehen und hören lässt, und ist die Sage, er sei hinein verbannt und da muss er bleiben bis an den jüngsten Tag. Darum, wenn man zu Ach von unmöglichen Dingen redet, so sagt man: ja, es wird geschehen, wenn der Teufel von Ach kommt, das ist, nimmermehr."

Jenes Grashaus ist für Achen um so wichtiger, als es nach dem Verschwinden der kaiserlichen Pfalz allein noch die Erinnerung an die Pfalzgrafen festhält, die bekanntlich zuerst in Achen auftraten und sich dann allmälig den Rhein hinaufzogen. Hermann und sein Sohn Ezzo, die ältesten urkundlichen Pfalzgrafen, werden gewöhnlich achnische oder niederlotharingische Pfalzgrafen genannt. Erzbischof Bruno von Köln, des ersten Otto Bruder, hatte das lotharingische Reich in die Herzogthümer Ober- und Niederlotharingen getheilt und dieses unter eigener Aufsicht gehabt, während jenem ein Herzog vorstand. Nach Brunos Tode setzte Otto den salischen Grafen Hermann als Pfalzgrafen über Niederlotharingen, zu dem auch Achen gehörte, und verknüpfte so die ripuarische Provinz mit der kaiserlichen Pfalz zu Achen. Hermanns Nachfolger in der pfalzgräflichen Würde war sein Sohn Ehrenfried (Ezzo), welcher Mathilden, die Schwester Kaiser Otto III. im Schachspiel gewann.

„Drei Spiele lass uns spielen, seit Monden spiel ich sie,
Und spielte schon mit Vielen und traf den Meister nie.
Kannst du mich dreimal schlagen, gewinnen Spiel um Spiel,
Will ich dir nichts versagen und wär es noch so viel.
Das liebste Pfand erdenke wonach das Herz dir ringt,
Wie gern ich dir es schenke, wenn mich dein Spiel bezwingt!"
Da schlug das Herz dem Grafen: er wusst ein liebes Pfand,
Gar selten liess ihn schlafen, dass es so hoch ihm stand.
Herrn Otto sass zu Essen sein Schwesterlein Mathild,
Die konnt er nicht vergessen, noch sie des Jünglings Bild.
Erwerben nimmer mocht er, als ein geringer Graf,
Die edle Königstochter, das scheucht' ihm so den Schlaf.
Zwar darf er jetzt nicht trauern, denn Hoffnung ist genug;
Der König schiebt zwei Bauern voran im ersten Zug.
Doch nimmt vielleicht die Stunde sein Glück, sein Leben hin;
Da zog er aus dem Grunde hervor die Königin.
Er hätte gern geblutet für sie im Schlachtensturm;
Da raubt' er unvermuthet dem König seinen Thurm.
Für sie dem kühnsten Raufer sich in den Weg gestellt;

Da nahm er auch den Laufer und rückt' ihm scharf ins Feld.
Für sie im tiefsten Zwinger erlitten Ungemach;
Da schlug er gar den Springer und bot ihm Schach auf Schach." u. s. w.

Ezzo und Mathilde stifteten die berühmte Abtei Brauweiler bei Köln, welche ihre Tochter, die Polenkönigin Richenza, noch reichlicher ausstattete. Wir haben gesehen, wie der heil. Anno, Erzbischof von Köln, den Pfalzgrafen Heinrich, welchem der Schutz dieser Stiftung oblag, besiegte und einen Theil ihrer Besitzungen an sich zog. Dieser herrschsüchtige und gewaltthätige Prälat, welcher als der Begründer der weltlichen Macht seines Erzstiftes zu betrachten ist, zertrümmerte die pfalzgräfliche wie überhaupt die unmittelbare Reichshoheit in der Provinz und setzte die Herrschaft des Krumbstabs an die Stelle. Als Pfalzgraf Heinrich mit dem Siegberge auch den Auelgau abgetreten hatte, mussten sich seine Nachfolger auf den Maiengau beschränken. Aber auch hier gaben sie ihren meisten Grundbesitz einer klösterlichen Stiftung hin und so sehen wir sie endlich ganz aus den niederrheinischen Gegenden verdrängt.

Achen liegt den Ardennen nah in einer gebirgigen, an mannigfaltigen Schönheiten reichen Gegend. Von dem Lousberge, der von seiner schönen Aussicht genannt ist (*losen*, plattd. *lousen*, heisst um sich blicken), übersieht man die prächtige Kaiserstadt mit dem benachbarten Burtscheid und den weiten, von anmuthigen Höhen umschlossenen Thalkessel, der jährlich so vielen Tausenden Gesundheit spendet. Noch heute wie vor tausend Jahren kennt der Ruhm der Achner Heilquellen keinen Nebenbuhler. Er gründet sich auf ein Geschenk der Natur, das an sich einzig und beispiellos, seinem Werthe nach früh genug erkannt worden ist, um den Heilbedürftigen Alles, was die Kunst von Annehmlichkeiten, Zerstreuungen und Lebensgenüssen bieten kann, in überschwenglicher Fülle zu gewähren.

Von dem Lousberge sehen wir auch den Viäduct der noch im Bau begriffenen belgisch-rheinischen Eisenbahn auf schöngewölbten Bogen das Wurmthal überschreiten. Die Wurm, die unweit Achen erst entsprang und eine Weile die Grenze zwischen Preussen und Belgien bildete, wie sie schon in älterer Zeit die Diöcesen Köln und Lüttich schied, ergiesst sich nach vielfach geschlängeltem Lauf, aus dem man ihren Namen zu erklären versucht hat, bei Kempen in die Ruhr. Ihr tiefes Thal ist zwischen Achen und Herzogenrath an malerischen Schönheiten reich, die aber den Reisenden unbekannt bleiben, da die Chausseen auf den kahlen Höhen hinlaufen, wo der kürzeste Weg wenigstens nicht der reizendste ist.

Die nächste Nachbarin Achens ist die freundliche, gleichfalls durch Heilquellen berühmte Stadt Burtscheid. Sie erwuchs

innerhalb der Bannmeile Achens gleichzeitig mit ihm aus einer kirchlichen Stiftung, die sogar älter ist als Achens Krönungskapelle. Zuerst pflanzte sie der heil. Clodulf, der Sohn des heil. Arnulf, der durch seinen andern Sohn Ansgisil, dem die Tochter des ältesten Pipin vermählt ward, der eigentliche Stammvater der Karolinger ist. Clodulf selbst soll die Würde eines Hausmeisters *(Major domus)* eine Zeitlang bekleidet haben. Damals erbaute er, in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, auf seinen Gütern zu Villen und Burtscheid (dessen lateinischen Namen *Porcetum* die Sage auf wilde Schweine bezieht, zu deren Jagd der nahe Wald einlud) zwei Kirchen zu Ehren der Heiligen Peter und Martin, an welchen er 24 Priester bepfründete, die, unter einem Abte vereinigt, eine Art klösterlichen Lebens führten. Unter den Ottonen gelangte diese Stiftung durch Gregor, den Sohn des griechischen Kaisers Nicephorus Phocas, zu einiger Bedeutung. Bei einem Besuche, den er seiner Schwester, der Gemahlin Kaiser Otto II., in Achen abstattete, bewog ihn diese, die erledigte Abtsstelle über die Matricularien zu Burtscheid und Villen anzunehmen. Mit der Benedictinerabtei Burtscheid, die Könige und Kaiser mit vielen Reichsgütern begabten, erblühte nun auch das gleichnamige Städtchen. Indess war jene im 13. Jahrhundert durch den Verfall der Klosterzucht so herabgesunken, dass K. Friedrich II. dem heil. Engelbert von Köln den Auftrag gab, den Zustand der Reichsabtei zu untersuchen. Dieser fand sie so entartet, dass kein grüner Zweig mehr an ihr war. Da trieb er den Abt und die noch übrigen vier Mönche hinaus und übergab die Abtei den Bewohnerinnen des adligen Nonnenklosters auf dem Salvatorsberge bei Achen, welche der strengen Regel von Cisterz untergeben bis zur Secularisirung des Reichsstiftes einen auferbaulichern Wandel geführt haben sollen. Die Aebtissin von Burtscheid hatte als Stand des Reichs auf den Reichsversammlungen Sitz und Stimme. Sie wohnte ihnen durch einen Bevollmächtigten bei, wie sie auch bei dem k. Reichshofrath einen Agenten hielt. Ueber die Herrschaft Burtscheid besass sie die Landeshoheit.

Die Vogtei über Burtscheid besassen, als ein limburgisches Lehen, die Herrn von Frankenberg, deren längst verfallenes Schloss dicht bei Burtscheid, von Achen kaum eine Viertelstunde entfernt liegt. Sie gehörten zu dem berühmten Geschlecht der von Merode, dessen Stammburg bei Düren schon erwähnt worden ist. Die Merode von Frankenberg wurden als Vögte von Burtscheid diesem Stifte sehr gefährlich, denn statt es zu schützen, wie ihr Amt sie verpflichtete, trachteten sie nur, sich auf seine Unkosten zu bereichern.

Frankenberg, dessen malerische Trümmer in der Erneuerung mehr verloren als gewonnen haben, hat die Sage berühmter ge-

macht als die Geschichte. Nicht nur soll hier Emma ihren Eginhard durch den Schnee getragen haben; auch die Sage von dem Zauberring der Fastrada versetzt man auf die Frankenburg, obgleich die Geschichte meldet, dass die dritte Gemahlin Karls nicht zu Achen, sondern zu Frankfurt gestorben sei. Doch ist diess unerheblich, da die Sage behauptet, Karl habe den Leichnam, von dem er sich nicht trennen konnte, überall im Lande mit sich umhergeführt. Jedenfalls bleibt dieser das Verdienst, eine auffallende historische Thatsache gut benutzt und glücklich motivirt zu haben. Es ist bekannt, dass Karl der Grosse anfangs die Gegenden des Oberrheins vorzog; seine Vorliebe für Achen beginnt erst in seinen späteren Lebensjahren, wo er jener heilkräftigen Bäder mehr bedurfte. Indem aber die Sage andeutet, die Paläste von Worms, Ingelheim, Frankfurt und Mainz, wo Karl so glückliche Stunden mit Fastraden verlebte, habe deren Tod ihm verleidet, bedient sie sich eines schönen und menschlichen Motivs, ohne darin die wirkliche Bewandtniss ganz zu verhüllen, denn sie blickt deutlich durch den Schleier der Dichtung, dass Fastradens Liebesring in die Gewässer Achens versenkt worden sei. Uebrigens ist diese Sage, welche Petrarca zu Achen erzählen hörte, und zwar nicht von Fastraden, auch zu Zürich einheimisch, welches gleichwohl Achen den Vorzug zugesteht, den Wunderring zu besitzen. So gross die Zahl der deutschen Dichter ist, welche sich an Fastradens Ringe versucht haben, so hat ihn doch keiner so glücklich gefasst, als das Volkslied, welches freilich Achen die Ehre nicht giebt, sondern dem Rhein:

Der Mai ist nicht an Blüthen karg,
Schön Lindenzweig.
Der König sitzt an der Liebsten Sarg,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.

Er sitzt drei Nacht, er sitzt drei Tag,
Schön u. s. w.
Kein Junker ihn da trösten mag.
O Abend u. s. w.

Er sitzet an den Sarg gebannt
Und küsst die kalte Todtenhand.

Der Bischof hat des Zaubers Acht,
Zu brechen denkt er des Teufels Macht.

Der König sitzet unverwandt;
Er streift den Ring von der Todtenhand.

Er steckt an die Hand den Zauberring,
Der König da von der Leiche ging:

„Begrabt die Holde, begrabt sie fein;
Ich muss bei meinem Bischof sein.

„O Bischof, du mein Trost und Licht,
Du kennst die Flamm im Herzen nicht.

„Und ob du dich wendst und vor mir fliehst,
Mein armes Herz du nach dir ziehst.“

Der Bischof flieht bis an den Rhein
Und wirft den Zauberring hinein.

„O flieh, du Bischof, in guter Ruh,
Ich eile den lichten Wellen zu.

„Die Wellen murmeln manch Liebeswort,
Von meines Herzens Licht und Hort.

„Ich bau am Rheine mir ein Schloss,
So hold wie Er kein Strom mir floss.

„O Rhein, o Rhein, du Liebster mein,
Schön Lindenzweig,
Hier will ich leben, begraben sein,
O Abend, o Abend, die müden Arme ruhen.“

Mit diesem Liede kehren wir zum Rheine zurück, aber nur um von ihm zu scheiden, und zwar ohne Wehmuth, da mir wenigstens ein holdes Geschick das Meiden erlässt. Unsere eigentliche Aufgabe betraf nur die Strecke zwischen Mainz und Köln, mit Einschluss von Frankfurt und Achen, und so bleibt uns nichts mehr hinzuzufügen. Wir gedachten zwar in einem Anhange den Strom bis zu seinen Mündungen zu verfolgen; aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Wir haben uns allzulange in dem obern Stromgebiete verweilt, denn Fastradens Zauberringe zum Trotz gilt von ihm vorzüglich folgende

Warnung vor dem Rhein.

An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut:
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth.

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei
Als wär es ein adlig Geschlecht:
Gleich bist du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüssen die Burgen so schön
Und die Stadt mit dem ewigen Dom;
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höhn
Und blickst hinab in den Strom.

Und im Strome, da tauchet die Nix aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn,
Und grüsst dich die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es geschehn:

Dich bezaubert der Laut, dich bethört der Schein,
Entzücken fasst dich und Graus:
Nun singst du nur immer: Am Rhein, am Rhein,
Und kehrst nicht wieder nach Haus.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

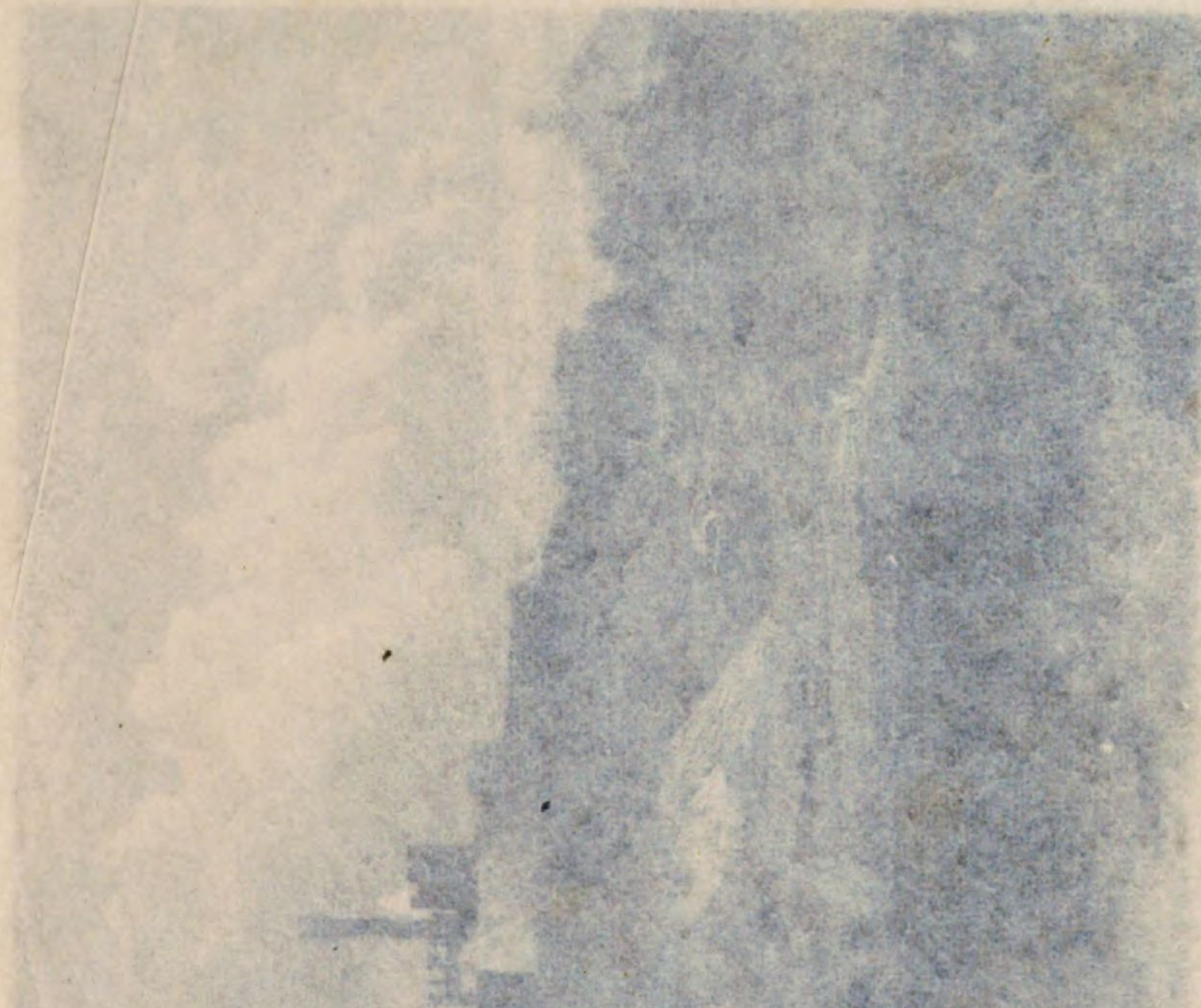




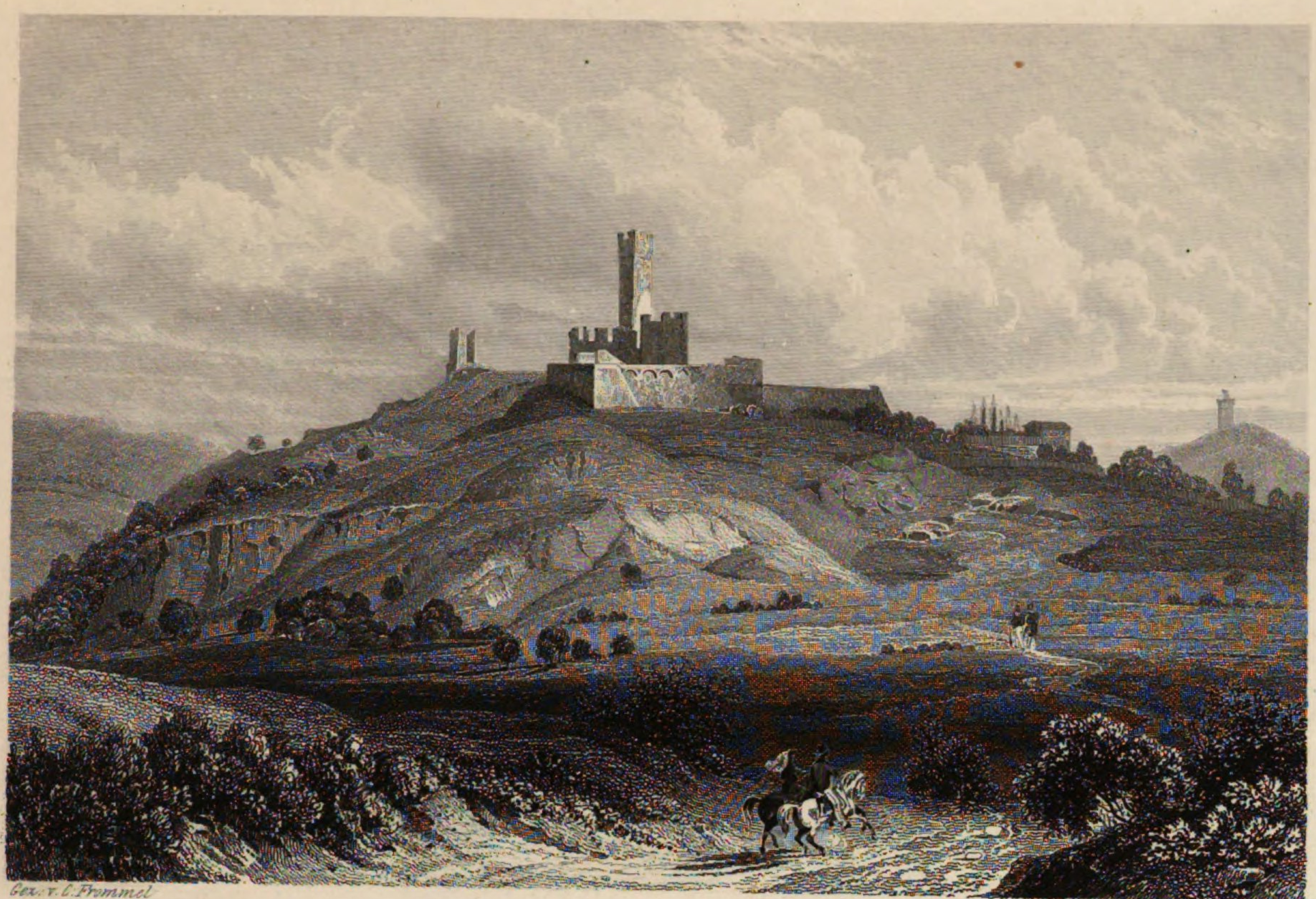
C. Lindemann sculp

FRANKFURT ᵃ/M

2)



2)



Gez. v. C. Frommel

Frommel & Winkles sculp.

KOENIGSTEIN

durch Kunst-Verlag

3)



Gez. v. C. Frommel

Frommel & Winkles sculp.

WIESBADEN.

durch Kunst-Verlag

4)



Gez. v. C. Frommel. C. Frommel & H. Winkles sculp.

BIEBERICH.

d. Kunst-Verlag

5)



Alt pinx. H. Winkler sculp.

LANGENSCHWALBACH.

Leipzig, d. Kunst-Verlag.

6)



Gez. v. C. Frommel

Frommel & Winkles sculp.

JOHANNISBERG

durch Kunst Verlag

7)

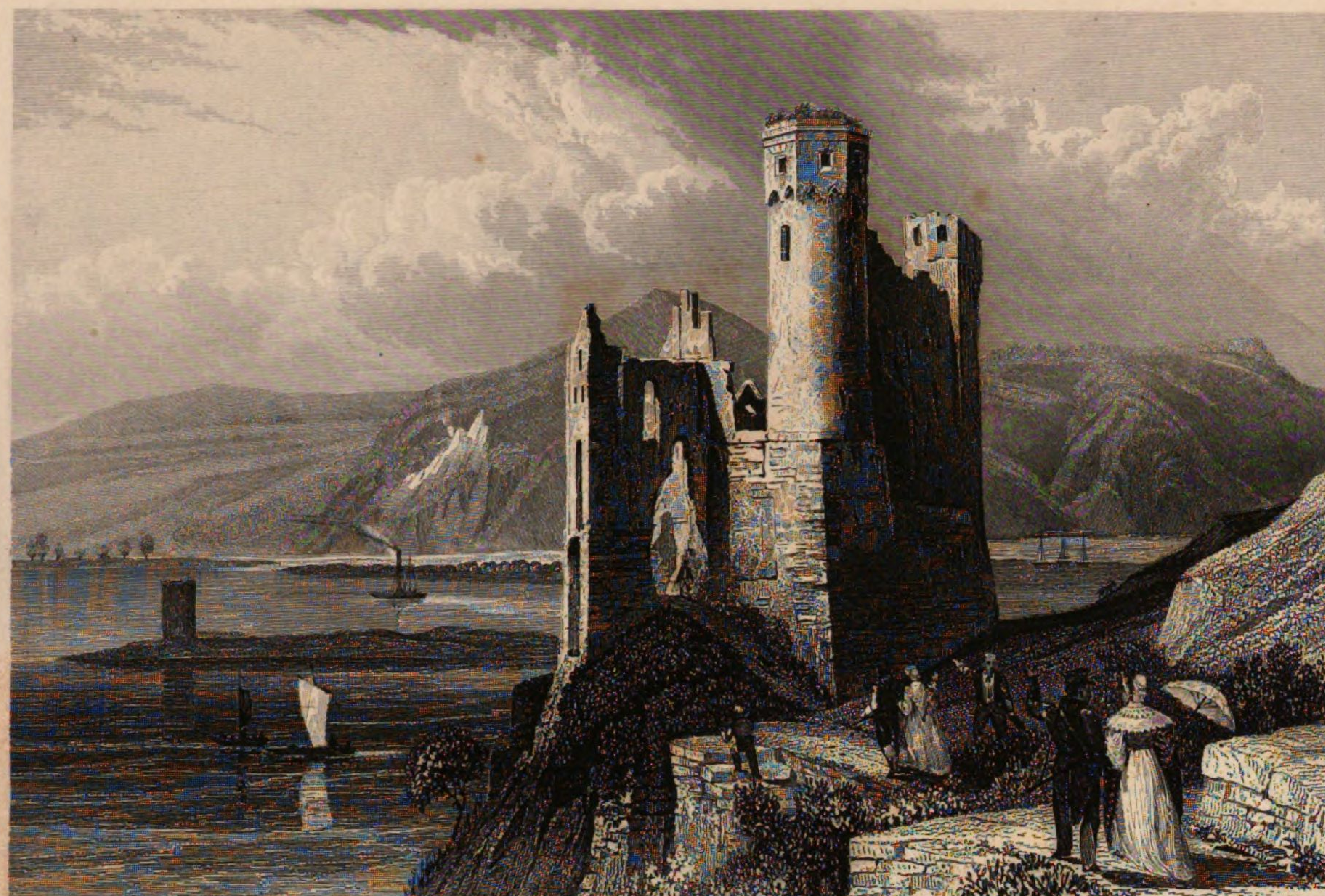


C. Frommel del. H. Winkles sculp.

RÜDESHEIM.

Carlsruhe, durch Kunst-Verlag

8)

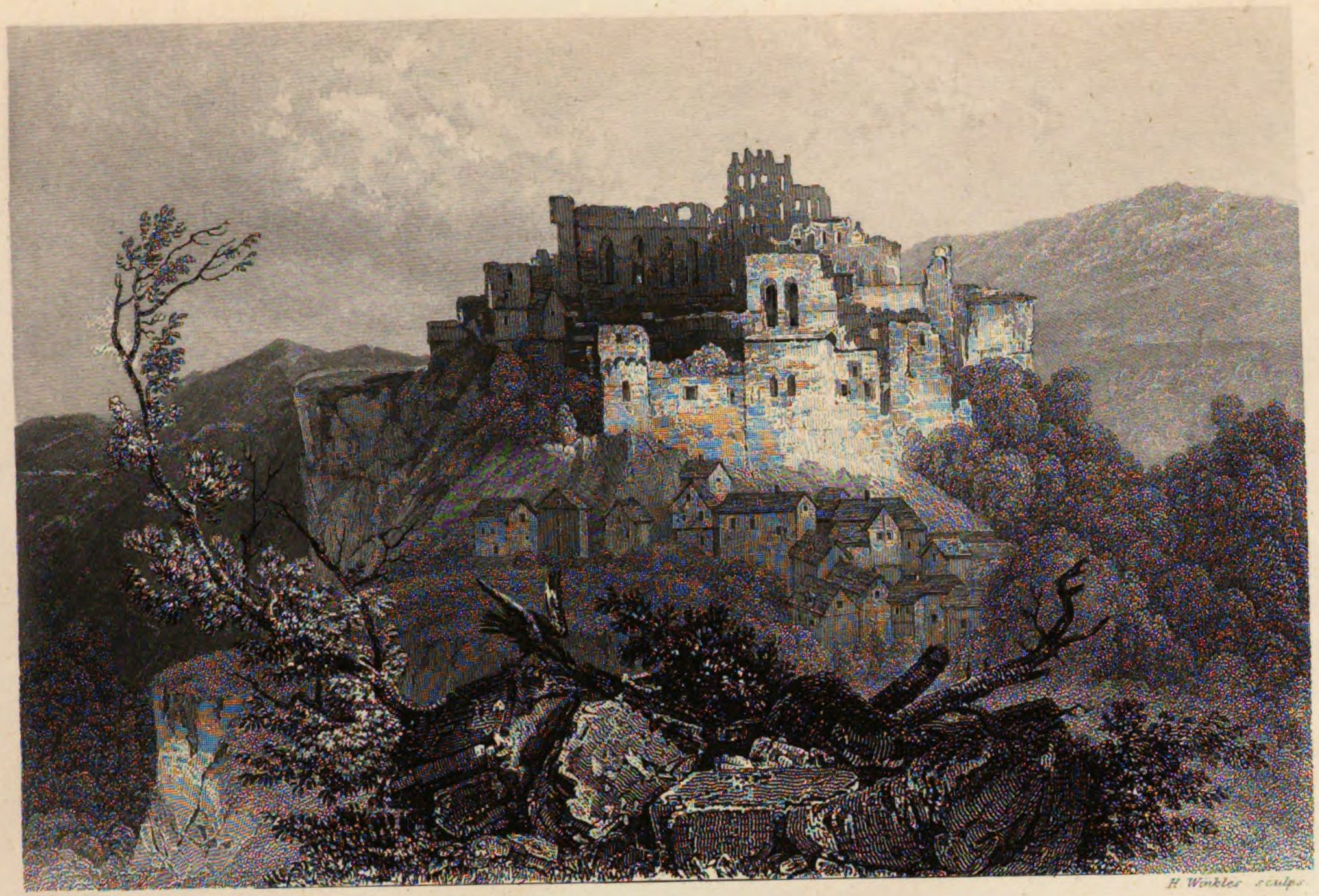


C. Frommel del.

H Winkles sculp.

EHRENFELS

9)



Verhas pinx. H. Winkles sculps.

DHAUN
an der Nahe

Leipzig durch Kunst_Verlag

10)

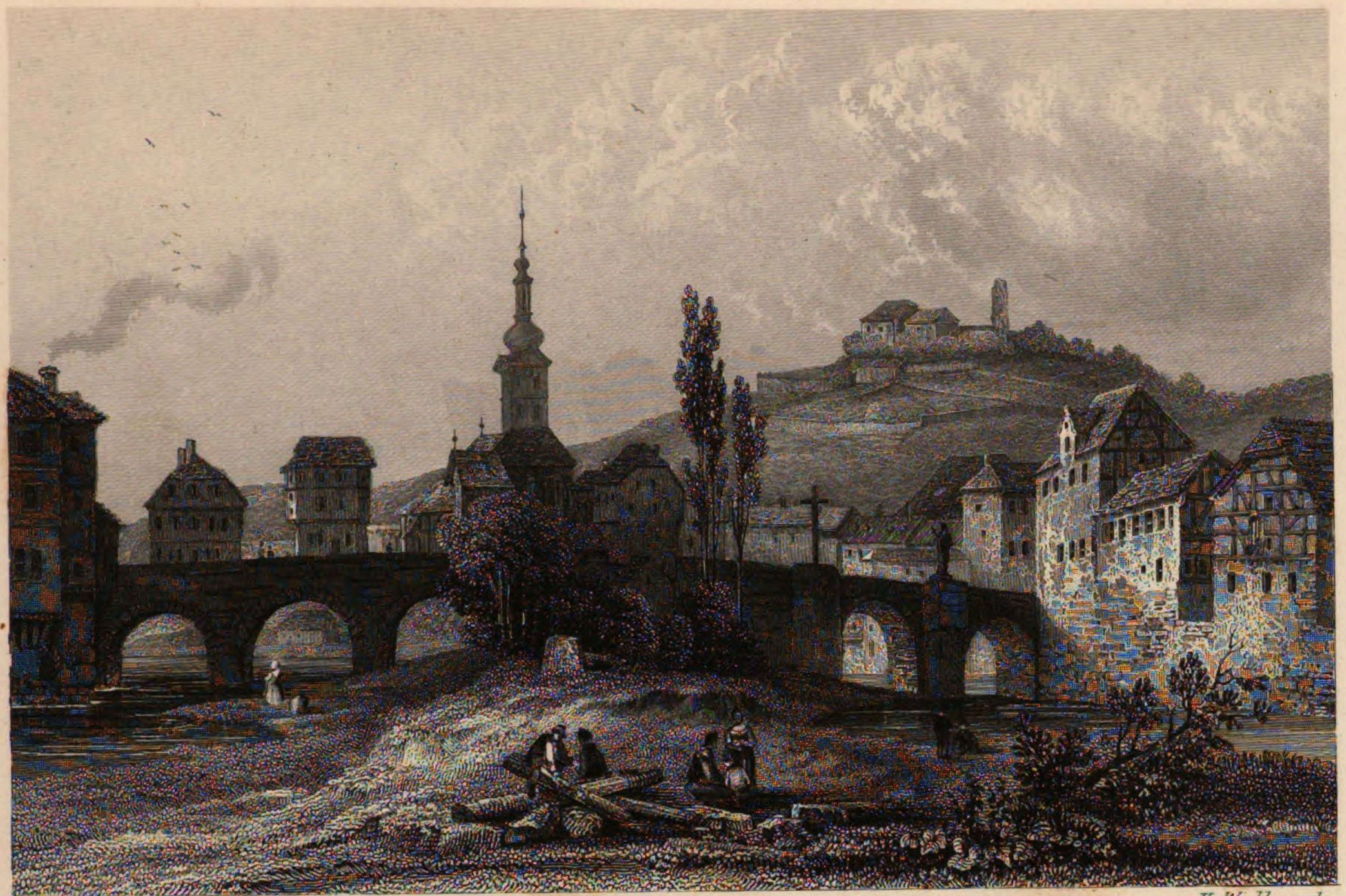


Frommel pinx. H. Winkles sculp.

RHEINGRAFENSTEIN.

Leipzig, d. Kunst Verlag.

11)



Verhas pinx. | *H. Winkles sculp.*

CREUTZNACH.

Leipzig, d. Kunst-Verlag.

12)



Alt pinx. H. Winkles sculp.

SCHLOSS DALBERG.

Leipzig, d. Kunst-Verlag

13)

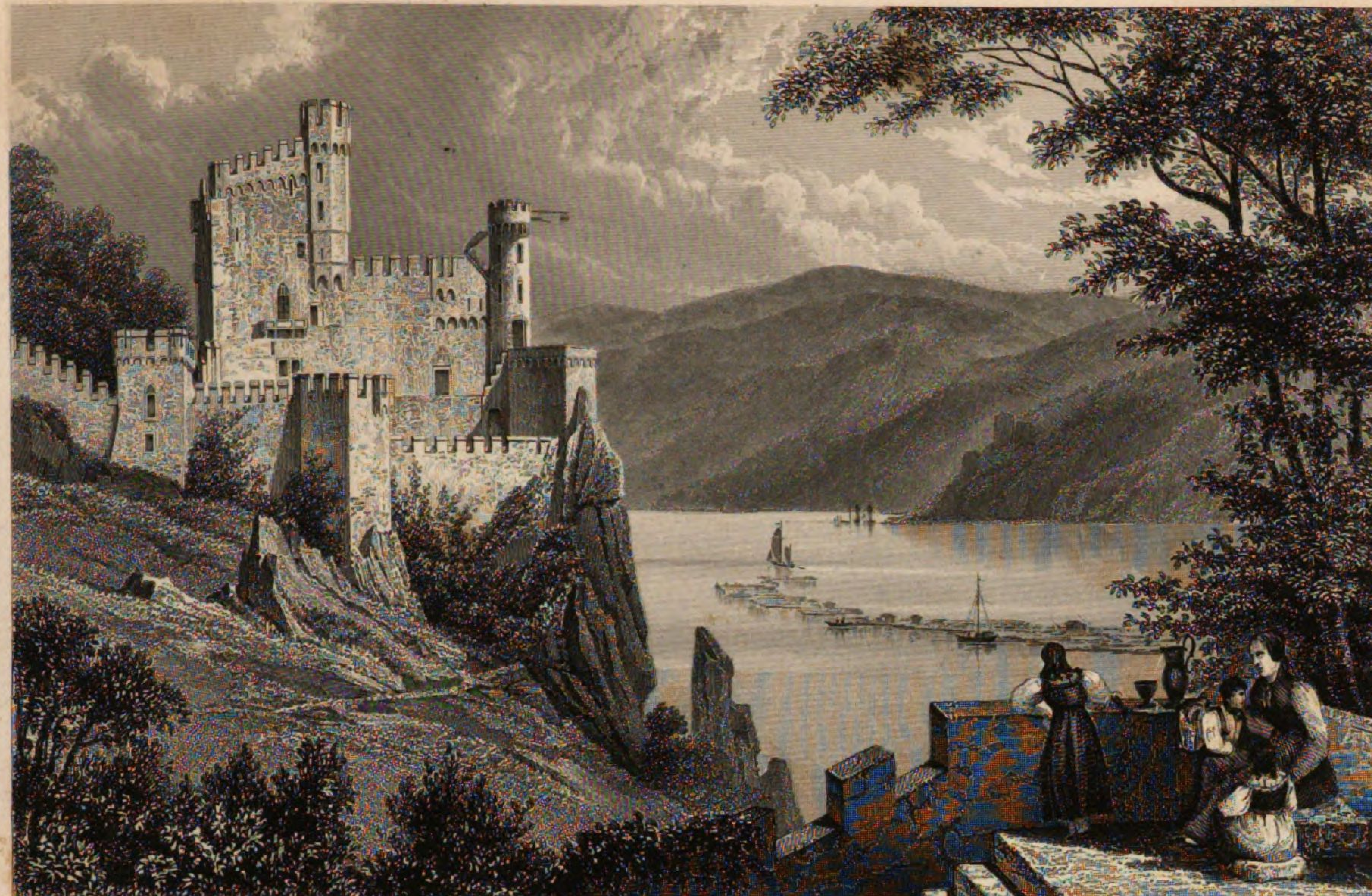


Gez. v C. Frommel | Frommel & Winkles sculp.

BINGEN.

durch Kunst-Verlag.

14)



Gez. v. C. Frommel. Frommel & Winkles sculp.

NEU RHEINSTEIN.

durch Kunst-Verlag.

15)



Gez. v. C. Frommel

C. Frommel & H. Winkles sculp.

SOONECK.

d. Kunst-Verlag

16)



Gez. v. C. Frommel. C. Frommel & H. Winkles sculp.

BACHARACH.

d. Kunst-Verlag.

17)



Gez. v. C. Frommel

Frommel & Winkles sculp.

KAUB, PFALZ und GUTENFELS.

durch Kunst Verlag

18)

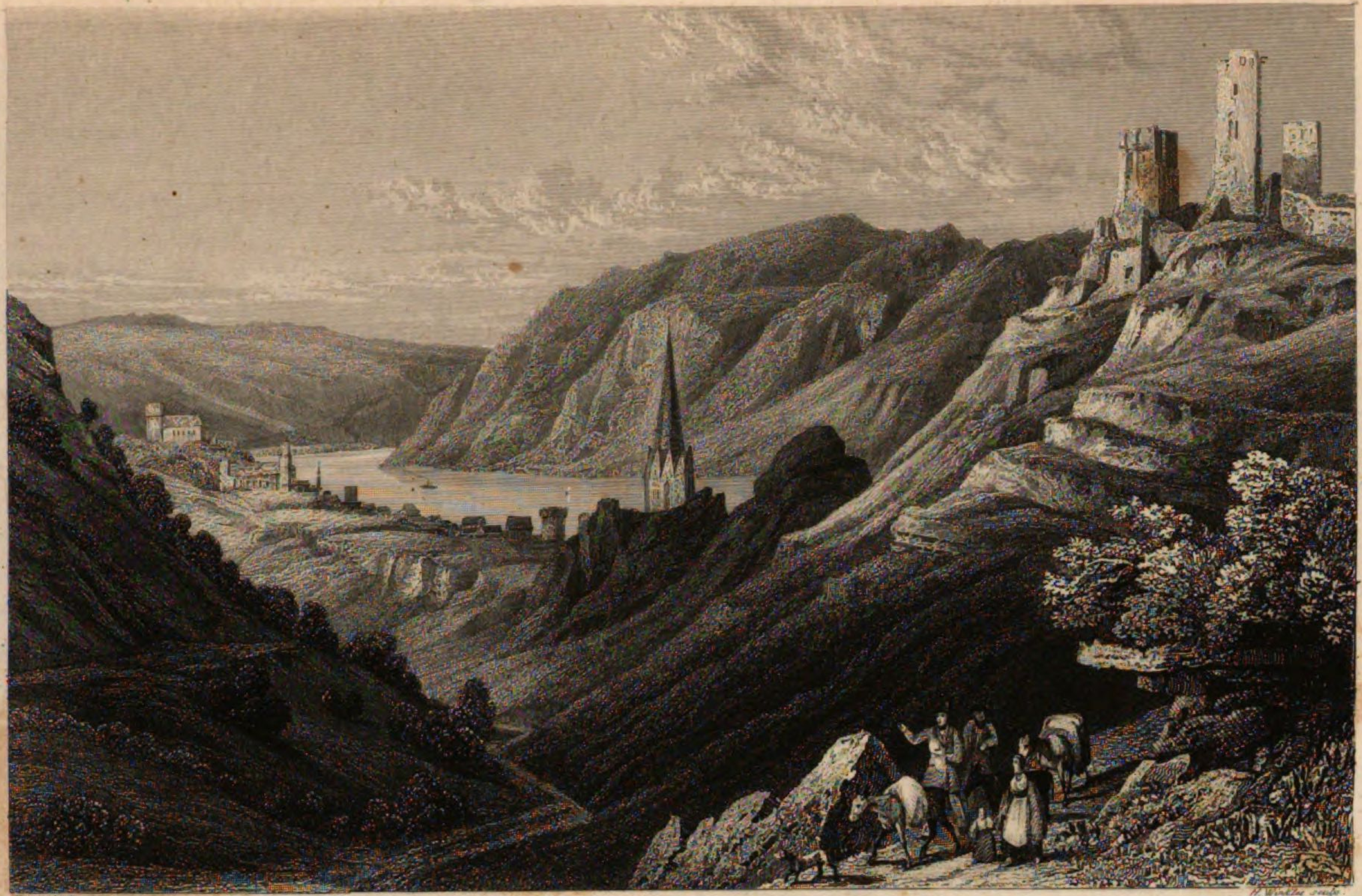


Gez. v. C. Frommel. Frommel & Winkles sculp.

OBERWESEL

durch Kunst-Verlag

19).



Frommel pinx. H. Winkles sculp.

RUINE SCHOENBERG

MIT OBERWESEL UND DEM ENGEHOELLTHAL.

Leipzig, d. Kunst-Verlag

20)



Gez. v. C. Frommel

Frommel & Winkles sculp

LURLEI.

durch Kunst-Verlag

21)



Gez. v. C. Frommel. C. Frommel & H. Winkles sculp.

RHEINFELS.

d. Kunst-Verlag

22)

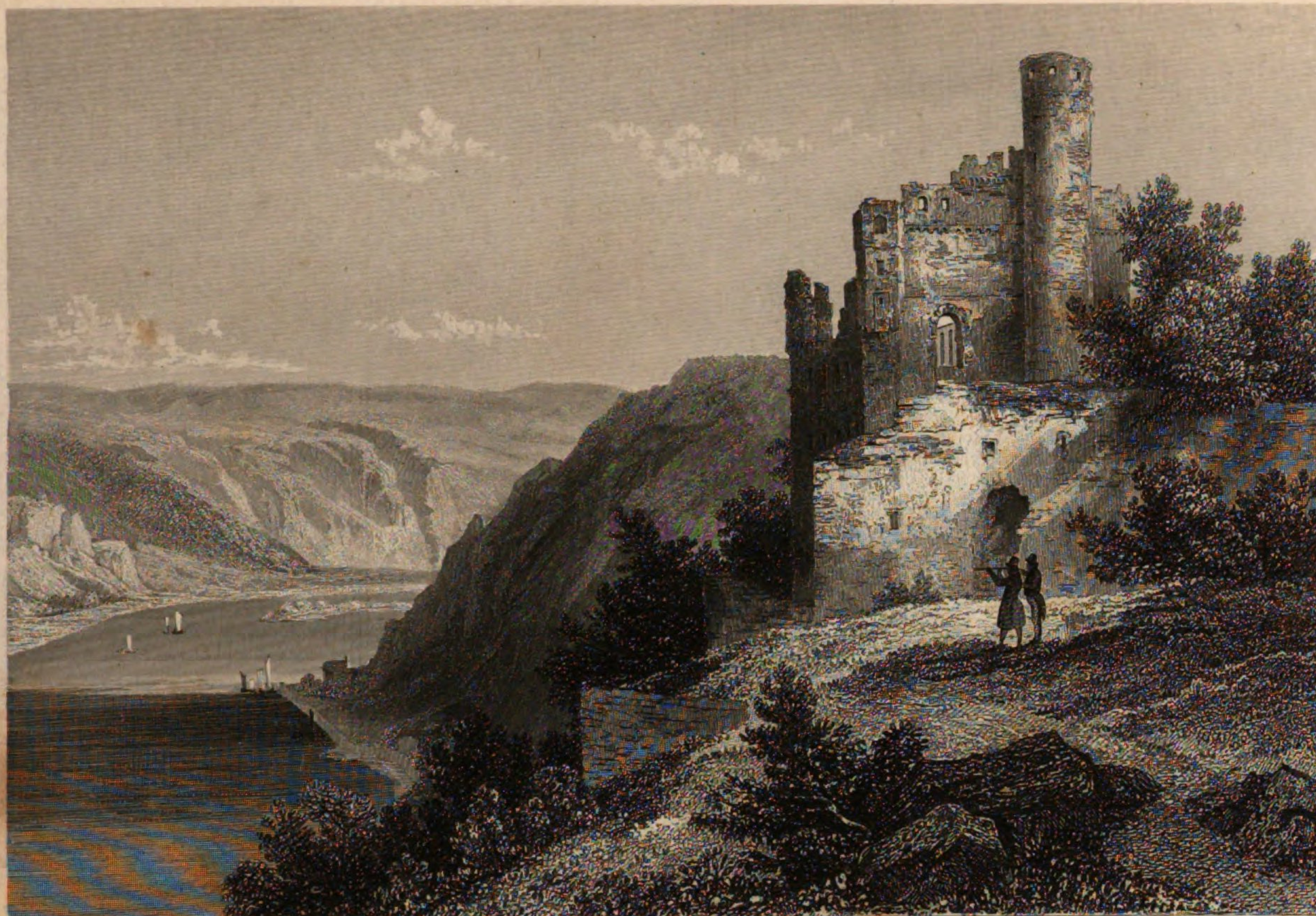


C. Frommel del. H Winkles sculp

DIE KATZE.

d. Kunst Verlag.

23)



C. Frommel del.

H. Winkles sculp.

DIE MAUS.

Carlsruhe, durch Kunst-Verlag.

24)



Gez. v. C. Frommel — Atelier v. Frommel & Winkles.

DIE BEIDEN BRÜDER

d. Kunst Verlag

25)



Gez. v. C. Frommel. Frommel & Winkles sculp

STOLZENFELS.

durch Kunst-Verlag.

26)

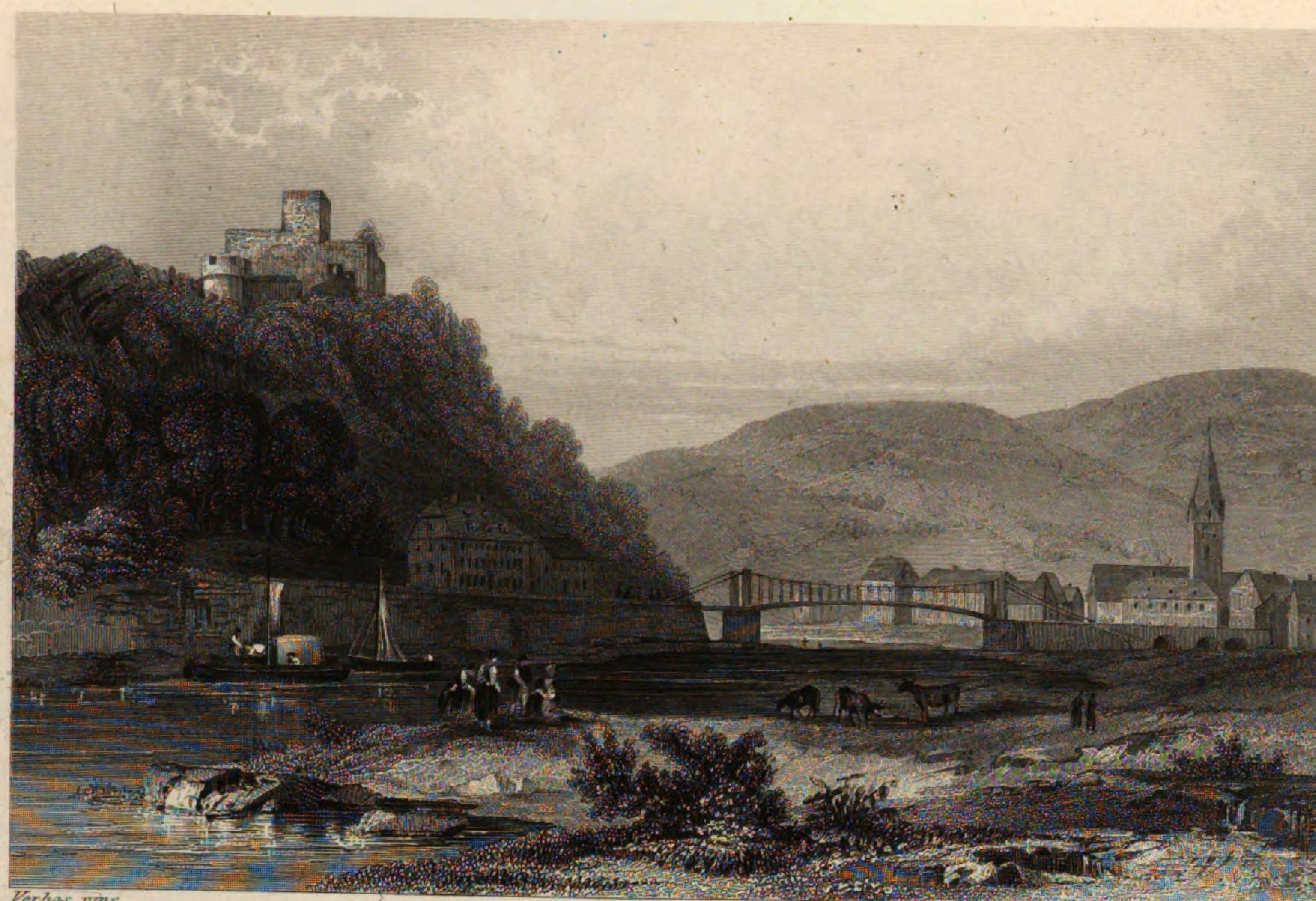


T. Verhas del. H. Winkles sculp.

EMS.

d. Kunst-Verlag.

27)

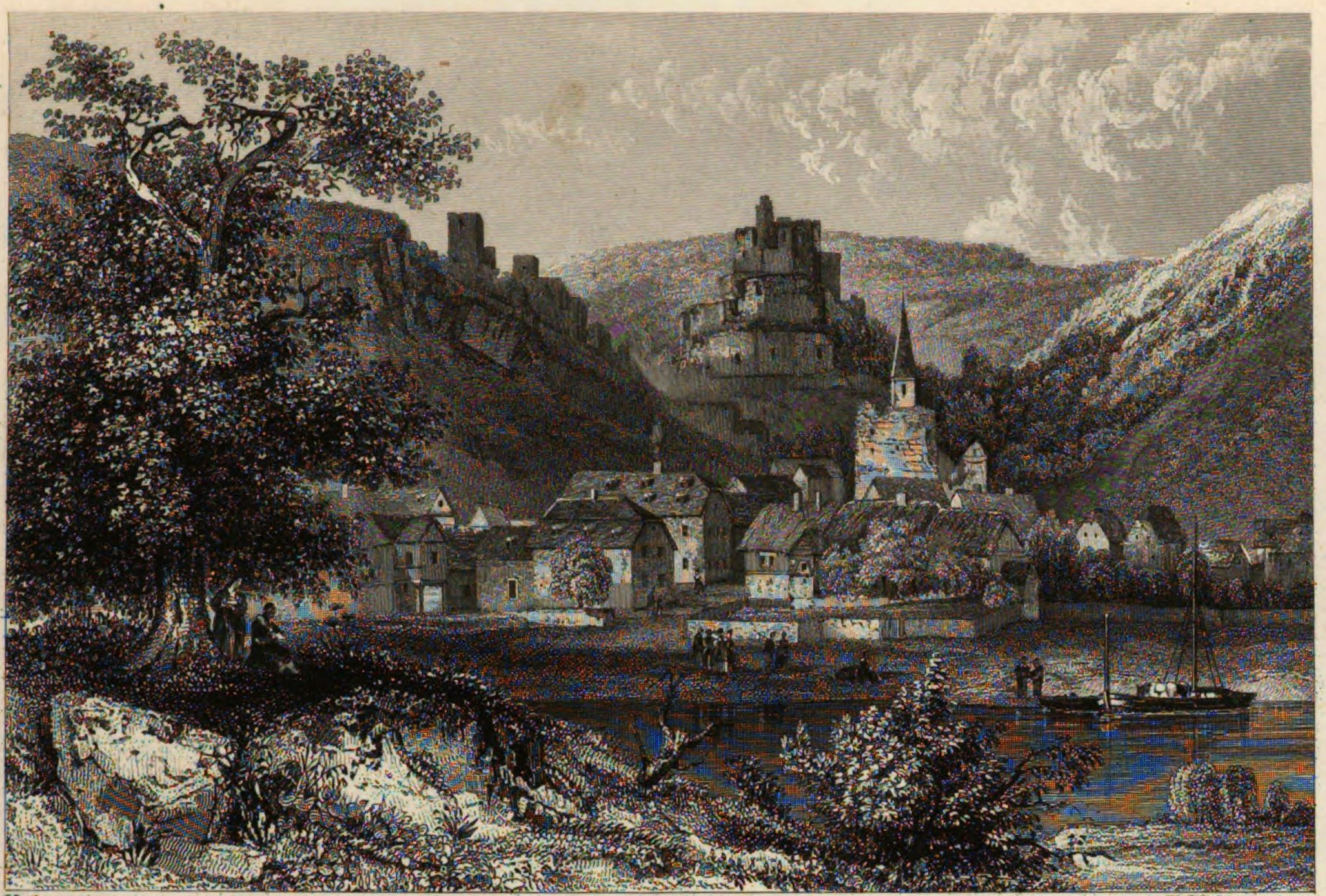


Verhas pinx. H. Winkles sculps.

NASSAU.

Leipzig durch Kunst-Verlag

28)



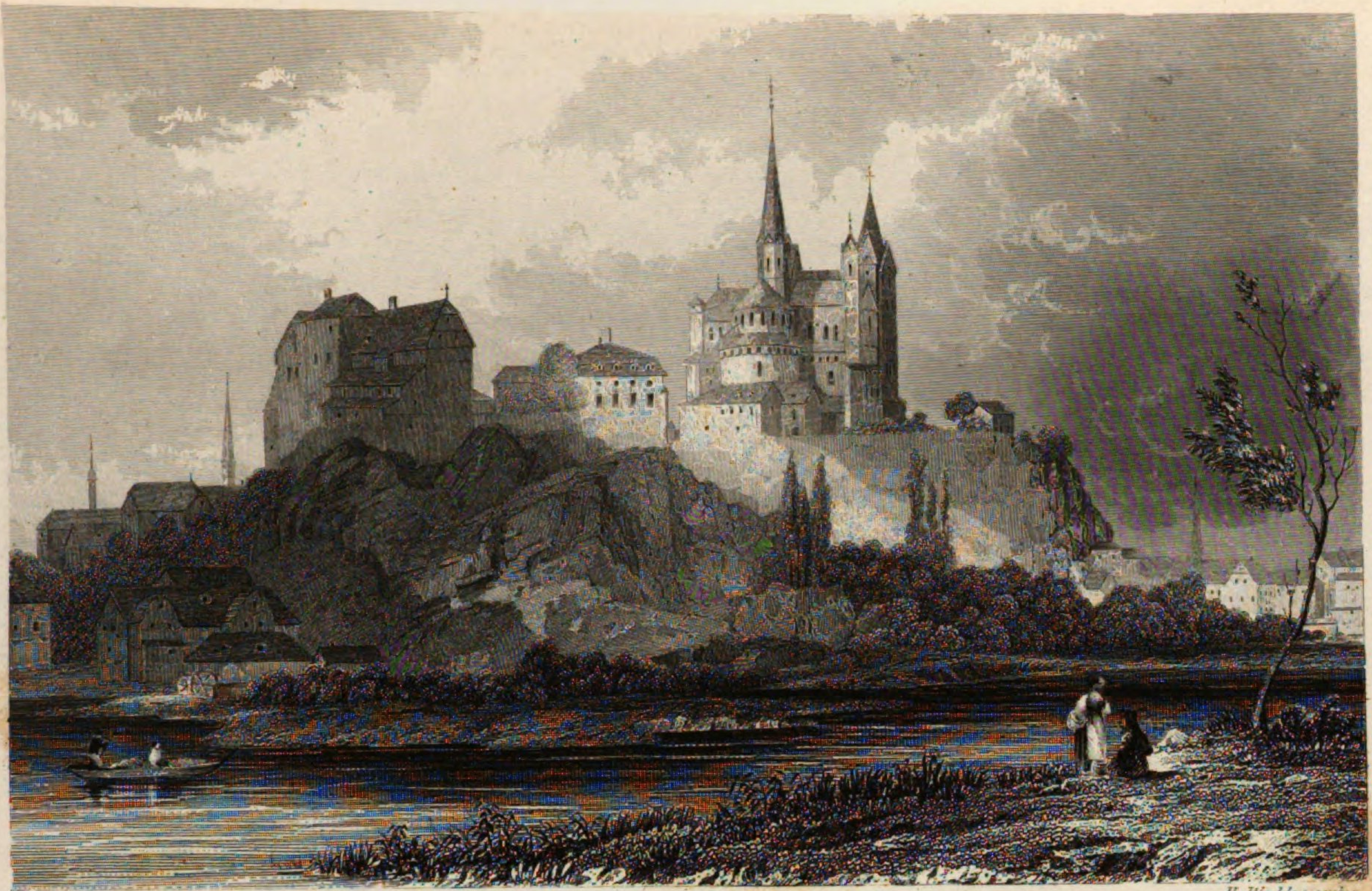
Verhas pinx. H. Winkles sculps.

BALDUINSTEIN

a. d. Lahn

Leipzig, d. Kunst-Verlag.

29)

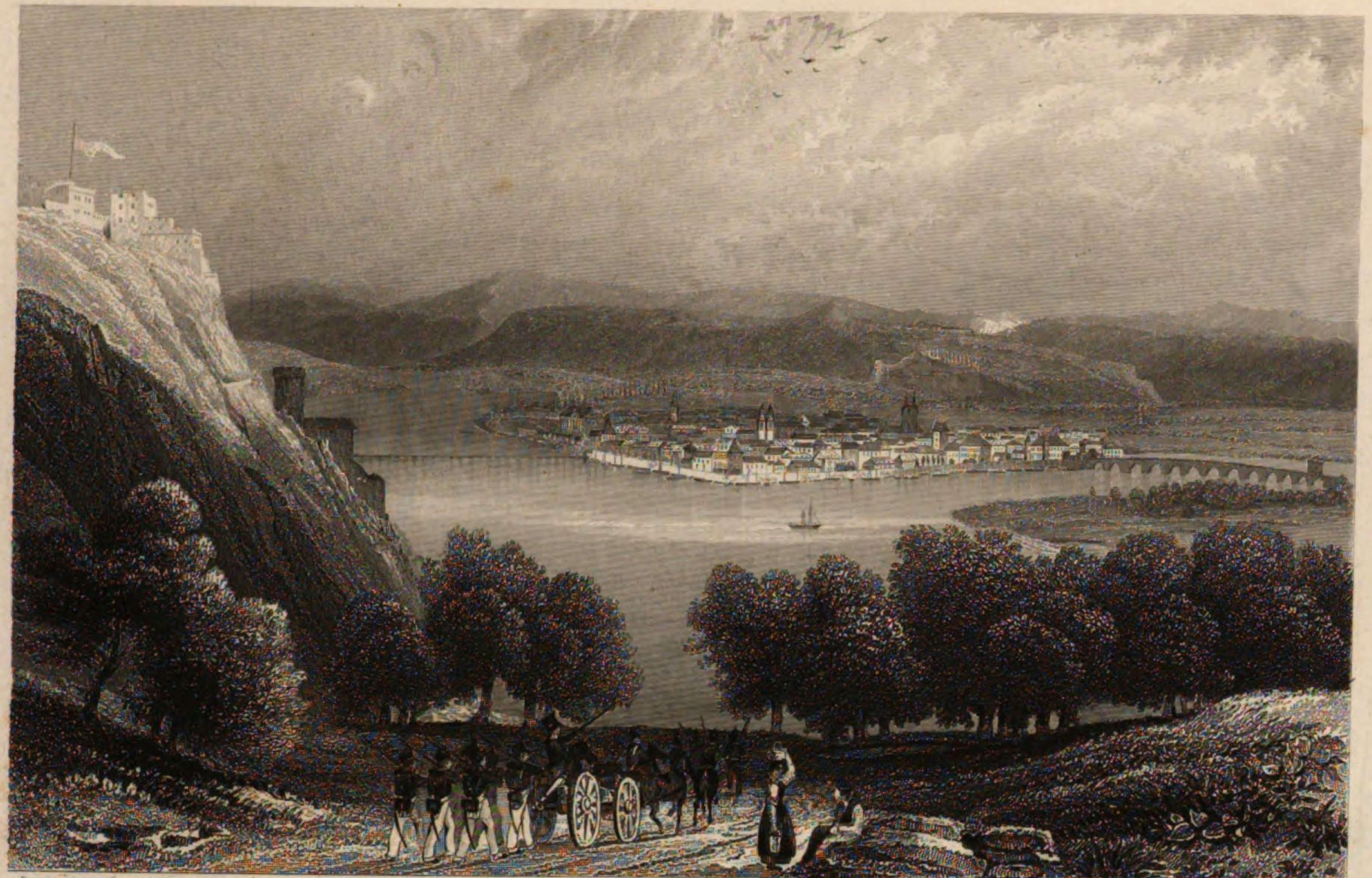


Verhas pinx. H. Winkles sculps.

LIMBURG
an der Lahn.

Leipzig, durch Kunst-Verlag.

30)



Gez. v. C. Frommel

Atelier v. Frommel & Winkles.

KOBLENZ & EHRENBREITSTEIN

d. Kunst-Verlag.

31)



H. Winkles sc.

COCHEM

d. Kunst-Verlag

31)

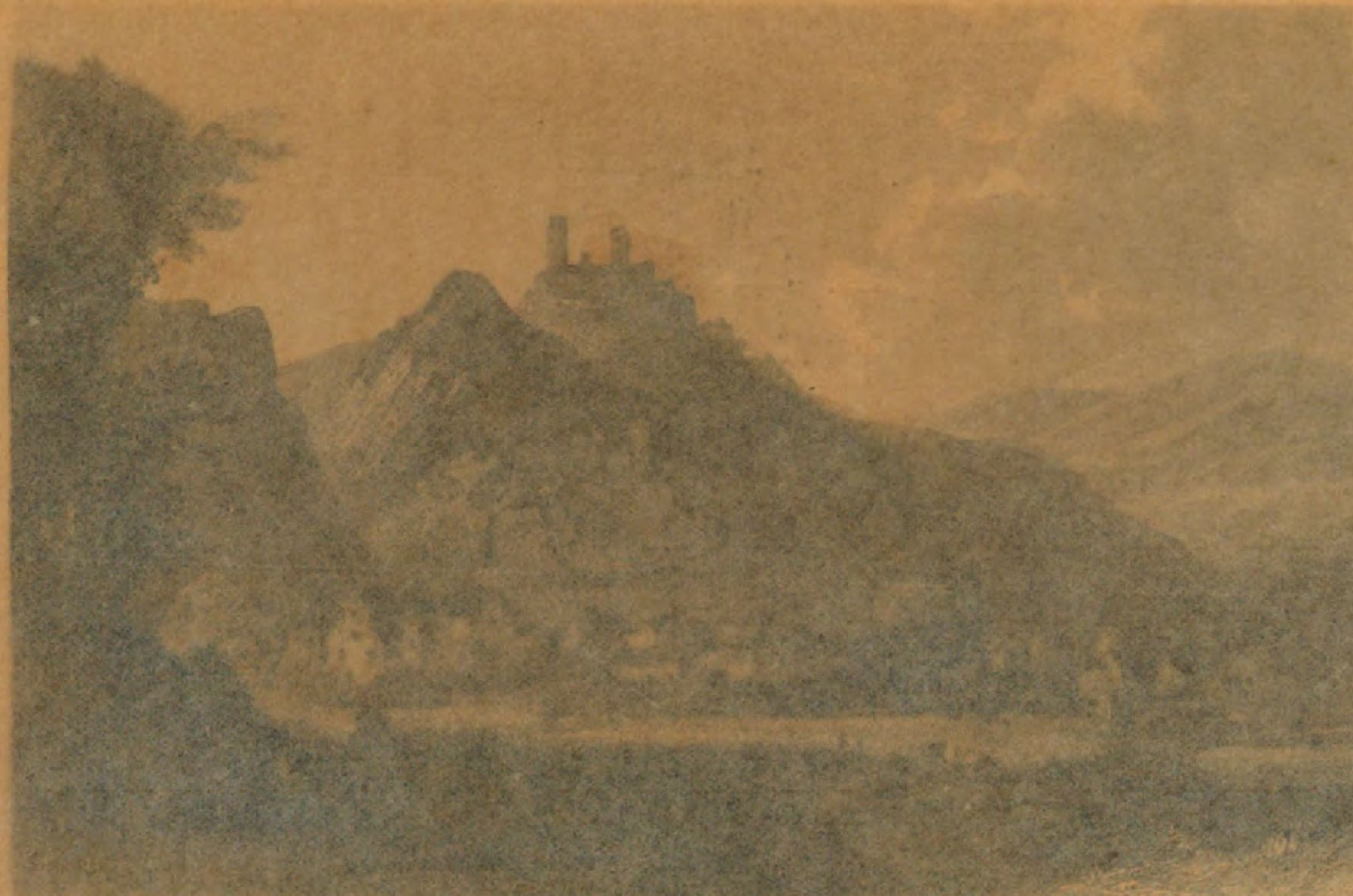


H. Winkles sc.

COCHEM

d. Kunst-Verlag

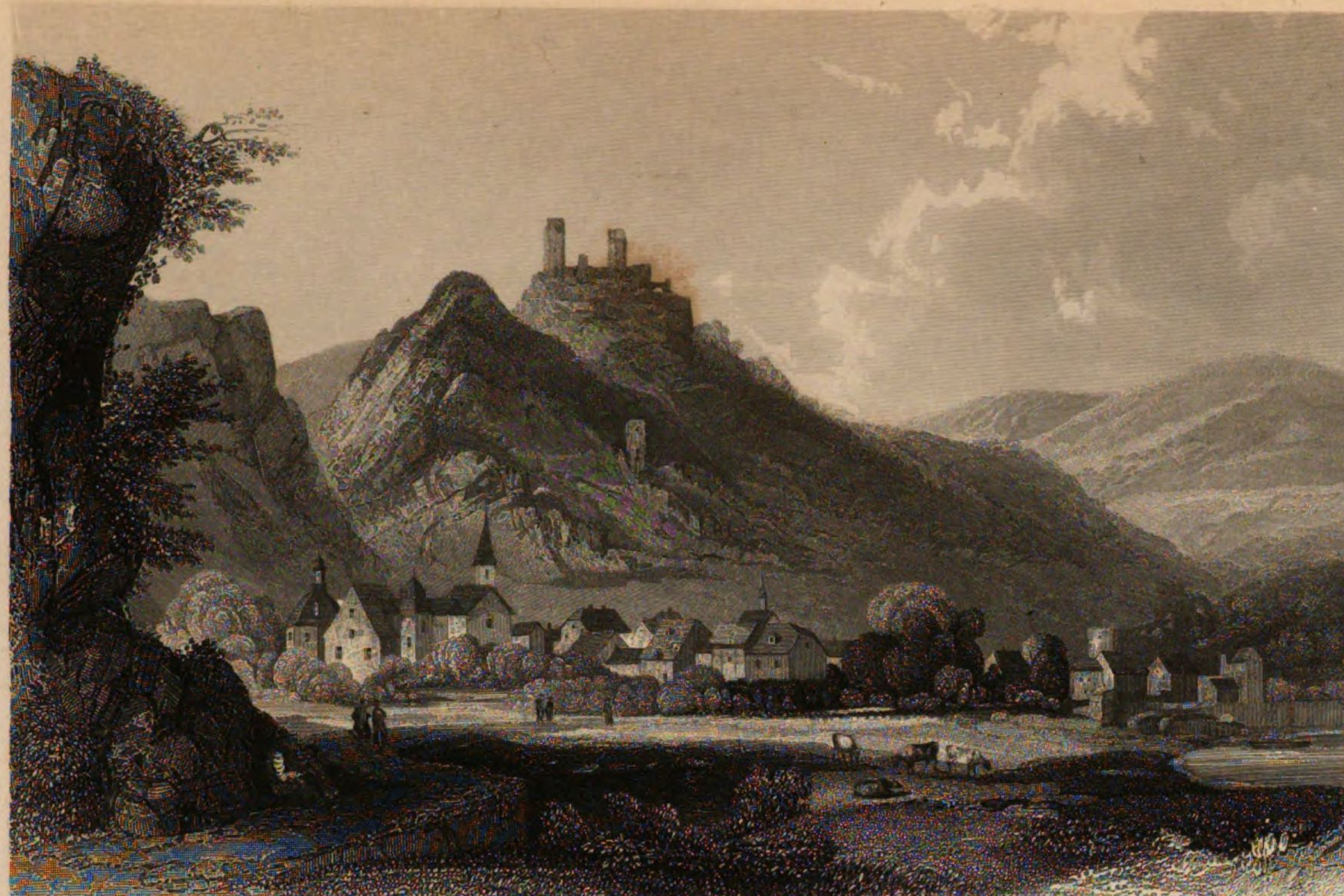
32)



H. Winkles sculp

[illegible]

32)



H.Winkles sculp

THURANT & ALKEN

d. Kunst 4

33)



EHRENBURG

an der Mosel



Verhas pinx. H. Winkles sc.

EHRENBURG

an der Mosel.

Leipzig, durch Kunst_Verlag.

34)



Verhas del. Winkles sculp.

KOBERN UND MATHIAS KAPELLE

Leipzig d. Kunst Verlag

35)



Verhas pinx. H. Winkles sculps.

SCHLOSS ELZ.

Leipzig, durch Kunst-Verlag.

36)



Verhas pinx. H. Winkles sculps.

GEROLSTEIN.

Leipzig, durch Kunst_ Verlag

37)



T. Verhas del. H. Winkles sculp.

DAUN,

AN DER EIFEL.

d. Kunst Verlag

38)



T. Verhas del.

H. Winkles sculp

KRONENBURG

(EIFFEL)

d. Kunst Verlag

39)



Verhas pinx. H. Winkles sculp.

KLOSTER LAACH.

Leipzig durch Kunst_Verlag.

401



Verhas del. Winkles sculp.

ANDERNACH

Leipzig d. Kunst-Verlag

41)



T. Verhas del. H. Winkles sculp.

SCHLOSS OLBRÜCK

J. Kunst Verlag.

42)



Verhas pinx.

H. Winkles sculp.

NEU-RHEINECK.

Leipzig, d. Kunst-Verlag

43)



H. Winkles sculp.

SAYN

d. Kunst Verlag.

44)



Gez. v. C. Frommel

Atelier v. Frommel & Winkles

SCHLOSS ALTENAHR

d. Kunst-Verlag

45)



Gez. v. C. Frommel | Atelier v. Frommel & Winkles

DORF ALTENAHR

d. Kunst-Verlag

46)



H. Winkles sculp.

AHRENBERG.

d. Kunst Verlag.

47)



I. Verhas del.

H. Winkles sc.

BLANKENHEIM.

Leipzig, d. Kunst-Verlag.

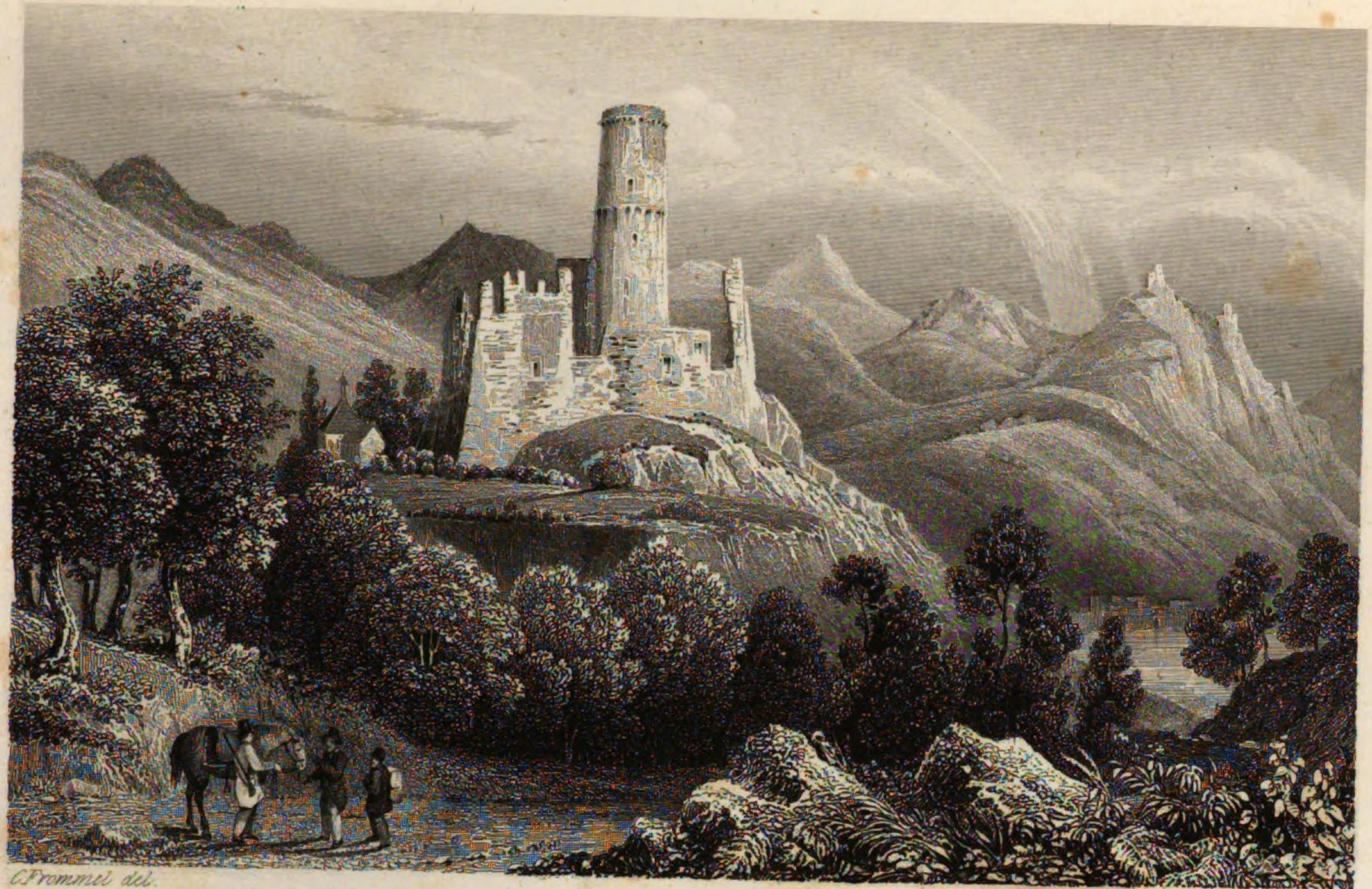


C. Frommel del. Frommel & Winkles sc.

ROLANDSECK & NONNENWERTH

Kunst Verlag

491



C. Frommel del.

Frommel & Winkles sc.

GODESBERG

d. Kunst-Verlag.



Verhas pinx. H. Winkles sculps.

BONN.

Leipzig, [illegible] Kunst-Verlag

51)



T. Verhas del H Winkles sculp

KLOSTER ALTENBERG

IM BERGISCHEN

d. Kunst Verlag

52]



T. Verhas del.

H. Winkles sculp.

OPLADEN.

d. Kunst-Verlag

53)



Verhas pinx. H. Winkles sculp.

BURG.

Leipzig, durch Kunst-Verlag

[4)



Verhas pinx. H. Winkles sculps.

SOLINGEN.

Leipzig, durch Kunst-Verlag.

55)



C. Frommel gez. C. Frommel & H. Winkles sculp.

KŒLN.

d. Kunst-Verlag.

56)



J. Verhas del. — Winkles sculpsit

DER DOM ZU KOELLN

Leipzig d. Kunst-Verlag

571



T. Verhas del. H. Winkles sculp

NIEDEGGEN.

d. Kunst Verlag

58)



C. Frommel del. H. Winkles sculp.

AACHEN.

d. Kunst Verlag

59)



C. Frommel pinx. H. Winkles sculps.

MARKTPLATZ ZU AACHEN.

Leipzig, durch Kunst-Verlag.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Simrock, Karl,

Das malerische und romantische Rheinland

Leipzig [1838-1840]

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 2019 -9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11247693-8